Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064245168

Digitized by Google

0902
405
v. 14

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur
Herausgegeben von Franz Eichert

Aus dem Inhalt:

F. Muckermann S. J. / Auf dem Wege zur katholischen Weltliteratur. — M. E. delle Grazie / Das Wunder. — Josef Seeber † / Weltbrand. — Josef Froberger / Des deutschen Volkes literarische Not. — Oskar Katann / Literarische Umschau. — Gedichte von Hans Steiger, Christoph Flaskamp, :: Br. Willram, Max Fischer, H. H. Bormann. ::

14. Jahrgang • Heft 1/2 • April 1920

Gralverlag: (Buchhandlung Canisius-Werk), Wien, XIV.

Digitized by Google

Heft 1/2. 14. Jahr.

Inhalt:

	Seite
Leitspruch.	
Der heilige Gral. Von F. E.	1
Der Dichter. Von Hans Steiger.	2
Auf dem Wege zur katholischen Weltliteratur. Von Fr. Muckermann S. J.	2
Michelangelos letzte Tage. Von Christoph Flaskamp.	3
Silberweiße Sterne. Von Br. Willram.	8
Das Wunder. Von M. E. delle Grazie.	9
Die Begierden. Von Hans Steiger.	10
Des deutschen Volkes literarische Not. Von Josef Froberger.	20
Kunde. Von Max Fischer.	22
Worte. Von Hanns Heinrich Bormann.	26
Weltbrand. Von Josef Seeber.	26
Literarische Umschau. Von Oskar Katann.	27
Eurica von Handel-Mazzettis neuester Roman „Der deutsche Held". Von Dr. Johannes Eckardt.	40
Von neuen Büchern.	49
Kleine Mitteilungen.	52
Katholische Literaturtafel.	63
Mitteilungen der Redaktion.	65
	68

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, die Post und der unterzeichnete Gralverlag.

Ganzjährige Bezugspreise:

Für **Deutschland**: 12 Mark.
„ **Österreich, Ungarn** und den **Südslawenstaat**: 20 deutschösterr. Kronen.
„ die **tschechoslowakische Republik**: 18 tschechoslowakische Kronen.
„ die **Schweiz**: 6 Franken. Für **Holland**: 6 Gulden. (Diese Preise sind den landesüblichen angepaßt.)

Halbjährig und **vierteljährig** die Hälfte, bezw. **ein Viertel** obiger Preise.
Einzel-(Doppel-)Nummern: 3.50 d.-ö. Kr., 3 tschechoslow. Kr., 2 Mk., 1 Fr., 1 Gulden.

Bestell- und Auslieferungsorte:

Für Deutschland und die ehemaligen Länder Österreich-Ungarns:
Gralverlag (Buchhandlung Canisius-Werk), **Wien, XIV., Sechshauserstraße 44.**
Für die Schweiz: Verlag **Otto Walter, Olten.**
Für Holland: **Het Nederlandsche Boekhuis, Tilburg,** Industriestraat 1.

Alle Einsendungen werden erbeten an die

Hauptleitung des „Gral", Wien, XVIII/1, Klostergasse 11.

Für unverlangt eingesendete Beiträge kann eine rechtliche Haftung nicht übernommen werden. — Nachdruck der Beiträge im Hauptteil nur mit Zustimmung der Hauptleitung gestattet.

Wir bitten alle Gralfreunde um die Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Erfolg Probehefte versendet werden könnten.

Digitized by Google

Der Gral

14. Jahrgang. Heft 1/2. April 1920.

Leitspruch.

„Wir haben mit Freude anerkannt, daß es unter den Unsrigen Männer gibt, reich an Geist und in der Kunst hochgebildet, die nicht in der Weise die Literatur und besonders die Dichtkunst pflegen, daß sie aus übermäßiger Nachgiebigkeit gegen die Zeitströmung sich zu wenig auf ihr eigenstes zu besinnen scheinen; sondern die sich wie im Leben, so auch im Schreiben offen und unverhohlen als Katholiken erweisen. Denn mit Recht leugnet ihr, daß die Religion, die doch unsere ganze Kultur hervorgebracht hat und, weil sie den ganzen Menschen umfaßt, auch das ganze Leben des Menschen beherrschen muß, mit den Musen in keiner Wechselbeziehung stehe; oder daß durch den belebenden Hauch der Religion, die uns doch das vollkommene, von keiner Schranke umschriebene Ideal der Schönheit darbietet, der Dichtergeist in seiner freien Bewegung gelähmt werde — während er vielmehr dadurch genährt und befeuert wird. Wie aber in Gott das Schöne eins und dasselbe mit dem Wahren und dem Guten ist, gerade so besteht ihr ganz richtig auf der Behauptung, daß in der christlichen Poesie die Schönheit der Kunst sich dem Glanz der Wahrheit und der Sittlichkeit zu verbinden, ja vielmehr dem Wahren und Guten zu dienen habe; daß folglich aus den literarischen Leistungen nicht eine bloße kurzweilige Ergötzung des Gemütes, sondern eine bleibende Frucht allgemeinen Nutzens erstrebt werden müsse .... Fahret darum, Söhne, unbeirrt fort, wie ihr es tut, die Ehre der christlichen Bildung in der Literatur zu wahren und zu schützen."

(Worte aus dem Schreiben Pius' X. an den Gralbund.)

(RECAP) 0902 .405 v.14 559229 □□□□

Digitized by Google

Der heilige Gral.

Gott goß in eine klare goldne Schale
Das rote Blut aus seines Sohnes Herz
Und sprach zum Dichter: Trinke Gottes Schmerz!
Und dunkel ward die Welt mit einemmale.

Durch tiefe Finsternis vom heil'gen Grale
Kam einer großen Liebe Leuchten her
Und traf des Dichters Herz, vom Leide schwer,
Und schlug ihm Wunden gleich dem schärfsten Stahle.

Und durch die Wunde mit dem Feuerstrahle
Ging ein ins Dichterherz die ganze Welt,
Mit Blumen, Sternen, blauem Himmelszelt.
Und sieh' — des Dichters volle Herzensschale
Erglüht in Leid und Liebe gleich dem Grale.

F. E.

oooo

Der Dichter.

So wird alles mir zum Liede:
Erde, Himmel, Baum und Tier.
Ein guter König bin ich hier,
Weil ich Eintracht schön gebiete.

O, wie ich's in Lust erkenne,
Daß der Erdball neu erklingt!
Alles, was sich um mich ringt,
Wünscht, daß ich es liebend nenne.

Wunderschön bin ich entzündet . . .
Arm in Arm gehn Käferlein —
(Staunend steht der Mensch allein.)
Frieden! hab ich laut verkündet.

Hans Steiger.

oooo

Digitized by Google

Auf dem Wege zur katholischen Weltliteratur.

Von Friedrich Muckermann S. J.

Vom Fenster meiner Gefängniszelle in Smolensk aus konnte man ein winziges Stück Erde sehen. Dort lag ein Schienenstrang, und eines Tages stand darauf ein mit schreienden Farben bemalter Waggon. Auf meine Nachfrage hin erfuhr ich: Das ist der Literaturwagen Lenins. Dieser Wagen mit seinen Flugschriften ist unablässig unterwegs von Petersburg bis nach Tula und Kursk, von Tomsk bis zum Dnjepr. Die Direktoren von Moskau wissen eben, was Literatur kann. Sie sagen es offen heraus: Unsere Armee ist nichts, aber die fliegenden Journale unserer Vorhut, die schaffen's: wir marschieren immer nur in schon erobertes Land. Ohne Tolstoi, ohne Dostojewski und den ganzen Schweif ihrer literarischen Nachkommen ist die russische Revolution nicht denkbar. Vor allem durch die Macht ihres Schrifttums ist sie eine Bedrohung der Welt. Wenn nun das die Literatur im analphabetischen Rußland vermag, wie wird es sein bei uns, wo fast jeder Proletarier lesen gelernt!

Wenn wir auf katholischer Seite keine Gegengewichte schaffen, wenn wir nicht auch so glühend, so märtyrerbegeistert schreiben, wie jene, was wird die Folge sein? Wenn nicht auch unsere Literaturzüge mit unseren Zeitschriften, mit unseren fliegenden Blättern, mit unseren Tolstois und Dostojewskis durch die Lande jagen, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt, wenn nicht auch unsere Verleger und Kolporteure bis in die letzten Winkel des letzten Alpendorfes vordringen und bis in die tiefsten Keller der elendesten Großstadtwohnung, mit jener Unermüdlichkeit, mit jener, ich hätte fast gesagt, Frechheit, mit der der Sozialist hundertmal die Treppe wieder heraufsteigt, die er hundertmal hinuntergeworfen wurde, wo kommen wir hin? Ein Wettrennen hat eingesetzt zwischen Links und Rechts, wie die Arena der Weltgeschichte es noch nicht erlebt. Ein Wettrennen um Leben und Tod, um Kinder und Zukunft, um Religion und Gottlosigkeit, ein Wettrennen, verzweifelt wie Gladiatorenringen, von den tiefsten und gemeinsten und auch wieder heiligsten und höchsten Instinkten gelehrt, beseelt, vorangepeitscht, ein Wettrennen bis zum letzten Hauch von Mann und Roß.

Links oder Rechts. Ein Dazwischen gibts nicht mehr. Selbst die berufsmäßigen Gaffer werden in die sausende Fahrt hineingerissen, mögen sie auch nur mitlaufen wie dürre Blätter am Bahndamm, wenn D-Züge vorüberbrausen. Scheidung der Geister. Wie zum Gericht. Endlich!

Digitized by Google

Zu Sängerfesten und Literaturkränzchen haben wir nun keine Zeit mehr. Es sind Großkampftage. Einer nach dem andern. Europäische Fronten. Weltfronten. Jeder Nerv gespannt. Jeder Lauf gerichtet. Jede Kraft an die Front. Auch die Literatur. Auch die schöne Literatur!

Aber Polemik, also Tendenz, also ... pfui, pfui! ... Habe ich von Tendenz gesprochen? Gefragt, ob Tendenz erlaubt oder Tendenz verboten? ... So bleibt doch zuhause mit euern Doktorfragen. Um des Himmels willen nicht zanken, wo doch schon Bomben einschlagen ... Ihr werdet nie eine Schlacht gewinnen. Ihr werdet ästhetisches Gerede machen, bis euch die Handgranaten zwischen die Tintenfässer fahren — wenn euch überhaupt jemand einer Handgranate wert hält. Haben denn die da drüben keine Tendenz? Schreiben sie überhaupt noch etwas, was nicht gegen uns wäre? Ist nicht selbst der objektivste aller objektiven Dichter der Weltliteratur, der Alte von Weimar, Tendenz? In jedem seiner Biographen noch einmal Tendenz? Und erst die andern, die Ibsen und Zola, die Gorki und Dehmel — greif hin, wo Du willst — und die vom Sturm und von der Aktion ... Ich sage übrigens nicht Tendenz, ich sage Charakter. Ich sage: jene Glut der Überzeugung, aus der die Funken wie von selber sprühen. Ich sage: Jene Versenkung in die Geheimnisse unserer Religion, aus der Psalmen und Chöre hervorsprühten wie Quellen aus Bergtiefen. Ich sage: jenes leidvolle Ringen um des Geistes Gaben, das auch im 20. Jahrhundert noch seine Pfingstwunder feiert.

Charakter.

Wir kämen nicht daran vorbei, auch wenn wir wollten. Die eiserne Zeit zwingt uns. So klaffen die beiden Lager auseinander, daß keine Stimme von hüben nach drüben mehr herüberschallt. Nicht Diplomaten haben diesen Krieg gemacht, sondern tiefste Leidenschaften. Das wird nicht auspaktiert, das wird nur ausgekämpft. Du kannst nicht zwei Herren dienen, schon weil sie zu weit von einander wohnen. Es hat sich das Land von den Wassern gesondert. Der feste Grund hat seine Eichen, die schwankende Flut ihre Algen ... wachse in dem einen oder schwimme in dem andern — in beiden zugleich kannst du nicht wurzeln.

Wir müssen hart werden. Geht diese Schlacht verloren, so hören bald alle Lieder auf. In Rußland erscheint kein christlich Buch mehr, kein christliches Blatt. Absolutes Ende jeder Literatur — auch der schönen. Sind wir nicht Hammer, so werden wir Ambos sein. Wir werden in den Grund geschlagen.

Charakter.

Das einzig psychologisch Wirksame. Man meinte einmal die von drüben zu gewinnen, indem man schrieb in ihrer Sprache. So

Digitized by Google

lange formte und färbte, besserte und wässerte man Eigenes, bis es Fremdem wesensverwandt schien. Nun, es mag auch Menschen geben müssen, die dieses tun. Aber was die von drüben zu uns lockt, das ist nicht, weil wir auch so sind wie jene, sondern eben das, daß wir ganz anders sind. Drüben Rassenhaß und Klassenkämpfe, bei uns Mitleid mit den Armen, Liebe zum Feinde. Dort Mammonismus und Hedonismus: hier Entspannung und Duldertum. Dort Skeptizismus, Nihilismus und Mystizismus: Hier Festigkeit, Glaube, Gottversunkenheit. Dort Auflösung: hier Syntheſe. Wie sagte mir doch ein längst dahingegangener dänischer Konvertit, Künstler vom Scheitel bis zur Sohle: „Bin ich darum katholisch geworden, weil es bei Euch Leute gibt, die unsere Moden in Stil und Stimmung nachmachen und noch stolz sind, daß sie das nachmachen können, meistens zu dem Zeitpunkt, wo wir anfangen, schon wieder eine neue Mode einzuleiten! Meinen Sie, mein lieber Freund, ich wäre deshalb katholisch geworden? Weit gefehlt. Nein, weil bei Euch alles so ganz anders ist, als bei uns, und weil mir eben alles, was bei uns ist, so ganz und gar leid war, weil es mir nicht heraushelfen konnte aus meinem moralischen Jammer, eben — auf der Suche nach etwas ganz Anderem, Gegensätzlichen — kam ich zu Euch."

Charakter!

Künstlerisch einzig schön. Ist unsere Religion nicht die Fülle des Wahren und Guten und kann sie je anderes ergeben als Schönheit, wenn sie aus reinem Herzen und aus ungebeugter Überzeugung heraus mit dichterischer Kraft verkündet wird? Freilich muß es so sein, solange Plato und Augustinus Recht behalten mit der Schönheit als dem splendor veri, dem Glanz des Wahren.

So wird die Kunst auch immer neu und zeitgemäß. Etwas anderes ist es um die Neuheit einer Mode und etwas anderes um die Neuheit des sich verjüngenden Lebens. Wie kommt das: So alt ist diese Eiche und in jedem Frühjahr unser Entzücken. Immer singt diese Nachtigall das gleiche Lied und wir gehen doch in die Maiennacht und lauschen. Jahrtausende alt ist dieses Wiesengrün und doch für uns jeden Frühling neu und schöner als die Teppiche des Morgenlandes. Wo wahres Leben ist, da ist eben immer Neuheit, Aktualität, und das wahre Leben gibt all dieses der wahren Kunst. Lebe tief und du erlebst immer neue Geheimnisse und die Schönheiten strömen dir zu wie die Blumen dem Frühling. Das blüht nicht dir und mir zuliebe: Das blüht aus seinen inneren Säften heraus. Und so ist's beim katholischen Dichter: Im göttlichen Leben wurzelnd wird er Gottes Schönheit verkünden, nicht dir zuliebe und nicht mir zuliebe, nein, einzig dem Drange folgend, der das Leben heißt, der im dichterischen Organismus zu jubelnden Lenzen wird ...

Digitized by Google

Es war Friedrich Schlegels Vermächtnis: Die Kunst hat die Aufgabe, das göttliche Unsichtbare in sichtbaren Symbolen durch die Jahrhunderte zu tragen. Und immer hat es eine solche Kunst gegeben. Neben den Tagesmoden ist ihr tiefer Strom geflossen. Sind die Psalmen in unseren Heiligtümern je verstummt? Haben die Künstler je aufgehört, Gotteshäuser zu bauen und zu schmücken? Hatte nicht jede Zeit noch ihre singenden Heiligen? Mögen all unsere Kunsttempel zusammenbrechen: solange irgendwo ein katholisches Kirchlein steht, wird die Poesie nicht sterben. Solange noch ein Priester die Hostie hebt, wird Morgenrot über den Bergen liegen.

Wir treten in den Kampf. Nicht mit kleinlicher Polemik, nicht mit Kritik und Niederreißen, nein, wir kämpfen, indem wir unser Leben entfalten, unser eigenstes Leben und dementsprechend unsere eigenste Kunst. Gewaltige Kräfte schlummern noch in unserer Kirche. Einig im Glauben, sind wir noch lange nicht einig in allen Verästelungen der Kultur. Einig in der Liebe, sind wir doch noch nicht hinweg über Chauvinismus und Völkervorurteile. Brüder sind die Nationen: und schlagen einander statt sich zu umarmen. Hier liegen Aufgaben. Ihr Teil davon nimmt auch die schöne Literatur. Lebendig wie die Weltkirche entstehe eine lebendige Weltliteratur. Es werde ein nie rastender Austausch zwischen den Geist- und Sprachgewaltigen aller Länder und Zonen, ein Gesamthymnus aus den Stimmen der Völker. Hier ist noch wenig geschehen. Um nur ein Beispiel anzuführen: wie gering war bisher unsere Teilnahme für eine so reiche und tiefsinnige und zugleich echt katholische Literatur, wie die polnische. Puschkin, Tolstoi und Gorki kennen wir und Mickiewicz und Krasinski und Slowacki? Sind sie kleiner als jene Russen? Gewiß nicht, sogar unendlich viel tiefer — nur katholisch, so katholisch, wie außerdem vielleicht nur noch Dante und Calderon. Keine Literatur stellt zudem gerade die modernen Probleme von Freiheit und Demokratie so in den Vordergrund als eben diese. In keiner Literatur waren die Dichter persönlich so ideal, als eben hier. Ich erinnere ferner an den großen Dänen Paludan Müller. Er ist dem Taufschein nach nicht katholisch, aber in der Verherrlichung der Opferidee tief christlich und überwältigend kraftvoll. Wer kennt ihn? J. P. Jakobsen ist bekannt. Er ist dafür auch ein Dichter des Atheismus.

Ein Organismus ist die katholische Kirche und ein Organismus die gesamte vom katholischen Geiste beseelte Kultur. Das war die Weisheit des gereiften Friedrich Schlegel. Seine großen Gedanken gilt es praktisch auszugestalten. Soll es dem „Gral" beschieden sein, zum erstenmal den Versuch zu wagen, Organ katholischer Weltliteratur für Deutschland zu werden? Kühn scheint es in so schwerer Zeit, nach so hohen Zielen zu greifen. Und doch

Digitized by Google

drängt eben diese Zeit dahin. Die rote Internationale schließt sich zusammen. Politische Grenzen scheinen ihre alte Bedeutung verlieren zu sollen. Neue Einheiten, ökonomische Völkerbünde sind im langsamen Werden. Sollen da die idealen Völkerbünde zurückbleiben? Sollen wir nicht mutig anfangen mit stärkerem katholischen Ideenaustausch über Stammes- und Völkergrenzen hinweg? Sollen wir nicht um die Bühne großer, katholischer Dichtung den Erdkreis sammeln? Welche Lebenssteigerungen, welche neuen Befruchtungen, welche gewaltigen Möglichkeiten, wenn eine Völkereinheit von dreihundert Millionen an eigener Literatur schafft ... Es kommt ja doch so, daß alles zermahlen wird, was nicht rote oder schwarze Internationale ist. Darum sind wir nicht exklusiver, als die Geschichte uns zwingt zu sein. Wir stellen uns nicht feindlich zu all den Bestrebungen, die Literatur schaffen und betrachten nach Stämmen und Nationen, nach ästhetischen Klassen und geschichtlichen Abfolgen. Das alles hat Raum in unserem Programm. Wir denken auch nicht daran, die Schönheit immer nur durch die Sakristeitüre zu betrachten oder durch bemalte Kirchenfenster. Kunstrezensenten sind keine Inquisitoren, wenn sie es auch ernst nehmen sollen mit Sitte und Glaube. Nichts in Gottes Welt braucht uns zu weltlich zu sein, ist uns doch alles von ihm geschenkt. Aber so ist der Mensch einmal: Bürger zweier Reiche. Aus beiden saugt er seine Kraft. Von beiden aus kann man sein Tun betrachten. Von beiden aus auch seine Kunst. Es ist etwas in Shakespeare, das ist so englisch wie deutsch, so germanisch wie romanisch, so ewig wie zeitlich. Aber das Ewige ist das Bedeutendere und das Klassische das Größere, wenn schon beides ohne das Nationale und Geschichtliche nicht denkbar ist. Die größeren Werte erfassend, greifen wir zugleich das Allertiefste. Ordnend nach den Kategorien des Ewigen, entrollen wir langsam das Abbild unerschaffener Schönheit. Nur ahnend und tastend kann ich hier beschreiben, was praktische Arbeit Schritt für Schritt dem vollen Lichte der Erkenntnis zuführen muß. Das Eine ist gewiß: Grundgelegt im Übernationalen der Kirche Christi, schon so herrlich emporgeblüht in den eucharistischen Weltkongressen muß sich die katholische Internationale weiter entwickeln zu allgemeinster gemeinsamer katholischer Kulturarbeit. Wie auf den deutschen Katholikentagen werden auf Weltkatholikenversammlungen die Kommissionen und Sektionen dieses alle Erdteile umspannenden Kartellverbandes zusammenkommen. Dahin müssen wir. Da wollen wir eher sein als die von drüben. Erst wenn diese Tagungen zur Wirklichkeit werden, kann man sich aussprechen und einigen auch über ein Weltprogramm katholischer Literatur. Inzwischen wollen wir arbeitend und hoffend unseren Weg gehen, durch kleinste Fortschritte uns Größtem nähernd.

Digitized by Google

Nicht imstande bei der Ungunst der Zeitverhältnisse sogleich ins Weite zu wirken, werden wir den Sinn für die katholische Not der Literatur im eigenen Lande zu wecken suchen, werden durch Aufsätze, die auf die psychologische und künstlerische Gestaltung der Leitideen katholischer Moral und Religion eingehen, zu einem Schaffen in gleicher Richtung anzuregen suchen, werden auch technische Möglichkeiten erwägen, um das, was nicht von dieser Welt ist, doch machtvoll in diese Welt hineinzustellen. Man sagt uns Katholiken nach, wir seien lässiger im Geschäftsleben als die andern. Warum sollen wir auch dem Mammon nachjagen, wenn wir an die Wohnungen der Seligen denken? So ist einmal das katholische Volk. Es hat noch einige andere Ideen außer Kapital und Produktion. Aber laß nur einmal die alten Domglocken Sturm läuten. Laß es nur einmal durch katholisches Volk hindurchzittern: Jetzt geht's um die Religion! Dann reißt es sich zusammen. Dann reckt es sich auf. Dann geht es wider Tiger und Tyrannen. Dann werden wir Märtyrer.

Mit Liedern von dieser Welt wirkst du, katholisches Volk, nimmermehr. In deiner Harfe muß ein Klang sein von da drüben: so gelingt es dir leicht. Du aber, wenn schon in dieser Welt, mußt doch von jener Welt sein, sonst kennst du ihre Liebe nicht.

Möchten Deutschlands katholische Dichter — so viele hoffnungsvolle sind gerade unter den Jüngsten — möchten sie das Gralsymbol verstehen: Das Symbol des Lebens, umkränzt von den Reben des fruchtbarsten Weinstockes. Trinket aus diesem Kelche, trinket alle daraus, und eure Rede wird stark und süß, wie dieser Wein ... Ein Ton, herb und milde, michelangelostark und fiesolezart wird mitklingen in allem, was katholische Literatur sinnt und schafft ... Wie Christi Wort, so wird diese Literatur die Menschheit heben und trösten, die arme, kranke, zerschlagene Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts. —

Digitized by Google

Michelangelos letzte Tage.

Dein ist die Macht, nicht unser, Herr. Was klage
Dem störrigen Leib ich, daß er sich nicht füge
Dem Geiste, ihm nicht weiche, ihn nicht trüge
Zu seinen Höhn, daß er am Boden zage.

Verdrossen spricht der Leib, der Geist zernage
Ihm nur die Kraft, ermatte ihn, zerschlüge
Im wilden Aufruhr nur sein einiges Gefüge
Als Flamme, die das eigene Dach durchschlage.

Und wenig fehlt, daß er den Geist verfluche.
Nun las ich in dem alten frommen Buche
Und seh' der eignen Seele Arglist klar:

Den Heiligen war der Leib nicht angst und enge,
Er formte sich wie Wachs in Huld und Strenge
Des Geists, der Geist von Deinem Geiste war.

Christoph Flaskamp.

OOOO

Silberweiße Sterne.

Silberweiße Sterne
Rieseln lind und sacht
Aus der dunklen Ferne
Einer Winternacht;

Jeder eine Blüte
Aus dem schönen Land,
Wo der maiumglühte
Baum des Lebens stand;

Jeder wie ein Grüßen
Fromm und gottgeweiht
Aus den Paradiesen
Sel'ger Jugendzeit;

Jeder rein und glänzend,
Alles Dunkels bar,
Leicht und licht und lenzend,
Wie die Kindheit war!

Br. Willram.

Digitized by Google

Das Wunder.

Von M. E. delle Grazie.

Es ist ein kleiner Heiliger und nur wenige wissen von ihm: die frommen Beter, die tagaus, tagein die ehemalige Augustinerkirche auf der Landstraße besuchen, um nach dem Gottesdienst zuweilen auch vor dem Altar niederzuknien, der den gläsernen Sarkophag mit dem Leib des Heiligen trägt. In der schummerigen Ecke gleich links vom Eingang. Wer aber kennt noch seine Legende? Gehn doch so viele in dem Glauben hinweg, zum Patron der Kirche gebetet zu haben, dem heiligen Rochus. Und man muß sich schon tief auf den Altar herabbeugen und gute Augen haben, um in dem perlenfarbigen Zwielicht des Morgens, der opalenen Dämmerung des Abends den Namen des Heiligen entziffern zu können:

Sankt Columban.

Still und friedlich liegt er da, wie schlafend — und so wohlerhalten, daß man auf den ersten Blick unwillkürlich erschauert. Und nicht weniger befremdend ist das Gewand, in das man den heiligen Leib gehüllt. Der wunderliche Prunk längst verschollener Tage. Halb des Höflings Kleid, halb die Tracht des späten Rittertums. Brokat und Seide und Leibrock und Wamms. Der ganze einst aufrechte Mann aber nun fast auf das Maß eines zierlichen Pagen zusammengeschrumpft und so tief und selig dem rätselhaften Schlummer hingegeben, der sein Gebein nicht zerstört, sondern nur erstarren ließ, daß die Hände der Frommen, die hier niedersinken, sich noch einmal so innig falten ... unwillkürlich und wie von einer Sehnsucht erfaßt, für die alle Lande des Lebens kein Ziel mehr haben.

* * *

An einem sonnigen Maientag war es, daß ein neugieriges Schulmädchen zum erstenmal hier den gläsernen Sarg entdeckte und den kleinen Heiligen darin. Ihn entdeckte und genau dasselbe dachte, was die meisten denken, die hier nur einen flüchtigen Blick lang zum erstenmal stehen bleiben:

„Sankt Rochus!"

Auch hatte die Kleine, so jung sie noch war, keine guten Augen. Und aus der Dämmerung der Altarnische wehte ein ganz eigener Schauer auf sie hinüber. Daß sie unwillkürlich ins Knie sank und ohne erst lange nachzudenken, vor wem sie da kniee, sich nur dem seltsamen Anblick hingab; dem geheimnisvollen Zauber, der mehr wie ein Märchen denn eine Legende auf sie wirkte, daß sie auch hier zuerst nur an den gläsernen Sarg Schneewittchens dachte. Bis das andächtige Schweigen des Gotteshauses und die seltsame Balsamkühle, die aus der Nische zu ihr herüber wehte, sie zur Besinnung des Ortes brachten,

Digitized by Google

an dem sie weilte und in ihrer Seele zugleich ein Staunen weckten, wie sie bisher noch keines empfunden. Und weil sie nicht gut sah und der irisierende Glanz, der von dem gläsernen Schrein ausging, die blaue Dämmerung der tiefen Altarnische noch ungewisser machte, nahm sie von dem Ganzen keine rechte Vorstellung mit, als sie sich erhob, um wieder heimzugehen. Nur der Prunk der verschollenen Gewänder leuchtete noch eine Weile in ihrer Erinnerung nach . . . das Wunder des unversehrten Leibes . . . die ebenso demutvolle als rührende Ergebung, die auf dem Antlitz des toten Heiligen lag.

Auf seinem Antlitz?

Und plötzlich blieb sie stehen. Mitten im Sonnenschein und dem Gewühl der lauten Straße, über die der Lärm des nahen Marktes bis zu ihr herübergriff und wie mit plumpen Händen in ihre Seele hinein. Daß ihr einen Augenblick fast bange wurde vor der Roheit des Lebens und sie am liebsten wieder in die kühle Altarnische zurückgeeilt wäre.

Aber nein! Und sie besann sich . . . Sein Antlitz hatte sie ja gar nicht gesehen! Und wie sie dastand und noch einmal alles überdachte, wußte sie nicht einmal, ob der tote Heilige auch noch sein Antlitz besaß und sie nicht bloß die so rührend dem letzten Schlummer hingegebenen Gebeine gesehen?

Sollte sie nicht doch wieder zurückeilen —?

Da hörte sie hinter sich den schweren Schlüsselbund des Kirchendieners rasseln. Gleich darauf fiel die Tür ins Schloß.

Und doch hatte sie gerade in diesem Augenblick die sichere Empfindung, daß sie nicht nur das Antlitz des Heiligen gesehen, sondern daß dieses Antlitz ihr auch zugelächelt habe — mild, verstehend und wie mit offenen Augen.

Was hatte sie nun wirklich gesehen?

„Wenn es nicht das goldige Geleucht eines Brokatlappens war!" dachte sie, von einem der kühlen Zweifel angeweht, die oft so hämisch in die heilige Tempelstille ihrer verträumten Seele hineinkicherten.

Aber mochte es was immer gewesen sein — sie wurde den Eindruck nicht los. Und mitten im Spiel oder Gehast der nächsten Tage hatte sie zuweilen die seltsame Empfindung, als flöge ein plötzliches Geleucht über sie hin — befremdend und rätselhaft wie jener Goldglanz, von dem sie nicht wußte, ob es der Schimmer eines alten Brokatlappens war oder das verklärte Lächeln im Antlitz eines Heiligen, das gesehen zu haben sie sich nicht einmal entsann . . . .

* * *

Seit jenem Tage kam sie immer wieder und je öfter sie kam, desto befremdender schien ihr, was sie erlebte. War es nur die täuschende Dämmerung in der grauen Altarnische oder hatte der Heilige

Digitized by Google

wirklich sein Spiel mit ihr? Bald schien es ihr, als sähe sie das Antlitz des Toten Zug um Zug: von einem unsäglichen Frieden verklärt, auf den Lippen ein Lächeln, das von allem zu wissen schien, was ihr Herz zu ihm trug. Bis sie einmal plötzlich und wie von einem Frost geschüttelt empfand: „Jetzt ist er nicht tot — jetzt lebt er!" Und selbst die rhythmische Bewegung zu gewahren meinte, in der die Atmung seine Brust hob ... Bald wieder lag es grau und undurchdringlich wie ein Nebel über dem Haupt; oder wie das rings entbreitete Gespinst einer ganzen Fülle bräunlicher Haare. Meist aber wie eine einzige goldene Maske. Und dann dachte sie jedesmal fast mit einer gewissen Befriedigung:

„Der Brokatlappen! Ich wußt' es."

Ja, man mußte recht vorsichtig sein, wenn man so schlecht sah wie sie.

Seltsam war nur der geheimnisvolle Zug, der sie immer wieder zu dem kleinen Heiligen in dem gläsernen Sarkophag trieb.

War es Neugier?

Darauf hätte sie mit einem lauten „nein" antworten können. Sie gab sich ja so gar keine Mühe, noch mehr zu entdecken oder zu sehen als die beständige Dämmerung dort zuließ und ihren schwachen Augen zugänglich war. Und nicht einmal noch hatte sie auch nur versucht, hier das Glas vor die Augen zu nehmen, das sie in der Schule trug und aus der Schule zu dem Heiligen eilend, fast immer bei sich hatte.

Was war es dann?

Es ließ sich wohl nicht ganz ausdenken, nicht restlos aussprechen. Denn auch ihre Andacht war nur selten eine ganz innige — wie oft schon von kalten Zweifeln berührt, wie zarte Blüten von einem plötzlichen Maienfrost. Wenn sie aber so nachdachte, glaubte sie doch zuweilen genau zu wissen, wann diese seltsame Sehnsucht nach dem kleinen Heiligen in dem gläsernen Sarg zum erstenmal über sie gekommen: damals, als sie, aus der Kirche tretend, den Lärm des Marktes und das wie sinnlose Gehast der Straße zum erstenmal im Leben wie eine beklemmende Gewalt empfunden hatte. Eine Gewalt, vor der man im Innersten erschauerte, wenn man aus dem tiefen Frieden trat, in dem der Heilige schlummerte ... aus der grauen Altarnische, in der man nur das leise Gemurmel weltentrückter Beter hörte und so wenig sah und in der man sich doch sicher und geborgen fühlte, wie nirgend sonst. Es wäre denn im Vaterhaus.

Ihr Vater aber war schon lange tot und die Mutter, der er seine Kinder hinterlassen, ein kleines, schwaches und ratloses Weib. Fast noch ratloser als sie, die nun schon fast Tag für Tag zu dem Heiligen lief und nicht einmal recht wußte, um was sie hier bitten sollte? Ob ihr Herz auch nur mehr eine einzige Angst war und mit der Not des Tages und der Dürftigkeit ihres Lebens auch die Sorge um die Zukunft schon schwer auf ihrer jungen Seele lag. Auf einer Seele,

Digitized by Google

die sich doppelt ratlos fühlte, seit sie ahnte, daß ihr ein anderes Los bestimmt sein würde und ein dornenreicherer Weg als allen anderen ihres Geschlechtes.

Anders wie sie selbst war und schon früh gezeichnet von dem Genius jener Kunst, der aus jedem, den er zur Höhe führt, auch einen Märtyrer macht.

* * *

Draußen lag die Glut des Sommers auf dem Pflaster und etwas von seinem leuchtenden Gold stahl sich auch in das Dunkel der Kirche — ließ da und dort einen funkelnden Kringel über das ölige Braun der alten Betstühle huschen, weckte tote Farben zu neuem Glanz; daß es wie ein Schleier von den alten Bildern zu gleiten schien und die blassen oder verzückten Antlitze der Heiligen neues Leben gewannen.

Nur in der Nische, die mit soviel rührender Einfalt den Leib des Heiligen hütet, blieb es dunkel. Und der Beterin, die heute wieder in dieser Nische kniete, war es gerade recht so. Denn heute glaubte sie endlich genau zu wissen, um was sie den Heiligen bitten wollte! Nachdem sie länger als ein Jahr fast jede Woche einmal hierher gelaufen war. Weniger der Andacht folgend als einem Zwang, von dem sie sich keine rechte Vorstellung machen konnte, nur ganz dunkel zu fühlen glaubte, daß er in irgend einer Weise mit dem verwandt sein müsse, was die Menschen — Sehnsucht nennen.

Sehnsucht — wonach?

Bis sie es eines Tages plötzlich zu wissen glaubte: Die Sehnsucht nach der Erfüllung der Träume, in denen sie das Leben vor sich sah. Ihr Leben! Es sich gestalten wollte — leuchtend und reich und aus eigener Kraft. Daß es alle Schönheit ihres Traumes behielte, seinen ganzen, göttlichen Glanz. Und doch Wirklichkeit werde. Das Leben und nur dieses.

Und heute war das über sie gekommen! Wie ein jähes Erkennen, wie ein Blitz in sie eingeschlagen. Und hatte sie bis in die graue Nische getrieben, die so voll rührender Einfalt den kleinen Heiligen hütete. War er ein Heiliger Gottes, dann sollte er ihr Gebet vor seinen Thron bringen. Er, von dem sie mehr zu wissen glaubte als alle, die bisher vor ihm niedergesunken waren. Denn noch lag der Glanz seines Lächelns auf ihrer Seele.

Und sie betete:

„Schau, ich bin so allein. So namenlos einsam, ob ich auch eine Mutter habe und Geschwister. Was an mir ihresgleichen ist, leb' ich mit ihnen in den Tag hinein und — verlebe es. Da ist aber etwas in meiner Seele — etwas, das dunkel ist und doch auch zugleich unsäglich licht. Licht und lockend wie nichts, was mir die Erde sonst zeigt. In Träumen lebt, die ohne Schlummer nahen, wie hangende Gärten plötzlich aufleuchtet vor mir, in einer Schönheit, von der das

Digitized by Google

Leben nicht weiß. Stimmen, die wie geisterhafte Musik in mir zu tönen beginnen und ein Schmerz, der nicht ruht bis ich diese Musik in tönende Strophen verwandelt. O, welch' ein unsäglich süßer Schmerz! Was aber soll ich den Meinen davon sagen? Davon und daß dies mein eigentliches Leben ist? Sie würden mich nicht verstehen, vielleicht auslachen. Und mit ihnen lacht mir eines Tages vielleicht die ganze Welt ins Gesicht. Laut und kraß, wie der Lärm der Straßen ist, zwischen denen draußen das Leben einherzieht — das wirkliche Leben. Und das Gezänk des Marktes und sein unwürdiges Gefeilsch. Behüte mich davor! Bewahre mich! Bitte den Herrn, daß ich ein anderes Leben leben darf. Und wenn Du meine Bitte erhören willst — o dann lächle mir zu, wie schon einmal, wie damals!"

Und sie erschauerte als sie so bat. —

Doch der Heilige blieb starr und unbewegt. Nicht einmal der Goldglanz seines Gewandes wurde heute in dem Dunkel der Nische lebendig, die seine verschollene Legende hütete. Und draußen lag doch die ganze Welt im Glanz eines sonnigen Lachens! Des Sonnenlachens, das wie eine große, große Verheißung über der Erde hing. —

Brot und Ernte und Reife und Sattheit verhieß. Und jegliche Hilfe dem, der da draußen säete . . . .

Hatte sie auch wirklich den rechten Heiligen angerufen?

Am Ende war es doch nur der Kampf, der zwischen der Straße und dem Markt tobte — und er allein, dem man vertrauen durfte!

Und wie ernüchtert erhob sie sich und strich, ihres kindischen Gestammels gedenkend, fast beschämt über ihr halblanges Kleid hin. Bald vierzehn Jahre war sie alt!

Ob ihr Gebet nicht doch eine — Torheit gewesen? —

* * *

Wieder ward es Frühling in der Welt zum zweitenmal nach jenem Gebet. Und des Frühlings lieblichste und glorreichste Woche zugleich — Ostern!

Im festlichen Gewand strömten die Menschen der alten Kirche zu — füllten sie wie ein Strom, der sich plötzlich staut — drängten und schoben einander wie Wellen, um jählings zu erstarren — in jener schauernden Ehrfurcht, die voll Demut der heiligen Straße nachzieht, die der Heiland genommen. Lag das „Hallelujah!" auch schon in der Luft, das heilige Grab hütete noch die letzten Schauer der Passion.

Still, totenstill war es in dem weiten Gotteshaus, so viele Menschen es auch füllten . . . .

Draußen rollte ein leichtes Gewitter heran und ein goldener Regen sprühte nieder. So ein rechter Frühlingsregen, zwischen Wolkengrau und Sonnenschein. Wenn man den Blick zu den hohen Fenstern emporschickte, die den Chor wie eine Galerie umzogen, konnte man

Digitized by Google

das sprühende Geleucht der stürzenden Wassermassen sehen. Und so oft sich ein Flügel der Kirchentür öffnete, quoll die süße Frische dieses Frühlingsregens herein, daß man sie förmlich einatmen konnte — verträumt und sehnsuchtsvoll wie den Duft einer Blume.

„Daß ich gerade heute da drinnen sitzen muß!" dachte das junge Mädchen, das vor zwei Jahren noch so gläubig hier zum heiligen Columban gebetet.

„Da drinnen sitzen wie ein altes Weib und warten bis der Priester kommt, dem ich beichten muß!" —

Muß? Jawohl. Sonst bekam man keinen Beichtzettel. Und den brauchte sie für die Schule, in der sie sich nun zum Kampf für das Leben vorbereiten sollte. Sonst — wäre sie wohl überhaupt nicht mehr gekommen.

Und dann tat sie, was sie mußte, nicht mehr. Kalt, ungerührt und eben bloß der Form nach. Wie man eine andere Sache auch erledigt. — Und ganz gewiß mit einem noch geringeren Anteil. Ohne ernstlichen Vorsatz, ohne eigentliche Reue. Und es war ein — Sakrament! — —

Doch ihre Seele wußte nichts mehr davon, wollte nichts mehr davon wissen. Denn ihr Glaube war tot. Tot und verloren; da irgendwo zwischen den Straßen, über die das Leben einherkommt, auf dem Markt, auf dem man nicht rasch und klug genug sein kann, wenn man seinen Vorteil in acht nehmen will. Irgendwann und irgendwo ...

Was frug sie noch danach? Es hatte sogar keinen Zweck mehr, wie ihr schien. —

Aber da hinauszukommen und mitten in diesen goldsprühenden Frühlingsregen hinein! In diese Luft, die wie ein berauschender Trank war ... Über den Markt, der so heiß von der Pracht der ersten Frühlingsblumen lohte — Tulpen und Hyazinthen und Krokus und Primeln — und ein einziger Duft schien heute. Ein Duft, der sich auf eine nicht ganz erklärliche Weise sofort wieder in Sehnsucht und Lust und Jugend verwandelte — ja, daran lag es ihr! Daß sie weder das „Alleluja" mehr hörte, noch die hoch über den silbernen Wolken des Weihrauchs einherschwebende Monstranze mehr sah — und die etwas gewalttätigen Paukenwirbel fast wie eine Sünde wider den guten Geschmack empfand. Sich mitten durch die andächtige Menge schob, stieß, drängte, um endlich, endlich wieder ins Freie zu kommen. In den Lärm, der auf den Straßen ist, über die das Leben einherkommt. Wenn man auch die Opfer nicht sieht, die unter den Speichen seines schmutzigen Triumphwagens veratmen.

Wie sie aber so immer rascher dem Ausgang zustrebend sich zwischen den Andächtigen hindurchwand, schien es ihr plötzlich, als könne sie nun doch nicht weiter. So dicht staute sich gerade hier die Menge, während das Gesäusel der letzten Kirchenfahnen wie ein geheimnisvolles Flüstern über ihr Haupt hinstrich. Und so, mehr gezwungen

Digitized by Google

als freiwillig noch einmal nach dem Innern der Kirche sich zurückwendend, gewahrte sie nun erst, wo sie sich im Augenblick befand: wenige Schritte von der grauen Nische, die so voll rührender Einfalt den Leib des Heiligen barg. —

„Sankt Columban" glänzte, nein, leuchtete es ihr plötzlich vom Altar entgegen, daß sie es ohne jede Mühe lesen konnte. Und — lächelte er ihr nicht auch wieder zu? Mild, verstehend und einer unsäglichen Weisheit voll?

Da fuhr sie zusammen. Behüte, daß sie noch einmal so töricht wurde, dergleichen zu glauben! Denn das war ja nun klar: das Wetter hatte sich draußen verzogen und ein irgendwie verirrter Sonnenstrahl hatte endlich einmal auch in diese Ecke gefunden! Wenn es nicht ein Widerschein der brennenden Wachskerzen war, die Frauen und Männer dem Allerheiligsten vorantrugen.

Und sie schritt hinaus mit dem sicheren Gefühl, vielleicht nie wieder mehr eine Kirche zu betreten. —

* * *

Jahre vergingen — Jahrzehnte. Immer neue Beter sanken in der grauen Nische vor dem schlummernden Heiligen nieder — immer andere. Wie die Generationen kamen und gingen. Nur der gläserne Sarkophag blieb unberührt an derselben Stelle. Nur der Heilige schlummerte ungestört und unbewegt weiter. Und der geheimnisvolle Goldglanz, der ihn umwob, leuchtete weiter in der grauen Dämmerung der Nische, die seine verschollene Legende hütet. Nicht anders, als hätte sich eine Pforte der Ewigkeit hier aufgetan, um von Zeit zu Zeit ein Lächeln des Himmels hindurchschlüpfen zu lassen oder einen Hauch seiner paradiesischen Balsamkühle. Bis es der eine oder der andere sah und empfand und heimlicher Sehnsucht voll wiederkam — immer wieder, wie sie, die den reinen Frieden des Vaterhauses hingegeben, um sich in den Kampf zu stürzen, der zwischen dem Markt und der Straße tobt. —

* * *

Weit hinauf hatte jener Kampf sie getragen — immer weiter, immer höher und mitten in die Lande des Ruhmes hinein. Sie hatte ihn bestanden, den mörderischen Kampf, war knapp vorbeigekommen an der ewig niedersausenden Faust des Lebens, die so gerne gerade jene trifft und zerschmettert, die um Haupteslänge die anderen überragen. Ihr Tag lag im Sonnenglanz der Vollendung. Ihr Traum, der kühnsten einer, den ein Weib träumen kann, war Wahrheit geworden. —

Aber glücklich? — Nein, glücklich war sie nicht!

Woran es nur lag?

Sie fragte es sich selbst oft mit beklommenem Staunen; denn zärtlichste Treue hütete ihren Pfad und unbeschwert von der Last des Tages ging sie wie über Wolken dahin.

Digitized by Google

Aber glücklich? Nein, glücklich war sie nicht.

Lag es an dem heimlichen Schreck, mit dem sie Jahr um Jahr das weniger werden sah, was sie als sicheres Wissen zu besitzen gemeint hatte? In dem endlosen Widerstreit der Lehren und Meinungen entgleiten, die Jahr um Jahr ein anderes „System" in die muffige Garderobe der Täuschung und — Enttäuschung zurücklegen mußten?

Die Wissenschaft!

Wie stolz, wie frei hatte sie sich einmal getragen gefühlt von dem allen. Wie leicht und fast verächtlich den Glauben ihrer Kindheit hingegeben. Um ein — Linsengericht . . . Nun wußte sie, was alle mit der Zeit erfuhren: daß es auch hier keinen Bestand gab und kaum eine Lehre, der eine ewige Geltung zukam. Wußte es und tappte doch gläubig weiter und weiter in das Dunkel hinein, durch das sich die gottabgekehrte Welt dem — Licht entgegenzukämpfen glaubt.

Aber glücklich? — Nein, glücklich war sie nicht.

Ob ihr zuweilen auch schien, als trügen Phantasie und Erkenntnis sie weit über alles hin, um was die anderen noch rangen.

Was fehlte ihr dann?

Sie wußte es nicht. Und weil sie sich noch immer besser daran sah, als die meisten, fragte sie auch nicht danach. Zärtlichste Sorge hütete ihren Pfad. Auf goldener Schaukel schwang sich ihr Traum allen Himmeln der Phantasie entgegen. Was wollte sie noch?

Wer zuviel will, ist ein Tor! —

Zuweilen aber kam es wie ein leises, ganz leises Heimweh über sie. Nur, daß sie nicht wußte, wohin? Zuweilen hatte sie ein Gefühl, als glitte ein jäher Lichtstrahl plötzlich über sie hin und an ihr vorüber, wie aus einer Pforte hervor, die ewige Gärten hütete. Nur daß sie sich nicht mehr entsann, wo diese Gärten blühten. Und dann schien es ihr jedesmal, als kühle zugleich ein wundersamer Balsamhauch ihre Stirne — daß sie den Lärm des Marktes und der Straße plötzlich wie eine widrige Gewalt empfand und wie die verzehrende Glut einer Wüste, die kaum mehr zu ertragen war.

Und dann hatte sie — einen Augenblick lang — die Empfindung, als wäre etwas in ihr krank, tödlich und hoffnungslos krank. Aber daß dies ihre Seele war, wußte sie nicht und hätte man es ihr gesagt, hätte sie gelächelt. Wie Erwachsene lächeln, denen man ein Märchen erzählt. —

* * *

Da hatte sie, auf der Höhe des Lebens, einen merkwürdigen Traum . . . .

Ein mächtiger Bau ragte plötzlich in ihren Schlummer hinein. Hoch und tief mit weit offenen Toren. Dahinter eine verdämmernde Halle, in die sie mit befremdetem Staunen hineinsah und zugleich mit einer Sehnsucht, in der etwas von dem Zauber einer ganz vagen, ganz

Digitized by Google

fernen Erinnerung aufzuleben schien. Daß es einen Augenblick lang wie ein leises Heimweh über ihre Seele kam.

Hohe Gewölbe dachten die lange Halle ein und stiegen in gefälligen Bogen zu schlanken Pilastern nieder, die den Glanz eines rötlichen Marmors zeigten, den sie auch schon einmal gesehen zu haben meinte. Dahinter, von Bogen zu Bogen, kleine Galerien, von denen die Fenster ein opalenes Licht in die violette Dämmerung hineinstreuten. Und tiefes, tiefes Schweigen ringsum. Ein merkwürdig beklommenes und unheimlich beklemmendes Schweigen. Daß sie, wie zwischen einem sekundenlangen Erwachen, die fast klare Empfindung hatte:

„Hier lauert das Schicksal auf mich!"

Und sich, erschauernd, wandte.

Da stand mit einemmal eine seltsame Gestalt vor ihr. Hoch, schlank, jünglinghaft und jünglingschön — in Gewande gehüllt, die sie auch schon einmal gesehen zu haben meinte. Die verschollene Tracht einer verschollenen Zeit . . . Ernst und groß ruhten seine Augen auf ihr. Sein Mund lächelte sie an — mit einem Lächeln, das sie auch schon einmal gesehen zu haben meinte.

Aber wo? Wann? —

Doch der strahlende Pförtner ließ ihr keine Zeit, sich zu besinnen. Leicht und voll einer geradezu verklärten Anmut hob er den Arm, um ihn ganz leis' an ihre Schulter zu legen. Und während sie, unter der seltsamen Berührung erschauernd, voll tiefster Glückseligkeit in seinem Lächeln versank, sprach er leise:

„Kommst Du endlich wieder? Ich habe solange gewartet auf Dich!" Und wies nach einer Nische, aus der ihr die Umrisse eines — Sarkophags entgegendämmerten.

„Bist Du der Tod?" hörte sie sich mit bebender Stimme fragen.

Da schüttelte er ganz leise das schöne Haupt. Und mit einem Lächeln, das wie ein plötzlicher Sonnenstrahl über sie hinglitt, sprach er voll Güte:

„Dein Friede bin ich. Und hier wart' ich auf Dich!"

Damit erwachte sie und starrte etwas enttäuscht in die Wirklichkeit hinein . . .

Wie seltsam schön dieser Traum gewesen war und wie restlos glücklich sie selbst, seine Dauer lang! Aber war man das nicht immer nur im Traum?

Weiter dachte sie nicht. So wenig entsann sie sich mehr jener Kirche und des Heiligen, der ihren Eingang hütete. —

* * *

Jahre waren vergangen als sie, eine zu Gott Heimgekehrte, eines Tages wieder an Sankt Rochus vorüberkam. Der Kirche ihrer letzten Beichte, bevor das Reich der Schlange sich zwischen sie und ihren Heiland gedrängt.

Digitized by Google

Draußen strömte ein warmer Frühlingsregen nieder, den immer wieder die Sonne durchbrach, daß er wie Gold über die Straßen und Dächer hinsprühte. Vom Markt her dufteten die Blumen. Hyazinthen und Primeln und Tulpen und Veilchen. Und ihr Duft kam plötzlich wie ein heimliches Erleben über sie, daß sie sich wieder des Tages entsann, an dem dieser Duft sie so mächtig aus der Kirche fortgezogen — mitten unter dem Geläut der Osterglocken, an der leuchtenden Monstranze vorüber und an dem Altar. —

An welchem Altar?

Da schlug es wie ein Blitz vor ihr nieder und mitten in ihre Seele hinein. —

An dem Altar, der die verschollene Legende des Heiligen hütet, zu dem auch sie einmal hier gebetet!

Wie hieß er nur?

Sie entsann sich nicht mehr. Aber so mächtig es sie damals aus der Kirche ins Leben hineingerissen hatte — so und noch dreimal gewaltiger riß es sie nun da hinein und in die graue Nische des Altars, die so fromm eine verschollene Legende hütet . . . .

Wie sie aber nun eintrat — ja! Da hatte sie jenen so befremdenden Traum aufs neue vor sich, aber als Wirklichkeit! Das war die lange Halle, die Wölbungen, die in gefälligen Bogen zu den hohen Pilastern niederstiegen, deren rötlicher Glanz die graue Dämmerung der Kirche durchleuchtet. Dort die Fenster, die über die zierlichen Galerien den Opalglanz des Abends verstreuten. Und hier —

Da lag sie schon auf den Knien.

Er! Ihr kleiner, einst so geliebter, so oft besuchter Heiliger. Der strahlende Pförtner aus ihrem Traum.

Wie hatte er damals zu ihr gesprochen?

„So lange wart' ich schon auf Dich!"

Und wie sie nun in herzauflösenden Tränen vor ihm niedersank, war ihr, als wiederhole er leis' und innig auch sein letztes Wort aus ihrem Traum:

„Dein Friede bin ich!"

* * *

Immer wieder kommt sie seit jenem Tage — immer wieder und nur wenige Wochen vergehen, daß der Heilige sie nicht wenigstens einmal vor sich niederzwingt, wie damals das Kind.

Sie aber weiß noch immer nicht, was sie so mächtig zu ihm zieht. Und müßte fast wie vor einer Lüge erröten, wollte sie sagen: Es ist die Treue . . . oder die Dankbarkeit. Oder sonst irgend etwas, das man mit einem Wort bezeichnen kann oder mit einem Namen benennen.

Sie muß einfach kommen!

Ebenso geheimnisvoll als unwiderstehlich hingezogen. Damit einem blütenhaft-keuschen und unsäglich zartem Wunder das Zeugnis werde.

Digitized by Google

Der Erhörung eines Gebetes, das ein vom Leben verängstigtes Kind in seiner Not dem Heiligen hier vorgestammelt, damit *er* es vor Gottes Thron trage. Er für sie erbitte, was ihr damals das Höchste schien: Das Königreich des Traumes, der in heiliger Stille dem Genius dient. Hoch über dem Lärm des Marktes und der Straße.

Dann hatte sie den Heiligen verlassen. Den Heiligen und das Vaterhaus, in das man jeden Augenblick eintreten kann, um zu erflehen, worüber der Markt und die Straße lachen. Und war zwischen dem Markt und der Straße herumgeirrt — wer weiß wie lange. Wie berauscht und doch nicht *eine* Stunde ganz glücklich.

Der stille Heilige aber hatte unterdessen hier auf sie gewartet. Treu und gütig und unentwegt; um sie erst in einem Traum und dann in der Wahrheit erkennen zu lassen, *was* er ihrem Gebet noch hinzugefügt vor Gottes Thron. Daß sie immer wieder zu ihm eilen muß, ob sie will oder nicht und immer wieder ins Knie vor ihm sinken. —

In der grauen Nische, die voll rührender Einfalt eine verschollene Legende hütet. —

□□□□

Die Begierden.

Die Begierden kommen zuerst wie kleine Blumen im Mai . . .
Sind nur ein weher, leiser Kinderschrei.
Über Nacht aber wachsen sie groß
Und brechen in sonderbare Blätter aus,
Fangen damit des Sturmes Gebraus,
Und lassen unbekümmert die Erde los.

Tausend junge Begierden kommen
Zu euch, Menschen, und tanzen;
Tanzen mit bloßen Leibeszierden
Und duften wie fremde Glashauspflanzen,
Halten hoch und jauchzend wie Schalen die Hände,
Sind funkelnde, überfließende Gegenstände,
Sind langhalsige, leuchtende Tempelvasen,
Aus denen riechende Tropfen fallen, —
Bis eure Augen weiß sich verglasen,
Eure Zungen trunkene Lieder lallen.

O, dieses Schimmern! O, dieses Glänzen
Nimmt euch fiebernden Menschen die Grenzen.

Digitized by Google

Dann geht der Weg vor euch ins Freie,
Bodenlose, Unfaßbare —!
Ihr hört nur mehr der Begierden Schreie. . .

Es kommen die Begierden
Über euch Menschen, über euch Seelen,
Sie kommen ins Blut, sie kommen ins Beten,
Sie schnüren die Kehlen
Euch zusammen; zertreten
Des guten Gewissens Vatermahnen;
Sie spotten der ernsten schwarzen Soutanen,
Schütten das Alter in schlanke Knaben;
Graben
In die Armut das große Hassen,
Zeugen die kalten, glatten Gegensätze
Und die Kriegshetze —

Dann spei'n die elendigen Bettlergassen
Revolutionen
Aus; die brechen Steine aus Kaiserkronen,
Schänden herrliche Monstranzen,
Zerstückeln blasse, geweihte Kerzen,
Stecken blutüberronnene Lanzen
Auf die weißen Altäre —,
Und über die armen schrecklichen Bettlerherzen
Thront dann das Geld, die große Hetäre!

Die Begierden kommen zuerst wie kleine Blumen . . .
Menschen, o hört die Gesalbten, die da sind und reden:
„Werdet Mäßige, werdet Asketen!"
Ihr aber Geweihte, seid brausend und groß.
Rufet die Menschen vom Überfluß los!
Schlaget die Wünsche der Prasser zusammen!
Seid dräuend da wie Wetterflammen!
O, seid des Fleisches ewige Plager,
Seid eines unermeßlichen Todes
Geharnischte Verjager!

Hans Steiger.

Digitized by Google

Des deutschen Volkes literarische Not.

Von Josef Froberger.

Schlimmer noch als die politische und wirtschaftliche, ist die geistige Not, die über die deutschen Völker gekommen ist, schlimmer als der politische Niedergang ist der geistige und moralische Zusammenbruch, der sich im Schrifttum der Gegenwart in so zahlreichen Erscheinungen, die uns mit Scham erfüllen, offenbart. Unlängst veröffentlichte der Franzose Ambroise Got ein Buch, „L'Allemagne après la défaite" (Straßburg 1919), worin er in einem Kapitel über „den moralischen Zusammenbruch des deutschen Volkes" an der Hand der Darbietungen der Berliner Theater ein entsetzliches Bild der literarischen Zustände Deutschlands entwirft. Die von ihm berichteten Tatsachen entsprechen leider nur allzusehr der Wirklichkeit, wenn es auch nicht stimmen dürfte, daß Berlin der Gradmesser für den Stand der deutschen Kultur ist. Am wenigsten dürfen sich allerdings über die unzutreffenden Folgerungen des Franzosen jene beklagen, die sich seit Jahrzehnten so eifrig bemühen, der deutschen Literatur den Stempel der drei Großstädte Berlin, Wien und München aufzudrücken, wobei bekanntlich Berlin — eigentlich das Berliner Judentum im Verein mit seinen Wiener willfährigen Agenten — die maßgebende Rolle zu spielen sich erfolgreich anstrengt. Längst ist die Zeit vorüber, wo Deutschlands Schrifttum im Zeichen Weimars stand; wie eine Selbstverhöhnung nahm es sich aus, als die sozialistischen Machthaber die deutsche Nationalversammlung nach Weimar einberiefen. Der Schatten der Geistesgrößen, die vor einem Jahrhundert dort gelebt, fällt nicht mehr auf die deutschen Großstädte; unsere gegenwärtige Literatur hat längst keinen Hauch vom Geiste Weimars mehr verspürt; dies bezeugen Männer, die gleich uns in Kampfstellung gegen den Berliner Literaturbetrieb stehen, wie A. Bartels, F. Lienhard, K. Storck.

Schon in den letzten drei Jahrzehnten vor dem Kriege ist Deutschlands literarische Not der Welt offenbar geworden; der moralische Zusammenbruch nach dem Kriege hat, mit dem vollen Freiwerden aller zerstörenden Kräfte, nur noch eindringlicher und erschütternder den Umfang des namenlosen Elendes uns vor die Augen gestellt. Manch einer unter uns, der vor dem Kriege in ein mattes Gefühl entschlußloser Sichgehenlassens sich einlullen ließ und, um die Fühlung nicht zu verlieren, manche Erscheinungen des Niederganges milder wertete, als tiefe Überzeugungen es eigentlich hätten zulassen sollen, wird angesichts der gegenwärtigen Verrohung und Sittenlosigkeit, angesichts einer nicht weniger unkünstlerischen als menschheitsfeindlichen Verwilderung allmählich zu anderen Gedanken kommen. Eines hat sich namentlich herausgestellt, das eigentlich selbstverständlich hätte sein müssen, aber

Digitized by Google

in der Zeit der einseitigen Pflege des Artistentums in den Hintergrund geriet, das ist nämlich die alte Wahrheit, daß Lebensansichten und Weltanschauungen von der Literatur unzertrennlich sind, daß im Schrifttum eines Volkes sich geistige Kämpfe von noch größerer Tragweite abspielen, als auf dem Gebiete politischen Getriebes, daß insbesondere in unserer von Wort und Schrift so stark beeinflußten und so leicht erschütterten Zeit, die Richtungen in der Literatur bald die Gradmesser der geistigen Stellungnahme zu den großen Lebensfragen sind, bald auf die Art dieser Stellungnahme weit bestimmender einwirken als theoretische Erörterungen oder politische Parteibildungen.

In dieser Betrachtung will ich es mir versagen, allzusehr auf Einzelheiten einzugehen, weil mir mehr daran liegt, auf allgemeine Linien hinzuweisen. Es soll hier mehr zu einer Gewissenserforschung angeregt, als in eine solche eingetreten werden. Vieler Worte bedarf es nun allerdings nicht, um den furchtbaren Ernst der literarischen Lage Deutschlands uns zum Bewußtsein zu bringen. Die Revolution mit ihren traurigen Folgeerscheinungen hat hinreichend dafür gesorgt, daß es jedermann, wenn er nicht ganz verblendet ist, deutlich in die Augen springen muß, wie weit das deutsche Literaturleben nach links gerückt ist, in welchem Maße die Gegensätze, nicht bloß der Haß gegen das gläubige Christentum, aber der Kampf gegen jeden geistigen Idealismus überhaupt, in grellsten Darbietungen sich geltend machen. Zu verwundern brauchte man sich eigentlich nicht, als mit dem Ausbruch der Revolution ein ansehnlicher Teil der deutschen Literatenwelt, die führenden Juden an der Spitze, in hellen Scharen in das Lager der kommunistischen Revolution abschwenkte, als z. B. Paul Cassirer in Berlin sein Haus zu einem der Sammelpunkte des intellektuellen Kommunismus machte, als in München Literaten wie Eisner, Mühsam, Landauer, Toller, die Führung der bolschewistischen Erhebung übernahmen. Wer den Geist dieses Literatentums kannte und längst wußte, daß die Grundsatzlosigkeit und Käuflichkeit der Gesinnung dieses Völkchens im gleichen Verhältnis zur inneren Abneigung gegen jeden idealistischen Antrieb stand, mußte es begreiflich finden, daß mit dem Freiwerden der wildesten Instinkte, diese Art von Literatur den letzten Rest von Ehrgefühl verlieren mußte.

Es ist zwecklos, sich in diesen Dingen aus schlecht verstandener Vaterlandsliebe noch Selbsttäuschungen hinzugeben, weil eine Besserung und eine Sammlung der vorhandenen guten Kräfte nur dann erfolgen kann, wenn wir uns über den Umfang und die Tragweite des Übels möglichst klar geworden sind. Darum müssen wir es offen und rückhaltlos heraussagen, daß gegenwärtig das deutsche Schrifttum, nach seinem geistigen Werte betrachtet, unter den verschiedenen europäischen Literaturen einen erschreckend tiefen Rang einnimmt. Wer daran noch gezweifelt haben sollte, brauchte bloß während des Krieges in den

Digitized by Google

neutralen Ländern, z. B. in der Schweiz, die Auslagen ausländischer und deutscher Buchhandlungen zu betrachten und zu vergleichen. Während in den französischen Buchhandlungen von Bern und Zürich eine peinliche Sorgfalt darauf verwendet wurde, die idealistische Literatur der letzten Jahre, die Werke von Bourget, Bordeaux, Péguy, Claudel, Bertrand, Bazin, Duhomel in helles Licht zu stellen, erblickte man in den Schaufenstern größerer deutscher Buchhandlungen im Vordergrunde fast regelmäßig die Romane von Heinrich Mann, G. Meyrink, die Werke von F. Wedekind, K. Sternheim, G. Kaiser und eine Unmenge erotischer Erzeugnisse jeglicher Färbung, von den ausgegrabenen Schlüpfrigkeiten des 17. und 18. Jahrhunderts bis zum gewöhnlichen erotischen Roman der Gegenwart. Bittere Urteile sind von befreundeten Ausländern über diese schmachvollen Zerrbilder deutschen Literaturlebens schon gefällt worden, aber so lange die tyrannische Herrschaft der dem Götzen Moloch verschriebenen Geschäftsunternehmer auf dem deutschen Literaturmarkte nicht gebrochen ist, so lange nicht eine stürmische Erhebung aller gesunden Elemente dieses geile Schmarotzertum ausgerottet hat, wird es nicht besser werden. Unsere Literaturwelt ist ein richtiger Literaturmarkt, das Buch ist zur Ware geworden, das Angebot richtet sich nach der Nachfrage verderbter Massen und abgelebter Wüstlinge, und in rasender Fahrt geht es von Jahr zu Jahr schneller dem Abgrund zu.

Wer um die Jahreswende sich in der üppigen Fülle neuester Erscheinungen auf schöngeistigem Gebiete umsah, mußte erschrocken das gewaltige Überhandnehmen erotischer Literatur feststellen. Da gab es Verleger, die sich rühmten, „das beste erotische Buch des Jahres" hervorgebracht zu haben, andere, die ganze Serien erotischer Schriften zusammenstellten, andere, die in ihren Anbietungen die Geilheit der Erzeugnisse in widerlichen Worten unterstrichen. Wenn man manche Nummern der Börsenblätter des deutschen Buchhandels durchblättert, so glaubt man fast, auf dem Hetärenmarkte des alten Babylon zu wandeln, wo, wie Herodot erzählt, die Frauen sich öffentlich um Geld ausboten. Die deutsche Literatur steht zu Beginn des Jahres 1920 vielfach im Zeichen der Astarte.

Daß uns hier eine Übertreibung nicht unterlaufen kann, zeigt die Einstimmigkeit der maßgebenden, großstädtischen Literaturkritik, mit der Frank Wedekind, Karl Sternheim und Heinrich Mann als die Führer unseres Schrifttums gefeiert werden. „Karl Sternheim ist meines Erachtens gegenwärtig der destruktivste Schriftsteller Europas", sagte mir unlängst ein bekannter angesehener deutscher Philosoph. Seine von erotischer Perversität angesteckte Gesellschaftskritik, seine angebliche Kritik an der „Bürgerlichkeit" ist rein negativ, nirgends zeigt sich ein geistiger Ausblick auf Höherbildung der Menschheit, es ist nur Zerstörungslust, die seine Dichtung beherrscht. Frank Wedekind

Digitized by Google

ist der Gegenpol zum Idealismus eines Schiller, seine Analysen erotischen Trieblebens beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem modernden Sumpfe der Menschheit; das Seelische ist so verkümmert, daß man fast glauben sollte, daß bei ihm die Menschen nur noch mit ihren niedrigsten tierischen Trieben Bedeutung haben, als ob das Physiologische und Pathologische in der modernen Kunst die nahezu ausschließliche Rolle zu spielen habe. Das Gleiche gilt vom Romandichter Heinrich Mann, der nur dann lebendig wird und sich in seinem Elemente fühlt, wenn er schwüle sinnliche Bilder aus dem Hetärenleben zu schildern unternimmt.

Die Kluft, die eine christliche Literaturauffassung von einem solchen Schrifttum trennt, ist so tief, daß es eine Verständigung nicht mehr geben kann; hier stehen sich zwei Heerlager schroff gegenüber. Es muß als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden, Seite an Seite mit solchen Literaten zu stehen und sich in eine Literaturbewegung einzufügen, die von einem derartigen Geiste getragen ist. Ob man sich wohl im christlichen Deutschland der Schärfe dieser Gegensätze genügend bewußt ist? Ob man wohl klar genug erkennt, wie ernst die Stunde ist und wie die Zeiger auf Mitternacht deuten? Es wird deswegen eine unserer ersten Aufgaben sein müssen, die öffentliche Meinung in literarischen Dingen in den Kreisen des katholischen Volkes deutscher Länder aufzurütteln und eine Sammlung aller guten Kräfte zu Abwehr und Aufbau herbeizuführen.

Wohl zeigen sich in der sogenannten expressionistischen Bewegung einige erfreuliche Anzeichen für geistige Aufwärtsbewegung. Wohl äußert sich in den letzten Jahren die Sehnsucht der „anima naturaliter christiana" in ergreifenden Tönen, wohl scheint ein Dichter wie Werfel eine neue Zeit anzukündigen. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Expressionismus zunächst noch ein trüber Fluß ist, der ungezügelt in Sturm und Drang dahinbraust und viel Schlamm und Geröll mit sich treibt. Außerdem haben die Geschäftsunternehmer literarischer Ausbeutung sich bereits auch dieser Richtung bemächtigt, und sie bemühen sich krampfhaft, sie zu verfälschen und ihren Sensationskünsten dienstbar zu machen.

Soll darum die literarische Not des deutschen Volkes behoben werden, soll ein geistiger Aufbau unseres moralisch so arg verseuchten Volkes wieder erfolgen, so gilt es in erster Linie, ein christliches und idealistisches Literaturprogramm in lichtvollen Zügen und mit der hinreißenden Begeisterung lebendigen Glaubensgeistes auszubilden und diesem Programme unbeirrt Treue zu halten. Eine literarische Weltwende muß eintreten, die uns eine neue Zeit christlichen Glaubensmutes herbeiführen hilft. Die Epoche der Halbheiten und der Kompromisse wird ein Ende finden, denn die kleine Schar jener entschlossenen Männer, die den Kampf mit der Übermacht der Verleger

Digitized by Google

literarischen Niederganges aufnehmen will, muß sich unter das Zeichen Christi stellen und mit Bekennermut ihre Überzeugungen vertreten, mag man sie von links und rechts noch so sehr schelten und schmähen. In hoc signo vinces!

Kunde.

Wenn die gütige Verheißung
Dich wie scheuer Traum umweht,
Faltet dein geheimstes Sehnen
Bange Hände zum Gebet.

Aller Klang will dich durchklingen,
Alles Licht dein Sein durchdringen:
Fühlst du, daß ein Stern im Welten-Wallen
Brennend in dein dunkles Herz gefallen?

Max Fischer.

Worte.

Als ich mir bunte Worte schuf
Für all mein Glück und all mein Leid,
Da traf mich mächtig Gottes Ruf
Wie Urhauch tiefster Ewigkeit.

Der Worte klirrend Prunkgespiel
Zersplitterte wie gläs'ner Tand.
Doch als die letzte Scherbe fiel,
Da fand ich Gottes Vaterhand.

Hanns Heinrich Bormann.

Digitized by Google

Weltbrand.

Von Josef Seeber.

Im literarischen Nachlasse des leider allzufrüh verstorbenen Dichters Josef Seeber (gestorben 19. April 1919 zu Enns) findet sich ein sieben Gesänge umfassendes episches Fragment, ohne Buchtitel zwar, aber der ganzen Anlage nach sich in so klaren Linien bewegend, daß wir in der Behauptung nicht fehlgehen: der hochwürdige Autor wollte uns eine eschatologische Fortsetzung des „Ewigen Juden" bieten, indem er auch vom Größten und Schwersten, von der Schilderung des Endschicksales der Erde und Menschheit nicht zurückschreckte und selbst das Wagnis aufnahm, Auferstehung und Weltgericht dichterisch zu verarbeiten.

Der erste Gesang als Einleitung ist „Allerseelen" überschrieben und zeigt den Dichter, wie er, zwischen Gräbern wandelnd, am Grab eines Freundes in Erinnerungen Halt macht und allmählich die Schauder des letzten Gerichtstages fühlt. Die folgenden Gesänge sollen gleichsam der Reihe nach die Visionen jener einsamen Stunde am Friedhof am Allerseelentage wiedergeben.

Der Tirolerdichter Br. Willram (Prof. A. Müller), der vertrauteste Freund Seebers, wird in Bälde den literarischen Nachlaß des toten Dichters herausgeben und hatte die Güte, uns vorläufig für den „Gral" das obgenannte epische Fragment, den II. Gesang: „Weltbrand" zur Verfügung zu stellen.

Nach der Lehre der Eschatologen dauert das Reich und die Regierung des Antichrist $3^1/_2$ Jahre. Dann folgt das Gericht über ihn. Das alles hat Seeber im grandiosen Epos „Der ewige Jude" geschildert. Vom Tode des Antichrist bis zum Weltuntergang verfließt — nach der Lehre der Eschatologen — noch ein Zeitraum von 45 Tagen, und hier setzt nun Seebers eschatologische Dichtung ein. Der Papst — nach dem Tode Antichrists und seines Kanzlers Teitan wieder frei geworden — befindet sich auf der Heimreise nach Rom, während schon die Vorzeichen des letzten Erdentages durch den Himmel geistern.

Dies vorausgeschickt, ist der Gesang, den wir hier den Lesern bieten, sofort verständlich und wirkt als einheitliches Ganzes.

Weltbrand.

Dies irae, dies illa,
Solvet saeclum in favilla.

Der Abendstern entglimmt, sein funkelnd Aug'
Erweckt der Brüder Glanz. Im Osten taucht
Der Fische leuchtend Bild aus kühler Flut;
Durch Nebelschleier späht Andromeda
Nach ihrem Retter aus; schon schwingt der Held
Algól, sein blitzend Schwert, und stöhnend sinkt
Poseidons Ungeheuer in die Tiefe;
Die Woge glättet sich, stolz schwimmt der Schwan
Am höchsten Himmel, sein Gefieder strahlt
Vom flockig weißen Schaum der Silberwelle,
Die leise plätschernd durch den Äther strömt.

Digitized by Google

In Frühlingspracht erglänzt des Himmels Au,
Die Millionen keuscher Blütenkelche
Erschließen leuchtend sich des Träumers Sinn,
Und wonneschauernd trinkt sein Herz die Flut
Von Licht und Duft.

Doch schönheitsdurstig taucht
Noch tiefer in den Weltenraum der Blick:
Viel tausend neue Blüten tun sich auf,
Aus ungemeßnen Fernen dringt ihr Glanz,
Wie Liebesgruß aus treuen Vateraugen,
Versöhnend nieder in des Elends Nacht.

Es bebt der Geist; erdrückt von all den Wundern
Senkt Phantasie demütig ihre Schwingen
Und betet an. Die Millionen Funken,
Aufblitzend an des Himmels tiefstem Grunde:
Gewalt'ge Sonnen, die weißglühend flammen
In Jugendkraft und Fülle Licht und Leben
Den Kindern spenden; Sterne, die noch werden,
Und halb erlosch'ne, herbstlich schöne Welten,
Sie sind das köstlich schimmernde Geschmeide
An ihres Königs Mantel, der geschaffne,
In tausend Farben bunt zerlegte Strahl
Des ungeschaffnen, wesenhaften Lichts.

Am ersten Schöpfungsmorgen rief sein Wort
Der ew'gen Weisheit zeitgewolltes Bild,
Die Welt ins Sein und gab ihr das Gesetz,
Dem Stoff die Kraft, daß — wie der Wein sich klärt
Aus trübem Most — in dunkeln Nebelwirbeln
Die leuchtenden Gestirne sich gestalten,
Ein unermeßlich Heer, vor ihm doch nur
Ein Tröpflein Morgentau, das durstig schon
Vom Blütenkelch die junge Sonne nippt.

Seit Millionen Jahren pilgern sie,
Des Herrschers Ruf getreu, die nimmermüden,
Auf fest bestimmter Bahn; es braust durchs All
Empor zu seinem Thron ihr Jubellied,
Das in des Menschenherzens kleiner Welt
Ein staunend Echo weckt und süßern Sang,
Des Erdenpilgers geistgeborne Tat,
Die freie Huldigung zur Reife bringt. —

Digitized by Google

Wie schwach der Mensch! Ein Sandkorn, das der Wind
Mit leichtem Hauch verweht, — und doch der Schöpfung
Gewalt'ger Fürst, für den des Himmels Sonnen
Und was auf Erden lebt und keimt, geschaffen:
Ein Doppelstern, der eine tot und dunkel,
Voll Lebensfülle, Licht und Glanz der zweite,
Vom Stoff ein Teil, der andre Geist vom Geiste;
Nicht wie die Körperwelt zum Sklavendienst
Durch rauhen Zwang, zu freier Liebestat
Von Vaterhuld bestimmt: ein Gotteskind,
Das seines Schöpfers Züge leuchtend trägt
Und des Dreieinen unerforschlich Wesen
Im Spiegelbilde zeigt. —

Gleich wie die Seele
Geheimnisvoll den Leib erfüllt und lenkt
Und ihres Körpers träge Masse leicht
Zum höhern Licht, ins Reich des Geistes trägt,
So hob des Vaters Liebe dies sein Kind
Aus niedrer Welt ins Gottesreich der Gnade:
Der Erdenpilger ward zum Himmelsbürger;
Der Geistersonne wundersamer Glanz
Erhellte seinen Pfad, ihr heißer Strahl
Durchglühte ganz des Willens freie Kraft
Und stählte sie; des Guten Samenkorn
Entkeimte rasch und sproßte maienfrisch.
Doch lauernd lag im Paradies die Schlange:
Des Hochmuts trüber Dunst umwallte täuschend,
Aus Abgrunds düstern Gluten sich erhebend,
Des Menschen Geist, und immer dichter schloß
Der Sünden Atmosphäre Licht und Wärme
Der Gnadensonne vom Gefallnen ab.
In Nacht und Trotz erstarrte bald sein Wille,
Doch zischend brachen aus des Herzens Tiefen
Der Leidenschaften Dämpfe durch die Kruste.
Zum Chaos ward der Schöpfung Harmonie:
Derselbe Haß, der Gottes Hochaltar
Im Menschengeist gestürzt, zertrümmerte
Der Seele Herrschaft über Leib und Sinn,
Des Menschen Königtum in der Natur.
Am Felsen festgeschmiedet mit des Lasters
Stahlhartem Band, erduldete Prometheus
Des Geiers Schnabelhiebe hoffnungslos.
Doch allerbarmend sah ein Vaterauge

Digitized by Google

Des langverlornen Sohnes bittre Qual:
Erlösungsgnade schlug vom hohen Himmel
In siebenfachen, lichten Strahlenbogen
Zur Nacht des Elends der Versöhnung Brücke;
Mit schwerem Kreuz beladen, schritt der Heiland
Den Weg der Buße hilfbereit voran;
Sein Blut erschloß der Gnade Tor den Brüdern,
Sein heißes Flehn des Vaterherzens Liebe.
Und herrlich stieg das Himmelreich zur Erde,
Mit stärkerm Kitt, mit heil'gem Blute ward
Der Bund gefestigt zwischen Gott und Menschen.
Ein neuer Weltenmai mit lindem Hauch
Und wunderbarem Glanze zog herauf;
Von seinem Gruß erwachten Millionen
Treulieber Blumenaugen, die vertrauend
Den süßen Blick zum Allerbarmer hoben.
Zum Acker Christi ward die Welt gerodet,
Und mit der Sonne wuchs der Keime Kraft;
Zur Zeit der Ernte barg der Ähren Gold
Mit lichten Wogen leicht das dunkle Kraut,
Das Gottes Feind gepflanzt. — Dann kam der Herbst,
Und reiche Früchte bot der Lebensbaum;
Doch üppig schoß das Unkraut in die Höhe,
Dem guten Keim entzog den Saft das Böse. —

Der Winter naht, mit seinem Leichentuch
Bedeckt er Grün und Leben; düster hängt
Der graue Nebel tief herab zur Erde,
Scharf bohrt die Kälte sich in ihr Gebein.
Zur sterbensmüden Greisin ward die Menschheit,
Gebrochen schleicht am Stabe sie zur Grube.
Erloschen ist im Blick der Jugend Feuer,
Nicht zu des Himmels Höhen schaut er sehnend,
Zur Scholle stiert er nur; vertrocknet ist,
Erstarrt und tot der rauhen Alten Herz,
Es kennt nicht mehr die Liebe, nicht die Hoffnung.
Dem Hunde gleich, der um den nackten Knochen
Sich gierig rauft, dann heimlich ihn verscharrt,
Verzehrt die Menschheit sich in Neid und Habsucht;
Gesetz und Recht verschwindet aus der Welt,
Der Bruder würgt den Bruder, Beilzeit kommt,
Schuld hebt den Schild, den Schwachen preßt Gewalt,
Des Übermenschen Knochenfaust zu Boden.

Digitized by Google

Das Wetter tobt, der Weltenbaum erbebt,
Verdorrt sind seine Zweige, traurig ragt
Der nackte Wipfel, den der Sturm zerzaust.
Schon schlägt der Riesen Wächter seine Harfe,
Und zornig peitscht der Midgardswurm die Wogen,
Der Fenriswolf zerreißt die starke Kette,
Und Muspells Sohn trägt auf des Schwertes Spitze
Die Feuerflamme, die zur Sonne züngelt ...

Aus Abgrundtiefen taucht ein neuer Stern,
Ein Wölkchen Rauch, des Astronomen Aug'
Als ferner, schwacher Lichtpunkt kaum erkennbar.
Auf Sturmwindsflügeln eilt der Weltenwandrer
Der Sonne zu, die mit den hellsten Strahlen
Und heißer Glut den Fernen grüßt und lockt.
Von der Sirene Feuerblick erglüht
Sein Angesicht, des Fiebers Flamme loht
In seiner Brust; rasch lockert er sein Kleid,
Das zart und weich den dunkeln Leib umhüllt.
Das Auge blitzt, heiß weht des Pilgers Atem,
Sein Mantel fliegt, in lichten Streifen wallt,
Vom Wind gebläht, der Schleier hinter ihm. —

Aufmerksam folgt des Irrsterns wilder Jagd
Der Astronom; sein scharfes Auge schaut,
Sein Geist berechnet des Kometen Bahn.
Der Grübler stutzt; er prüft genau die Zahlen,
Die Rechnung stimmt: Der ferne Himmelsläufer
Durchkreuzt der Erde Weg. — Und wieder wirft
Der rasche Stift die Formeln auf die Tafel;
Nun steht wie Flammenwort auf dunkelm Grund
Vor seinem Blick die Botschaft aus dem Weltall:
Noch fünfmal schwillt des Mondes Glanz zur Fülle,
Und schwindet fünfmal wieder, dann begegnen
Komet und Erde sich auf ihrer Bahn.

In tiefem Sinnen starrt der greise Forscher
Zum Sternenraum: In feierlicher Stille
Durchwandern Millionen streng geordnet
Des Himmelsdomes weitgestreckte Hallen
Und opfern Lichtgedanken am Altare,
Auf dem des Schöpfers Majestät und Gnade
In unnahbarem Strahlenglanze thront. —
Doch jener Fremdling aus des Weltraums Tiefen,

Digitized by Google

Der rastlos näher eilt, ist er ein Bote,
Der Liebesgrüße, Feuerblumensträuße
Der fernen Erde bringt? Ist er ein Feind,
Der auf der Rache Schwingen nieder rauscht
Und seine Krallen zorngewaltig tief
Ins kranke Herz des schwachen Gegners schlägt? —

Der Morgen dämmert; über Land und Meer
Ein Blitzpfeil schwirrt, des Astronomen Wort,
Unheilverkündend in die Menschenwelt.
Geschwätzig trägt die Fama das Erlauschte,
Mit wunderlichem Beiwerk ausgeschmückt,
Von Stadt zu Stadt umher, vom Haus zur Hütte;
Lawinenartig wächst im Weiterwandern
Neugier'ge Furcht zum Stöhnen der Verzweiflung.
Die Menge staut sich, das Gewerbe stockt,
Verödet Markt und Hallen; friedlich schlummert,
Von harter Arbeit müde, die Maschine,
Aus der Fabriken Schloten dringt kein Rauch;
Die Geldgier hält den heißen Atem an,
Der Haß vergißt, der Eigennutz sein Opfer,
Und näher schließt der Mensch sich an den Menschen;
Die bleiche Lippe bebt: „Hast du's gehört?"
Ein müder Seufzer gibt beredte Kunde.

Der Tag verrinnt, die Sonne geht zur Ruhe,
Bangfragend späht der Blick zum Himmelszelt.
Doch wolkenrein spannt sich das dunkle Blau,
Des Mondes Sichel glänzt, die Sterne funkeln
In ruhig heitrer Pracht; kein Flammenschwert,
Von Rächerfaust gezückt, blitzt schreckhaft auf . . .
Da löst die Spannung sich in Spott und Scherz:
„Wo bleibt er denn, der uns vernichten soll?
Er spukt wohl nur in des Verrückten Hirn . . ."

„Auch andre Forscher fanden seine Spur,
Doch allzufern, dem bloßen Auge nicht,
Erscheint er sichtbar nur im Teleskop."

„Und kommt er sicher?"
„Ja, die Rechnung stimmt!"

Voll neuer Sorge senkt den Kopf der Frager,
Doch lachend muntert ihn der Nachbar auf:

Digitized by Google

„Kometenfurcht, Schreckmittel für die Kinder,
Verfloßner Zeiten finstrer Aberglaube!
Laßt ihn nur kommen diesen ungebetnen,
Verruchten Gast: wir brauchen unser Hausrecht!
Nicht wir, er selber spürt den Schaden.
Wie manchem andern Himmelsvagabunden
Ergehts auch ihm: man zaust dem dicken Pascha
Den Roßschweif durch, dann mag er wieder laufen!"

„Ich stimme bei: Der luftige Geselle,
Der uns sich naht mit kühnem Wagemut,
Ist Weltschauspieler, der Gastrollen gibt
Und unsre Langeweile mit brillantem
Und kostenlosem Feuerwerk verkürzt.
Sind seine Schwärmer und die Leuchtraketen
Hoch droben all verpafft, vergißt er wohl
Aufs Wiederkommen."

Lachend wirft die Menge,
Von Angst befreit, mit doppelt reger Gier
Der Lust sich in den Arm, Gesang ertönt,
Es schäumt der Wein, hell funkeln die Pokale;
Die Leidenschaft entflammt, die Würfel rollen,
Leis' klingt das Gold, der Habsucht Auge brennt,
Heimtückisch blinkt in harter Faust der Stahl;
Das Laster setzt sich herrisch an die Tafel,
Scherzreden fliegen, Frechheit führt das Wort:
In trunknem Übermut betäubt der Mensch,
Die doch im tiefsten Herzen pocht, die Furcht.

Der Morgen kommt, und wieder raucht der Schlot,
Der Hammer stampft und die Maschine surrt;
Erwerben und Genießen sind die Pole,
Um die des Lebens Achse neu sich dreht,
Ein toller Rausch. —

Es wächst der Mond und schwindet,
Schon zeigt schwachleuchtend sich am Sternenhimmel
Dem freien Aug' ein langer Nebelstreifen.
Rasch steigt sein Glanz und weithin wallt der Schleier,
Doch kaum noch späht nach ihm die Neugier aus;
Geschäftig hastet auf gewohnter Straße
Die Menschheit fort und läßt die Sorge gern
Um Erd' und Himmel und den Blick nach oben
Den stillen Forschern auf einsamen Höh'n. —

Digitized by Google

Im Fluge naht der fremde Riesenvogel,
Die schmale Feder zeigt den schnellen Segler;
Es glimmt das Aug, es sträubt sich das Gefieder,
Grün schimmert, perlenübersäet, die Schwinge.
— Wenn flüchtig durch das Land das Dampfroß jagt,
Dann stößt sein heißer Mund des Atems Glut
In hast'gen Zügen aus, und immer neu
Entquillt dem Schlot des Rauches dunkle Wolke,
Die durch den Windhauch rasch zurückgetrieben
Sich weithin dehnt, und doch — ein flatternd Band —
Dem Feuerrenner folgt, wohin er eilt:
So wirbelt Sonnenglut des Irrsterns Gase,
Die seinen Kern umhüllen, hoch empor
Und lockt sie liebeheuchelnd immer weiter;
Dann schleudert grausam ihre Riesenfaust
Die leicht betrognen in des Himmels Dunkel
Und starren Frost hinaus, ein lichter Streifen,
Der in des Weltraums Tiefen sich verliert
Und doch durch andrer Dämpfe neue Flucht
Mit dem Kometen eng verbunden scheint.

Weiß glüht der Stern. Nun spaltet sich der Strahl;
Gerade fort, ein kraftbeschwingter Pfeil,
Entflieht des Feindes Zorngewalt der eine,
In leichter Krümmung folgt, ermüdet schon,
Der zweite nach. —

Vom Zauberglanz umflossen,
Leis' atmend schlummert das Tyrrhener Meer.
Auf sanften Wellen einsam schwimmt ein Schiff
Dem Lande zu; kein Laut erweckt die Nacht,
Und sinnend schaut, an einen Mast gelehnt
Am schweigenden Verdeck, ein ernster Greis
Zum Flammenboten auf. — Der letzte Papst,
Nach schwerem Kampf und todesbittrer Qual
Als Sieger kehrt er heim. Im klaren Aug'
Erglüht des Himmellichtes Widerschein,
Die Hände falten sich, und fromme Bitten
Vertraut das Herz den welken Lippen an.

Der Morgen graut, des Irrsterns Schimmer bleicht,
Und bald erreicht das Schiff die Tibermündung.
Mit den Gefährten eilt der Greis ans Land;
Auf öder Straße rastlos pilgern sie

Digitized by Google

Ans ferne Ziel, den müden Fuß beflügelt
Der Sehnsucht Kraft. Nun taucht vor ihren Blicken
Aus Morgendunst die Stadt der sieben Hügel.
Im Sonnenstrahl erglänzt das Kapitol,
Sankt Peters Kuppel grüßt, doch nicht das Kreuz,
Des Weltbezwingers Stern erstrahlt von ihr.

Zu Merkurs niedern Dienst entweiht die Hallen,
In denen sonst die Seufzer frommer Pilger
Und Gregors herrlicher Choral ertönten,
Geschändet der Apostel heilge Gräber,
Zertrümmert der Altar. Frech grinsend fröhnt
Das neue Rom dem Kult des goldnen Kalbes
Und baut sich aus der Ideale Schutt
Der Selbstsucht Zwinger auf.

Am fremden Greis,
Der traurig der Verwüstung Greuel schaut,
Vorüber hastet ruhlos der Erwerb.
Mißtönend dringt der Händler Schacherwort
Wie Krähenruf ans Ohr, der Mammon weist
Mit rauhem Ton des Elends Bitten ab;
Im Beutel klirrt das Gold und im Gespräche,
Doch fehlt dem Laut des Mitleids Edelklang.

Vom Feuergeist getrieben, eilt der Greis
In der Apostelfürsten Heiligtum.
Sein Auge flammt, die Hand ergreift ein Kreuz,
Das unbeachtet, als vergessner Hausrat,
Im Winkel lehnt; des Kaufmanns Warenlager,
Des Wechslers Tische stößt sein Fuß hinweg,
Und donnernd hallt sein Wort: „Hinaus mit euch!
Das Haus des Herrn ist keine Räuberhöhle!“

Laut jammernd stürzt den weitverstreuten Münzen
Der Händler nach, der Kaufmann seinen Ballen.
Fluchworte tönen, drohend schart die Menge
Sich um den Greis, es hebt sich Faust an Faust:
„Was will der Narr? — Ergreift den frechen Alten!“
Doch ruhig wehrt der Fremdling den Erregten:
„Ich steh' auf eignem Grund. Von Gott gesandt,
Den ihr verraten, tritt der Papst vor euch! . . .“
„Der Drache lebt noch!“ ruft erstaunt der Wechsler,
„Ihn hat doch Ahasver, der große Jude,
Zur Stadt Sotérs, des Königs, fortgeschleppt . . .“

Digitized by Google

„Noch lebt der Papſt", — des Alten Stimme dröhnt —
„Und droben lebt und ſiegt der alte Gott!
Gerichtet hat der Starke ſeine Feinde,
Die läſternd gegen ihn die Hand erhoben,
Des Teufels Knechten ward des Teufels Sold:
Sotér iſt tot und Teitan, ſein Genoſſe,
Verſchlungen von der Hölle Feuerrachen,
Der ſie gebar; in Trümmern liegt ihr Reich
Und ihre Macht, von jähem Blitz zerſchmettert!
In ſeinem Zorn erhebt der Rächer ſich,
Der allgewalt'ge Gott; ſchon zuckt er drohend
Auch über euch ſein Flammenſchwert am Himmel;
Noch kurze Friſt, dann wird ſein Feuergrimm
Von dieſer Welt der Sünde Schmutz verzehren,
Er ſelbſt, der Menſchenſohn zum Weltgerichte
Die Toten und die Lebenden verſammeln.
Hier ragt ſein Kreuz, in ihm allein iſt Heil,
In ſeinem Frieden ſchlummert Ahasver!"

„Ha, ha, der Tor! Komet und Weltgericht! . . ."
„Wenn Aſtrologen ſchweigen, plärrt der Pfaffe! . . ."
„Die Dummheit ſtirbt nicht aus!" — „Was kümmert uns
Sotér! was Gott und Teufel? Geld iſt Gott,
Und Zeit iſt Geld!" — „Hinweg mit dieſem Schwätzer,
Der das Geſchäft uns ſtört!" —

Harpyien ſtrecken
Die Krallen aus und fluchend zerrt die Menge
Den unbequemen Mahner aus der Halle.
Ihm folgt und ſeinem Kreuz des Straßenpöbels
Gemeiner Hohn, bis neue Luſt die Gaffer
In andre Straßen lockt; ihm folgt von ferne
Mit zagem Schritt ein Dutzend ernſter Männer,
Vom Licht geleitet, das dem Kreuz entſtrömt.

Im ſtillen, weltverborgnen Heiligtum
Umringt die kleine Schar den greiſen Papſt
Und lauſcht dem milden Wort. Die Gnade löſt,
Der Liebe Glut des Herzens ſtarre Kruſte;
Die Träne quillt, vertrauensvoll umfängt
Den toten Heiland und ſein Kreuz die Reue.

Wie Feuerfunken raſch, vom Sturm entführt, —
Den Brand weithin von Dach zu Dache tragen,

Digitized by Google

Entzündet sich an der Bekehrten Eifer
Der Freunde träger Sinn, und kräftig keimt,
Entsproßt und wächst des Glaubens kleines Senfkorn.
Doch unberührt vom Strahl der Gotteshuld,
Gleichgiltig kalt, gefühllos, blind und taub,
Verharrt die Welt in Selbstsucht, Haß und Neid. —

Aus seiner Sonnennähe flieht der Irrstern.
In gelbem Licht erstrahlt die weite Hülle,
Und fächerförmig breitet sich sein Schweif.
Sechs Feueräste spalten sich vom Strunk
Und streben lebensstark, je zwei vereint
Nach gleicher Richtung in den Weltenraum.

In Nordlichts Flammen prangt des Himmels Blau,
Wie schmelzend Gold, wie funkelndes Gestein,
Ein uferloses Meer von Glanz und Farben,
Aus dessen Schoß sich rhythmisch Wog' um Woge
Weißschäumend hebt, dann leise niederrauscht.

In Fieberhitze glüht des Irrsterns Haupt,
Aus offnem Rachen schießt er Feuergarben
Zum Sonnenball; im Wirbelsturme drehen,
Windhosen gleich, die Dämpfe sich empor.
Gewitter toben, flammend zuckt der Blitz,
Die Masse wallt, und stärker sprühn die Funken.
Nun hebt sich bläulichweiß die kurze Flamme,
Gewalt'ge Blasen quellen auf und platzen.

Und näher schnaubt das Riesenungetüm,
Heiß weht des Feuerdrachens gift'ger Atem;
Vor seinem Zornesblick erbebt die Welt,
Ihr Antlitz welkt und ängstlich pocht das Herz.
Unruhe treibt von Stadt zu Stadt die Menschen,
Wie Todesscheu die Hand des Sterbenden
Nach einem Halt vergeblich suchen läßt.
Die Furcht ersehnt und flieht den Angstgenossen,
Gewerbe lahmt, der Arbeit Mühe ruht,
Und nimmersatt beim Mahle sitzt die Sorge.
Verklungen ist der Pauken heller Jubel,
Das Zitherspiel verstummt, der Spötter schweigt,
Wie Spreu verweht im Wind der Freude Lärm;
Grabstill daheim, Wehklagen auf den Straßen.
Es schlafft der Arm, vor Angst erbleicht die Wange,

Digitized by Google

Und aller Augen haften bang erwartend
Am Himmelszelt, wie des Verbrechers Seele
Am Tore hängt, durch das der Henker naht.

Entscheidung fällt. Des Irrsterns Strahlenschleier
Verhüllt den Erdball; grausam wie die Spinne
Umschlingt er mit dem wallend weichen Netz
Sein wehrlos Opfer dicht und immer dichter.
Sternschnuppen fallen, Meteore sausen,
Ein Millionenheer, helleuchtend nieder;
Ihr Kern zerplatzt und dumpfe Donner rollen,
Mit feinem Staube füllt die Luft sich an,
Das Licht verglimmt, nur schwach und rötlich trübe
Durchdringt der Sonne Strahl den grauen Nebel.

Der Boden bebt, mit lautem Krachen bricht
Das Römerkapitol in sich zusammen;
Die Häuser wanken, heulend stürzt die Menge
Von Platz zu Platz; die Kinder preßt an sich
Der Mutter Angst und sucht mit irrem Lächeln
Ein sicheres Versteck; im tiefsten Keller
Verkriecht Verzweiflung sich und schließt die müden,
Halbblinden Augen vor des Himmels Zorn.

Am Petersplatze steht inmitten all
Der tausend Schrecken kühn der Priestergreis,
Ein Fels im Meer, das brandend ihn umtost.
Die Linke hält das Kreuz; dem Küchlein gleich,
Das unter Mutterflügeln Rettung sucht,
Umringt den Papst der Christen treue Schar.

Verlangend schaut sein Geist zum Himmel auf,
Und Sehnsucht spricht das Wort: „Herr Jesu, komm
Und nimm die Deinen auf! Wenn der Posaunen
Gewalt'ger Donner über Gräbern schallt,
Vom langen Schlaf die Toten aufzuwecken,
Dann werden wir, die Lebenden, mit ihnen
Durchs Feuer fortgerafft auf Himmelswolken
Dem Herrn entgegen. — Seht, die Stunde naht,
Da wir ihn schauen dürfen immerdar!
Sein Segen sei mit euch!" —

Die Rechte streckt
Er schirmend aus, und ruhig knien die Seinen;
Rings tobt und flucht und lästert die Verzweiflung. —

Digitized by Google

Gespenstig bricht die dunkle Nacht herein,
Kein Stern erglänzt am Himmel; dumpf und schwer
Liegt auf der Erde Brust des Todes Alp.
Nun zischt und braust es heulend durch die Luft,
Der rasenden Dämonen wildes Heer:
Orkane rauschen wirbelnd über See;
Rasch steigt die Flut, berghohe Wogen stürzen,
Von Riesenfaust geschleudert, auf das Land;
Zyklone wüten, prasselnd sinkt der Wald
Und fällt der Menschen Werk; der Wolke Dunkel
Entsendet Millionen Flammenpfeile,
Und unaufhörlich rollt des Donners Stimme.
Verpestend dringt der Dämpfe Gift zur Lunge,
Der Menschen Herz erstarrt vor Angst und Weh,
Am Gaumen klebt die Zunge regungslos,
Der Atem stockt.

Und wieder bebt der Boden,
Aus tausend Kratern schießt die rote Lohe
Zum Himmel auf, es regnet Asch' und Steine.
In allen Fugen birst und kracht die Scholle,
Aus tiefen Spalten brodelts heiß empor.
Wie flüssig Eisen glüht und dampft die Luft,
Und zischend strömen neue Gase zu.
Ein Donnerknall, aufblitzt der Feuerschwaden,
Die Atmosphäre brennt: ein Flammenmeer,
Vom Sturm gepeitscht, umringt mit heißen Wogen
Der Erde Leib; in Staub und Asche sinkt,
Was keimt und grünt und atmet, die Natur,
Der Mensch, ihr König, und sein stolzer Wahn.

Ein Stoß ins Herz. Bis in des Abgrunds Tiefen
Erbebt der Erdball; krachend birst die Kruste;
Gewaltsam drängt mit lang gestauter Kraft
Glühflüssig sich empor das Eingeweide,
Und hoch zum Himmel ragt die Feuersäule.

Die scharfe Sense reinigt stumm der Tod
Von Blut und Schmutz. Still steht die Weltenuhr,
Ihr Stundenzeiger weist auf Mitternacht.

Digitized by Google

Literarische Umschau.

Von Oskar Katann.

Die literarische Gründerperiode, in der wir leben, läßt eine Unzahl von Programmen, von Entwürfen und von Ideen erstehen, von denen die wenigsten Lebensfähigkeit versprechen. Fast alle sind auf den Ton des Expressionismus gestimmt, der nach Geist, nach Aktion, nach Politik schreit und verkünden sich mit einer Leidenschaft der Welt, die mehr Kennzeichen eines impulsiven Einfalls, als Ergebnis eines reifen Ringens oder Frucht einer Lebensarbeit ist. Aber da das Schlechte nach der Weisheit der Alten nur der Mangel des Guten ist, der für sich nicht bestehen, sondern nur durch ein Gutes und an einem Guten sich offenbaren kann, so läßt sich auch das Gute und Wahre nicht verkennen, das sich vielfach in diesen Anfängen, Versprechungen und Bestrebungen findet. Gerade der Ruf nach dem Geiste, nach einem großen Inhalt, nach einem wahren Ausdruck hat große und starke Berechtigung und wenn er sich, wie es bei Kasimir Edschmid statthat, mit der Forderung verbindet, die Kunst soll das Wesen der Dinge wiedergeben, so wird man lebhaft an den Idealismus Goethes erinnert; denn Goethe ging ja auf das Urphänomen, auf den Typus, auf die Idee aus, sein Form- und Stilbegriff war ganz auf das Wesen der Dinge eingestellt. Kann es da wundern, daß Hermann Bahr, der sich so gerne an Goethe orientiert, auch einer Geistesbewegung, wie dem Expressionismus, sich von Goethe aus zu nähern sucht? (Expressionismus, 3. Auflage, München, Delphin-Verlag 1919, 152 S.) Und ist bei Bahrs außerordentlicher Einfühlungsfähigkeit anderes zu erwarten? Er selbst sagt, er wolle jung bleiben, er könne nicht glauben, daß seine Generation die letzte der Menschheit sei; wie er sich den Alten gegenüber seinen Platz ertrotzen mußte, so gesteht er der neuen Jugend bereitwillig ihr Pensum zu und will nicht die nämlichen „Dummheiten" gegen sie vorbringen, die ihn damals so erbitterten: daß es ihr nicht ernst sei, daß sie nur auffallen wolle und dergleichen. Von Goethes Theorie des Sehens aus, wonach das Sehen nicht nur ein passives Aufnehmen, sondern ein aktives Mitwirken, ein Konstruieren ist, gewinnt er Zugang zu dem Expressionismus. War der Impressionismus durchaus passives Aufnehmen, so ist der Expressionismus konstruierendes Sehen, ein sprechendes Auge, Augenmusik. Das bringt Bahr vor mit der schier unerschöpflichen Fülle an Ausdrucksmitteln, die ihm eignet, wenn er einem Gegenstand, von allen Seiten ihn anpackend, zu Leibe rückt. Daß dessenungeachtet seine Stellungnahme schließlich doch nicht restlos befriedigt, kommt daher, daß er über das Wortspiel vom sprechenden Auge und über den Satz: „Jede Zeit und ebenso jedes Individuum hat ihre Art zu sehen und Expressionismus ist eine aktive Art des

Digitized by Google

Sehens" — doch nicht hinauskommt. Ganz anders als Hermann Bahr stellt sich Heinrich Hart, sein ehemaliger Kampfgenosse, zum Expressionismus (Novemberheft des „Türmer", S. 165 f.). Wohl weiß auch Hart, daß die kampflustigen Jungen von ehegestern heute die konservativen Alten sind, gegen die die Expressionisten zu Felde ziehen, sowie einst sie eine altgewordene Kunst zu stürzen suchten. Wie Bahr dünkt sich auch Hart erhaben über dergleichen Kämpfe und Fehden und hält es für sinn- und zwecklos, sich die Teller, Schüsseln und Figuren gegenseitig kurz und klein zu schlagen und alle Freude an den Werken zu vergällen; die Unterschiede in den künstlerischen Bestrebungen, Stilen und Richtungen folgen ebenso natürlich aufeinander, wie etwa der Anbau von Klee dem von Getreide. Wie Bahrs ideales Sehen in der Mitte zwischen impressionistischen und expressionistischen Sehen liegt, so ist Heinrich Hart der Ansicht, es gäbe kein Kunstwerk, das nicht sowohl impressionistisch wie expressionistisch wäre, nur die Mischungen beider Elemente sei in den Kunstwerken verschieden, und nur das Mehr oder Minder trenne die Richtungen voneinander. Im übrigen steht Heinrich Hart dem Expressionismus eines Hasenclever und Kaiser, wie schon der Titel seines Aufsatzes „Vom gedichteten und gedachten Kunstwerk" verrät, wesentlich kritisch gegenüber. Die Dichtung der Gegenwart, sagt Hart, sieht „vielfach so aus, als sei sie in der Studierkammer, in einem Schulmeistergehirn erklügelt und konstruiert . . ." „Wir erdichten mehr Theorien als daß wir Dichtungen schaffen, halten es für wichtiger, daß einer als Parteiführer auftritt und eine neue Richtung erfindet, als daß er produktiv schöpferisch ein Kunstwerk darstelle." Sowohl Hasenclevers Drama „Der Retter", wie Georg Kaisers „Bürger von Calais", sind ihm geradezu Musterbegriffe eines mehr gedachten als gedichteten Kunstwerkes, „sie sind überladen mit Bemerkungen, Reden, Diskussionen, Theorien über all das, wodurch unsere Jungen heute einen vollen Umsturz, die gänzliche Erneuerung unserer Kunst und unseres Lebens herbeizuführen glauben". Bei Hasenclevers Stück wirft Hart die Frage auf, ob sich nicht all das besser in Leitartikeln, sozialen Schriften, Reden abhandeln ließe; er findet in dem Drama weder tiefe, noch neue Ideen, weder Phantasie und Erfindungskraft, noch Fortgang und Entwicklung; er sieht nur einen platonischen Dialog zwischen dem Vertreter der Gewalt und dem Pazifizisten, der zu lebhafter Anteilnahme einladet. An Kaisers Drama konstatiert Hart im wesentlichen dasselbe: seine Personen „tappen hilflos im grauen Nebelmeer schattenhafter Abstraktionen" und die allgemeinen Ideen führen sie an der Nase herum. Einen einfachen, schönen Stoff hat er solange gedreht und gewendet, bis sich ihm ein verzwicktes und schwieriges Problem ergab, das er für seine Predigt des neuen Menschen und Staates verwenden konnte, eine Predigt, die ohne den Kantschen Imperativ nicht denkbar wäre.

Digitized by Google

Auch Adolf Grabowsky nimmt im Oktoberheft der Zeitschrift „Das neue Deutschland“ in seinem Artikel „Lyrik und Stilentwicklung“, von einer Würdigung Storms ausgehend, zur Kunst des Expressionismus Stellung. „Nicht, daß ihre Gedichte Aufrufe sind, macht sie schon unlyrisch. Das Kriterium ist vielmehr die Fähigkeit des Dichters, die Tendenz ins rein Gefühlte zu erheben. Die meisten expressionistischen Gedichte bleiben Leitartikel, weil beim Dichten der Intellekt überwiegt. Sie wirken deshalb auch nur als Leitartikel oder besser gesagt, sie wirken weniger als ein guter Leitartikel.“ So urteilt Grabowsky, obwohl er den Stormschen Begriff der Lyrik, der bekanntlich mit dem Bereich des Volksliedes aufhört, für zu eng hält, obwohl er, der neueren Ansicht Rechnung tragend, auch die Gedankenlyrik zu ihrem Rechte kommen läßt. „Was uns bisher an expressionistischen Werken vorgesetzt wurde, sei es in der bildenden Kunst, sei es in der Literatur . . ., war gehirnlich überfuttertes Großstadtprodukt. Deshalb ist auch das Volk an diesen Erzeugnissen vorübergegangen, und das, obwohl der expressionistische Künstler den Standpunkt der l'art pour l'art entschieden verwirft und mit allen Fasern dem Ästhetizismus entrinnen will; aber das Ergebnis war nur ein neuer Ästhetizismus“.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt „das naive Weltbild“ als „eine Urfrage der Geschichte, der Kunst, des Kultus, der Kultur“, wie Josef Feitens nun auch selbständig erschienene Artikelserie des „Heiligen Feuers“ (Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1919, 22 S.) sich nennt, erheblich an Bedeutung. „Dem Glauben an die restlose Einheit des Kunstwerkes, der soweit ging, daß man in der Materie von außen stammenden Vorstellungen ganz entsagen zu können und das Gesetz der einheitlichen Beziehungen selbst darstellen zu sollen meinte wie in der Musik“ setzt Feiten die dualistische Anlage des naiven Weltbildes entgegen, das eine Erde und einen Himmel, ein Unten und Oben, ein Fallen und Steigen, ein Dunkel und Hell, ein Tief und Hoch kennt. Der Dualismus des naiven Weltbildes ist dem Monismus des Expressionismus entgegen zu stellen; das naive Weltbild mag astronomisch und philosophisch unzulänglich sein — solange wir sinnlich-geistige Wesen sind, gehört das naive Weltbild zur Großtat der Schöpfung und ist geradezu das Gesetz der Kultur. In dem naiven Weltbild „liegt beschlossen Sinnenfreudigkeit und Kindschaft“, aus ihm erhalten die Künste erst volles Verständnis. „Ist ein Kunstwerk nicht in die Geschlossenheit des naiven Weltbildes eingegangen, so fehlt ihm die Vollendung geistiger Wahrheit in bildlicher Ganzheit.“ Daher bleibt der Expressionismus unzulänglich, wenn er nicht das naive Weltbild in sich auswirkt. Daran, daß die katholische Kirche, deren Symbol das Kreuz, ausschließlich aus den zwei Weltbildlinien gebildet ist, in ihrem Kultus das naive Weltbild immer hochhielt, knüpft Feiten viele

Digitized by Google

Hoffnungen. In dieser Erwartung berührt er sich mit Christoph Flaskamp, dessen Programm noch immer das regste Interesse der katholischen Kreise wach hält. Seitdem er es in seinen beiden Romantikbüchlein das erstemal formuliert hat, wird er nicht müde, immer wieder neue Formulierungen zu geben und immer wieder neue Gebiete seiner Gedankenwelt einzuverleiben. Sein Artikel „Zur Lage der Zeit" im Oktoberheft des „Heiligen Feuers" arbeitet besonders stark seine polemische Stellung zum Liberalismus heraus, „der sich Weltanschauung nennt, aber nichts anders ist als die vorlaute Gleichsetzung eines sehr äußerlichen, unvollständigen, ganz einseitigen, falschen, objektiv und häufig genug auch subjektiv unehrlichen, sophistischen Lebensanblickes", der aber trotzdem auch in die kirchlichen Kreise eindrang, und zwar so nachhaltig, daß die meisten Christen gar nicht mehr den Zustand, daß sie in liberalen Gedankenformen denken, als unwürdig empfinden. Es wäre falsch, wenn sich die Katholiken auf den Gebieten der Literatur und Kultur in eine beschauliche Ecke zurückzögen und jede Berührung mit dem Zeitcharakter vermieden, weil dann ihre Kunst weder die Welt noch sie selbst bewegen könnte. Aber ebensofalsch wäre es, bei einer innerlichen Auseinandersetzung mit den kulturellen und künstlerischen Leistungen und Bestrebungen der Gegenwart, eine zu geringe Widerstandskraft gegen die Einflüsse der liberalen Kultur zu entwickeln. Erst dem jüngeren Geschlecht sei „die Vertrautheit mit dem Stoff- und Zeitcharakter eine erlebte Selbstverständlichkeit", erst dieses sei gründlich im katholischen Bewußtsein verankert* und so strebe es nach der „Erneuerung des Glaubens und des kulturellen Bewußtseins aus dem Grundsächlichen und Grundsätzlichen und aus der Lehrschule der christlichen Formüberlieferung". Wie das neue Reich der Kunst auf katholischem Boden aufzubauen sei, erörtert Flaskamp in der Dezembernummer des „Literarischen Handweisers". Anknüpfend an das Buch von Konrad Weiß „Zum geschichtlichen Gethsemane" meint er: „Wir vermeinen noch immer mit der rechten Hand unseren Glauben wahren zu können, indes die Linke sich ihren Anteil am Reiche dieser Welt sichert, katholisch und liberal, im Glauben dies, im Leben jenes sein zu können?! Es gilt auch in der Kunst, das Reich Gottes, die übernatürliche Form sich nicht nur abstrakt zu vergegenwärtigen, sondern im gegenwärtigen Leben wahr zu machen"; eine solche Kunst wird nach Flaskamp nicht nach ästhetischen Schönheitsnormen schaffen, sondern ihre Schönheit liegt in dem individuellen Kampf um die Form, der auch die geschichtlichen Zusammenhänge nicht verleugnen kann, sondern durch den Leidensweg, das Gethsemane der Geschichte der Kunst wird hindurchgehen müssen.

* Diese Behauptung ist wohl nur mit starken Einschränkungen entgegenzunehmen. Die Redaktion.

Digitized by Google

Wandelt Flaskamp durchaus in den Bahnen der Romantik, wie schon sein an den Alterswerken Friedrich Schlegels gebildeter Stil verrät, so ist ihm neuerdings in Hermann Hefele ein künstlerischer Antipode erstanden (Der Katholizismus in Deutschland. Otto Reichl, Verlag Darmstadt, 1919, 59 S.). Nicht die Romantik, sondern der Klassizismus bestimmt sein Programm. Identifiziert Flaskamp Klassizismus und Liberalismus, so leitet Hefele den Liberalismus, den er ebenso bekämpft wie Flaskamp, aus der Wurzel der Romantik ab. Die Romantik gilt ihm als eine bloße Steigerung des gothischen und mystischen Weltgefühls, als Auflösung ins Subjektive, ins Gefühlsmäßige, als vorwiegend protestantische Bewegung, die dem römischen Wesen, das den Begriff der Form hochhält, nur einen Platz unter vielen andern, aber keine Vorherrschaft einräumt. Die moderne Kultur betrachtet Hefele als einen säkularisierten Protestantismus, er will daher von einer „bloßen" Übertragung liberaler Formen, Wertstäbe und Methoden auf katholische Lebens- und Kunstformen ebensowenig wie Flaskamp etwas wissen. Gegenüber allem romantischen Gefühl sieht Hefele nur in der Wiederannäherung an die objektive und formbestimmte Art Roms das Heil für alle Kultur, in der Wiederanknüpfung an die klare, geistdurchleuchtete Formung in Sprache und Aufbau die Zukunft der Literatur und Kunst. Ein Wiederaufleben dieses Geistes fand im deutschen Klassizismus statt und das, nicht sein Humanitätsideal, betrachtet er als das Wesentliche dieser Kunstrichtung, die heute nur vom katholischen Weltgefühl aus wieder-belebt werden könnte, weil nur im katholischen Volksteil die Zusammenhänge mit der kristallenen Klarheit und formgewählten Sicherheit lateinischen Wesens noch gewahrt seien. In der Tat hat die Objektivität und Formbestimmtheit der klassischen Kunst reiche Verwandtschaft und Beziehung zum Geist der Kirche, ihrer Dogmen und ihres Kultus, deren unverrückbaren und unerbitterlichen Ewigkeitswillen Hefele mit Recht bewundert; aber neben der Scholastik hat in der Kirche allzeit die Mystik ihr Plätzchen gehabt und die Romantik hat um die Wiederentdeckung eines religiösen Inhalts und religiöser und national-konservativer Stoffe und Kunstformen kein geringes Verdienst. Daran allein aber knüpft die neuromantische Bewegung an. Hefele geht wie Max Fischer im „Literarischen Echo" (307 f) jüngst andeutete, in seiner Identifizierung von katholisch und konservativ zu weit. Gewiß ist der Katholizismus konservativ, wenn man ihn nämlich den negativen christusfeindlichen Tendenzen der Zeit gegenüberhält. Aber im allgemeinen ist das Christentum weder konservativ noch fortschrittlich, sondern eben christlich und das bedeutet in mancher Hinsicht und manchen Zeittendenzen gegenüber konservativ, wo nämlich die Zeit von dem Christentume, beziehungsweise den bestehenden christlichen Formen des Kulturlebens abweichen will; fortschrittlich jedoch, wo moderne Zeittendenzen bestehen, die in der Herrschaft befindliche un-

Digitized by Google

christliche Kulturformen beseitigen wollen. Übrigens hat Hefele sein Literaturprogramm in seinem Buche „Der Geist der Form" (E. Diederichs, Jena 1919) viel klarer und umfassender entwickelt und es wird sich daher empfehlen sich mehr mit den Grundanschauungen dieser bedeutenden Schrift auseinanderzusetzen als mit gelegentlichen Äußerungen, die nur die Folge und die Anwendung der dort glänzend entwickelten Ansichten sind.

Sind Flaskamps und Hefeles programmatische Arbeiten trotz aller polemischen Stellungnahme gegen die Einflüsse des Liberalismus mehr positiv gehalten, so ist der im letzten Summaheft veröffentlichte Artikel Franz Bleis „Die Krise der Kirche" mehr kritisch und negativ. In der Hauptsache beschäftigt sich dieser, die Kirche als Kulturform behandelnde Artikel mit dem Verhältnis von Kirche und Staat, in seinem letzten Teile gewinnt er aber namentlich mit seinem Tadel der Mediokrität der kulturellen Bestrebungen der heutigen Kirche, darunter auch der künstlerischen und literarischen, eine breitere, aber nicht originelle Grundlage. Daß Bleis Auseinandersetzung mit der kirchlichen Kultur, die trotz alles Betonens urchristlicher Motive fast ausschließlich kritisch gehalten ist, noch keinen endgültigen Abschluß gefunden hat, zeigt sein offener Brief an Philipp Funk im dritten Hefte der Halbmonatsschrift „Die Rettung", welche die Summa fortsetzt. Funk hatte bekanntlich im Februarheft 1919 des „Hochland" in einem schönen Essay die Persönlichkeit Bleis umrissen und an seinem Verhältnis zum Katholizismus seine allzu aristokratische Haltung getadelt, die den Armeleutgeruch der Kirche nicht ausstehen könne und mit einer demutsvollen Hingabe an die Objektivität der Kirche nicht in Einklang stehe. Der Aufsatz Bleis „Die Krise der Kirche" lag Funk noch nicht vor, er wäre aber ebenso wie das apokryphe Apolloniusevangelium, das Blei im Geiste der negativen Bibelkritik dichtete (zunächst veröffentlicht im Wiener „Daimon"), der beste Beweis für die richtige Beobachtung Funks gewesen. Aber auch der offene Brief Bleis offenbart schon in den ersten Sätzen einen alle Mediokrität verachtenden exklusiven Solipsismus. Zwar spricht er demütig von seinen bescheidenen Versuchen, die mit wirklich Bedeutendem nicht zu verwechseln seien, aber der Ton seiner Rechtfertigung, das Ethos seines Artikels atmet wenig Gemeinschaftsgeist. Schließlich tadelt er auch die Dogmatik und Moral der Kirche, die ihm zu wenig dem Urchristentum entsprechen. Diese mehr skeptische als gläubige Stellung zum Katholizismus ist gerade das, was Hefele und Flaskamp bekämpfen; sie macht es begreiflich, daß Blei auch der katholischen Literatur nur tadelnd gegenübersteht und statt an der positiven katholischen Literaturpflege teilzunehmen seine ganze ausgezeichnete Einfühlungsgabe zur Nachdichtung eines apokryphen Evangeliums im Geiste der negativen Bibelkritik verwendet.

Digitized by Google

Freilich; es ist das Schicksal der katholischen Literatur „von der modernen Kritik, die ihre Voraussetzungen aus einer ganz monistischen Weltanschauung nimmt, nicht in ihrem Eigenwert erkannt, ja geschmäht und verleumdet zu werden" sagt Max Fischer in seinem ersten „katholischen Brief", den er im zweiten Novemberheft des „Literarischen Echos" veröffentlichte. Die Berechtigung einer katholischen Literaturbetrachtung steht ihm durchaus fest. Der Katholizismus ist im geistigen Leben Europas eine Welt für sich; „außerhalb des Katholizismus herrscht der unbewußte Glaube, daß der Mensch in sich das Maß aller Dinge trage; innerhalb der katholischen Mauern lebt die Gewißheit von des Menschen kreatürlicher Abhängigkeit. Draußen wogt eine naturalistische Betrachtungsart der Dinge; die Kirche bewahrt die geheimnisvolle Runensprache der Symbole. Der katholische Schriftsteller lebt und wird genährt von dem traditionellen Geistesleben seiner Kirche; aus seinem Werk spricht nicht nur eine individuelle freie Persönlichkeit, es lebt in ihm der Geist zweitausendjährigen Christentums, deshalb ist das Problem der katholischen Literatur nicht eine konfessionelle Angelegenheit, sondern eine Entscheidungsfrage der kommenden Kultur- und Literaturentwicklung". Im Sinne einer solchen Auffassung, als „Chronik symptomatischer Ereignisse im Anbeginn einer Zeit der Geisteswende", schreibt Max Fischer seine katholischen Literaturbriefe, deren erster sich mit M. Herbert, Knies, Fischer und Sorge beschäftigt.

Max Fischers katholische Literaturbriefe sind an sich schon ein Zeichen neuaufkeimenden Lebens in der katholischen Literaturbewegung. Mehr noch aber das Märtyrerdrama Ilse von Stachs, mit dem sich ein prächtiger Aufsatz J. Sprenglers im Oktoberheft des „Hochland" unter dem Titel „Tragödie und Christentum" beschäftigt. Sprengler zeigt die Fruchtbarkeit des Gnadenbegriffes als dramatisches Gestaltungsprinzip, er zeigt, wie Schicksal und Gnade in Stachs Drama eine Synthese eingehen. Was Max Fischer in einem früheren Aufsatz über Tragödie und Christentum (Lit. Echo 1919, Sp. 474 ff) erhofft hatte, das Neuaufblühen der dramatischen Dichtung durch den christlichen Geist, weil der konfliktlose Relativismus der modernen Weltanschauung (wie Paul Ernst schon in den neunziger Jahren sagte) zerstörend wirke, erscheint in diesem Werke erfüllt. Die Kunst Ilse von Stachs hat besonders eindrucksvoll Hermann Bahr im „Neuen Wiener Journal" (vergleiche „Das Neue Reich" vom 21. Dezember 1919) gerühmt. Er sieht in Ilse Stachs Drama das hohe Kunstwerk, das er als Burgtheaterdirektor vergebens suchte und das er weder in Wildgans' Dies irae, noch in Beer-Hofmanns Jaákobs Traum, noch in Calderons standhaftem Prinzen gefunden hatte; denn er suchte ein katholisches Stück aus der Nähe, von deutschem Geiste und deutscher Form. „Und jetzt, lieber Heine, muß ich mich sehr zusammennehmen, um Sie nicht hymnisch anzutrudeln, was unter uns Auguren wenig Sinn und

Digitized by Google

noch weniger Wirkung hat, aber lesen, Heine, lesen müssen Sie es, dann spielen Sie es ja gleich. Denn das Allerseltenste wird hier Ereignis, hier ist in einem hohen Dichter ein gewaltiger Theatermensch gesellt und wie nur bei einem geborenen Dramatiker schlägt in dieser Dichtung das Herz der Schauspielkunst! Es schlägt so stark, daß Heiden und Juden und Türken und Spötter und Leugner, ich möchte wetten, überhören werden, wie fromm es schlägt! Also könnten Sie es doch ruhig wagen, lieber Freund!"

Robert Grosche hat in der Silvesternummer der „Kölnischen Volkszeitung" ausgeführt, wie die neueste katholische Literatur bei Handel-Mazzetti, Federer und Dörfler und einigen anderen von der Sehnsucht nach dem Heiligen beherrscht werde. Es ist dies nichts anderes als der literarische Niederschlag unseres religiösen Lebens. Daß diese Sehnsucht nach dem Heiligen in gar manchem katholischen Schriftstellerleben Fleisch geworden ist, daran erinnert das Feuilleton von Hans Brečka in der „Reichspost" vom 11. Jänner 1920, das der katholischen Dichterin und Klosterfrau M. von Greiffenstein gewidmet ist, die zu Weihnachten des vergangenen Jahres in Wien verschied. Die Dichtungen Greiffensteins (die Novelle „Die Reiterin an der Römerstraße", das epische Gedicht „Jeanne d'Arcs Maientage", die Gedichtbände „Weiße Narzissen" und „Ganz schön bist du") sind unter den literaturbeflissenen Katholiken bekannt; was aber nicht bekannt ist, mag als ein ragendes Denkmal hohen Sinnes diese Übersicht beschließen:

„Fünfundzwanzig Jahre lang war Schwester Mechthild von einem unheilbaren Leiden an das Bett gefesselt. Fast ihr halbes Leben lang lag sie, eine hoffnungslose Sieche, in der Zelle des Döblinger Klosters. An warmen Sommertagen wurde sie manchmal auf den Balkon hinausgetragen, sah eine Weile in die Wipfel der Bäume des Klostergartens und kehrte beglückt in ihre Zelle zurück, dem lieben Gott dankend für die Gnade, die Bläue des Himmels und das Grün junger Blätter gesehen und die Wärme des Sonnenstrahles auf ihren weißen Händen gefühlt zu haben. Niemals, niemals in den fünfundzwanzig langen Jahren hat irgend jemand ein einziges Wort der Klage über ihr Geschick aus ihrem Munde vernommen, niemals auch nur den leisesten Seufzer. Man reicht ihr ein erst unlängst aus dem Ei gekrochenes Hühnchen ins Bett und sie streichelt entzückt den gelben, weichen Flaum. Man führt ein kleines Lämmchen in ihre Zelle und ihre Hand spielt mit der feinen, weißen Wolle. Klosterzöglinge, die im Herbst rotwangig aus den Ferien heimkehren, bringen der geliebten Schwester Mechthild allemal einen mächtigen Blumenstrauß und sie versenkt, die Augen voller Tränen, ihr Antlitz darein und küßt jede einzelne Blume. O, es gibt Glückseligkeiten genug für Eine, die von der törichten Welt zu den Unglücklichen gezählt wird. Da ist das Glück des Wohltuns, des Beglückens. Das genoß Schwester Mechthild Tag um Tag. Niemand

Digitized by Google

verließ unbeschenkt ihre Zelle. Selber längst arm geworden durch nimmermüdes Schenken, bettelte sie, um nur wieder und immer wieder schenken zu können. Eine Mitschwester bewundert einen guten Bleistift, den Mechthild eben benützt und sie ruht nicht, bis sie der Schwester diesen Bleistift hat schenken dürfen. Und wer keiner anderen Gabe bedarf, dem gibt sie ein liebes Wort, einen Trost, ein fröhliches Lachen. Sie sendet von ihrem Krankenlager aus mühsam und unter körperlichen Beschwerden geschriebene Briefe in die weite Welt, an Freunde und einstige Zöglinge, Briefe, die voll Liebe und Güte und Weisheit und Heiterkeit sind. Einst, vor einem Menschenalter, als sie noch die kleine Komtesse Schaffgotsch war, schenkte ihr der Vater einmal ein Goldstück. Als Bettler verkleidet, bat er sie noch am selben Tage um ein Almosen. Und sie legte ihm, strahlend vor Glück, das Goldstück in die Hand. An diesem Abend mag der Graf Schaffgotsch auf Knien gelegen sein und Gott gedankt haben. In den letzten kalten Wochen war ihre Krankenzelle fast der einzige wohldurchwärmte Raum des Klosters, das mit allen Nöten dieser Zeit schwer genug zu ringen hat. Dies erfüllte sie mit Trauer und Unruhe und sie konnte ihres warmen Ofens erst wieder einigermaßen froh werden, als ihrer drängenden Bitte folgend, den ganzen Tag lang Gäste kamen, um sich in ihrer Stube zu wärmen. — O, es gibt die Glückseligkeit schöner Bücher. Sie stehen im Wandschrank, Band an Band gereiht, ewige Schätze, treueste Freunde, immer zur Hand: Brentano, der ‚Dreizehnlinden'-Sänger Weber, Dante. Das waren die Lieblingsdichter der kranken Schwester Mechthild. Noch am selben Tage ihres Hinscheidens wandelte sie, erschüttert und begeistert, mit Dante und Beatrice im ‚Paradiese', vielleicht schon in süßer Ahnung, daß sie selber wenige Stunden später im Paradiese sein werde.

Und es gibt das Glück der eigenen Dichtergabe. Das hat die Schwester Mechthild von früh auf genossen und gepflegt, nicht um Ruhmes und nicht um Goldes willen, immer nur ad majorem Dei gloriam, immer nur zur Freude gläubiger Leser, immer nur zur stillen Beglückung des eigenen Herzens."

Und wenn die letzten Verse dieser Dichterin lauten: „Dann wirst du viel begreifen und sagen: Gott sei Dank — für jeden Wermutstropfen — in deinem Abendtrank", dann glauben wir so recht wieder an den Satz, „daß es größer und schöner ist, unser Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten, als die erhabenste Dichtung zu Papier zu bringen."

Digitized by Google

Enrica von Handel-Mazzettis neuer Roman „Der deutsche Held“.*

Sieben Jahre sind es, seit Handel-Mazzetti mit ihrer „Stephana Schwertner“ uns ihre letzte große Arbeit vorlegte. In der Zwischenzeit gab sie die drei Bändchen „Ritas Briefe“ als eine Art Abschluß des Wiener Romanes „Brüderlein und Schwesterlein“, kleinere Arbeiten wie den „Blumenteufel“, „Ilko Smutniak“, die Schilderungen „Unter dem österreichischen Roten Kreuz“ heraus, die alle, besonders das Büchlein zu Ehren des slawischen Kriegshelden, als Vorstudien zum „Deutschen Helden“ angesehen werden dürfen.

Der, rein stofflich gesehen, knappe, fast leidenschaftlich aufs seelische Thema eingeengte Inhalt ihres neuen Romans läßt sich mit einigen Strichen skizzieren. Er spielt kurze Zeit nach Napoleons Tod, als Österreich nach den Siegen von Aspern am Aufbau einer neuen Zukunft, die sich von der bisherigen Vorherrschaft alles Militärs freimachen sollte, arbeitete. Die Bürger waren die kecke, selbstüberhebende Arroganz der Soldaten satt; ihre berechtigten Klagen gegen den militärischen Übermut, gegen unerhörte soldatische Übergriffe hatten zwischen ihnen und den Militärkreisen ein sehr gespanntes Verhältnis bedingt. Erzherzog Karl bemüht sich, diese Gegensätze auszugleichen, sichere Ordnung und Zucht in seinen Truppen auch in den Zeiten des Friedens zu halten.

Einer seiner wackersten Ulanenoffiziere, der ihm als Meldereiter einen der entscheidensten Dienste getan hatte, war, als er für seinen Sohn um einen Freiplatz in der militärischen theresianischen Akademie angesucht hatte, abgewiesen worden; man zog ihm einen bürgerlichen Lieferanten, der sich im Kriege um die militärischen Lieferungen verdient gemacht hatte, vor. Tessenbergs selbstherrlicher Soldatenstolz, tief verletzt und gekränkt, fordert in kecker Rede ein seinen Stolz noch tiefer aufreizendes Wort heraus, verliert seine letzte Haltung und knallt den harmlosen Bürger Wiens nieder. Tessenberg hält sich im Recht und ist verstockt gegen alle Vorstellungen und Einwände. Sein wunderzartes Weib weint sich die Augen blind, bittet und beschwört den und jenen, von dem sie Begnadigung erhofft, alles aber vergebens. Sie wirft sich mit ihren beiden Kindern Erzherzog Karl zu Füßen; aber auch er kann nicht begnadigen. Er weiß, daß die Bürger Wiens nur dann, wenn Tessenberg hingerichtet wird, glauben, daß er den Übermut des Militärs brechen und gerechte Zucht sichern will.

Tessenbergs selbstherrlicher Trotz verhärtet sich gegen jeden Versuch, ihn von seinem Unrecht zu überzeugen; mit roher, unüberlegter Hand weist er Frau und Kind von sich. Und als er die strafende Kugel sicher weiß, bäumt sich sein verwegener Eigensinn gegen Gott auf, weist er jedes priesterliche Wort mit höhnender Kälte zurück.

Bis ihn Erzherzog Karl im Strafhaus besucht; seiner entschlossenen, in innerem Reichtum geklärten Güte gelingt der größte Sieg. Er ringt den Trotz Tessenbergs nieder, der nun in sich selbst verleugnender Einsicht seine schwere Schuld erkennt und mit heroischer Größe die Sühne der irdischen Gerechtigkeit, alles Entehrende, die Kugel der Exekution, auf sich nimmt.

Diese mit fliegender Eile gepeitschte Handlung weniger Tage, die sich wie atemraubende Stunden verkürzen, reißt die Qual großer, im Leiden fast ins Übermenschliche gefolterter Herzen auf: Tessenberg, seine rührende Sophie, die wie ein blutender Heiligenschein das trotzige Reckenbild um-

* J. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München. Mk. 7.50, gebunden Mk. 9.—.

Digitized by Google

zittert, den herrlichen kleinen Jungen, der seinen Vater abgöttisch liebt und Erzherzog Karl, der um und mit seinem Helden marternden Schmerz erduldet.

Man leidet dieses Meer von Qualen umso tiefer, als die Dichterin die Gründe, warum eine Begnadigung Tessenbergs unmöglich ist, mit einer Lebendigkeit darstellt, die das zwingende Muß selbst als eine Marter fühlen läßt. Das Buch wühlt auf und jagt die Ruhe der Nächte fort. Bald stöhnt man mit der holden Mutter auf, bald rüttelt einen der wehwunde Recken trotz, bald quält das schreckliche Bangen des unsagbar lieben Buben, bald wieder lastet die Ewigkeitswucht der Verantwortung auf einem nieder, mit der Karl innerlich ringen muß. Man begreift, daß die Dichterin durch Wochen nur mit diesen Menschen lebte und litt, um ihren Weg bis ins Letzte mitgehen und gestalten zu können. Diese fast quälerische Unerbittlichkeit, das unerhörte Leid dieser aller, durch den tollen Übermut des einen getroffenen Menschen, mit einer Farbe und Intensität darzustellen, deren brennende Glut das gurgelnde Weh herausschreit, fordert eine unerhörte, ganz eigenartige Erlebnis- und Darstellungskraft. Sie kann künstlerisch zur Gefahr werden; sie kann Grenzen sprengen, die unserer Fähigkeit, nachzuerleben, von Natur aus gesetzt sind; sie kann andererseits sich so ins Seelische des Leidens und damit ins Verbluten des Einzelnen verlieren, daß unwillkürlich trotz der äußeren Geschlossenheit der Handlung, des Themas, jener verwachsende Zusammenhang sich lockert, der das Hinauswachsen ins Überirdische, ins Übermenschliche sonst verhindern würde. Handel-Mazzettis Gestalten wuchten gerne in diese unerhörte Größe auf, die alles Körperliche vergessen lassen, deren Leib fast ekstatisch leuchtet, die fast in all ihrem Leid rein menschlich verbluten. Die deutsche Literatur kennt wohl wenige Künstler dieser Eigenart, die (für mein Gefühl) einer ausgesprochen männlichen Kraft verschlossen bleibt.

Handel-Mazzetti hat sich hierin im „Deutschen Helden" fast noch übertroffen. Unwillkürlich denkt man an den zweiten Teil von „Meinrad Helmpergers denkwürdigem Jahr". Und es scheint mir kein Zufall, daß der schreckliche, das Herz beklemmende Schluß des „Deutschen Helden" ebenso wie der Schluß des „Meinrad" von der Dichterin im Zimmer einer Sterbenden geschrieben wurde. Als Handel-Mazzetti ihren ersten Roman abschloß, stand sie am Sterbebett ihrer Mutter und als sie die letzten Stunden ihres „Deutschen Helden" schrieb (das Wort ist viel zu schwach, um von ihrem eigentlichen Schaffen eine Vorstellung zu wecken), starb bei ihr ihre gütige Tante, die seit Jahren wie eine Mutter um sie gesorgt hatte.

Man wird selten ein Werk finden, in dem Charaktere solch reichen Innenlebens mit solcher Einfühlungskraft, solcher Innigkeit, solcher Zartheit lebendig werden. Was ist dieser Tessenberg in all seiner Bildungshalbheit, in all seiner Unkultur des Herzens, in all seiner soldatischen Selbstüberhebung und engen Blickeinstellung doch für ein naturstarker, reiner, prächtiger Kerl. Und neben ihm dieses Wunder weiblicher Selbstaufopferung, weiblichen Glaubens, weiblicher Hingabe; diese Sophie lebt „in der Einfalt einer Taube" eine menschliche Größe, die selbst in Zeiten, wie den unseren, nur der Glaube aufwecken kann. Welch ein herzgewinnendes Kinderpaar schmiegt sich an diese beiden Eltern an; das in klösterlicher Bedächtigkeit, jugendlicher Altklugheit, süßer Frömmigkeit gesittete Mariandel, neben dem stürmischen Jungen, der alles haßt, was sein Vater haßt und alles mit seinem Herzblut verteidigen möchte, wofür sein Vater das Leben lassen wollte. Dieser ganz schon auf sich gestellte, kluge Willi, der schon als Kind fast reif fürs Leben zu sein scheint, der nicht schwankt und tastet, sondern innerlich so reich und lebendig ist, so zielsicher fühlt, daß er in jeder Lage selbst seinen Weg findet. Diese fast schon männliche Reife paart sich mit einer innigen, warmen Kindlichkeit zu einer rührend wunderbaren Einheit.

Digitized by Google

Und als Mittelpunkt, düster wie das Geschick, das er in seinen Händen hält, und dessen gerechten Lauf er nicht hemmen kann, die wuchtige Gestalt des Erzherzogs Karl; ein weicher, geistiger Mensch, der scharf in die Seelen sieht und fein den Schlag der Herzen nachfühlt; einer, der hinter die Masken des Hoflebens schaut, sich nicht betören läßt; dem die ungeheure Verantwortung über das Leben von Tausenden und über das Leben des Einen, der das seine so kühn für ihn gewagt hatte, die Ruhe von Tagen und Nächten stiehlt; einer, der sich selbst opfern kann, der sich und sein Werk nur im Ratschluß Gottes verbunden weiß; einer, dem ein ganz lebendiges religiöses Leben Verklärung um sein Tun und Wirken zaubert; ein reiner, großer, gerechter, frommer und selbstloser Mensch — ein „deutscher Held".

Daß ihn die Dichterin wie ein Idealbild uns gerade in diesem Jammer der Enttäuschungen vor die Seele formte, dürfen wir ihr danken. Ihr „deutscher Held" weckt Erinnerungen an eine große Vergangenheit unseres heute beschämend kleinen deutschen Volkes und pflanzt Hoffnungen in unser wundes Herz.

Vielen wird sich die Frage einschieben, ob denn das Bild des Erzherzogs Karl, wie es Handel-Mazzetti in ihrem „Deutschen Helden" entwarf, der Geschichte entspricht. Die eine und andere kritische Bemerkung zu dem neuen Roman der Dichterin sprach auch schon Zweifel an der Richtigkeit dieses Erzherzogs Karl aus. Die meisten kennen offenbar nur seine militärischen Schriften und lasen noch nie in seinen geistlichen Aufzeichnungen; in seinen Betrachtungen auf jeden Sonntag des Jahres, in seinen Betrachtungen über den Tod, in seinen vielfach auch religiösen Aphorismen. Wer sich die lohnende Mühe nimmt, etwas in die sechs Bände seiner ausgewählten Schriften zu sehen, die bei W. Braumüller in Wien, 1893, erschienen, wird von ihm ein Bild sehen, das dem Handel-Mazzettis ganz entspricht. Er wird die Betrachtung über den Tod zum Beispiel, die Karl dem Tessenberg schickt, in ähnlichen Aufzeichnungen des Erzherzogs aus dem Jahre 1827 wieder erkennen; jedenfalls wird er bald finden, daß der ganze tief religiöse, ernste, fast möchte man sagen apostolische Geist Karls, wie ihn Handel-Mazzetti in ihrem „Deutschen Helden" lebendig werden läßt, ebenso historisch echt ist, wie der Mathias ihrer „Stephana Schwertner" geschichtlich wahr ist.

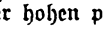
Auch dieses eminente Werk Handel-Mazzettis ist in seinen Gestalten, in der Fassung und Formulierung des Themas, in seiner zeitgeschichtlichen Einbettung bis ins kleinste Detail innerlich und geschichtlich wahr. Auch diesmal hat die begnadete Dichterin Monate geopfert, um in Schriften, Archivdokumenten, in Bildern, Briefen und ähnlichem Material genaueste Studien zu machen. Um nur einige kleine Belege hiefür anzuführen: die Gestalt des Picot de Peccaduc, den Handel-Mazzettis Großvater noch persönlich kannte; das Festgedicht der Mizzi von Paulich, das ganz in stilistischer Anlehnung an den damals beliebten Festdichter Ebersberg geschaffen wurde usw.

Die Gestalt des Tessenberg und sein Geschick sind eine freie Erfindung der Dichterin; ihre Physiognomie ist natürlich ganz historisch; um nur das Eine anzuführen: die unerträgliche Überhebung des damaligen Militärs ist geschichtlich überliefert. Die Geschichte Tessenbergs lehnt sich an eine Überlieferung an, die Handel-Mazzetti in der von Stadtarchivar Dr. von Reinöhl verfaßten Geschichte der Gemeinde Weikersdorf fand. Nach ihr hat der pensionierte Hauptmann Franz Reindl wiederholt verschiedene Stellen durch Eingaben um ein höheres Gelddarlehen belästigt. Er hatte auch den Kronprinzen Ferdinand um 3000 Gulden gebeten, um seine Schulden bezahlen zu können; Ferdinand hatte ihm aber nur 1000 Gulden geschenkt. Aus Verbitterung verübte Reindl an Ferdinand im August 1832 in der Berg-

Digitized by Google

gasse in Baden bei Wien ein Revolverattentat, das aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Kaiser Franz wollte den Reindl nicht begnadigen. Erzherzog Ferdinand gelang es aber, durchzusetzen, daß ihm die Todesstrafe nachgesehen wurde; er veranlaßte später sogar, daß sein Sohn in die Neustädter Akademie aufgenommen wurde.

Handel-Mazzettis „Deutscher Held" klingt dort und da an Fragen und Nöten an, die unsere Gegenwart, die in noch viel schwererer Art an den Folgen eines noch viel furchtbareren Krieges leiden muß, auch bewegen. Das Werk wird uns daher nur umso näher kommen; sein ethischer, religiöser Ernst und Wille werden deshalb noch tiefer wirken. Der „Deutsche Held" kann und sollte eine edle Sendung an unserer Zeit erfüllen. Wir glauben, sagen zu dürfen, daß dies ganz im Sinne der Dichterin wäre, die in ihrer Kunst immer die Erfüllung einer hohen priesterlichen Sendung sah. —dt.



Von neuen Büchern.

Lyrische Dichtung.

Ferdinand Mayer, Ahnung und Erfüllung. Verse. Neuer akademischer Verlag, Leipzig-Wien. 65 S. Mk. 4.—.

Ferdinand Mayer setzt in seinem neuen Gedichtbuch „Ahnung und Erfüllung" den Weg fort, den er mit seinem Gedichtbande „Wenn die Stunde spricht..." (1916) eingeschlagen hatte. Bereits damals war die zwiespältige Anlage des Dichters zu erkennen, der manchmal in den Tönen volkstümlicher Kunst, weitaus öfter aber in der Art Georges und Rilkes seine Empfindungen zum Ausdruck brachte. Und so begegnet man auch in dem neuen Gedichtbüchlein ein paar an den Volkston sich anlehnende Töne (5, 26, 33), aber das geschieht sozusagen nur, wenn der Dichter sich vergißt und ganz unbelauscht glaubt. Denn obwohl ihm in dieser Art das beste Gedicht „Noch hängt im holden Tal" gelingt, geht seine Sehnsucht doch nicht nach dem gefundenen, sondern nach dem gesuchten Stil; getreu im Geiste der Schule Georges bemüht er sich Stoffe zu wählen, die noch niemand gewählt hat, und so hat er für einen Pfuhl, einen Pfad, eine Schlucht, einen Kelch, eine Orgel, eine Muschel, eine Wage ein Auge. Und wie er die Gegenstände einer ganz individuellen Auslese unterzieht, so sind auch seine Gefühle und Stimmungen von einer subtilen Subjektivität, die einer allgemeineren und innigeren Anteilnahme sich kaum zugänglich erweisen. Formell gibt sich Mayer in dem neuen Bändchen noch kapriziöser als früher. Seine Gedichte sind voll gehäufter Lautmalerei und seine Sprache verwendet fast lauter ungewohnte Worte und selbstgebildete Wortgefüge und Bilder; aber während er, um originell zu sein, alles Oftgesagte von seiner Tür weist, kommt die Wiederholung doch durch eine andere Tür wieder in sein Gehäuse: er kommt von gewissen Lieblingsworten und Lieblingsvorstellungen nicht los und gebraucht Worte wie Glanz, Kranz, Klang, Licht, Grat fast in jedem Gedichte. Überhaupt hat seine Sprache für Worte mit kl, gl, st, sp, gr, kr, schl, bl usw. eine ausgesprochene Vorliebe; dadurch und durch die Lautmalerei erhält sie jene lastende Schwere, die die erlesenen, seltenen Wortgefüge wirksam in ihrem Streben unterstützt, das Inhaltliche und Kernhafte mehr zu verbergen als zu offenbaren. Nicht mit dem leichten Stift, sondern mit dem schweren Meißel, nicht mit der Malerei, sondern mit der Plastik ist Mayers Kunst zu vergleichen. Aber

Digitized by Google

die Plastik ist von Haus aus eine epische Kunst, das heißt, sie kann nur mit gegebenen, bekannten Vorstellungsmassen arbeiten. Es würde mich daher nicht wundern, wenn Mayers Wortgepränge allmählich zur epischen Beschreibung und Erzählung gegebener Stoffe übergehen würde, die auch eine allgemeinere Anteilnahme zuließen. Oskar Katann.

Lulu von Strauß und Torney, Reif steht die Saat. Neue Balladen. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1919. 107 S. Mk. 8.50.

Mit Börries-Münchhausen und Agnes Miegel gehört Lulu Strauß-Torney zu den bedeutendsten Balladendichtern der Gegenwart. Sie erneuert die Gattung, die sich unter den Händen zahlreicher Balladendichter und dem Wirrwarr der Kritik fast verflüchtigt hat, dadurch, daß sie das Wesen, das Kernhafte der Ballade außerordentlich glücklich trifft. Und das liegt nicht darin, wie man auch gemeint hat, daß eine sangbare Strophe, womöglich volkstümlichen Charakters gewählt wird. Kaum eine oder die andere solche Strophe begegnet uns hier, es sei denn, daß man häufiger angewendete vierhebige Zweizeiler als Strophen betrachtet, die nach Vertonung schreien, oder das gelegentliche Einschalten lyrischer Teile als schlagend ansieht oder daß man das Wort „sangbar" so ausdehnt, daß es schließlich alles, was vertont werden kann, bezeichnet. Strauß-Torney liebt vielmehr schwertönige, träge und breit sich dahinschleppende Verse; die prächtigsten Stücke des Bandes „Elena Laskaris", „Das Ave Maria", „Das Wasser Unsterblichkeit", dazu die schon bekannten Balladen „Tulipan" und der „Seefahrer" kommen alle auf fünf Hebungen. Das Kernhafte der Ballade liegt eben, wie schon Goethe gewußt hat, in ihrem düsteren Stoff oder besser: es liegt in dem Todesschatten, den die Handlung der Ballade wirft, die überdies eine außerordentliche Merkwürdigkeit und Seltsamkeit kennzeichnet. Und so spielt dann in fast allen „Balladen" Strauß-Torneys der Tod seine Geige. Ihm zuliebe wählt die Dichterin mit Vorliebe Zeiten voll scharfer und tiefer Gegensätze; sie führt uns in die französische Revolution und die Franzosenkriege (das schwarze Korps, die Mutter, Tambour Leroi, Jacques Armand); sie zeichnet ein Bild der Bartholomäusnacht (Margarethe von Valois); sie gibt ein die ganze Zeit in nuce erfassendes Bild der Wiedertäufer (Ave Maria) und läßt darin ihr protestantisches Empfinden künstlerisch in ähnlicher Weise wie Handel-Mazzetti ausleben, mit der sie hinsichtlich ihrer starken Einfühlungsgabe für historische Stoffe und der Kraft ihrer Realistik verglichen werden kann, wenn sie auch, wie das schon bekannte Gedicht „Die Nonne" zeigt, zur künstlerischen Objektivität der Katholikin nicht vordringt. Und es bleibt auch in der Sphäre der Ballade, wenn sie in „Sybille" das sterbende römische Reich vor dem aufsteigenden Stern Christi erbeben läßt oder in „Ahasver" den Gegenpol des Todes zeichnet, den Schauer des geheimnisvollen Gebarens Ahasvers in der Christnacht dadurch vermehrend, daß sie ihm ein Kind als Beobachter gegenüberstellt. Besonders prächtig sind die Schifferballaden Strauß-Torneys; der niederdeutsche Einschlag dieser Stücke läßt uns im Bodenständigen die Wurzel ihrer außergewöhnlichen männlichen Kraft und wuchtigen Dramatik erkennen. Eine der schönsten Balladen „Robbie Dudley von Dee", voll schalkhaften Humors und reich an Stimmungen, würde schon ihrer Komposition wegen eine ausführliche Analyse verdienen; es sei nur hingewiesen, daß die eigentliche Handlung, eine der vielen, die unser Tagdieb verbrochen, in den Mittelpunkt gestellt und von je zwei einander genau entsprechenden Strophen, die allein von der Verurteilung reden, flankiert wird. Auch das „Ave Maria" beweist mit seiner Dreiteilung den großen künstlerischen Verstand, der hier waltet; man beachte nur, wie der erste Teil wieder dreifach geteilt ist, wie der Charakter des Mädchens vorgestellt, wie ihr Leichtsinn durch die Rede der Mutter, ihre Glaubenslosigkeit durch die des Vaters geschildert

Digitized by Google

wird. Eines der prächtigsten Stücke ist „Libussa"; es ist aber doch wohl sicher eine Romanze, wie ja auch der „Vorspruch" zur Eröffnung der Volkshochschule oder das das Leben und Rauschen des Buchenwaldes so wunderschön ausdrückende Gedicht „Grüne Zeit" keine Balladen sind. Von diesem Mangel der Sammlung als Sammlung abgesehen, kann man die ganz seltene Farbenfülle einer reichen Phantasie, die Modulationsfähigkeiten der Stimmungswelt, die derbe Kraft und den lebendigen, dramatischen Vortrag, die Übereinstimmung von Vers und Inhalt, die kompositionelle Durchgeistigung dieser Balladen nur bestaunen. Wahrlich, „reif steht die Saat". Oskar Kataun.

Dramatische Dichtung.

Walter Hasenclever, Die Menschen. Schauspiel in fünf Akten. Verlag Paul Cassirer, Berlin 1919. 98 S. Mk. 4.50.

Man weiß nicht, wen man mehr bedauern soll: den Verfasser dieses Liebe, Morde, Armut, Laster, Spiel durcheinander würfelnden „Schauspieles", den Verleger, der damit ein Geschäft machen will, oder den Leser, der daran etwa Gefallen findet. Von irgendeinem ästhetischen Genuß bei der Lektüre dieses Werkes könnte nur der sprechen, der nicht weiß, was ästhetischer Genuß ist. Aber vielleicht denkt Hasenclever gar nicht an die Lektüre, sondern nur an die Bühnenaufführung. Denn was er in seinem „Schauspiel" bietet, ist im Grunde genommen das Szenar einer Pantomime, deren Dunkelheit durch ein paar Worte erhellt ist. Die Bühnenanweisungen überwiegen bei weitem die Worte der Personen, die sozusagen nur telegraphieren, oder besser stammeln, denn meistens sprechen sie überhaupt nur je ein Wort und nur ausnahmsweise bringen sie es zu dreien oder vieren. Eine Gerichtsszene stellt sich in diesem Stil folgendermaßen dar:

Präsident: Der Staatsanwalt!
Staatsanwalt (erhebt sich): Hohes Gericht!
Geschworene (stehen auf).
Staatsanwalt: Ein Mensch ist ermordet!
Alexander (sieht ihn an).
Staatsanwalt: Auge um Auge.
Publikum (beugt sich vor).
Staatsanwalt: Todesurteil (setzt sich).
Präsident: Der Angeklagte!
Alexander (schweigt).
Präsident: Beratung.

Genau wie diese Szene sind alle anderen Szenen des „Schauspieles" gemacht, nur meist unklarer ausgefallen. In dieser unglaublichen Wortkargheit, die zu dem Szenenwechsel in umgekehrtem Verhältnis steht, liegt das technisch Interessante dieses expressionistischen Versuches, womit sich Hasenclever dem Führer der „Sturmbühne", August Stramm, anschließt. Aber, solange die Dichtung als Wortkunst gilt, kann man in diesem primitiven Stammeln keine dichterische Leistung erblicken und hat sich der Literarästhetiker im Grunde damit nicht zu beschäftigen, wie er sich ja auch mit den Szenaren der Pantomimen nicht abgibt. Für den Dramaturgen und Ästhetiker ist Hasenclevers Experiment nicht ohne Interesse, es zeigt, wie ein Bühnenwerk ausschaut, wenn die Personen alle nur stammeln, wenn die Aufführung fast pantomimisch ist. Bekanntlich vermag die Pantomime, wenn nicht die Musik hinzutritt, keine ästhetische Wirkung hervorzubringen; was sonst die Musik leistet, nämlich die Verdeutlichung der Stimmungen, der Handlungen usw., wird in Hasenclevers Versuch dem Worte zugeteilt, das aber in seiner Wirksamkeit auf ein Mindestmaß beschränkt bleibt. Das Experiment zeigt zugleich

Digitized by Google

auch, wie eine Pantomime ausschaut, wenn der Geist des Kinos von ihr Besitz ergreift. Das bißchen unklare Symbolik, das Hasenclever über das flimmernde Ganze ausbreitet, vermag wohl auch bei einer Aufführung nicht sehr überzeugend zu wirken. Oskar Katann.

Otto Falckenberg, Ein deutsches Weihnachtsspiel. Nach alten Weihnachtsspielen und -Liedern eingerichtet und ergänzt. Verlag von Georg Müller, München und Leipzig. 74 S. 50 Pf.

Dieses von einem zeitgenössischen Dichter unter anerkennenswerter Schonung des Alten in Sprache und Vers mit hervorragendem Geschick aus zwei alten Weihnachtsspielen, dem oberösterreichischen St. Oswalder Spiel (abgedruckt in Wilhelm Paillers Sammlung „Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol", 1881) und dem bayrischen Rosenheimer Spiel (mitgeteilt in August Hartmanns „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern", 1875) mit Benützung von Motiven des schlesischen Batzendorfer Spiels (aus Friedrich Vogts „Schlesischen Weihnachtsspielen", 1901) zusammengestellte neue Stück hat mit den um die liebe Weihnachtszeit namentlich in Kinderanstalten vielfach aufgeführten Kinderstücken, in denen das hehre Christnachtsgeheimnis irgendeine rührselige Handlung mit seinem überirdischen Schimmer vergoldet, nichts zu tun. Die ihm zugrunde liegenden Dichtungen gehen vielmehr in ihrem Kern auf die Weihnachtsspiele zurück, deren erste Vertreter nun auf ein schon fast tausendjähriges Alter zurücksehen. Diese aus der kirchlichen Weichnachtsfeier erwachsenen mittelalterlichen Weihnachtsspiele bauen sich auf den dramatischen Elementen auf, an denen der Bericht der Evangelisten über die Geburt des Heilandes keineswegs arm ist. Diese dramatischen Darstellungen erfuhren durch Einführung der Verkündigung und das Hereinbeziehen der Hirten und der drei Weisen aus dem Morgenlande eine bedeutende Erweiterung. Spiel und Gegenspiel, die im Drama unerläßlich notwendigen Gegensätze, wurden aber erst durch die weitere Einführung der dramatisch ungemein wirksamen Figur des Herodes geschaffen. Im weiteren Verlauf der Entwicklung wurden die also entstandenen Weihnachts-, Dreikönigs- und Herodesspiele durch Aufnahme neuer Motive aus der Bibel, durch Einschaltung von Hymnen und Sequenzen, sowie durch selbsterfundene Zutaten der Dichter ausgestaltet und mit der Zeit in einen näheren Zusammenhang gebracht. Diese ursprünglich lateinisch abgefaßten Weihnachtsspiele wurden später, nachdem die deutsche Sprache sie zum Gemeingut gemacht hatte, aus den wohlhabenden Städten in die einfachen Märkte und Dörfer verpflanzt und fanden, durch realistische Einlagen nach dem Geschmack des Volkes um- und ausgestaltet, auf bayrisch-österreichischem, deutsch-ungarischem und schlesischem Boden bis zur Gegenwart rege Pflege. Ältestes Volksgut ist es somit, was uns in Falckenbergs erneuertem Weihnachtsspiel in frischem Glanze entgegentritt. Geblieben ist der lockere dramatische Aufbau, die Vorliebe für humoristische Wirkungen, die Anpassung von Inhalt und Form an die Vorstellungswelt des einfachen Volkes. Bei besonders feierlichen Stellen nimmt der Bearbeiter seine Zuflucht zu den schönen, alten Weihnachtsliedern, deren seelenvolle Klänge anheimelnd durch das Stück hindurchwehen. Der dichtende Volksgeist, der an diesen Spielen seinen Hauptanteil hat, schuf Szenen voll hoher poetischer Schönheit, in denen die ganze Glaubensinnigkeit und das goldene Gemüt des Volkes prächtig zum Ausdruck kommen. Überhaupt verrät sich in der ganzen gemütvollen Auffassung des heiligen Stoffes, in der der Humor neben dem religiösen Ernst seinen Platz hat, ein rechtes Dichtergemüt, das sich bisweilen zu hohem poetischen Schwunge erhebt. Man wird durch dieses Spiel, das allen christlichen Theaterfreunden zu eingehender Beachtung empfohlen sei, wieder einmal

Digitized by Google

an den Ursprung der dramatischen Dichtung aus der Religion erinnert und auf den Gedanken gebracht, daß es um jene besser bestellt wäre, wenn sie sich ihrer Herkunft und ihres Mutterbodens öfter besinnen würden.

Franz Ranegger.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Rudolf Hans Bartsch, Heidentum. Die Geschichte eines Vereinsamten. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1919. 364 S. Broschiert Mk. 7.—, gebunden Mk. 9.50.

Es gibt Literaten, die zu führen glauben, die aber in Wirklichkeit geführt oder besser geschoben werden. Zu diesen gehört seit langem Bartsch. Als die Literaturwelle der Heimatkunst emporbrängte, war Bartsch sogleich unter denen, die sich von ihr tragen ließen; als im Laufe des Krieges eine starke religiöse Stimmung breitere Massen erfaßte, war Bartsch sogleich mit seinem „Lukas Rabesam" zur Stelle, der eine pantheistische Gemeinschaft der Abendkinder mit starken christlichen Anleihen zu gründen suchte; nun, da ein christusfeindlicher Föhn weht und auf den wirtschaftlichen Ruinen und den Leichen der Gefallenen die Revolutions- und Liquidationsgewinner genußtolle Tänze halten, da kann Bartsch wieder nicht fehlen. Er zieht mit all denen, denen es ihre wirtschaftlichen Verhältnisse zu tun erlauben, hinaus aufs Land und wird zum Lobredner des Landbewohners und Gemüsegärtners; nun schwört er der Lehre des Lukas Rabesam ab, da sich die Menge nicht für dessen Lehre, sondern für den platten Epikuräismus entschieden hat und tritt als Prophet eines „seelisch vollkommen neuen Lebens- und Weltprogrammes" auf, das eben diesem Epikuräismus zum Verwechseln ähnlich ist. Denn Bartschs „frohes, frommes Heidentum" wird durch die Aufnahme des Malthusianismus (77, 215, 230, 237) in sein Programm des gemäßigten Sinnengenusses nur konsequent weitergedacht, aber durchaus nicht durch einen originellen Einfall bereichert. Nun kann sich Bartsch nicht genug tun, Priester und Christentum zu schmähen, weil sie für die Fortpflanzung eintreten und nicht nach seinem Rezept die Nachkommenschaft auf ein Drittel einzuschränken lehren, damit es die wollüstige übriggebliebene Gartenbrüderschaft umso besser habe. Nun hält er die Zeit für gekommen, in der die christliche Weltanschauung, die bankrott gemacht habe, zu Grabe getragen werde (161). Nun rückt er, da er mit seiner sinnlichen Natur dem Christentum nicht folgen kann, auch theoretisch mit dem „frommen Heidentum" heraus, dessen praktischen Einfluß nicht nur die „Geschichte von der Hannerl", sondern auch andere Romane Bartschs, bald mehr, bald weniger geoffenbart haben. Nun schwärmt er für einen unbewußten Gott, dem er durch möglichsten Genuß näher zu kommen glaubt. Mag Bartsch immerhin sagen, all' diese Meinungen seien nur Ansichten seines Helden Alarich Tusch, dessen Tagebuchaufzeichnungen er lediglich veröffentliche, mag er immerhin allzu triebhafte Sinnlichkeit durch den Hinweis auf eine Parallelität von Jahreszeiten und Liebesleben abzuschwächen suchen, der Erzähler identifiziert sich mit dem Heidentum Alarich Tuschs so sehr, daß er ihm nur durch die Leichenverbrennung eine seinem frommen „Heidentum" entsprechende Leichenfeier bereiten zu können glaubt und seine beste poetische Kraft an die Schilderung dieser „Bestattung" verwendet; er verrät sich weiters als Parteigänger, ganz abgesehen von dem Titel des Buches, durch die Glut der Sinnlichkeit, die in dem Buche aufgespeichert liegt. Selbstverständlich ist bei allem Drum und Dran von Weltanschauung, Österreichertum, Gemüse- und Hausbau, eine Liebesgeschichte die Hauptsache: die Wiederanknüpfung alter Beziehungen zu einem verheirateten Weibe, die Alarich Tusch zunächst liebt, dann als

Digitized by Google

„Luderchen" verachtet und schließlich als sein „Mädel" abermals „nimmt", nach deren „Besitz" die ganze Zeit seine „Gier" geht, die er „keuchend" umarmt und mit der er zum Stadtgespräch wird. Das ganze reiche Inventar Bartschs an Worten für sexuelle Beziehungen, findet sich in dem Buche Seite für Seite zusammengetragen. Wahrlich wir verstehen es, daß einem solchen Männchen Casanova mehr liegt als der Faust oder gar die Bibel, aber pervers finden wir die Blasphemie, die Autorität Christi für dieses Heidentum in Beschlag zu nehmen (204). Man wundre sich nicht, daß bisher nur vom inhaltlichen die Rede war; aber wie die Bücher Bartschs schon seit Jahren künstlerisch nichts mehr zu sagen haben, trotz etlicher netter poetischer Bilder und Vergleiche, so auch nicht der neue Roman, ja dieser wegen seiner Formlosigkeit und der Kitschigkeit seines Vortrages sogar noch weniger. Vom künstlerischen Standpunkt kann man Bartsch nur raten, wenn er den Eltern predigt (77): Intensität, nicht Extensität; Qualität nicht Quantität, diesen Malthusianismus praktisch seinen Geisteskindern gegenüber zur Geltung zu bringen und nicht ein so entsetzliches Geschmeiß „zahllos wie der Sand am Meere" über die literarische Erde „hinwimmeln" zu lassen.

Oskar Katann.

Oswald Menghin, Regenbogen. Sieben Geschichten. (Romantische Bücherei, Bd. 10.) Verlag Parcus & Co., München. 108 S. Mk. 3.50.

Daß das Märchen Wurzel und Krone der Poesie ist, bringt dieses „Geschichtenbüchlein" wieder einmal nachdrücklich in Erinnerung. Zwar sind es nicht lauter Märchen, die Menghin in seinen sieben Regenbogenerzählungen gesammelt hat, aber fast alle sind an dem Märchen mehr oder weniger nahe vorübergegangen. Vom Volksmärchen hat Menghin seine stärksten literarischen Einflüsse erfahren, seine gedankenklare Sprache, sein symmetrischer Stil mit seiner Vorliebe für die Dreiheit, sein naiver Gefühlston, seine Typik der Vorstellungswelt sind dem Märchen zu Dank verpflichtet. Die Geschichte „Swinkuni und Maielin", die da von der Liebe der Königstochter zum Schweinehirten erzählt, die Erzählung vom „Papaver", der ausgeht eine Braut zu suchen und sie weder in einer Königstochter noch in einem Kaufmannskinde, sondern in einen armen Mädchen findet, und die künstlerisch wohl am höchsten einzuschätzende Geschichte vom „Roten Hahn" mit ihrer außerordentlichen Einfühlung in das Tierleben und dem entzückenden lehrhaften Einschlag, sie alle sind aus jener Welt, die nur in unseren duftigsten und zartesten Träumen lebt. Ja, es will uns bei den beiden Königsmärchen mitunter sogar scheinen, daß die Farben zu rosarot gewählt sind. Demgegenüber überrascht „Der rote Hahn" durch seine prächtige Realistik, die in anderer Art auch in der aus der arabischen Märchensphäre genommenen schönen Geschichte „Ismael ben Omar" begegnet, die man, wenn nicht der Schluß gegenüber Anfang und Mitte etwas abfallen würde, nicht nur für das Spannendste, sondern sogar das beste Stück der Sammlung halten müßte. Die Geschichte „12 Meilen hinter Weihnachten" schließt sich noch enge an die Märchenwelt an, die beiden letzten Stücke „Der junge Satyr" und „Die Muschel" dagegen zeigen Motive, die zum Teil der Stoffwelt Böcklins, zum Teil traditionslosem subjektiven Phantasiewillen entstammen. Das klassische Märchen liebt heitere Abschlüsse und so zeigt sich schon im Untergang des Helden in dieser sowie manch anderer Geschichte der Einfluß modernen Empfindens, das die ursprünglich offenbar ebenfalls als Märchen angelegten Erzählungen zu „Geschichten" degradierte. Von dem abgesehen, gehört dem romantischen Versuche Oswald Menghins, den Kanon des objektiven Märchenstiles wieder zum Leben zu erwecken, die Sympathie aller jener, die das Märchen und in ihm die Poesie lieben.

Oskar Katann.

Digitized by Google

Hans Schrott-Fiechtl, Die Magd der Enkelin. Roman. Verlag Bachem, Köln. 295 S. Mk. 8.80, gebunden Mk. 11.—.

Ein ganzer Schrott-Fiechtl. Unstreitig eines seiner besten Werke. Er verläßt darin sein beliebtes Thema der bäuerlichen Agrarreform oder vielmehr er streift es nur ganz nebenbei. Seinem neuen Roman liegt ein neues, durchaus originelles Problem zugrunde: die Stellung der Künstler-Materie zum Schaffen des Mannes. Der Dichter läßt uns einen tiefen Blick in die Werkstätte des Schriftstellers tun, in sein Ringen und Mühen, sein Gestalten unter tausend Schmerzen, bis er endlich aufjubelnd, wie von einem Alpdruck befreit, das Werk vollendet sieht. Wie nun die Frau als treue Kameradin ihres Mannes dessen Schaffen mit Interesse verfolgt, mit Teilnahme begleitet, mit zartem Frauensinn fördert, dem Ringen und Stürmen der Künstlerseele volles Verständnis entgegenbringt und durch all dies zur treuen Gehilfin des Mannes auch in seinem Schriftstellerberuf wird, das schildert Schrott-Fiechtl in seiner bewegten, kraftvollen, mit originellen Wendungen durchwürzten Sprache, in seinen Figuren voll Beweglichkeit und Plastik, in immer neuen Zügen und Szenen, immer anregend, niemals ermüdend. Die Sprache des Dichters ist freier und natürlicher geworden, das Abgerissene, Herbe, manchmal etwas Gekünstelte in der Redeweise Schrott-Fiechtls hat sich gemildert, an ihrer frischen Bewegtheit hat sie nichts verloren, aber an edler Ausgeglichenheit gewonnen. Der Titel des Buches ist einem Worte Dantes entnommen, der die Kunst „die Enkelin Gottes" nennt. Georg Harrasser S. J.

Hans Steiger, Der fröhliche Tote. Novellen und Skizzen. Verlag Tyrolia, Innsbruck 1919. 220 S. Kr. 6.50.

Hans Steigers Geschichten haben fast alle nur Feuilletonlänge, aber deswegen ist Steiger doch kein Feuilletonist, sondern ganz gewiß ein Dichter; denn nur ein Dichter kann ein derart an Fröhlichkeit übersprudelndes Temperament besitzen, nur ein Dichter kann in so keckem Hinwurf mit spärlichen Strichen eine solche Fülle von Gestalten vor unser Auge zaubern und über eine Ausdrucksfähigkeit und Bildhaftigkeit verfügen, deren unberührte Frische wie Morgentau auf Gräsern und Blumen anmutet. Mag Steiger von dem Toten schalkhaft berichten, der sich begraben läßt, um wieder aufzustehen und der Musterung zu entgehen, oder von dem Dieb, der mit dem Schriftsteller wie mit seinesgleichen verkehrt, mag er mit sinnlicher Feinfühligkeit eine erwachende Liebe zeichnen oder den Heiratsentschluß eines resoluten Mädels erzählen, mag er mit eindringlicher Realistik den traurigen Untergang des kleinen Bang schildern, den der Zank der Eltern aus dem Hause treibt, oder sich in der Bearbeitung von Legenden versuchen — immer tut er es mit einer großen kompositionellen Ungeniertheit, die nicht selten von Formlosigkeit kaum zu unterscheiden ist; aber immer auch reißt sein wildgewachsenes Temperament mit, immer seine ursprüngliche Beobachtungsgabe und in jeder Geschichte finden sich sprachliche Bilder und Vergleiche von großer Schönheit. Aber manchen katholischen Lesern wird seine Phantasie, die mit Hosenrock und Strumpfband spielt und die Kleider der Geliebten beschnuppert, ungesund und allzusehr mit dem Vorstellungsrequisit des Flirt behaftet vorkommen und überhaupt zu wenig gezügelt erscheinen. Daß eine starke Vorliebe für gedämpfte sexuelle Untertöne dem Dichter schwerlich abgesprochen werden kann, zeigen am besten seine Legenden. In der Versuchung der heiligen Luzia zum Beispiel hat er mit dem überlieferten sexuellen Motiv, daß der Landpfleger Paschasius sie in ein verrufenes Haus stecken will, nicht genug, er läßt auch Paschasius selber der Heiligen einen derben Antrag machen. Und die Malchuslegende, die doch ein Lob der Josefsehe ist, wird in seiner Legende „Zwischen Imma und Essa" geradezu ins Gegenteil

Digitized by Google

verkehrt und schließt mit einer regelrechten Hochzeit. Dementsprechend verläßt bei ihm zu Beginn der Geschichte Malchus aus keinen anderen als sexuellen Motiven das Kloster, wovon die Überlieferung ebenfalls nichts weiß. Bei einer derart selbstherrlichen Stellung dem Stoffe gegenüber ist es natürlich nicht zu verwundern, daß der Ton der Legenden weniger von der Tradition als von der frisch-fröhlichen Erzählungsart Steigers bestimmt ist.

Oskar Katann.

Mathilde Stubenberg, Licht. Ein stilles Buch für stille Menschen. Verlag U. Mosers Buchhandlung. (J. Meyerhoff), Graz und Leipzig. 404 S. Kr. 39.60.

Ein Lebensbuch, dem man mit den akademischen Maßstäben zünftiger Kritik nicht beikommt. Von Handlung im gewöhnlichen Sinne darf man kaum reden, wenigstens ist sie viel zu breit ausgezogen, um den mächtigen, schaffenden, ordnenden Willen eines großen Schöpfergenies ahnen zu lassen; aber daran denkt man gar nicht bei dieser stillen und doch herzblutdurchzitterten Jugendgeschichte eines „Tirolerbübles", dessen Schicksale wir vom Mutterschoße bis zu seinem Eintritt in den Dominikanerorden verfolgen. Also eine Art Familienchronik, die ja unstreitig der schöpferischen Gestaltung, der Erfindung, der freien Komposition gewisse Schranken setzt. Aber man gewinnt den Eindruck, daß die Dichterin alles, was sie an gestaltender Kraft hier nicht auswirken konnte, auf die Schilderung und dichterische Verlebendigung der Umwelt, in welcher die Erzählung sich abspielt, der Menschen und der Natur umso reichlicher verschwendete. In einzelnen Episoden erhebt sie sich zu einer Kraft und Lebendigkeit der Gestaltung, zu so tiefer poetischer wechselseitiger Durchdringung von Natur und Menschenleben, daß diese Höhepunkte der Erzählung alles hinter sich lassen, was die immer reifer sich entfaltende Heimatkunst der Stubenberg uns bisher geschenkt hat. Aber der für religiöse Kräfte empfängliche Leser wird noch viel tiefer als von der poetischen Schilderung, durch den herrlichen, echt katholischen, durch alle Lebensnot zum göttlichen Lichte strebenden Geist bewegt und ergriffen, der diese ganze Geschichte durchweht: was sind das für prächtig charakterisierte Gestalten, ganz aus einem Gusse: die Mutter des Luisbüble, der Bachmoahr-Josl, der düstere Pater Elmar und nicht zuletzt der mit urwüchsigem Humor gezeichnete „Krippenkropfriapl", Gestalten, wie sie nur der tätige Glaube meißelt aus dem Granit der Berge. Wie lebenswahr sind auch alle Nebengestalten, die Bachmoahr-Kinder, die Leute von der Hintermannalm usw. gezeichnet und charakterisiert! Breitausgesponnene Dialoge, die den Gang einer starken Handlung lähmen würden, nimmt man unter diesen Umständen gerne mit in den Kauf. Eine der dichterisch schönsten Partien ist die von der düsteren Poesie des Übersinnlichen verklärte Episode mit der „Sali"; hier fließt Traum und Wirklichkeit, Bergleraberglaube und Christentum, düstere Tragik und sonnigste Poesie so seltsam ineinander, daß vielleicht mancher Leser sich verwirrt fühlt. Doch immer führt die Dichterin unsere Teilnahme wieder zurück zur Prachtgestalt der „Burgele", in der das Ideal der starken Frau, die aus der Tiefe ihres katholischen Herzens Schätze der Gnade und der Liebe schöpft, so klar und rein gezeichnet ist, wie ganz selten in unserer modernen Dichtung. Das abschließende Urteil wird man sich bis zum Erscheinen des zweiten Bandes vorbehalten müssen, aber schon jetzt kann man sagen, daß die neue katholische Literatur durch dieses Werk eine wertvolle Bereicherung erfahren hat, vor allem durch die so ganz mutige, unbekümmerte Auswirkung echt katholischen Lebens und Strebens — möge dieser vorbildliche Zug nach Oben die neuere katholische Belletristik zum Bewußtsein ihrer stärksten Kraft- und Lebensquelle bringen!

Franz Eichert.

Digitized by Google

Emilie Trauner, Ich habe den Herrn gesehn. Legenden und Erzählungen. Verlag Josef Habbel, Regensburg. Mk. 3.—.

Als kleiner Junge durfte ich im Vaterhaus ein altes handgemaltes Kripplein betreuen. Der rastlos schaffenden Phantasie des Knaben waren aber der Figuren bald zu wenige. Unermüdlich schnitt er neue Bilderbogen aus und bald wimmelte es förmlich im Kripplein von Engeln, Hirten und Lämmern, von Reiterscharen als Gefolge der heilgen drei Könige u. dgl. So werden der gemüt- und phantasiebegabten Dichterin die altehrwürdigen Evangelienberichte zum Anlaß, rastlos neue Figuren in sie hineinzuschaffen oder wenigstens die darin nur skizzenhaft angedeuteten Personen mit eigenem Leben zu erfüllen. Wer nun kindlichen Glauben, Gemüt und Phantasie sein eigen nennt wie sie, wird ihr gerne in ihr innerliches Himmelreich folgen und schließlich froh in ihr Poeten-Bekenntnis einstimmen: „Ich habe den Herrn gesehn!" (Joh. 20. 18.) Das Büchlein umschließt trotz seines unscheinbaren Kriegsgewandes eine Perlenschnur echter Legenden.

Josef Penz.

Julius Zeyer, Christus vom Lichte. Toledaner Legende. **Samko, der Vogel.** Slowakische Kruzifixlegende. Von der böhmischen Akademie der Wissenschaften autorisierte Übersetzungen aus dem Tschechischen von Wilhelmine Frankl-Rank. Verlag Josef Habbel, Regensburg. 64 S. Mk. 1.22.

Die Prosalegende wird in der deutschen Literatur arg vernachlässigt. Demgemäß kennen unsere Poetiker, die sich so gern und viel mit der Sage, dem Mythus, dem Märchen beschäftigen, die Prosalegende überhaupt nicht, obwohl klar am Tage liegt, daß die Legende nichts anderes als ein christliches Märchen ist. Wenn Jakob Grimm das Märchen den Niederschlag der Mythologie nennt, so ist die Legende der poetische Niederschlag der christlichen Religion. Die Legende lebt, solange die Phantasie des Volkes mit religiösen Vorstellungen erfüllt ist. Darum blühte sie im Mittelalter und zwar sosehr, daß sie alles geschichtliche Denken überwucherte und der Losschälung des Tatsächlichen durch unsere kritische Forschung die größten Schwierigkeiten bereitet. Soweit bewußte Kunst in Frage kam, wurde freilich nicht die Prosalegende gepflegt, sondern die Legende als poetische Erzählung oder in Epenform und namentlich in der ersteren Gestalt ist sie dann auch durch Herder, Kosegarten und Goethe wieder zum Leben, wenn auch nicht zum blühenden Leben, erweckt worden, während die Prosalegende ihre kunstmäßige Ausbildung den Romantikern und in schalkhafter Form und mit antikatholischer Tendenz Gottfried Keller verdankt, die aber keine rechten Nachfolger fanden. Gerade die mangelnde Pflege der Legende in der deutschen Literatur (in den letzten Jahrzehnten haben Kralik, Benz, Rüttgers und in Prosaform Stauf von der March, Expeditus Schmidt wieder die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt) läßt die Legenden Zeyers umso begehrenswerter erscheinen, die Wilhelmine Frankl-Rank in einer sehr stimmungsvollen Übersetzung im vorliegenden Büchlein bietet. Man hat in diesen beiden Kruzifixlegenden, der spanischen wie slowakischen, außerordentliche Kunstwerke zu erblicken, die sich ebenso durch echte Volkstümlichkeit wie durch reiche Erfindungsgabe auszeichnen. Mit überzeugender Urwüchsigkeit und in einfachen ebenmäßigen Linien erzählt Zeyer in „Christus vom Lichte" voll inniger Glaubensnaivität die Geschichte des Juden Abisaïn, der in seinem Haß gegen das Christentum einen von der Menge geküßten Fuß eines Kruzifixus mit Gift bestreicht und seinen Dolch in die Seite des Gekreuzigten stößt und der schließlich am Marterpfahl durch die Erscheinung des Heilands vom Haß zur Liebe bekehrt wird. Es ist nun sehr volksmäßig empfunden, daß es mit einem Wunder nicht getan

Digitized by Google

ist, daß nicht nur der Fuß des Heilandes sich einigemal zurückzieht, sondern auch der Gekreuzigte stöhnt und aus der Seite blutet und schließlich seinem Mörder erscheint; auch der leise sentimentale Einschlag in der Erzählung (23 ff) und die Lehrhaftigkeit der Worte Christi (34) entsprechen der Volksseele. Auch die zweite Legende, welche die Farbenpracht der ersten überbietet, hat am Schlusse eine solche lehrhafte Stelle (63), wie denn auch hier zwei Wunder sich ereignen und das Wunder des essenden Kruzifixus sich vor den versammelten Bischöfen wiederholt. Samko, der ganz in der Natur und dem Wunderbaren lebt, ist eine echte Märchengestalt, die die Welt im Lichte ihrer überquellenden Phantasie, mit großen wundersüchtigen Kinderaugen betrachtet. Der hohe poetische Wert der beiden Legenden hätte eine bessere Ausstattung verdient; eine buchtechnische Aufmachung ähnlich der von Federers Geschichtlein, mit denen Zeyers Legenden, wenn man die kleine Dosis slawischer Sentimentalität abrechnet, an Farbenpracht und Wärme der Empfindung wetteifern, wäre ihrer literarischen Bedeutung angemessener.

Oskar Katann.

Literaturwissenschaft.

Alfred Biese, Theodor Storms Leben und Werke. Zur Einführung in Welt und Herz des Dichters. 2. Auflage. Verlag Hesse & Becker, Leipzig, 156 S. Mk. 2.—.

Hartwig Jeß, Theodor Storm. Sein Leben und sein Schaffen. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, VIII, 159 S. Mk. 2.50.

Biese, einer der wenigen Überlebenden von der Hademarschener Tafelrunde des 70. Geburtstages Theodor Storms, hat sich schon lange als einer der besten Kenner des großen norddeutschen Novellisten und Lyrikers ausgewiesen. Sein Vergleich zwischen „Theodor Storm und Eduard Mörike" in seinen vermischten Aufsätzen „Pädagogik und Poesie" I (²1908), 221—229, seine Aufsätze „Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung", ebenda II (1905), 178—198, „In der Stadt Theodor Storms", ebenda 198—202, „Zur Behandlung Theodor Storms in Prima", ebenda III (1913), 63—90, und die kleine Studie „Theodor Storm und der moderne Realismus" (Berlin 1888) haben das Verständnis des Dichters wesentlich gefördert. In der vorliegenden Schrift umschreibt er in knappen Umrißlinien des Dichters Leben, Persönlichkeit und Künstlertum. Dem maßgebenden Einfluß von Heimat und Familie auf das Werden des Dichters und der Dichtungen wird tiefgründig nachgegangen und die Wesensart Storms mit tiefstem Verständnis nachgezeichnet. Gegen diesen wertvollen Teil des Büchleins fällt der dritte Abschnitt, der Storms Künstlertum darstellt, etwas ab. Des Dichters Verhältnis zur Romantik bedarf einer tieferen Erfassung. Den Ausführungen über die Novellenkunst, so anregend sie sich lesen, fehlt das innere Ebenmaß. Ausführlich kommt die Lyrik zur Besprechung und hier fällt manch neuer Lichtblick auf diese ganz aus dem Leben geschöpfte Kunst. Von klärendem Reiz sind die Darlegungen, die Storms auch theoretisch geäußerter Kunstanschauung gelten. Im ganzen ist Bieses Büchlein durch die innige Vertrautheit mit dem Stoff, durch den warmen Ton der Darstellung und das kongeniale Verständnis ein trefflicher Führer in die Wunderwelt der Stormschen Dichtung. Gemeinsam mit Biese ist dem Büchlein von Jeß das feine Einfühlungsvermögen. Es unterscheidet sich im wesentlichen dadurch, daß es die Biographie kurz erledigt und im übrigen sich das Ziel steckt, die Eigenart des Stormschen Kunstwerkes auf entwicklungsgeschichtlichem Wege zu ergründen. Auf einleuchtende Weise werden die Wechselbeziehungen zwischen Leben und

Digitized by Google

Dichtung klargelegt. Dabei verrät der Verfasser neben umfassender Vertrautheit mit seinem Gegenstand eine glückliche Kombinationsgabe, die ihn manche Einzelheit in Storms Leben oder gelegentliche Dunkelheiten in seinen Schöpfungen aufs glücklichste klären läßt. Das Glanzstück ist die Charakteristik der Lyrik, die nach Entstehung, Inhalt, Form, nach den Vorbildern und nach den Nachwirkungen ziemlich erschöpfend behandelt wird. Trotz dieser beiden verdienstvollen Schriften, die sich glücklich ergänzen, bleibt der Wunsch nach einer abschließenden Biographie, zu der in dem von Edmund Lange in dritter Auflage herausgegebenem Buche von Paul Schütze „Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung" (Berlin 1911) der wertvollste Baustein vorliegt (vergleiche „Gral" VII, 443), noch immer offen. Auch die Weltanschauung des Dichters, wie sie sich in seinem Leben und in seinen Werken offenbart, sollte von berufener katholischer Seite einmal gründlich untersucht werden, denn über diese uns am höchsten berührende Frage geben beide Schriften nicht die den Katholiken völlig befriedigende Auskunft. (Vergleiche P. N. Scheids treffliche Ausführungen in den „Stimmen der Zeit", XLVII, 12, zitiert im „Gral", XII.) Für das ausschließlich Biographische freilich haben wir im zweibändigen Werk seiner feinsinnigen Tochter Gertrud Storm (Berlin 1912/3) eine aufschlußreiche und hinreichende Darstellung. Franz Ranegger.

Julius Bab, Der Wille zum Drama. Neue Folge der Wege zum Drama. Deutsches Dramenjahr 1911—1918. Verlag Oesterheld, Berlin 1919. 426 S. Mk. 12.—.

Der bekannte Theaterkritiker J. Bab hat bereits vor Jahren seine Kritiken gesammelt und setzt nun in diesem Buche seine dramaturgischen Berichte fort. So groß der Tumult um das neue Drama ist, Bab selbst muß sagen, daß er fast nur anregende Versuche und hoffnungsvolle Ansätze, aber kein großes Gelingen erblicken kann. Bab gehörte einmal zu denen, die Gerhard Hauptmann und seiner Generation durchaus kritisch gegenüberstanden und sich für Hofmannsthal und Wedekind, Eulenberg und Schmidtbonn, Paul Ernst und Wilhelm Scholz einsetzten. Aber: „Weh uns, wir haben gesiegt" (133). Heute gilt ihm weder Hofmannsthal noch Wedekind mehr als Evangelium, der Stern Eulenbergs ist untergegangen und selbst Ernst und Scholz ringen ihm nicht mehr als einen Achtungserfolg ab. An Schmidtbonn knüpft er freilich noch immer Hoffnungen, was umso auffälliger ist, als er dem „neuromantischen Kitsch" eines Ernst Hardt unsanft genug an den Leib rückt. Noch schlechter aber sieht es bei den Jüngsten aus, den expressionistischen Literaten. „Die augenblicklich Jüngsten wissen noch gar nicht, was sie wollen" (219); „ein allgemeines Drängen nach weltumwälzenden Taten, eine dunkle empörerische Regung lebt zweifellos im jungen Geschlecht . . . Nur scheint mir zwischen diesem allgemeinsten Grundgefühl und dem künstlerischen Schaffensakt ganz ungewöhnlich wenig an wirklichen Weltbesitz gelagert. Diese jungen Leute lieben inbrünstig und wissen nicht wen, hassen und wissen nicht was, schwärmen und wissen nicht wovon und wofür" (253). War es früher einmal notwendig, gegen die Achtlosigkeit anzukämpfen, die den jungen Talenten seitens der Kritiker und Dramaturgen zuteil wurde, so erscheint es Bab nun „beinahe notwendig geworden in umgekehrter Front zu kämpfen", da sich um „jedes dramatische Embryo" sofort eine marktschreierische Gemeinde bildet (267). Bab hebt mit scharfem Blick die schwachen Seiten Kaisers und Sternheims, Wildgans' und Hasenclevers, Kornfelds und Unruhs und all' der vielen neuen Talente hervor, die in unerschöpflicher Fülle auf dem Parkett der dramatischen Dichtung herumtummeln und deren Eklektizismus aus Hofmannsthal, Wedekind, Shakespeare und Kotzebue Nahrung zieht. In seiner unabhängigen Haltung erinnert Bab in mancher Beziehung an Leo Berg, dessen ätzende Kritik er jedoch nicht erreicht, da er wesentlich gefühlswärmer

Digitized by Google

der Mannigfaltigkeit des dramatischen Lebens gegenübertritt. Aber er kommt im Grunde genommen über bloße „Anmerkungen" zu den Stücken nicht hinaus, greift oft nur irgendeinen anregenden Punkt zur Besprechung heraus und weicht dem Kern und Wesen aus. Obwohl ästhetische Beobachtungen systematischerer Art nicht fehlen (ich erinnere an die Darlegung über die tragische Notwendigkeit), läßt sich doch aus dem Bande kaum mehr als eine Hinneigung zur Hebbelschen Dramaturgie und zum Scholzschen Neuklassizismus ersehen. Wo Bab das neue Drama sieht, wie es beschaffen sein soll, wer kann es daraus erschließen? Shakespeare, Hebbel und bezeichnenderweise auch den verkannten Wildenbruch feiert er in einigen Artikeln als Vollendete und Ibsen erscheint ihm nicht als Gesellschaftskritiker, sondern als Romantiker am größten, wie er denn auch den „Nach Damaskus" gehenden Strindberg als „Summe von Lebenskräften vielleicht das größte Phänomen des 19. Jahrhunderts" nennt (377). Aber trotzdem will er von der Romantik nichts wissen (382) und bleibt in dem Idol einer „Erdenreligion" (381) stecken, das auch der letzte Grund dafür ist, daß er einer Erscheinung wie Sorge (206 ff.) nicht gerecht werden kann. Daß „nur eine werdende, keine gewordene, eine gärende, keine dogmatisch fertige Religion" (208) dramatisch bildend ist, ist eine vulgär-dogmatische Behauptung, der die Geschichte des Dramas von seiner ersten Entstehungszeit bis Calderon und Claudel widerspricht. Auch eine von aller Geschichte absehende Überlegung widerlegt sie: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" hat Goethe gesagt und in diesem Sinne gibt das Dogma dem Individium täglich und stündlich neue Aufgaben, Probleme, Konflikte, Kämpfe; man hat auch noch nie gehört, daß das Fußen auf dem Kopernikanischen Weltsystem unsere Astronomen jedes weiteren Suchens und Ringens überhebe und den individuellen und kollektiven Fortschritt verhindere. Oskar Katann.

Kleine Mitteilungen.

Die Dada-Dichtungen des Malers Kurt Schwitters erschienen unter dem Titel „Anna Blume" als Nr. 39/40 der bei Paul Steegemann (Hannover) herausgegebenen Sammlung „Die Silbergäule" (Mk. 3.—). Der Verlag nennt ihn „das dadaistische Genie Europas" und wirbt mit folgender Probe für dieses Genie: An Anna Blume.

O du, Geliebte meiner siebenundzwanzig Sinne, ich
liebe Dir! — Du Deiner Dich Dir, ich Dir, Du mir.
— Wir?
Das gehört (beiläufig) nicht hierher.
Wer bist Du, ungezähltes Frauenzimmer? Du bist
— — bist Du? — Die Leute sagen, Du wärest. — Laß
sie sagen, sie wissen nicht, wie der Kirchturm steht.
Du trägst den Hut auf Deinen Füßen und wanderst
auf die Hände, auf den Händen wanderst Du.
Hallo, Deine roten Kleider, in weiße Falten zerfägt.
Rot liebe ich, Anna Blume, rot liebe ich Dir! — Du
Deiner Dich Dir, ich Dir, Du mir. — Wir?
Das gehört (beiläufig) in die kalte Glut.
Rote Blume, rote Anna Blume, wie sagen die Leute?

Digitized by Google

Preisfrage: 1. Anna Blume hat ein Vogel.
2. Anna Blume ist rot.
3. Welche Farbe hat der Vogel?

Blau ist die Farbe Deines gelben Haares.
Rot ist das Girren Deines grünen Vogels,
Du schlichtes Mädchen im Alltagskleid, Du liebes grünes Tier, ich liebe Dir! — Du Deiner Dich Dir, ich Dir, Du mir, — Wir?
Das gehört (beiläufig) in die Glutenkiste.
Anna Blume! Anna, a—n—n—a, ich träufle Deinen Namen. Dein Name tropft wie weiches Rindertalg.
Weißt Du es, Anna, weißt Du es schon?
Man kann Dich auch von hinten lesen, und Du Du Herrlichste von allen, Du bist von hinten wie von vorne: a—n—n—a.
Rindertalg träufelt streicheln über meinen Rücken.
Anna Blume, Du tropfes Tier, ich liebe Dir!

Anzengruberausgaben. Da Ludwig Anzengruber am 10. Dezember 1889 starb, sind seine Werke seit kurzem für den Nachdruck frei. Bis jetzt sind nicht weniger wie sieben neue Ausgaben angekündigt. Eine große kritische Gesamtausgabe, die auf Grund der Handschriften gearbeitet, auch mehrere bisher ungedruckte Dramen, sowie die Aphorismen Anzengrubers enthalten wird, wird von Rudolf Latzke und Otto Rommel in 14 Bänden im Verlage Schroll (Wien) besorgt werden. Eine ebenfalls auf Grund der Handschriften besorgte, aber nur eine Auswahl enthaltende Ausgabe gibt E. Castle bei Hesse & Becker heraus. Bei Bong erscheint von Anton Bettelheim eine neue Ausgabe, bei Rosl & Co. von Karl Hans Strobl, bei Cotta von Karl Rosner, bei A. Weichert von Walther Heichen. Auch bei Reclam erscheint eine neue Ausgabe (besorgt von W. Neumann).

Bruder Willram (Professor Anton Müller), der Lieblingsdichter des katholischen Tiroler Volkes, feierte am 10. März d. J. seinen 50. Geburtstag. Von den vielen Ehren, die ihm widerfuhren, von seinem Leben und seiner farbenprächtigen, wie glühende Lava aus seinem heißen Dichterherzen quellenden Kunst werden wir im nächsten Gralhefte berichten.

Ein Preisausschreiben für gehaltvolle, künstlerisch wertvolle Romane und Erzählungen hat die Schriftleitung der Jungmädchen-Zeitschrift „Sonnenland" (geleitet von Maria Domanig) erlassen. Die Arbeiten sollen ohne aufdringliche Betonung des Religiösen von lebensvollem, warmem Katholizismus durchdrungen sein und, frei von sexuellen Motiven, Reinheit, gesunde Kraft, Lebenswahrheit auswirken. Erwünscht sind frische, handlungsreiche Erzählungen in lebendiger Sprache, die die Ideale der Familie, der Freundesliebe, der selbstlosen Arbeit für andere festigen. Die Arbeiten sollen in die „Sonnenlandbücherei" (Tyrolia, Innsbruck) Aufnahme finden. Die Preise bewegen sich zwischen 50 bis 500 Mark.

Raoul Konen arbeitet an einem neuen Drama, das den Titel „Die Tragödie eines Volkes" tragen wird. Es ist ein historisches Drama, das neben dem allgemein-menschlichen über jede Zeit erhabenen Interesse Parallelen zu den Schicksalen der mitteleuropäischen Völker ziehen und insoferne, ohne irgendwie tendenziös sein zu wollen, von einer immanenten Aktualität sein wird.

Digitized by Google

Katholische Literaturtafel.

Hier sollen alle Neuerscheinungen der schönen Literatur katholischen Ursprungs, soweit sie uns bekannt werden, zur Anzeige gebracht werden. Dadurch erübrigt sich die aus verschiedenen Gründen schwer durchzuführende Kennzeichnung der Zugehörigkeit zur katholischen Literatur bei den einzelnen Bücherbesprechungen.

Alte Heiligenlegenden, Aus dem Kölner Passional vom Jahre 1485. Übersetzt von Rosa Bauer, eingeleitet von Heinrich Saedler. Volksvereinsverlag, München-Gladbach. Mk. 8.—.

Ashauer Willy, Garben im Feld. Ein Buch von Menschen. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. Mk. 3.—.

Bauer Peter, Die Gotteswiese. Legenden aus der Natur. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. Mk. 3.—.

— Der heilige Bund. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. Mk. 3.—.

Bertsche Dr., Abraham a Sancta Clara. Blütenlese aus seinen Werken. Verlag Herder, Freiburg. II. Bd. 296 S., gebd. Mk. 9.60.

Biesenbach H., Das Stiftsfräulein von Gerresheim. Roman. Verlag Schwann, Düsseldorf. 340 S., Mk. 8.—.

Clermont, Hildegard Ramhoffs Weg. Roman. Verlag Habbel, Regensburg. Mk. 6.—, gebd. Mk. 8.50.

Cüppers A., Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue. Verlag Herder, Freiburg. 210 S. Mk. 7.20.

Delle Grazie Eugenie, Homo. Der Roman einer Zeit. Wiener literarische Anstalt, Wien. Gebd. Mk. 12.—.

— Eines Lebens Sterne. Roman. Verlag Breitkopf & Härtl, Leipzig. Mk. 16.—.

Eckhel, Hilaria v., Nanni Gschaftelhuber. Wiener Roman. Verlag Korn, Breslau. Gebd. Mk. 8.50.

Eichert-Harrasser, Friedensbote 1920, Jahrbuch, III. Jahrgang. Verlag Habbel, Regensburg. Mk. 4.—.

Faßbinder H., Jüngerwege. Geistliche Gedichte. Mosella-Verlag, Trier. 58 S., Mk. 3.—, gebd. Mk. 5.—.

Fischer Max, Der Antichrist. Verlag Georg Müller, München. Mk. 6.50.

Godefried, Die frohe Botschaft. Roman. Verlagsanstalt (Manz), Regensburg. Gebd. Mk. 4.—.

Graf August, Bayrisch Blut. Gedichte, Bilder und Geschichten. Verlag Habbel, Regensburg. 64 S., gebd. Mk. 1.—.

Groß Anna, Die Sklavin. Drama in 6 Akten. Graz. Kr. 6.—.

Hammerstein Hans v., Das Tagebuch der Natur. Verlag Parcus & Co., München. Mk. 8.—.

Handel-Mazzetti E. v., Der Deutsche Held. Roman. Verlag Kösel, Kempten. Mk. 5.—.

— Die Kreuzesbraut. Schulausgabe von Brüderlein und Schwesterlein. Verlag Hausen, Saarlouis. Geb. Mk. 8.70.

Hansjakob, Der Vogt auf Mühlstein. Neue, illustrierte Ausgabe. Verlag Herder, Freiburg. 110 S., gebd. Mk. 9.—.

Hausschatzbücher, Bd. 18: Dickens, Heimchen am Herd. Verlag Pustet, Regensburg. Gebd. Mk. 1.80.

Hellinghaus, Dr. Otto, Die kirchlichen Hymnen in den Nachbildungen deutscher Dichter. Mit den lateinischen Texten, einer Einleitung und Anmerkungen. Volksvereinsverlag, München-Gladbach. 419 S., gebd. Mk. 6.—.

— Ausgewählte Novellen von Theodor Storm. Mit einer Einführung und Anmerkungen. Verlag Herder, Freiburg. 2 Bde. 378 und 376 S., geb. Mk. 16.—.

Digitized by Google

Herbert M., Das Erbe der Löß lyn, Erzählung. Verlag Bachem, Köln. Gebd. Mk. 6.40.
— Die Römerin, Novelle. Verlag Bachem, Köln. Gebd. Mk. 4.—.
— Erntekranz, Erzählungen. Verlag Habbel, Regensburg. 192 S., Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.50.
Herchenbach, Sammlung von Erzählungen. Neu bearbeitet von Dr. F. Faßbinder und E. Hammelrath. I. Bändchen: Bruno und Lucy. II. Bändchen: Hans Baldringer. Verlagsanstalt (Manz), Regensburg. Je Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.50.
Hutten, Marie v., Die große Harmonie. Erzählungen. Verlag Herder, Freiburg. 216 S., gebd. Mk. 7.—.
Innerkofler Adolf, Die Brüder von Kirchschlag. Eine romantische Mär aus Sagen der „buckligen Welt". Verlag Habbel, Regensburg. 2 Bde. 359 und 360 S., je Mk. 6.—, gebd. je Mk. 8.50.
— Der Sänger des Heliand oder Siegmund und Sieglinde. Eine Mär aus alten deutschen Tagen. Verlag Habbel, Regensburg. 240 S., Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.50.
Kiesgen Laurenz, Unseres Herrgotts Kostgänger. Geschichten aus Kindheit, Schule und Leben. Verlag Bachem, Köln. Mk. 5.50, gebd. Mk. 7.—.
Knies Richard, Die Herlishöfer und ihr Pfarrer. Ein Dorfroman. Verlag Fleischel, Berlin. 199 S., Mk. 4.50.
Klose Lukas S. D. S., Weihnachts-Geschichtlein. Mit Bildern von M. Schiestl. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München. 120 S., gebd. Mk. 5.—.
Koch Gaudentius O. Cap., Lieder zum Kirchenjahr. Verlag Pustet, Regensburg. 8", 182 S., Mk. 4.30, gebd. Mk. 6.—.
Köck-Gmeiner, Die Arbeiterin. Betschwestern. Erzählungen. Verlag Habbel, Regensburg. 64 S. Mk. —.80, gebd. Mk. 1.20.
— Die Füllfeder und andere Erzählungen. Verlag Habbel, Regensburg. 64 S., Mk. —.80, gebd., Mk. 1.20.
— Steirische Geschichten. Verlag Habbel, Regensburg. 64 S., Mk. —.80, gebd. Mk. 1.20.
— Wiener Geschichten. Erzählungen. Verlag Habbel, Regensburg. 64 S., Mk. —.80, gebd. Mk. 1.20.
Korte Theodora, Jan Bernd Hoeftmann. Die Geschichte eines Emslandjungen. Verlag Bachem, Köln. Mk. 4.40, gebd. Mk. 5.50.
Krane, Anna v., Adagio. Erzählung. Verlag Habbel, Regensburg. 63 S., Mk. —.80, gebd. Mk. 1.20.
— Das Hindernis. Erzählung. Verlag Habbel, Regensburg. 63 S., Mk. —.80, gebd. Mk. 1.20.
— Die Sünderin. Mysterium. Musik v. J. Veith. Verlag Bachem, Köln. Mk. 8.—.
Mayrhofer Johannes, Gebrüder Plaswich. Erzählung für die Jugend. Zweite Auflage. Verlag Pustet, Regensburg. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.50.
— Dilettanten der Liebe. Roman. Verlag Pustet, Regensburg. 182 S., Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.50.
Meschko K., Das Paradies auf Erden. Der kleine Zigeuner. Zwei Kindergeschichten. Deutsch von Mina Conrad-Eybesfeld. Verlag Herder, Freiburg. 8°, 146 S., gebd. Mk. 5.40.
Müller, Resi Maier. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Verlag Habbel, Regensburg. 366 S., Mk. 6.50, gebd. Mk. 9.—.
— Herzblut. Erzählung. Verlag L. Auer, Donauwörth. Gebd. Mk. 6.—.
Nabor Felix, Das Lebenswunder. Roman. Verlagsanstalt Manz, Regensburg. 408 S., Mk. 6.50, gebd. Mk. 8.—.

Digitized by Google

Nabor Felix, Mysterium crucis. Roman. Zweite Auflage. Verlagsanstalt Manz, Regensburg. 730 S., 2 Bde., gebd. Mk. 15.—.

Der Seb. v., Das Tagebuch meiner Mutter. Verlag Herder, Freiburg. 88 S., kartoniert Mk. 3.60.

Pagés Helene, Großmutters Jugendland. Verlag Herder, Freiburg. Gebd. Mk. 6.20.

Petermann Elisabeth, Blüten, die der Sturm verwehte. Gedichte. Herausgeber J. v. Mayrhofer. Verlag Pustet, Regensburg. Mk. 2.50.

Rieger Sebastian (Reimmichl), Tiroler Kalender 1920. Verlag Tyrolia, Innsbruck. Kr. 4.50.

Roselieb Hans (Firmin Coar), Der Erbe. Roman. Verlag Kösel, Kempten. 8°, 592 S., gebd. Mk. 9.45.

Scharlau M. (Magda Alberti), Kämpfe. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite Auflage. Verlag Herder, Freiburg. 8°, 286 S., kartoniert Mk. 8.60.

Schmid Frenzolf, Der letzte Ramadan. Eine Erzählung aus dem Orient. Verlag Habbel, Regensburg. 319 S., Mk. 6.—, gebd. Mk. 8.50.

Schott Anton, Die neue Zeit im Walde. Erzählungen. Verlag Habbel, Regensburg. Mk. 6.—.

Schrönghammer-Heimdal, Waldsegen. Geschichten aus der Heimat. Verlag Haas & Grabherr, Augsburg. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.80.

— Wie's daheim war. Geschichte aus meinem Jugendland. Verlag Haas & Grabherr, Augsburg. 210 S., Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

— Das große Glück. Ebendort. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—.

Schreyvogl Friedl, Friedliche Welt. Verlag Paul Knepler, Mk. 7.50.

Schrott-Fiechtl Hans, Die Magd der Enkelin Gottes. Roman. Verlag Bachem, Köln. 295 S., geb. Mk. 10.—.

— Der Bauernsegen. Ein Tiroler Roman. Verlag C. B. Groß, Berlin. S. W. 68. 346 S., gebd. Mk. 10.—.

Schullern Heinrich, Vom Garten des Glaubens. Kleine Geschichten aus Tirol. Verlag Tyrolia, Innsbruck. 94 S., gebd. Kr. 5.80.

Schütz R., Sagehomme. Der Roman eines Missionärs. Verlag Herder, Freiburg. Gebd. Mk. 7.80.

Spangemacher, Heimgefunden. Roman. Verlag Habbel, Regensburg. 352 S., Mk. 6.—, gebd. Mk. 8.50.

Stach Ilse, Genesius. Eine christliche Tragödie. Verlag Kempten, Kösel. 107 S. Mk. 3.—.

Stockhausen Julianne, Das große Leuchten. Roman. aus dem schwäbischen Bauernkriege. Verlag Kösel, Kempten. Mk. 9.—.

Stubenberg, Mathilde von, Licht. Ein stilles Buch für stille Menschen. (Roman.) Verlag Ulrich Moser, Graz. I. Bd. 404 S. Kr. 28.–, gebd. Kr. 32.–.

Sheehan C., Das Haarband der Königin. Erzählung aus der französischen Revolution. Übersetzt v. Oskar Jakob. Verlag Benziger, Einsiedeln.

Torrund Jassy, Hannas Lehrjahre. (Sonnenland-Bücherei I.) Verlag Tyrolia, Innsbruck. 197 S. Kr. 10.—, gebd. Kr. 12.60.

Trautmann Franz, Eppelein von Gailingen. Neu herausgegeben von J. P. Mauel. Verlag Bachem, Köln. 150 S. Mk. 5.70.

Triebnigg Ella, Meister Schicksal. Erzählungen. Verlag Tyrolia, Innsbruck. 206 S. Kr. 7.—, gebd. Kr. 10.—.

Tüshaus, Fernweh und Heimweh. Verlag Habbel, Regensburg. 432 S. Mk. 7.—, gebd. Mk. 9.50.

Walter, Dr. Gustav, Zitatenschatz. Eine Auswahl von Zitaten und Sentenzen im Geiste des Christentums. Nach Schlagworten geordnet. Verlag Habbel, Regensburg. 1044 Spalten, gebd. Mk. 12.—.

Weismantel Leo, Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön. Eine Legende. Palmosverlag, Würzburg. Mk. 3.50.

Digitized by Google

Weismantel Leo, Die Kläuse von Niklashausen. Rhöner Kalendergeschichten. Verlag Hausen, Saarlouis. (Hausens Bücherei Nr. 78.) 8° 90 S., gebd. Mk. 1.—.
— Der Bettler des lieben Gottes. Verlag Kempten, Kösel. 112 S. Mk. 1.20,
— Das Perlenwunder. Legenden und Märchen. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. Mk. 3.—.
Wibbelt August, Ein Skizzenbuch. Verlag Schnell, Warendorf. gebd. Mk. 2.70,
Wiesebach W., Begegnungen. Besinnliche Reisegeschichtlein. Verlag Pustet. Regensburg. 94 S. Mk. 2.–, gebd. Mk. 3.50.
— Werdende Kraft. Erzählungen. Verlag Pustet, Regensburg. 148 S. Mk. 2.50, gebd. Mk. 4.—.
— Am heiligen See. Roman. Verlag Pustet, Regensburg. 232 S. gebd. Mk. 6.–.
Windthorst Mary, Die Seele des Jahres. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. 240 S. gebd. Mk. 4.80.
Zach Franz, Auf der Wetterwarte der Zeit. Verlag W. Merkel, Klagenfurt. Gebd. Mk. 9.90.
Zerkaulen Heinrich, Der wandernde Sonntag. Geschichten aus dem Alltag. Verlag J. Kösel, Kempten. Mk. 1.90.
— Mit dem Fiedelbogen. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. Mk. 3.–.
Zeyer Julius, Christus vom Licht. Samko, der Vogel. Zwei Legenden, aus dem Tschechischen übersetzt von Wilhelmine Frankl-Rank, Verlag Habbel, Regensburg. 64 S., gebd. Mk. 1.—.

(Die Aufnahme in diese Literaturtafel bedeutet keine literarische Wertung, somit auch keine unbedingte Empfehlung. Das vorliegende Verzeichnis umfaßt ausnahmsweise die Neuerscheinungen des letzten Halbjahres, Oktober 1919 bis März 1920.)

Mitteilungen der Hauptleitung.

Die durch Papiernot und unerhörte Preissteigerungen bedingte Einschränkung des Umfanges der Zeitschrift zwingt zu einem vorläufigen Verzicht auf die restlose Durchführung unseres Planes, schon jetzt in jedem Hefte ein Bild der katholischen Weltliteratur zu geben. Wir müssen uns auf die Wiedergabe einzelner Ausschnitte aus diesem Bilde beschränken; jedes der folgenden Hefte wird solche Einzelbilder entwerfen.

Für die von Grund auf neu zu leistende redaktionelle Vorbereitung des vorliegenden ersten Heftes war die Frist so kurz bemessen, daß von den erbetenen Beiträgen nur wenige eintrafen — ein Brief vom Rhein braucht heute zu seiner Reise nach Wien 3 bis 4 Wochen! Aus demselben Grunde konnte der umfangreiche Apparat der Buchkritik noch nicht in Bewegung gesetzt werden, was zur Folge hatte, daß die Mitglieder der Redaktion alle Bücherbesprechungen allein bestreiten mußten. Die Notwendigkeit der redaktionellen Neugründung der Zeitschrift inmitten eines wirtschaftlichen Chaos ist leider so unvermittelt an uns herangetreten, daß einige Mängel der geleisteten Arbeit nachsichtigste Beurteilung verdienen.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Franz Eichert, Wien, XVIII/1, Klostergasse 11. — Verlag: Gralverlag (Buchhandlg. Canisiuswerk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44. — Druck: Buch- und Kunstdruckerei, Wien, VI., Mariahilferstraße 49.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur
Herausgegeben von Franz Eichert

Aus dem Inhalt:

Grund- und Leitgedanken zukünftiger Gralarbeit. — Josef Georg Oberkofler Gebein aller Dinge. — Richard Kralik / Wiederaufbau und Literatur. — Franz Eichert / Bruder Willram. — Bruder Willram / Selbstbildnis. — M. Herbert / Bruder Fulko. — Friedrich Muckermann / Von Hermann Bahr und der Psychologie des Expressionismus. — Hans Stiftegger / Beatus. — Friedl Schreyvogel / Der Pförtner. — H. J. Terhünte / Vom katholischen Geist in der neueren französischen Literatur. — Kleinere Aufsätze von Oskar Katann, W. de Hooge, H. Mann. — Gedichte von Peter Bauer, M. delle Grazie, Ilse Franke Oehl, Felix Hornstein, Richard Kralik, Oswald Menghin, Richard Schaukal, Sebastian Wieser.

14. Jahrgang ◆ Heft 3/4 ◆ Mai 1920

Gralverlag: (Buchhandlung Canisius-Werk), **Wien, XIV.**

Digitized by Google

Inhalt:

Seite
Grund- und Leitgedanken zukünftiger Gralarbeit 69
Sonette aus dem Kreise „Gebein aller Dinge“. Von Johann Georg Oberkofler 72
Wiederaufbau und Literatur. Von Richard Kralik 76
Veni creator! Von Oswald Menghin 78
Bruder Willram. Ein Freundesbildnis. Von Franz Eichert 79
Selbstbildnis. Von Br. Willram 81
An Bruder Willram. Von Richard Kralik 84
Bruder Fulko. Legende von M. Herbert 84
Evangelium Johannes 20, 24—30. Von M. E. delle Grazie 90
Dem Unsichtbaren. Von Ilse Franke-Oehl 90
Von Hermann Bahr und der Psychologie des Expressionismus. Von Friedrich Muckermann 91
Im Abendgold. Von Sebastian Wieser 95
Rom. Von Christoph Flaskamp 96
Ölbergstunde. Von Georg Mönius 96
Das Tragische in seiner christlichen Prägung. Von Oskar Katann . . . 97
Junges Licht. Von Peter Bauer 100
Beatus. Von Hans Stiftegger 101
Blühende Tage. Von Hanns Heinrich Bormann 102
Der Pförtner. Von Friedl Schreyvogl 103
Vom kath. Geist in der neueren franz. Literatur. Von H. J. Terhünte S. C. J. 108
Silhouette. Von Felix Franz Hornstein 117
Ein Bühnenereignis in Holland. Von W. de Hooge 117
Gang zum Pfarrhaus. Von Richard Schaukal 119
Gilbert K. Chesterton. Von F. Mann 119
Von neuen Büchern. 121
Kleine Mitteilungen: Richard Dehmel. — Neueste Lyrik. — Selbstkritik eines expressionistischen Lyrikers. — Ehrenhonorar für P. Abraham a Sancta Klara. — Der Bühnenvolksbund. — Expressionismus im Drama. — Theodor Fontane als Dichter. — Zum Mysterium „Die Sünderin“. — Der Friedensbote. 129

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, die Post und der unterzeichnete Gralverlag.

Ganzjährige Bezugspreise:

Für **Deutschland:** 12 Mark.
„ **Österreich, Ungarn** und den **Südslawenstaat:** 20 deutschösterr. Kronen.
„ die **tschechoslowakische Republik:** 18 tschechoslowakische Kronen.
„ die **Schweiz:** 6 Franken. Für **Holland:** 6 Gulden. (Diese Preise sind den landesüblichen angepaßt.)

Halbjährig und **vierteljährig** die **Hälfte**, bezw. **ein Viertel** obiger Preise.
Einzel-(Doppel-)Nummern: 3.50 d.-ö. Kr., 3 tschechoslow. Kr., 2 Mk., 1 Fr., 1 Gulden.

Bestell- und Auslieferungsorte:

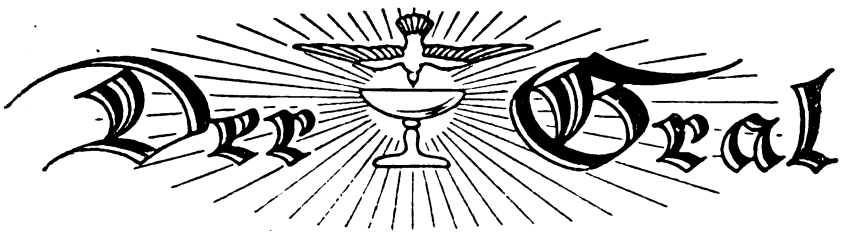
Für Deutschland und die ehemaligen Länder Österreich-Ungarns: **Gralverlag** (Buchhandlung Canisius-Werk), **Wien, XIV., Sechshauserstraße 44.**
Für die Schweiz: Verlag **Otto Walter, Olten.**
Für Holland: **Het Nederlandsche Boekhuis, Tilburg,** Industriestraat 1.

Alle Einsendungen werden erbeten an die

Hauptleitung des „Gral“, Wien, XVIII/1, Klostergasse 11.

Für unverlangt eingesendete Beiträge kann eine rechtliche Haftung nicht übernommen werden. — Nachdruck der Beiträge im Hauptteil nur mit Zustimmung der Hauptleitung gestattet.

Digitized by Google



14. Jahrgang. Heft 3/4. Mai 1920.

Grund- und Leitgedanken zukünftiger Gralarbeit.

Der Gral will versuchen, nach und nach jenes uns noch fehlende Organ zu werden, das die Blüte der lebendigen und aus christlichen Urkräften schaffend sich entwickelnden katholischen Weltliteratur widerspiegelt.

* * *

Ein Bild der katholischen Weltliteratur geben? — das ist keine leichte Sache. Der technische Apparat, der die Strahlen aus allen Ländern einfängt, kann erst in jahrelanger geduldiger Arbeit auf eine präzise Wiedergabe eingestellt werden. Für die nächste Zukunft vor allem müssen wir uns mit zusammenhangloſem Stückwerk begnügen, mit einzelnen Dichterbildern, einzelnen Übersichten, vereinzelten Übertragungen fremdsprachiger Dichtungen. Hervorragende Kenner fremder Literaturen haben wir in Deutschland genug, aber wenige, die auch tief genug in den Geist der katholischen Dichtkunst eindringen. Habt Geduld, Freunde! Gut Ding braucht Weile.

* * *

Die Hauptarbeit am Baue der katholischen Weltliteratur kann nur von schöpferischen Menschen geleistet werden. Man soll der heutigen Welt immer wieder jene Männer vor Augen stellen, die, wie zum Beispiel Dante, Calderon oder auch Chateaubriand, das katholische Ideal geformt haben, so wie die Technik, Realistik, Mystik, Symbolik, in der sie das getan haben. Im Spiegel dieser klassischen Dichtung wird man sehen, warum die moderne Literatur versagen muß aus weltanschaulichen Gründen. Auch die Kritik soll Leben, Anregung, Begeisterung geben, schöpferische Kräfte auslösen. Nur keine trockenen Analysen, keine lebensfremde Ästhetenspintisiererei. Nicht Formästhetik, sondern Inhaltsästhetik.

* * *

Wir wollen keine Papierkunst, wir wollen Lebenskunst! Wir wollen das Gefühl in die Herzen prägen, daß Literatur doch wieder lebendigstes Bild des Lebens — also katholische Literatur Bild des katholischen

Digitized by Google

Lebens — und daß dieses Leben selbst ein ungeheuer krisenhaftes, entwicklungsreiches, problematisches Ding ist. Wer von theoretischen Gesichtspunkten zu arbeiten unternimmt, entfernt sich leicht vom fiebernden Ereignis des Augenblicks und der Tat. Die Literatur darf nicht zu weit entfernt gehen von den Kernfragen des Tages, aber nicht in ihrem Wirbel aufgehen. Eine Literaturzeitschrift ist nicht der Ort, Probleme des Augenblicks endgültig zu lösen, aber sie muß vor allem die Dichtung pflegen, in der das Herz der Zeit schlägt, in der das Geheimnis des Fortschritts zum Höheren seine Flügel regt.

* * *

Die Kunst, in welcher das Herz der Zeit schlägt, darf man in einer Zeit nicht suchen, die kein gemeinsames Herz mehr hat, weil alle religiösen und kulturellen Bestrebungen in tausend auseinanderstrebende, sich widersprechende, einander bekämpfende Formungen und Strahlungen auslaufen. Ein gemeinsames Herz besitzt heute nur noch die katholische Welt in der einzigen, unveränderlichen, weil mit Ewigkeitssonne durchtränkten Form ihres Glaubenslebens. Was hat das mit der Kunst zu tun? — Heute steht der „Gral" nicht mehr allein als Rufer in der Wüste, wenn er unermüdlich darauf hinweist, daß nur ein religiös und kulturell einheitlich geartetes Volk imstande ist, eine große nationale Kunst hervorzubringen. Das klassische Altertum in seiner Blütezeit hatte eine solche einheitliche Kultur auf rein menschlicher, das christliche Mittelalter auf übernatürlicher Grundlage. Paul Ernst, der mit der Feststellung dieser notwendigen Wechselbeziehung zwischen Kultur und Kunst ganz den Spuren Kraliks folgt, geht sogar soweit, der chinesischen Kultur wegen ihrer Einheitlichkeit den Vorzug vor unserer neueuropäischen einzuräumen. Sicher ist es jedenfalls, daß wir von Jahr zu Jahr tiefer in den schrankenlosen Subjektivismus und Individualismus hineinkommen, und daß diese Entwicklung auch der Kunst ihren Stempel aufdrückt. Die große Verkehrtheit unserer Zeit besteht darin, daß sie an die Stelle des einzigen Ich, das in der Welt mit absoluter Notwendigkeit regiert, des göttlichen, das kleine menschliche Ich setzt. Die notwendige Folge davon ist völlige Auflösung, Spaltung, Zersplitterung, Zwietracht bis zum Kampf Aller gegen Alle. Denn jedes einzelne mit dem schrankenlosen Selbstbestimmungsrechte ausgestattete Ich erhebt andere Ansprüche, die in ihrer bunten Gegensätzlichkeit zum Chaos führen.

Aus der Erkenntnis dieser Tatsachen ergibt sich unsere alte Forderung: Lassen wir uns doch nicht immer durch diese äußerlich scheinbar glänzende, innerlich aber ganz verfehlte Entwicklung der Literatur des modernen, un- oder antichristlichen Zeitgeistes ver-

Digitized by Google

blüffen und beeinflussen! Wirken wir auf dem Boden unserer einheitlichen katholischen Kultur und Volkskraft in Kunst und Dichtung unsere ewigen Ideale aus; nützen wir doch den größten Vorteil, den wir vor allen Anderen voraus haben und um den sie uns im Stillen beneiden! Wenn es wahr ist, daß nur aus einer einheitlichen Kultur, aus einem religiös und kulturell geeinten Volksleben heraus sich eine wahrhaft große, bodenständige, aus der Tiefe zur Höhe führende Kunst entwickeln kann, dann sind wir Katholiken heute die einzig oder doch an erster Stelle Berufenen, eine solche Kunst zu schaffen, vorausgesetzt, daß der Geist, der weht, wo er will, auch die dazu notwendigen künstlerischen Begabungen weckt. Darum fort mit dem Wahne, daß wir, die richtig Orientierten, uns an die Literatur der falsch Orientierten anschließen oder von ihr lernen müssen! Trachten wir doch lieber darnach, daß die Andern genötigt werden, zu uns zu kommen und von uns zu lernen, indem wir in einer ganz eigenständigen, blutreinen, nicht von den Keimen des Zweifels, der Halbheit und des Irrtums gelähmten katholischen Literatur ein Kryställisationszentrum schaffen, an das sich alle gesunden, verwandten Bestrebungen werden anschließen müssen. Um diese, angesichts der heutigen Kräfteverhältnisse scheinbar unmögliche Wendung der Dinge herbeizuführen, müssen wir freilich den Glauben haben, der Berge versetzen kann. Mit kleinmütiger Herabsetzung und Bezweiflung unserer eigenen, aus der Vollkraft des katholischen Lebens heraus die Welt umgestaltenden Kräfte werden wir niemals aus unserer selbstverschuldeten und selbstgeglaubten „Rückständigkeit" herauskommen. Nur wenn wir unbekümmert um das Urteil der Welt gerade auf unser Ziel losgehen, aus katholischem Herzblut, aus katholischem Ideenreichtum, aus katholischer Glaubenstiefe und aus charaktervoller Grundsätzlichkeit heraus, die bis ins Mark katholische Literatur zu schaffen, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit welcher das moderne Antichristentum sich seine bis ins Mark antichristliche Literatur schafft. Aber hüten wir uns, diesen neuen Wein in die alten Schläuche nachgeahmter Formen zu gießen, nur um modern zu bleiben. Wir Katholiken sind stets am modernsten, wenn wir den andern am rückständigsten erscheinen. Der katholische Inhalt muß sich die ihm wesensgleiche Form schaffen, sonst fehlt es entweder an der Kraft der Idee oder an der Kraft der künstlerischen Gestaltung.

Digitized by Google

Sonette aus dem Kreise „Gebein aller Dinge“.

Von Josef Georg Oberkofler.

Die Verwesung.

Verfrühter Abend, trostlos, aufgebraucht,
Läßt er den letzten Purpur fallen zwischen
Des Tages Trümmern. Stoppelwinde zischen
Um seine Schläfen. Die Verwesung raucht.

In Aschenqualm von umgestoßnen Tischen.
Des Mondes Stirn, von Eis und Frost behaucht,
Ist plötzlich über allem aufgetaucht
Und blutet einsam unter Dorngebüschen.

Des Todes Wandel hebt mit Schauer an.
Hier quillt die Spur und dort. Doch niemand weiß,
Wo er sich endet und wo er begann.

Verfallen sind wir alle seinem Kreis.
Kein Gürtel hebt uns. Kahn und Mast zerrann.
Nicht der und die sind wir, nicht jung, nicht greis.

Die Dämmerung.

Entzündet auf dem Scheiterhaufen sind
Des Tages Masken. Aus dem Flammenchor
Gespenstert diese und bald jene vor
Und wirbelt rasend durch den Zischelwind.

Dumpf quillt der Mond um meines Hauses Tor.
Hier leuchtet mein Gesicht. Dort treibt es blind.
Ich dunkle langsam. Doch kein Schlaf beginnt.
Ich stürze tief und klimme dumpf empor.

Gen Mitternacht an bangen Brüsten grollt
Mein finstrer Mund. Doch plötzlich querherein
Lacht der Meduse Antlitz und verrollt.

Jetzt klingen Hörner endlich und Schalmein
Und dann Posaunen: Aus Kristall und Gold
Blüht Schlaf und Ruhe in mein Herz hinein.

Digitized by Google

Die Verstorbenen.

Sie pochen zögernd an die Schattenbohlen
Verstörter Träume und beschwören bang
Auf mich des Schlafes sanften Niedergang,
Um mich in ihre Traurigkeit zu holen.

Entlassner Wege Schutt und Moor entlang
Im Röhrichtwind umschwärmen mich die Dohlen.
Ein Regen schwankt mich an auf trunk'nen Sohlen,
Ganz aufgelöst luftlosem Überschwang.

O Traurigkeit, die alles Sterbens Süße
In sich beschließt, anwandelt sie mich still,
Ob ich noch nicht des Tages Starrheit ließe.

O nimm mich auf in Dich und sieh: Ich will
Kein Wohnen mehr bei Dingen, die ich büße,
Wenn ich sie habe, doch in Qual und Spiel.

Das Nachtgewitter.

Weh mir! Aus nachtgerütteltem Gebüsch
Taucht ein Gesicht in Traumes Fremdheit. Wirr
Aufstarren Dornen rings in Glut und Gier,
Beträuft von Licht und Blutes Giftgemisch.

O Graun des Sturms! An Näh' und Ferne irr
Bäumt er sich auf mit wimmerndem Gezisch
Und fällt nach vorne. Flammentraum erlisch!
Posaunen! Schwerter! Ehernes Geklirr!

Die Seele sträubt sich, schreckhaft aufgewühlt.
Heiß flirrt ihr Atem an des Leibes Gitter,
Von Feuerwinden gnadenlos bespült.

Aus Quaderstein ein losgesprengter Splitter
Sprüht sie empor. Oh! Gottes Meißel spielt
Nun Blitz auf Blitz an ihr aus dem Gewitter.

Digitized by Google

Die Auflösung.

Jetzt neigt mein Flug sich müd' dem letzten Ringe.
Mein Antlitz wittert blind aus Nacht und Fährde.
Es ist bedeckt von Traurigkeit und Erde.
O, bitter ist der Kelch der letzten Dinge!

Du meine Seele, rüste dich! Entwerde
Dem Stoffe jetzt und des Geschlechtes Zwinge!
Das Ziel der Gottheit wohn' in deiner Schwinge.
Sieh: Alles ist auf dieser Welt Gebärde.

O Sinn des Letzten, das sich mir erfüllt:
An mir zu sterben, um an Dir zu leben.
O Ewiger, so hast Du Dich enthüllt.

Nicht Leid und Lust soll mir ein Antlitz weben.
Bekleidet nur von Deinem Ebenbild,
Will ich mich Dir in Demut wiedergeben.

Über den Dingen.

Zerfallen sind die Schatten. Manchmal rührt
Der Sturm an meine Braue und verklingt.
Wie fern ist dies! Der Chor der Sterne singt
Hoch über mir, von Gottes Ruf geführt.

Was nebelgleich aus Traumes Tiefen ringt,
Biegt sich zu Sternen oben. Stille wird
Des Tages Wachsen und die Nacht verliert
Das Graun. Sonaten tönen lichtbeschwingt.

Sieh: Nun ist alles wie ein süßer Glaube.
Geborgen ganz und traumerwacht begibt
Die Seele sich aus Pilgerschaft und Staube.

O sanfte Weise, die kein Bangen trübt!
Erlöste Liebe! Weißer Flug der Taube,
Wie hab' ich dich bis in den Tod geliebt!

Digitized by Google

Die Meeresstille.

Müd' die Segel fallen, traumestief.
Über Flut und Fahrt hab' ich vergessen,
Welches Land mein letztes Ziel gewesen,
Oder ob ich schon hinüberschlief.

Ich habe keine Weite zu durchmessen.
Alle Ferne war schon da und lief
Wie eine Möve segelhoch. Sie rief
Mir zu: Halt ein! Was hast du nicht besessen?

Keine Insel sehn' ich mehr herbei.
Nicht den Sternen stör' ich Traum und Ruh,
Daß namenlos mir Meer und Himmel sei.

Schon der Anker rauscht der Tiefe zu:
Goldne Ketten unten. Oben frei
Lichte Wimpel. Stille, Gott, bist du.

Wiederaufbau und Literatur.

Von Richard Kralik.

Schwächlich und kleinlich erscheint mir das jetzt so unbändig ausgeübte Wühlen in angeblichen Fehlern unserer politischen und militärischen Führer während des Weltkrieges, denen wir den Zusammenbruch zu verdanken haben sollen. Das kommt mir ebenso töricht vor, wie wenn man dem genialsten Staats- und Kriegsmann des Altertums, dem Julius Cäsar, es vorwerfen wollte, daß er die große Verschwörung gegen ihn nicht durchschaut hat, oder wie wenn man seinem ebenso bedeutenden Nachfolger, dem ersten Napoleon, seine Fehler von 1812 bis 1815 vorrechnen wollte. Das war und ist immer Philisterart gewesen. Nicht einzelne Personen, mögen sie noch so stark sein, machen die Weltgeschichte, sondern die ganzen Generationen einer Zeit. Alles, was irgend einer, was jeder und jede während des Weltkrieges und vorher gedacht, getan, gesagt und geschrieben hat, das hat zusammen das „Fatum" gebildet, vor dessen massivem Widerstand schließlich alle noch so klugen Pläne der Regierer und Führer scheitern mußten. Schließlich lenkt aber doch auch Gott das ganze und große „Welttheater" (mit Calderon zu reden) und letztlich ist ja noch gar nicht

Digitized by Google

das Ende dieser Tragödie abzusehen. Niemand hat heute das Gefühl, daß eine endgültige Entscheidung gefallen ist, sondern jeder fragt sich, wo hinaus das erst jetzt wieder gehen soll. Und das liegt noch immer in unserer Hand.

Wer kein Philister ist, der muß überhaupt die weltgeschichtlichen Ereignisse dieser Zeit als ein großes geistiges Ringen ansehen, als den Kampf der zwei entgegengesetzten Weltanschauungen: des Materialismus und des Idealismus (im Willmannschen Sinn), wobei der Materialismus vertreten ist durch die Erscheinungen des Imperialismus, Marxismus und Kapitalismus, der Idealismus durch die entgegengesetzten Bestrebungen. Wie man sieht, ist die Parteienstellung dabei ungemein kompliziert. Erstens tritt der Imperialismus usw. in der heuchlerischen Gestalt des Idealismus auf, wie zum Beispiel bei Wilson und seinen Punkten; anderseits befinden sich in jedem Lager Vertreter der beiden Weltanschauungen und bekämpfen sich im inneren Kampfe gegenseitig. Es ist nun gar kein Zweifel, daß in diesen verwickelten Kämpfen der deutsche Idealismus, wie er zum Beispiel zur Zeit der Romantiker die ganze Nation, Österreich, Preußen, ganz Deutschland und alle Verbündeten ergriff und zum Siege über den materialistischen Napoleonismus führte, heute (vorübergehend) geschlagen erscheint durch materialistische oder opportunistische Mächte im eigenen Lager und durch den rücksichtslosen materialistischen Imperialismus im feindlichen Lager. Gesündigt ist gewiß auf beiden Seiten geworden und Gerechte waren gewiß auf beiden Seiten. Ebenso sicher ist es, daß eine äußere Entscheidung nichts ausmacht für den inneren Wert der Träger der kämpfenden Gedanken. Ist es ja doch der Kern der christlichen Lehre, daß der Sieg durch das Kreuz, der Erfolg durch den Mißerfolg, die Erhöhung durch Verdemütigung erfolgt; und zwar gilt diese Lehre für Christen wie für Nichtchristen, denn sie ist ein allgemein gültiges Weltgesetz, wie ja auch das Christentum für alle Welt gilt; denn es ist die Wahrheit, außer welcher es keine andere Wahrheit gibt. Das Christentum ist alles in der Welt, es ist kein „Ghetto".

Diese Anschauung hat wenigstens der „Gral" schon lange vor dem Weltkrieg vertreten und der Welt empfohlen, weil er die furchtbare Gefährlichkeit einer mit dem Naturalismus, dem Formalismus, dem Säkularismus, dem Zeitgeist paktierenden Anschauung klarer einsah und vertrat als viele andere. Es wäre unnütz, töricht und lieblos, jetzt nachträglich Klagen darüber zu erheben, daß dies Gralprogramm seinerzeit nicht genügend unterstützt, sondern angezweifelt wurde. Aber es ist in der gegenwärtigen Zeitenwirrnis wohl erlaubt, ja geboten, darauf hinzuweisen, daß der „Gral" auch heute noch auf dem seinerzeit vom Papst Pius X.

Digitized by Google

ausdrücklich belobten und anerkannten Standpunkt steht, und daß er, ebenso wie damals den Aufbau einer hohen Kultur, der höchsten und idealsten, so nun nach dem leider erfolgten Zusammenbruch den Wiederaufbau dieser einzig möglichen Kultur anstrebt, uneingeschüchtert, glaubend, hoffend und liebend, verzichtend auf alle Anerkennung des Weltgeistes, aber nicht verzichtend auf Gott und die heilige katholische Kirche, der allein unsere Feder dienen soll, in geistlichen wie in weltlichen Dingen, in Poesie und Philosophie, in Politik und Soziologie; denn nur von der Kirche her kann uns der Geist kommen, der uns Kraft gibt zum Wiederaufbau. Und dabei fällt uns Literaten eine Hauptarbeit zu; denn die Literatur ist sozusagen Alles. Sie kann zum Werkzeug der Zerstörung wie zum Werkzeug des Aufbaues werden. Wir wollen denn die stets geübte Arbeit des Aufbaues rüstig fortsetzen.

Die Literatur der Vorkriegszeit hat zweifellos das meiste zum Zusammenbruch beigetragen. Diese materialistische, naturalistische, antimoralische Literatur, wie sie besonders in den letzten Jahrzehnten und Jahren vor dem Weltkrieg „blühte", hat das Deutschland und die deutsche Kultur unserer Klassiker und Romantiker umgebracht, entnervt, widerstandsunfähig gemacht. Von dieser zerstörenden Literatur galt in vollstem Sinne das Motto zu Goethes Götz' (aus Hallers Usong): „Das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig." Was war auch von einer Literatur zu erwarten, die die schlechtesten Vorbilder des Auslandes, der Franzosen, Skandinavier, Russen, übertreibend nachahmte, die sich selber und die Nation mit dem fremden Gift ansteckte? So wucherten bei uns die Gemeinheiten Zolas und seiner Kompatrioten, die zerstörende Gesellschaftskritik Ibsens, die nihilistischen kulturwidrigen Ketzereien der Tolstoi, Gorki usw. Die deutschen Schüler, wie Nietzsche, Bierbaum, Mann, Sudermann und Gerhart Hauptmann, übertrafen bald ihre bewunderten Meister an zerstörender Virulenz. Allgemein wurde auch von der deutschen Kritik diese Zerstörungsarbeit fortgesetzt. Am bezeichnendsten für all das war das sogenannte „Festspiel", das G. Hauptmann 1913 in Breslau der deutschen Nation zu bieten wagte. Als ich es las und von der Wirkung hörte und wie die Kritik es wenigstens zu entschuldigen suchte, war ich über den Zustand und die Zukunft der deutschen Sache verzweifelt; ich mußte mir sagen, eine Nation, die sich diese Literatur von der Kritik als eine modern-klassische aufdrängen läßt, ist verloren. In der Kulturarbeit einer solchen Nation muß jeder Versuch des Aufbaues, des Idealismus, der Hebung der nationalen Würde verschwinden, verschlungen werden. Daher auch unsere für Nation und Gesellschaft, für Kunst und Kultur so treu

Digitized by Google

gemeinten Versuche im Bereiche des „Grals“. Diese unsere allein zum Heile führenden Versuche wurden ziemlich allgemein bekämpft, totgeschwiegen, mißverstanden. Das war freilich wieder das Symptom der Volkskrankheit der Zeit. Sie nahm in krankhafter Gier das Krankhafte auf. Die Gesunden wurden von den Kranken verschrien, die Ärzte von den Kurpfuschern verdächtigt.

Ich habe in all der Zeit, vor dem Krieg, während des Krieges, nach dem Zusammenbruch den Optimismus vertreten, obwohl ich mir schon am ersten Tage des Krieges der nationalen Gefahr voll bewußt war. Aber ich war mir in all diesen drei Zeitschritten doch auch der Ursachen des Übels bewußt und der Heilungsmittel völlig sicher. Diese Sicherheit hält mich auch jetzt aufrecht. Ja, trotz allem ist der Wiederaufbau möglich. Der Weg ist derselbe wie der, den wir vor Jahren gezeigt haben. Wir sind uns dessen sicherer als je, nachdem wir die Folgen der Irrwege miterlebt haben.

Die Gegenwart gehört dem Zusammenbruch der Gegner einer idealen Kultur. Die Zukunft wird unserer, der Gralkultur gehören, so wahr der deutsche Geist dem Gift der falschen Literatur doch nicht auf die Dauer erliegen wird. Denn das innerste Wesen des deutschen Geistes ist, wie seinerzeit der geistvolle „Rembrandtdeutsche“ erkannt und bezeugt hat, religiös, ist katholisch, steht in einer besonderen von Gott in der Geschichte gezeigten Beziehung zu Rom, zum Papsttum. Es ist denn auch das Wesen unserer Gralbestrebungen, daß wir der Ästhetik der Kirche, der Ästhetik des Papstes Pius X. mehr glauben, als der Ästhetik irgend eines jüdischen Berliner Journalisten.

Veni creator!

Gib mir über alle Erde,
Herr, die Macht nicht, nein, den Geist,
Der durch deines Mundes Werde
Tief in ihren Gründen kreist.

Und ich will die Nacht durchblitzen,
Die in allen Herzen weint,
Daß von unsichtbaren Spitzen
Licht ins letzte Dunkel scheint.

Oswald Menghin.

oooo

Digitized by Google

Bruder Willram.

Ein Freundesbildnis.

Lieber Bruder Willram! Denkst Du noch, Freund meiner Jugend, der schönen Sommertage, die wir miteinander am Pragser See verschwärmten? Damals warst Du noch weiches Wachs in der Hand des Urschöpfers und Urbildners aller Dichterseelen und im Glutsturme Deiner jungen Begeisterung, die Deiner Lieder Form im weichen Flusse schmolz, versengte Deine Muse manchmal ihre zarten Flügel. Nun haben die fünfzig Lebens- und Schaffensjahre Dein Dichterbild hart wie Stahl gehämmert, und so stehst Du vor uns, wie nur einer steht, der Standfestigkeit und Wucht von den Tiroler Bergen hat — wie eben nur einer von dieser knorrigen Art im deutschen Dichterwalde steht und Wurzeln schlägt:

Bruder Willram.

Daß wir fast alle Deinen gutbürgerlichen Namen: Anton Müller — vergessen haben, das nehme ich als Symbol der für alle, aber besonders für Deine Freunde sichtbaren Bildung und Gestaltung Deiner menschlichen Persönlichkeit durch Deinen Dichterberuf. Das Dichterische oder — wie sage ich doch — die Grundlinie Deiner dichterischen Begabung ist bei Dir so ausgeprägt, daß Dein eigentliches dichterisches Schaffen nur ein Teil Deiner Dichternatur ist: Du bist Dichter als Redner, Dichter als Politiker, Dichter in Deinen vier Pfählen, im Schlafrock, im Freundeskreis, Dichter, wenn Du auf der Straße Deinen markigen Poetenkopf spazieren trägst und die Innsbrucker Buben einander mit freundschaftlichem Rippenstoß zuflüstern: „Das ist der Dichter Willram." Das, scheint mir, ist auch das Geheimnis Deiner Volkstümlichkeit: Auch wer keine Gedichte lesen mag, also auch Deine Gedichte nicht liest — er sieht Dir doch auf tausend Schritt den Dichter an, wenigstens sieht er etwas besonderes an Dir, etwas, das Dich hinaushebt über den grauen Brei der Alltäglichkeit.

Vor Jahren, zur Zeit des selig oder unselig entschlafenen Literaturstreites, geruhte der große Lehr- und Schulmeister der deutschen Dichter, der „Kunstwart", sich mit der ihm etwas abseits gelegenen katholischen Literatur zu beschäftigen und er spendete den Gralbunddichtern den sauersüßen Lobspruch: Sie haben Charakter. Er hat wohl nicht daran gedacht, daß er damit ein hohes Lob aussprach, denn ein Dichter ohne Charakter ist allemal ein kleiner, ein Dichter — ich sage ein wirklicher Dichter, nicht eine von der Reklame aufgeblasene Gummifigur — mit Charakter ist allemal ein bedeutender, ein großer Dichter. Unsere zünftige Kritik, die leider so oft von Leuten ausgeübt wird, die vom Walten und Werden

Digitized by Google

einer dichterischen Begabung, von den verborgenen Werdekräften und Quellen eines Dichterwerks möglichst wenig Kenntnis, dafür aber die Einbildung haben, alles besser machen zu können — dieser Kritik wirst Du es freilich nicht verständlich machen, daß ein Dichter vor allem Charakter haben muß, und daß deshalb die dichtenden Mollusken, die jeder Mode nachwimmeln und in jedem Trompetenstoß der Reklame sich winden und krümmen, zwar geschickte Versemacher, aber keine Dichter sind.

Nun, Bruder Willram, ich sehe Deine Größe als Dichter nicht so sehr in Deiner prächtig funkelnden, wie ein demantenbesäter Königsmantel Deine poetischen Bilder und Gedanken umfließenden Sprache, nicht in dem Glühen und Blitzen Deiner Worte, nicht im Farbenschmelz Deiner Bilder, nicht in den feurigen Lavaausbrüchen Deiner Begeisterung — ich sehe sie darin, daß Du als Mann und als Dichter Charakter hast. Ob dieser Charakter mit seinen Knorren und Kanten dem einen lieb oder dem anderen leid ist — Charakter ist Charakter und Waschlappen ist Waschlappen.

Charakter zu haben war freilich für einen deutschen Dichter in den letzten zehn oder zwanzig Jahren vor dem Kriege alles eher als eine Mehrung seines Erfolges, es war — unmodern.

Wenn nun gar ein solcher Dichter, gezeichnet mit diesem Mal der Unmodernität, flammende Worte fand, um seinen großen Haß und seine große Liebe in die Welt hinauszuschreien, dann war er schon gerichtet, er war natürlich kein Dichter, nur ein „Rhetoriker". Bestenfalls war er, weil er die damalige — jetzt schon vergangene — neue Mode nicht mitmachte, ein „Epigone". Du, Bruder Willram, hattest freilich zu fest im Tiroler Volkstum Wurzel geschlagen, als daß die Literaturumstürzler das Quadernwerk Deines Ruhmes diesem festen Grunde hätten entreißen können. Und mittlerweile haben wir schon wieder die neueste Mode — das willenlose Bewegtsein durch den sinnlichen Eindruck weicht einem starken Willen, der neuen Kunst Inhalt, Seele, Zweck, starkes Streben nach der Mitformung politischer, sozialer, religiöser Neuordnungen einzuhauchen. Wir „Alten" werden nun wieder modern, eben weil wir uns treu geblieben sind, weil wir am Ewigen, Zeitenlosen, das immer gleich alt und gleich modern ist, unser Schifflein verankert haben.

Diese Seele Deiner Dichtkunst, ihr Werben, Glühen und Mühen im Dienste der höchsten Ideale ist sich auch immer gleich geblieben. Aber ihr Charakter hat sich zusehends verändert. Von den schlichten innigen Tönen Deiner ersten Versbücher hat sie den Weg gefunden zum reichen, prächtigen Prunkgebäude Deiner Versepen, deren monumentaler Bau, deren glutrauschende Sprache die Leser dieser Blätter aus der im vorigen Jahrgange veröffentlichten Dichtung

Digitized by Google

„Der letzte Mensch" kennen. Dieses sichtliche Reifen und Wachsen von Buch zu Buch,* von Jahr zu Jahr, vom Anempfundenen zum durch und durch Eigenständigen, von der überkommenen zu der aus heißem Ringen nach vollkommensten künstlerischen Ideenausdruck erwachsenen notwendigen Form zeugt von wahrem Künstlertum. Wieviele schon nach dem ersten Wurf hochgefeierte Begabungen entwickeln sich mit jedem neuen Werke flügellahm nach abwärts — nur der Weg der Starken ist dauernder Aufstieg. — Möge mit jeder Stufe der Jahresleiter dieser Aufstieg Dich dem Glut- und Lichtherde göttlicher Dichtung, von dem all unsere Erdenkunst nur ein schwacher Abglanz ist, näher bringen! Und mögen die himmlischen Musen den goldenen Blättern jener überzeitlichen Literaturgeschichte, die als ewiges Richtmaß aller Dichtkunst unser kleines irdisches Getriebe überdauern wird, auch den Namen eingraben:

„Bruder Willram."

Franz Eichert.

Selbstbildnis.

Ihr nehmt mich falsch, ihr kennt mich alle nicht!
Mein Lächeln lügt; es ist die Maske nur
Verhalt'ner Tränen, und der heit're Schalk,
Der manchmal mir aus hellem Auge blitzt,
Ist nur mein Hofnarr, dessen Schelmgesicht
Euch täuschen soll, damit kein Forscherblick
Ans dunkle Rätsel meines Herzens tast' —
Das einsam sein will — —;
ach, versteht mich recht! —
Das einsam sein will — nicht der Liebe bar
Und nicht der Freundschaft —; aber das den Lärm
Des Tages scheut und seinen Königshort
Sich ängstlich wahrt; — —
ich schein' euch frohgelaunt —
Voll Übermutes bis zur Tollheit oft —;
Und die Raketen meines Witzes sprüh'n
Im Kreis der Freunde; — muntre Späße reißt
Der Mund des Spötters; — und indeß ihr lacht

* „Kiesel und Kristall" (1894, 3. Auflage, 1911), „Wanderweisen und Heimatlieder" (1898, 2. Auflage, 1911), „In wachen Träumen" (1901). Diesen Jugendwerken folgten: „Blütenstaub und Blättergold" (1903), „Grünes Laub und weißer Flieder" (1907, 2. Auflage, 1911), „Aus goldenen Tagen" (1910, 2. Auflage, 1912), „Bilder auf Goldgrund" (1912), die beiden Weltkriegsbücher „Das blutige Jahr" (1915) und „Der heilige Kampf" (1916), endlich „Aus Herz und Heimat" (1919). Außerdem ein Prosabuch „Heliotrop, Skizzen und Bilder aus Italien" (1905, 2. Auflage, 1908).

Digitized by Google

Und des Humors, des prickelnden, euch freut —
Weint mir das Herz in heimlich süßer Qual,
Weil eine Sehnsucht, groß und ungestillt,
Mit heißer Gier an seinem Blute saugt; — —
Ihr fragt mich — welche? —
Weiß ich's selber denn?
Mir selbst ein Rätsel, geh ich unter euch —
Und bin nicht wahr und spiel' mein Gaukelspiel
So Tag für Tag;
glaubt auch der schroffen Art,
Der Härte nicht, mit der ich ungewollt
Nicht selten kränke; — ach, ihr tut mir leid. —
Daß ihr doch ahntet, welche Weichheit mir
In tiefster Seele schlummert, wie das Gold
Verborgen schläft im rauhen Felsgestein!
Seht, eines Bettlers, eines Kranken Blick,
Aus dem die Not und nasser Kummer schreit; —
Ein Kindeslachen, das wie Glockenton
So silbern schwingt, greift mir mit Allgewalt
Ans tiefste Herz und peitscht wie Sturmesbraus
Den heißen Zwiespalt meines Fühlens wach,
An dem ich kranke. —
Seht, und daß kein Aug'
Bis an die Nacktheit meiner Seele dring',
Hüll' ich mein Innerstes in heil'ger Scham
Der Außenwelt; so scheint die Schale rauh
Und herb und stachlicht, doch — der Himmel weiß —
Daß in der Schale eine süße Frucht,
Ein großer Glanz gottebenbildlich ruht.
Und also kommt es, daß ich fremd und scheu
Mich oftmals fühle, während voll und laut
Die Becher klingen, weil die Seele still —
Indeß mir fröhlich Aug' und Lippe lacht —
Auf Dämmerpfaden eines holden Traum's,
Lustwandelnd geht und immer weiter irrt; — —
Da wird mir weh, daß ich nicht folgen darf;
Dann kommt der Unmut und die rauhe Art —
Mir selbst zur Qual; — — —
denn, ach, ich bin nicht so: —
Ich bin ein andrer, als ich vielfach scheine.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Ich bin nur echt, wenn ich mir selbst belassen
Versonnen geh' durch volksbelebte Gassen,
Den Hut am Kopf, in abgetrag'nem Kleide,
Und fröhlich mich am Tun der Menschen weide.

Digitized by Google

Ich bin nur wahr, wenn ich auf Höhenpfaden
Still-einsam stapf' und rings die Blütengnaden
Der junge Lenz mir vor die Füße regnet
Und mir das Herz mit tausend Träumen segnet.
Dann red' ich laut mit jedem Blumenkinde,
Befiehl den Wolken und gebiet dem Winde,
Um ihnen jauchzend einen Gruß zu sagen
Von all dem Glück in diesen blauen Tagen. —
Dann bin ich wahrhaft Mensch und nicht bloß Larve;
Dann rauscht des Herzens hochgestimmte Harfe
In Vollakkorden ihre schönsten Weisen,
Des Ewgen Spur in stolzem Sang zu preisen. —
Dann fällt die Maske; meine wahren Züge
Entschleiern sich, von keines Lächelns Lüge
Verzerrt, entstellt; — und heil'gem Wipfelschweigen
Darf ich die Nacktheit meiner Seele zeigen. —
Darf jubeln, weinen und das Herz entlasten
All seines Zwiespalts — und es froh begasten
Mit auserles'nen, heimlich süßen Wonnen
Aus der Natur stets frischem Wunderbronnen.
Die Wälder rauschen, und durchs grüne Gitter
Der Tannenzweige stiehlt sich Sonnenflitter
Und weckt der Gräser goldenes Gefunkel
Und zaubert Märchen in das Dämmerdunkel;
Sieh, auf des Bodens tauigem Geglänze
Beginnen Elfen ihre Ringeltänze; —
Ich seh' sie herzen, haschen sich und kosen,
Und liege träumend unter wilden Rosen. — —
Dann huscht herbei das munt're Volk der Zwerge,
Langbärtig, grau, gebräunt vom Hauch der Berge; — —
Ha, wie die Kleinen nach dem Träumer schielen,
Und ihn umschleichen und Versteckens spielen! — —
So seh' ich Wunder, wo ich ruh' und schreite,
Und Einsamkeit ist immer mir zur Seite
Als holde Schwester, der ich sonder Zagen
Mein rechtes Ich stets darf zu zeigen wagen. — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Ihr nehmt mich falsch, ihr kennt mich alle nicht!
Mein Lächeln lügt; es ist die Maske nur
Verhalt'ner Tränen, und der heit're Schalk,
Der manchmal mir aus hellem Auge blitzt,
Ist nur mein Hofnarr, de[illegible]elmgesicht
Euch täuschen soll, damit [illegible] Forscherblick
Ans dunkle Rätsel mei[illegible]s Herzens tast' —
Das einsam sein will — — — —.

Dr. Willam.

Digitized by Google

An Bruder Willram.

Um würdig Dich zu preiſen, Willram, müßte
Mein Vers Tirols Gebirge widerſtrahlen,
Doch auch der ſeligen Inſel ferne Küſte,
Den Hain ſo voll von allen Idealen.
Und wenn ich noch ein Stück des Himmels wüßte
Zu bannen her nach dieſen Tränentalen,
So könnt' ich, eh mein Leben geht zur Rüſte,
Mit einem Abglanz Deiner Dichtkunſt prahlen.

Richard Kralik.

Bruder Fulko.

Legende von M. Herbert.

Die erſten Brüder und Nachfolger des heiligen Franz hatten mit geringen erbettelten Mitteln ein Spital für Alte, Kranke, Obdachloſe und Ausſätzige gebaut. Sie hatten ſelber auf nackten wunden Füßen ſchwere Steine herangeſchleppt, ſie behauen und geſchichtet, ſo gut ſie es vermochten. Sie gruben Kellergewölbe aus im Schweiße ihres Antlitzes. Mit ihren ungeſchulten, ſchwachen Händen maßen und richteten ſie die Mauern und vermörtelten ſie mit Eifer und Fleiß per l'amore de Dio. Einſam und verloren klebte der rohe Bau auf einem Felsvorſprung der Wildnis des Averno. Das Spital ward nach und nach mit allem verſehen, was man damals zur Pflege und Wartung der Kranken benötigte. Es beſaß ſogar ſeine eigene Apotheke, in der die Brüder heilſame Kräutertränke brauten und bewahrten.

Ein großer Saal nahm den Hauptraum des Gebäudes ein. Darin lagen Bresthafte und Altersſchwache. Es gab aber auch abgeſonderte Zellen für Ausſätzige. Ein Bad war eingebaut und im Kellerraum eine Zelle für Tobſüchtige und ſolche, die an der Hundswut litten. Dieſe Zelle war von einem der rieſigen umbriſchen Hufſchmiede, die ihre Werkſtatt an den Straßen hatten, geſchmiedet worden. Sie war ganz von Gitterwerk eingeſchloſſen, wie wenn man darin ein reißendes Tier verwahren wollte.

Das Spital war ein Unterſchlupf für Obdachloſe, die Ärmſten Gottes.

Die Niederlaſſung der Brüder ſtand nicht weit davon.

Dreimal täglich beſuchten die Brüder das Spital, wuſchen und verbanden die Kranken und teilten ihnen Speiſe und Trank von der eigenen Armut mit. Ja, mancher von ihnen hungerte und darbte, um die Not dieſer Elenden zu ſtillen, die ſonſt nirgends Erbarmen und Hilfe fanden.

Ärmlich und rauh lebten die Jünger des heiligen Franz in der Wildnis. Alles fehlte ihnen, deshalb beſaßen ſie alles. Arm und rauh

Digitized by Google

war auch der Aufenthalt der Kranken. Niedere Gelasse, ein Tisch, eine Bank, ein hartes Bett, ein Wasserkrug und das alles beherrschende Kreuz an der Wand. Das Leben auf seine ersten Anfänge beschränkt und deshalb der Klarheit Gottes um soviel näher. Ein Aufenthalt der Buße für Büßer. — Büßer? Wer hätte nichts zu verbüßen? — Hier litten und darbten viele, die von einem Leben der Lust und des Übermutes kamen. Von brechenden Tafeln, überschäumenden Bechern, seidenen Pfühlen. Das waren die Aussätzigen. Ihr nun so elender stinkender Leib war vormals in Wohlgerüchen gebadet, mit Salben gepflegt, in kostbare Gewänder und Pelze gehüllt. Sie ritten auf goldgeschirrten Rossen oder ließen sich in Sänften tragen. Das niedere Volk entblößte vor ihnen demütig die Häupter, sie schienen in ihrem lachendem Stolz und ihrer Unbekümmertheit etwas von der Macht der Gottheit geliehen zu haben; so fern von ihnen waren Elend, Sorge, Not, Krankheit und alles, das den Menschen erniedrigt, demütigt und den Geringen gleich macht.

Nun aber war das von ihnen gesunken. Nackt und bloß mußten sie die Wälder durchstreifen und mit der Klapper ihr Nahen verkünden, damit sie nicht mit ihrer verpesteten Nähe andere schädigten.

O Schicksal aller Schicksale — lebendig ein faulender Leichnam zu sein!

Unter den unglücklichen Insassen des Spitales war Graf Fulko einst der mächtigste und reichste gewesen. Herrisch, stolz, willkürlich ohne Gesetz hatte er gelebt, Arme bedrückt, Städte beraubt, Jungfrauen in Schande gebracht. Er trat nieder, was ihm entgegenstand.

Als die Geißel Gottes ihn wund schlug und er hinausgepeitscht ward in die Wildnis, hatte er wie ein wildes Tier in den Wäldern geheult und die Stirne an die Stämme der Bäume geschlagen, bis kalte Nächte und unerträgliche Körperpein ihn in das Spital trieben. Er hatte den Brüdern einen Beutel mit Gold vor die Füße geworfen:

„Gebt mir ein einsames Gelaß. Ich kann nicht mit Bettlern und Straßenläufern zusammen hausen. Ich bin Graf Fulko."

Da entgegnete ihm Bruder Johannes, der eben die Wunden eines Aussätzigen wusch:

„Graf Fulko seid Ihr gewesen. Jetzt seid ihr arm und hilfsbedürftig wie wir alle. Es ziemt sich, bescheiden zu werden."

Fulko aber spie dem Bruder Johannes in das Gesicht, denn er kannte sich nicht vor Wut: „Nimm das für deine Unverschämtheit, du Hund von einem Mönche."

Bruder Johannes, der ein heiligmäßiger Mann war, freute sich der Beschimpfung und sagte leise: „Um der Liebe Gottes willen!"

Solcher Art kam Fulko in das Spital. Er hauste im besten und geräumigsten Gelaß, raubte die Decken der andern auf sein Lager, eignete sich alles an, was er brauchen konnte und beschimpfte jeden, der ihm nahte. Er war wildbärtig und ungefüg, groß und beinahe ganz

Digitized by Google

nackt. Sein Körper war mit Geschwüren bedeckt, so daß er mehr einem räudigen Hunde, als einem Menschen glich. Er riß das Kreuz seines Zimmers von der Wand und warf es zerbrochen vor die Tür. Er schüttete den Brüdern ihre arme, bescheidene Speise vor die Füße. „Verdammte Mönche, ich bin nicht an eure Bettelsuppen gewöhnt!"

Wenn die andern Kranken beteten, begann Fulko so gotteslästerlich zu fluchen, daß ihre sanften Bitten in seinem höllischen Geschrei ertranken.

Dermaßen raubte er dem Spital den Frieden und die Stille.

Da waren die Brüder ratlos.

Sie machten sich auf den Weg und suchten den heiligen Franz in seiner weltfernen Gebetsklause auf:

„Vater was sollen wir mit dem Wüterich tun? Er raubt uns und den Kranken die Ruhe der Seele. Er lästert Gott und die Heiligen. Wir fürchten ihn, denn er ist mordlustig wie ein Wolf. Meinst du nicht, man solle bewaffnete Knechte kommen lassen, damit sie den Übeltäter fesseln und in die Wildnis treiben? Besser, daß jener sterbe — als alle. Wir können nicht länger mit Fulko hausen!"

Aber Franz lächelte, gab ihnen seinen Segen und sagte: „Es ist nichts Kleines, die Pein des Aussatzes zu ertragen. Habet Geduld mit unserem Bruder Fulko, wie unser himmlischer Vater mit euch Geduld hat."

Auf diese Rede hin wurden die Brüder mißmutig. Zornig, murrend und unzufrieden schritten sie heimwärts und sprachen zueinander:

„Unser Vater Franz wird alt. Er hat vergessen, wie es unter den Menschen zugeht. Er mißt die irdischen Dinge mit himmlischen Maßen. Das vertragen sie nicht. Was wissen die Heiligen von den Dingen des Lebens? Sie tragen nicht die Lasten, die sie auf unsere Schultern bürden. Wahrlich, wir halten aus, was auszuhalten ist. Nun aber ist das Maß am Überlaufen."

Und sie beschlossen sich zu helfen, wie sie sich helfen könnten.

„Wir vermögen nicht zu dulden, daß das ganze Spital und wir mit ihm diesem wilden Tiere zum Opfer falle. Was weiß Bruder Franz, dessen Seele im Gebet entrückt ist, von den Abscheulichkeiten des Wüstlings?"

So kamen die Brüder überein, dem Fulko einen schweren Schlaftrunk einzugeben. Als er dann bewußtlos lag wie ein Toter, schafften sie ihn auf das Bett in der vergitterten Zelle; schlossen die schweren eisernen Türen ab und meinten, nun sei alles gut.

Fulko konnte nun keinen Menschen mehr mißhandeln und sein Geheul wurde von dem Kellerverließ, in dem er lag, nicht durchgelassen.

Als nun Graf Fulko erwachte und sich solcherart gefangen sah, stiegen seine Wut und Verzweiflung aufs höchste. Er meinte, seiner Bärenstärke sei alles möglich, ein gewaltiger Ruck werde ihn befreien und dann, wehe denen da draußen! Er rüttelte mit seinen Riesenfäusten

Digitized by Google

an den Zellenwänden und eisernen nägelbeschlagenen Türen. Aber sie waren wie von Cyklopen geschmiedet. Keine menschliche Anstrengung hätte sie zu sprengen vermocht.

Da saß nun der Freieste der Freien, der Wildeste der Wilden, der nie einen fremden Willen über sich kannte und alles zu Boden trat, das gegen ihn stand, gleich einem brüllenden Raubtier in der Falle, machtlos, sich an denen zu rächen, die ihn so schmachvoll überlistet hatten. Und es war, als ob alle Orkane der Wut, der Rache und des Hasses durch seine Seele stürmten. Obwohl Graf Fulko in dem eisernen Gewahrsam saß, lauschten die Brüder in gräßlicher Angst auf die Ausbrüche gefesselter Wut. Sie fühlten, daß sich das Wilde, Freie nicht einsperren läßt. Der blutrünstige Blick, das tierische Geheul des Eingekerkerten verfolgte sie, wo immer sie gingen. Es ließ ihnen bei Gebet und frommer Betrachtung keine Ruhe. Selbst wenn sie zur Nacht nach strenger Kasteiung auf ihrer Binsenmatte sich ausstreckten, fanden die Männer des Friedens und der Armut nicht den gewohnten Schlaf. Ihnen war zu Mute, als läge eine Mordtat auf ihrem Gewissen, die sie ruhelos machte.

Ach, keiner von ihnen hatte den Weg zu dem wilden Herzen des Menschen gefunden, den sie nun zum reißenden Tiere gemacht hatten. Keinem war es gelungen, Furcht und Widerwillen zu überwinden und dem Unglücklichen Liebe zu zeigen. Schwach und elend, ohne göttliche Kraft war ihre Barmherzigkeit in Haß und Gewalttat zusammengesunken. Es schien, daß Gott sich von ihnen entfernt habe, denn statt seliger Heiterkeit und lächelnder Zuversicht, bebte jetzt zitternde Angst in ihrer Seele und erfüllte sie mit Verzweiflung. Keiner von ihnen stieg empor zur Klause des Berges Averno, um dem heiligen Franz zu berichten, was geschehen war. Sie gingen mit gesenkten Stirnen gleich Verbrechern, die das Siegel einer Untat auf den Lippen tragen.

Aber den Heiligen Gottes bleibt nichts verborgen. Die Seele des Armen von Assisi war eine wissende, hellsehende Seele, die Dinge des Lebens wurden ihr auf eine geheimnisvolle prophetische Weise geoffenbart.

So geschah es, daß er nachts von ferne das furchtbare, wilde und verzweifelte Geschrei des Eingekerkerten vernahm. Es kam zu dem Gebetversunkenem als eine entsetzliche zornige Anklage, ein befehlshaberischer Hilferuf. Der heulende Ruf fand seinen Weg über alle Klüfte, Schluchten, Täler und Wälder des Averno. Ein furchtbares Etwas, das nicht schweigen wollte und mit unbarmherziger Strenge das Ohr des Heiligen suchte.

Da wußte Franz, daß es für ihn außerhalb seiner Klause eine große Tat zu vollbringen gab und daß das Leben Befehle für ihn hatte, daß es galt, eine Sühne zu wirken, eine Erlösung zu vollbringen. „Sage mir Herr, was willst du von deinem Knechte?“

Digitized by Google

Es ward ihm die innere Antwort: „Ich will Dich mit der Kraft meiner Allmacht gürten und deine Seele stark machen durch die Glut meiner Liebe. Fürchte dich nicht, habe keine Angst. Du sollst Schweres überwinden und durch mich siegen. Nimm zu dir Salbe und Heiltrank. Denke deiner lindesten Worte und deines gütigsten Lächelns. Ich werde dich führen und hinter deine schlichten Worte die Kraft der großen Tat stellen."

Mit solcher Verheißung ausgerüstet, wanderte Franz eilig zu Tal und folgte dem Rufe der wilden Stimme, die ihre Klage nicht abbrach. Da er aber das Spital betrat und alle mit dem Friedensgruß grüßte, wichen die Brüder scheu vor ihm zurück. Sie wurden blaß und klein, ihre Augen erhoben sich nicht zu ihrem Vater und Lehrer. Schweigend ging Franz an ihnen vorüber. Er hörte vom Gekeller her das Rütteln an den Eisenstäben und das Gebrüll eines Wütenden. So kam er bis zu dem eingekerkerten Fulko. Der schrie ihn mit heiserer, von Zorn überschnappender Stimme an: „Kommst Du endlich, verfluchter Pfaffe, zu sehen, was deine verruchten Brüder aus mir gemacht haben? Weidest du deine heiligen Augen an den Qualen eines Höllensohnes? Komme mir nicht nahe! Ich würde dich mit meinen Zähnen zerreißen. Ich, Fulko, aus dem ihr einen Wolf gemacht habt." Aber Franz kam furchtlos heran. „Höre wohl, was ich dir zu sagen habe, Fulko! Ich bin gesandt, dein Gefängnis zu öffnen und deinen kranken Leib mit diesen meinen Händen zu heilen. Du wirst gesund werden. Schön und stolz wie einstmals wirst du zu deiner Herrschaft kehren, wenn du jedes Gefühl der Rache und des Zornes aufgibst, denn deine Wut vergiftet in dir das Blut."

Fulko klammerte sich mit seinen behaarten Fäusten an die Eisenstäbe und stierte den Heiligen an; furchtbar abschreckend war sein blutunterlaufenes Gesicht, das der Aussatz zu einem Totenkopf gemacht hatte. Franz, der Liebhaber des Lichtes, der Schönheit und Güte konnte sich dieser entsetzlichen Häßlichkeit kaum erwehren. Aber er hielt stand, schaute Fulko gütig an und sagte endlich mit seiner Stimme, die weich und herzlich war wie keine zweite auf Erden:

„Fulko mein Bruder! Wie sehr erbarmt es mich über dich. Ich kenne nur einen Wunsch — dir zu helfen!"

Als er diese Worte geredet hatte, steckte er den großbartigen Schlüssel in das Schloß der Kerkertür.

Fulko sah ihm ungläubig zu. „Wenn du umdrehst, zerreiße ich euch alle!"

Aber Franz lächelte. „Du vergißt, daß ich dich heilen kann — solange du kein Blut vergossen hast. Nachher in alle Ewigkeit nicht."

Dann drehte er den knirschenden Schlüssel und die Tür sprang auf.

Fulko stürzte wie ein Rasender ins Freie. Es war, wie wenn man einen Büffelochsen aus seinen Fesseln löst. Ein einziger lauter Schrei ging durch das Spital. „Nun sind wir alle verloren."

Digitized by Google

„Ich werde die elenden Hunde in Stücke reißen!“ schrie Fulko.

Aber Franz stellte sich ihm lächelnd in den Weg. „Lasse dich zuvor heilen. Später vermag ich's nicht.“

Da kam über den Wilden wie ein großer Rausch die Sehnsucht nach Gesundung. Wenn es möglich wäre, daß dieses Grausen, diese Scheußlichkeit von ihm genommen würde — o Herr Gott — wenn es möglich wäre! Und vom tollen Wunsch nach Heilung gepackt, stürzte er sich Franz zu Füßen. „Mich befreien von der Gräßlichkeit meines faulenden Fleisches — Heiliger Gottes — wenn du das könntest! Versuche es, o versuche es!“

Mit unendlich zarten und liebevollen Bewegungen strich der Heilige über die zerfressenen Wangen und die zerstörte Stirn. Da fielen die Krusten ab, die Wunden heilten, die tiefen Löcher im Fleische schlossen sich. Die Schmerzen flohen davon, als seien sie nie gewesen. Fulko hielt den Atem an — er stand starr wie eine Mauer. Das ewige Gnadenwunder geschah an ihm. Er rang danach es zu verstehen.

Über den Hals, die Brust und die Arme des Riesen glitten die schlanken, gütigen Hände, in denen die Kraft Gottes wirkte. Fulko erstand in Jugend und Schönheit, von seinen Augen sanken die Verzerrungen der Krankheit. Seine Tollwut fiel von ihm. Er ward wieder ein Mensch unter Menschen.

Da sprach Franz:

„Du bist geheilt. Der Friede sei mit dir! Kehre zurück auf dein Schloß und tue Gutes, wie dir Gutes widerfuhr.“

„Heiliger Gottes, was kann ich für dich tun? Verlange das Unmögliche. Fulko wird es leisten.“

Lächelnd entgegnete Franz:

„Ja — Bruder Fulko — ich habe eine Bitte. Schone des wilden und frommen Getiers des Averno. Geh' nicht mehr jagen in unseren Wäldern. Allzuhart trifft mich die Klage des todwunden Häsleins und des Rehes. Darum, Bruder Fulko bitte ich dich von Herzen.“

Der Heilige ging an den Brüdern vorbei und segnete sie. Er sagte ihnen kein Wort des Vorwurfes. Er wußte, daß sie in tiefster Seele gedemütigt waren.

Stumm und starr stand Fulko unter dem Portal des Hauses und sah der schmalen stillen Gestalt des Heiligen nach, wie sie auf dem Wege, der sich am Berge emporwand, ferner und kleiner ward. Ihm schien, als ginge das Leben selbst von ihm. Wo atmete noch einmal auf Erden ein Mensch gleich diesem? Ein Mensch mächtig durch Friedfertigkeit, alles vermögend durch Gläubigkeit, einer ohne Lug und Trug, der ganz Liebe war?

Da hörte Franz hinter sich auf dem Felsboden gewaltige Sprünge und das laute Keuchen einer Riesenbrust: Zu seinen Füßen stürzte Graf Fulko.

Digitized by Google

„Laß' mich nicht von dir, du Geliebter Gottes! Dein letzter Diener will ich sein. Nimm meine Füße, deine Wege zu gehen, meine Hände, deine Taten zu vollbringen. Alle meine Kräfte gehören dir!"

Franz von Assisi, der Heilige der Heiligen, der Meister der Seelen, nahm bei sich auf den ungestümen Fulko und machte aus ihm Einen, der all sein Ungestüm auf ewige Dinge richtete. Graf Fulko starb, Bruder Fulko wandelte auf des Heiligen Spuren.

Evangelium Johannes, 20. 24—30.

Laß' Herr mich Deinem Thomas nach es sprechen:
„Mein Herr und Gott!"
Das Wort, an dem sich alle Zweifel brechen
Und aller Menschenweisheit bill'ger Spott;

In dem, jäh aufleuchtend wie eine Sonne
Das Schau'n Erkennen wird — Erkennen Schau'n
Und höchster Liebe unnennbare Wonne
Geheimnisvoll sich eint mit heil'gem Grau'n;

Das Wort, darin ein Staunen ohnegleichen
Fortwirkt, entzündet an des Wunders Glut
Und das, läßt sich ein zweifelnd Herz erweichen,
Noch heut' wie damals brennt von Deinem Blut! —

M. E. delle Grazie.

○○○○

Dem Unsichtbaren.

Nur du und immer du . . .
Ich weiß von keinem andern.
Du bist mein Weg und Wandern,
Mein Ziel und meine Ruh.
Du bist, was mir gebricht.
Ich fasse dein Gewand.
Ein Bündel weißes Licht
Bleibt nur in meiner Hand.

Dich selber faß ich nicht . . .

Ilse Franke-Oehl.

Digitized by Google

Von Hermann Bahr und der Psychologie des Expressionismus.

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Schon mancher hat mir erzählt, daß Hermann Bahrs Büchlein „Expressionismus" ihm zum erstenmal wenigstens ein Problemverhältnis zu dieser Richtung verschafft habe. Er habe daraus ersehen, daß man solche Dinge doch nicht mit einigen Scherzen abtun könne, so sehr die meisten dieser Genieerzeugnisse und vor allem die ästhetischen und programmatischen Ergießungen darüber den Witz förmlich herausfordern. Gewiß muß man die Sache wenigstens als Krankheit ernst nehmen, wobei sich zudem noch einräumen läßt, daß einige dieser Fieberphantasien namentlich bei jenen, die sich auf dem Wege der Genesung befinden, etwas an mittelalterliche Innigkeit Erinnerndes hervorgebracht haben. Die geistreichen Ausführungen Hermann Bahrs lassen nur das eine bedauern, daß man dem liebenswürdigen Verfasser nicht gegenübersitzt, um ihn weiter ausfragen zu können. So ehrlich suchend, so frei von Eitelkeiten ist bei ihm alles, daß man deutlich fühlt: Widerspruch wird nicht übelgenommen, wird sogar begrüßt, wenn er die Sache fördert. Mir ist da bei bedächtiger Lesung so allerlei eingefallen. Ich möchte das aussprechen. Auch in Plauderform. Denn nackte Philosophie würde in diese feingeschlungenen Fäden hineinfahren, wie eine Hornisse in ein Spinnengewebe. Vom produktiven inneren Sehen ist da die Rede. Ganz recht. Ich leugne nicht, was anerkannte Physiologen darüber gesagt haben. Auf der anderen Seite hat aber schon die alte Psychologie das Wort von der tabula rasa des Menschengeistes gesprochen und die neueste hat auch ihrerseits nur bestätigen können, daß uns das ganze Material sinnlicher Eindrücke von Objekten zukommen muß. Beim Aufnehmen dieser Eindrücke haben unsere Kräfte gewiß mitgearbeitet. Was draußen Wellen von bestimmter Länge sind, wird als Farbe wahrgenommen und ähnlich ist es mit den Tönen. Diese Tätigkeit darf man sich aber zunächst keineswegs als künstlerisch freischaffende vorstellen. Untersteht sie doch ganz der Notwendigkeit physikalischer und physiologischer Naturgesetze. Von Willkür kann überhaupt nur die Rede sein bei der freischaffenden Phantasie, die diese gegebenen Elemente weiter verarbeitet, umformt und neu gestaltet. Dabei ist aber immer festzuhalten: Das gesamte Material kommt dieser Phantasie zu. Noch mehr: Es kommt ihr zu, nicht als eine rudis indisertaque moles, sondern als bereits mit bestimmten Strukturen versehen, als eine Hülle, die Ideen birgt und dieses durch ihre Formen auch anzeigt. Wir können uns etwas dabei denken und müssen schon daraus den Schluß ziehen, daß auch in den Dingen etwas gedacht wurde. Unter der Masse von Farben und Formen erkennen wir den substantiellen

Digitized by Google

Träger, zum Beispiel eine Eiche oder überhaupt einen Baum. Wir sehen ein, daß eine und die gleiche Idee in vielen Formen vorkommt und unterscheiden das Veränderliche vom Unveränderlichen. In diesen Vorgängen liegt eben so sehr ein Protest gegen das scriptoribus atque poetis, quidlibet audendi semper fuit aequa potestas, das heißt, die unbeschränkte Freiheit den Poeten, als auch die Möglichkeit für freies Spiel der Phantasie. Ohne geistige Mitarbeit ist Sinnestätigkeit reine Mechanik und ergibt Künstlerschaffen immer nur Kaleidoskope. Kaleidoskop: Ich habe das Wort gesagt, an das mich unmittelbar expressionistische Bilder erinnern. Es sind da Farben, Striche, Gliedmaßen, pflanzenartige, tier- und menschenähnliche Gebilde zusammengeworfen, -gezogen, mit einander verschlungen, und ich kann doch meiner Erkenntniseigenart gemäß, mich mit all diesem verwirrenden Reichtum nicht begnügen und muß fragen: Was ist das? Was liegt darin und dahinter? Es kann doch dieses Farben- und Formenhafte nicht alles sein. Es kommt doch von einem menschlichen Künstler und der Mensch, Ideen erkennend, muß doch nach Ideen schaffen. Das gilt selbst von der begriffsfreiesten Kunst, der Musik. Sie steckt doch voll von Gedanklichem, weist Verhältnisse auf, schwelgt oft förmlich in Mathematik. Vom einfachsten Volkslied kann ich das noch sagen, wobei natürlich die Frage offen bleiben soll, wie weit die mathematische Proportion das Geheimnis der Melodie erklärt. Also ich muß fragen nach der Idee. Schon bei der Natur muß ich das, und sie gibt mir Antwort. Es ist Zweck darin, Geist. Ganz richtig hat seinerzeit der Expressionismus dem Impressionismus gegenüber empfunden, daß er weiter müsse, nämlich zu einem Geistigeren. Statt aber weiterzugehen, vom Sinnlichen bis zur Ideenschau, ist er umgekehrt geschritten, von den unverstandenen Dingen weg zu einem Geist, der doch von sich aus tabula rasa war, der kein Schöpfer ist schlechthin, sondern immer nur ein durch objektiv gegebenes Material bedingter Bildner. Mir will scheinen, daß ich hier dem Punkt ganz nahe bin, wo das Proton Pseudos des Expressionismus liegt. Er hat kein richtiges Verhältnis zur Natur. Es lehnt sich auf gegen diese Mutter aller Dinge im Reiche menschlichen Schaffens, und so haben wir das Merkwürdige, als Ergebnis des ersten Irrtums aber ganz Erklärliche, daß die große Ehrfurcht vor dem unendlichen Formenreichtum der Natur, von den Geheimnissen ihrer Wunder, vor den Tiefen der darin verhüllten Ideen, die große Ehrfurcht, die alle großen Künstler aller Zeiten beseelt hat, umgeschlagen ist in eine Verachtung alles dieses, in ein kühnes Hinwegstürmen über das, was ist, und die Art, wie es ist. Und auf der letzten Stufe dieser Entwicklung haben wir das tragikomische Bild, daß der kleine Schöpfer-Mensch sich neben dem unendlichen Schöpfer-Gott stellt und eine Konkurrenz beginnt, die natürlich schmählich ausfallen muß... Daß man sehen müsse, um ein Bild zu verstehen, ist

Digitized by Google

eine Binsenwahrheit, daß aber das Äugen einer Kuh etwas anderes ist, als das Sehen eines Menschen, ist auch eine. Beide Wahrheiten kommen zu ihrer Synthese in der Erkenntnis vom physiologisch-seelischen Charakter allen menschlichen Sehens, vorab des ästhetischen. Das aber ist hier das entscheidende Unglück, daß das Band zwischen Mensch und Natur, eben das gemeinsame Ideelle, das aus dem Nebeneinander ein Füreinander macht und zwar ein von menschlicher Seite bewußtes Füreinander, daß dies zerrissen wurde. Wie kam man nun dazu? Wo man doch eben sich auf die Rückkehr zum Seelischen machte? Müßte nicht die Abwendung vom Impressionismus geradezu in eine Art von Platonismus führen? Warum kam man nicht zu Plato, warum sah man auf einmal statt der Zauber der Helena die Fratze des Mephisto? Diese künstlerische Grimasse ist für unsern Fall die Ausgeburt von allerlei zeitgenössischer Philosophie. Sie hat das Bild der Helena dem jungen Geschlecht verschleiert. Sie hat den Rückweg zum wirklichen Idealismus einfachhin verbaut. Worin die expressionistischen Künstler ganz befangen sind, das ist der extremste Psychologismus. Die in der Philosophie begonnene Bewegung zu erneuter Anerkennung verfehmter metaphysischer Begriffe und Ideen hat die Künstlerkreise noch nicht erfaßt. Sie sind noch ganz unter dem Banne der reinen Tatsachenpsychologie, wonach man sich jeglicher allgemein gültiger Urteile strengstens zu enthalten, ja jedes metaphysische Element aus dem seelischen Erleben ausgeschaltet zu denken hat. Mit dem fortschreitenden Entwerten der klar schaffenden Kräfte des Oberbewußtseins hielt die aufsteigende Schätzung dunklen Trieblebens gleichen Schritt. Der berechtigte Nachdruck, den man auf das Wort Stimmung legte, traf vorwiegend das mit darin liegende Materiell-Sensitive und für die fehlende Spitze des Geistigen ergab sich wie von selbst das Triebkorrelat der Unendlichkeitsinstinkte. Was man metaphysisch nicht mehr erfassen zu können glaubte, dessen man aber doch auch nicht entraten konnte, ließ man sich also nehmen durch das weder bejahende noch verneinende, in sich blind sich auswirkende, oft in verzweifelnde Tragik versinkende und dann wieder zu wilden Orgiasmen sich steigernde, ewig wogeauf wogeab schaukelnde, völlig irrationale, in keiner Weise begrenzte Triebmäßige. Göhrings Seeschlacht ist ein gutes Beispiel für das, was ich hier ausdrücken will. Es wird da nichts gewürdigt und nichts gewertet, nichts beschrieben und nichts idealisiert, es wird nur das Erlebnis Schlacht vor uns hingestellt. Der ästhetische Genuß besteht darin, daß die Stromwellen des Kunstwerkes ähnliche Wogenkreise im Zuschauer anregen, wobei irgend ein Ideelles dazu, soweit die Ursächlichkeit des Kunstwerkes in Frage kommt, nicht hervorgerufen wird, ebensowenig etwa wie durch rhythmische Trommelwirbel bei einem Kafferntanz. Es geschieht, es jubelt, entsehnt sich, ängstigt oder befreit sich etwas — was, das ist vollkommen gleichgültig. Nun ist es von Göhrings Seeschlacht bis zu einem

Digitized by Google

typischen Expressionistenbild noch weit. Ein solches Bild spricht ja nichts Allgemein-menschliches, sondern ein bis zum Kaprizenhaften subjektives Erlebnis aus. Das noch obendrein in Farben und Formen, deren Ausdruckswert zu diesem Erlebnis nicht in notwendiger, sondern in ganz willkürlicher Verbindung steht, die rein zufällig bei irgend einem Menschen durch irgend welche Gefühlsseiten geweckt wurden. Derselbe Kirchturm kann von mir auf Ostern und Karfreitag angesehen werden, aber der gemalte Kirchturm steht in keiner notwendigen Beziehung weder zu dem einen noch zu dem andern. Daß hierdurch sich Poesie und Malerei der ihnen eigentümlichen Ausdrucksfähigkeit begeben, um in musikalische Unbestimmtheiten zu versinken, ohne doch die Möglichkeiten der Musik in Tönen, Rhythmik und Dynamik dafür einzutauschen, sei nur beiläufig erwähnt. Jedenfalls glaube ich hier wiederum einem Punkte ganz nahe zu sein, wo der empfindliche Nerv des Expressionismus bloß liegt. Von hier aus werden auch die traurigen Folgen der expressionistischen Irrungen für das ganze Kunstschaffen begreiflich. Als Methode schon schließt dieses Schaffen alle großen objektiven Inhalte aus, sowohl die philosophischen, wie die großen historischen, deren künstlerische Ganzheit doch bedingt ist durch Ideen. Darum wird diese Kunst immer nur Experimentierkunst überdifferenzierter Ästheten bleiben und niemals Volkskunst werden. Jene Subjektivisten aber müssen sich letztlich auch vor diesen Bildern mit dem Eindruck begnügen, daß Andere geradeso unbegreiflich sind, wie sie selber. Von rein technischen Errungenschaften sei hier abgesehen. Sie können bei jeder Richtung gemacht werden, und es wäre unsinnig zu sagen, daß es unter den Expressionisten nicht große Könner gibt. Das in dieser Hinsicht Gefundene mag die schaffenden Meister beschäftigen und sie mögen darüber philosophieren, ob so viel Irrung zu diesem Körnlein Wahrheit wirklich nötig war. Man brauchte im übrigen diese Kunstschrulle nicht zu bekämpfen, wenn sich nicht Handel, Schaufenster und Modeblätter ihrer so geschäftlich liebevoll angenommen hätten. Wir haben hier einmal wieder nachgerade eine von den öffentlichen Meinungen, die eigentlich keine sind. Viele tanzende Puppen und nur ganz wenig Drahtzieher. Mancher solide Bürger bleibt freilich all dem gegenüber kühl bis ans Herz hinan und urteilt dem Unverständlichen gegenüber getrost: Nun, wenn hier einer verrückt ist, warum solls nicht der andere sein. Viele aber können sich das in der Wirklichkeit doch nicht reimen, daß es Narren geben soll auf eigene Faust. Sie können der Philosophenfrage nicht ausweichen: Was ist denn nun eigentlich dahinter? Man sagt ihnen: Garnichts ist dahinter und das ist eben die wahre Kunst. Nur sehen, mehr soll man überhaupt nicht. Da überkommt die Ärmsten etwas von der Furcht vor dem Unbegreiflichen. Sie geben sich von neuem an ihre Journale, glauben, was sie nicht verstehen, reden sich in den Glauben hinein, bis mans für Überzeugung

Digitized by Google

halten kann und gehören schließlich zu den eifrigsten Käufern der Anna Blume... Aber da habe ich ja meinen lieben Hermann Bahr ganz vergessen. Ob er darüber böse ist? Ob er den Abstand merkt, der von seinem Büchlein bis zu diesem Artikel ist? So gern hätte ich zwischendurch seine Meinung gehört, so gerne noch mit ihm geplaudert über den „katholischen" Goethe. So gern über die tausend Dinge, die bei ihm zwischen den Zeilen stehen. Er hat etwas Ähnlichkeit mit manchem großen Konvertiten der Romantik. Sie glauben schon fest und treu an das wahre Evangelium und haben doch noch manche Sprüchlein von früher her im Sinn, deren Fremdartigkeit in der neuen Umgebung sie noch nicht fühlen. Wie mühsam müssen sie sich doch erkämpfen, was uns als Geschenk zufiel. Mehr noch als nach der „Himmelfahrt" bewundere ich nach seinen Gedankengängen über den Expressionismus die Ehrlichkeit des Suchens, mit der ein Mann, der unter so gegensätzlichen Einflüssen stand, sich durchgerungen hat zur katholischen Kirche. Aber das gehört ja eigentlich nicht mehr zum Expressionismus...

Ins Abendgold.

Wir schreiten hinein ins Abendgold,
Das ist so fern und schön.
Ein Märchenland ist aufgerollt
Über düster dämmernden Höhn.
So eilen wir der Sonne nach,
Die lächelnd scheiden will.
Die Felder liegen öd und brach,
Der Wald starrt eisig still.
Zu fernen Höhen eilen wir,
Das Herz drängt heiß hinan.
Bleib, goldne Sonne, bleib bei mir;
Denn nächtig wird die Bahn.

Sebastian Wieser.

Digitized by Google

Rom.

Ich lebe, Freunde, ganz mir selbst genug,
Dem Spiel der Sinne und ein reines Kind:
Wie hell des Himmels hohe Räume sind
Und silbern schweigend wie der Vögel Flug.

Die Trümmerlager und der ferne Zug
Der Ebenen und der faltigen Berge, blind
Angehaucht vom lauen Meereswind,
Sind mir ein großes Märchenbilderbuch.

Am Abend dann — der Mond steigt steil herauf —
Hemm' wunderlich verworren ich den Lauf
Und senk', umdrängt von wandelnden Gesichten,

An einem wo verschollnen Heiligtume
Mich hin zu Füßen Roms, der alten Muhme:
Und sie erzählt mir düstre Weltgeschichten.

Christoph Flaskamp.

□□□□

Ölbergstunde.

Heute darfst du traurig werden,
Alle Wesen beben schon,
Würmlein frieren in der Erden,
Vöglein flogen früh davon.

Ölbaum zittert vor dem Schauer,
Der vom Monde niedergleitet.
Nebel flattert wie ein Trauer-
Engel, der ein Bahrtuch spreitet.

Durch das Moos eilt rasch ein Käfer
Seinem Unterschlupfe zu,
Wind deckt Sterne wie ein Schäfer
Treubesorgt mit Wolken zu.

Gott, wär' nur die Nacht vorbei!
Alles ängstigt sich auf Erden.
Wie du sonst bist — einerlei,
Heute mußt du traurig werden.

Georg Mönius.

Digitized by Google

Das Tragische in seiner christlichen Prägung.

Von Oskar Katann.

Josef Sprengler hat unlängst in einem wunderschön geschriebenen Aufsatz über die Geneiustragödie Ilse von Stachs seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß auf katholischer Seite „die Grenzfragen zwischen Tragischem und christlicher Weltanschauung" so wenig erörtert werden und hat zwischen einem Allgemein-tragischen und Tragischen christlicher Prägung unterschieden („Hochland", Oktober 1919, S. 47). Besteht diese Unterscheidung zwischen einem Allgemein-tragischen und einem Tragischen christlicher Prägung zu Recht? Denn es gibt doch im Grunde genommen nur eine Wahrheit und die ist die katholische Wahrheit, und was wahr ist, ist eben dadurch auch katholisch, weil es ja nur ein System, eine Natur und Übernatur, eine Schöpfung gibt. Was tragisch ist, das ist eben dadurch auch christlich-tragisch, ein Tragisches in christlichem Sinne, weil die christliche Wahrheit jede andere Wahrheit in sich aufnimmt. Wenn man trotzdem ein Allgemein-tragisches und ein Tragisches in christlicher Prägung unterscheidet, so geschieht das einerseits, weil man in Betracht zieht, daß es auch andere Weltanschauungssysteme gibt, die nur teilweise mit der katholischen Wahrheit übereinstimmen und teilweise nicht, sodaß Allgemein-tragisch in diesem Sinne jenes Tragische bezeichnet, das der katholischen Wahrheit mit anderen Systemen gemein wäre; das ist aber nicht absolut gesprochen, sondern nur relativ, „aus der Befangenheit des Gegensatzes" heraus, wie man etwa früher formuliert hätte. Man kann aber doch auch in einem anderen Sinn Allgemein-tragisches und Christlich-tragisches trennen, nämlich so, wie man Philosophie und Theologie, Natur und Übernatur, Mensch und Christ einander gegenüberstellt. In diesem Sinn bedeutet dann die Unterscheidung von Allgemein-tragisch und Tragisch in christlicher Prägung nichts anderes als eine Unterscheidung des Tragischen in ein solches, wie es sich auf dem Boden des philosophischen Denkens darstellt, und in eines auf dem Boden der Theologie erwachsendes. Das spezifisch Christlich-tragische, das Sprengler sucht, ist das Tragische im theologischen Sinne.

Aber wie sich die Theologie auf der Philosophie aufbaut, so kann man auch das Theologisch-tragische, das Tragische christlicher Prägung nicht finden, ohne die Resultate der Philosophie zugrunde zu legen. Praktisch gesagt: Man kann das Tragische christlicher Prägung nicht bestimmen, wenn man nicht von einer Bestimmung des Allgemein-tragischen ausgeht. Unserer Ansicht nach — die in dem von Sprengler angezogenen Aufsatz Ausdruck gefunden hat — ist tragisch ein durch ein Erhabenes zugefügtes schweres Leiden einer wertvollen Person.

Digitized by Google

Das wäre nach Sprengler das Allgemein-tragische. Aber es läßt sich die Bestimmung auch dem Theologisch-tragischen zugrunde legen, denn eine spezifisch christliche Gestaltung kann in allen Bestandteilen des Tragischen, sowohl in dem Leiden der Person, wie in dem Erhabenen, das dieses Leid herbeiführt, zutage treten. Da das Erhabene den Kern des Tragischen bildet, wird ein spezifisch christliches Tragisches nur dann zustande kommen, wenn das Erhabene ein spezifisch Christlich-Erhabenes ist, ein Erhabenes also, das andere Weltanschauungen in seiner individuellen Gestaltung nicht kennen, das *nur* in der christlichen Religion zu finden ist. Ein solches Erhabenes ist die *Gnade* in der Genesiustragödie Ilse von *Stachs*; sie ist es, die Genesius Christ werden und seinen Glauben vor Diokletian bekennen läßt, sie ist es, die ihm Anlaß und Kraft gibt, trotz des sicheren Todes offen seinem Glauben Ausdruck zu geben. Die Auserwählung Gottes, das Herabsenken Gottes zum Menschen in der Gnade und das Hinansteigen des Menschen zu Gott ist die unmittelbare Ursache des Todes des Märtyrers Genesius. In dieser Gnade liegt ein ausgesprochen christliches Erhabenes vor uns. Eine solche Offenbarung der Gnade ist natürlich, da die Gnade die Natur voraussetzt, nur dadurch möglich, daß der Held eine wertvolle Person ist, zu der sich Gott herabsenkt und die der Gnade bereitwillig entgegenkommt. Insoferne die Gnade einen Zentralgegenstand des christlichen Glaubens bildet, einen Angelpunkt der Heilslehre, ist Ilse von Stachs Genesiustragödie ein Musterbeispiel einer christlichen Tragödie, die mit dem Begriff des Schicksals den der Gnade in engste Verbindung bringt, wie Sprengler so außerordentlich treffend ausgeführt hat.

Bedeutende Kunstwerke bringen immer auch die Kunstwissenschaft weiter. Angesichts der Genesiustragödie Ilse Stachs erhebt sich gebieterisch die Frage: ist es für eine *christliche* Tragödie *notwendig*, daß der Schicksalsbegriff *immer* und überall durch den Begriff der Gnade ergänzt wird? Müssen wir alle jene Formen der Tragik in Drama und Roman, in denen von der Gnade nicht gesprochen wird, für ebenso unvollkommene Kunstwerke halten, wie wir auch die durch keine Religion ergänzte Philosophie für eine unvollständige Erkenntnis halten? Eine solche Anschauung hätte außerordentliche Folgen für die Poetik; nicht nur Goethes Iphigenie, fast alle Tragödien der Weltliteratur, Calderon etwa ausgenommen, würden dann nicht als vollkommene Kunstwerke bestehen können, da sie alle nur Teilwahrheiten geben und von der vollen, der universalen Wahrheit, dem gnadendurchleuchteten Menschenschicksal absehen. Denn was Christoph Flaskamp in seinen Romantikbüchlein in so scharfer Formulierung von dem modernen Weltbild sagt, daß in ihm nicht die geoffenbarte übernatürliche Wahrheit das Leben bestimme, sondern daß das Irdische und Natürliche in ihm einzig aus dem Leben, der Natur, dem Menschen-

Digitized by Google

geiste heraus bestimmt werde, daß es sogestalt ein unzulängliches Abbild der göttlichen Wahrheit und Weltordnung gebe, daß es nicht universell, sondern irdisch beschränkt sei, all das gilt dann von jener Tragödie, die den Schicksalsbegriff nicht durch den der Gnade ergänzt, die von der Gnade absieht und damit von den zentralsten Gedanken des Christentums, der Heilswahrheit, der Erlösung abstrahiert; denn es ist christliche Lehre, daß ein wahrhaft sittliches Tun ohne besondere Gnade Gottes unmöglich und die göttliche Gnade zur Rechtfertigung des Sünders unentbehrlich sei. Man sieht: unsere durch Sprenglers Ausführungen veranlaßte Frage und Flaskamp führen in dieselbe Richtung. Es liegt hier eines der reizvollsten Probleme einer christlichen, einer katholischen Poetik vor, das noch viele Geister beschäftigen wird; seine Lösung ist für das Verhältnis des Katholizismus zur antiken und modernen klassischen Kunst von ausschlaggebender Bedeutung.

Zur Lösung dieses Problemes wäre vorläufig folgendes zu sagen: die Kunst abstrahiert notwendigerweise. Sie gibt immer nur Teilerkenntnisse, sie führt immer nur teilweise die Handlungen eines Menschen vor und offenbart immer nur einige seiner Eigenschaften und Erlebnisse. Man vergleicht die Kunst in nicht wenigen Punkten mit der Wissenschaft; wie wir nun bestimmte Naturgesetze nur dann richtig beobachten können, wenn wir sie von anderen ablösen, so stellt auch die Kunst gewisse Gesetze, gewisse Wahrheiten des Geisteslebens, losgelöst von anderen Wahrheiten, dem betrachtenden und genießenden Geiste vor, damit er sich an ihnen freue. Eine solche Abstraktion ist umso berechtigter, als das Wirken der übernatürlichen Gnade von uns nicht direkt beobachtet, sondern nur erschlossen werden kann, die hinreichende Gnade in jedem Menschen wirksam ist und die sittliche Erneuerung des Menschen nicht auf magische Weise sich vollzieht, sondern ein Kompositum von freier Willenstätigkeit und göttlicher Gnade ist und überall die Natur voraussetzt. Soweit die Philosophie als Wissenschaft der reinen Vernunft selbständige Berechtigung und isolierte Geltung besitzt, genau soweit besitzt sie auch eine philosophische Kunst. Allerdings, das Mittelalter kannte eine selbständige Philosophie nicht, Philosophie und Theologie waren im Mittelalter miteinander zu einem einzigen System verschmolzen, die Selbständigkeit der Philosophie ist erst eine Frucht des Humanismus. Aber seitdem hat sich die Scheidung von Theologie und Philosophie auch auf katholischer Seite eingebürgert und die begriffliche und disziplinäre Trennung von Theologie und Philosophie liegt jedem neuen Systeme kirchlicher Philosophie und Theologie zugrunde. Wenn es überhaupt berechtigt ist, Philosophie zu treiben, d. h. alles, was unserer natürlichen Erkenntnis zugänglich ist, in seinem letzten Grunde zu erforschen und zu betrachten, soweit das auf Grund der natürlichen Erkenntnis geschehen kann, dann muß es auch berechtigt sein, ebensolche Kunst zu treiben, sich an einer so

Digitized by Google

gewonnenen Erkenntnis ästhetisch zu erfreuen, nicht nur eine religiöse, sondern auch eine philosophische, eine humanistische Kunst zu schaffen. Ist diese Losung angenommen, dann kann man auf die Frage antworten, ob es auch andere Formen spezifisch christlicher Tragik gibt, eine Tragik, die wohl vom Schicksal, aber nicht von der Gnade spricht. Dann gibt es auch andere Formen spezifisch christlicher Tragik, wenn auch stets der Höhepunkt der christlichen Tragödie dort sein wird, wo das Walten des Menschen in engste Beziehung zum Gnadenspender gesetzt wird. Die christliche Weltanschauung löst nicht alle Rätsel der Menschenschicksale und nicht immer sieht der Christ die Gnade wirksam werden, wenn sie auch stets als zureichende Gnade wirkt. Auch auf christlichem Boden gibt es Antinomien der praktischen Beurteilung, die entweder die Theologie nicht löst oder deren Widerspruch ein christliches Individuum im Bereiche seines sittlichen Wirkens empfindet. Hat nicht R. Benson in seinem Zukunftsroman „Im Dämmerschein der Zukunft" den Widerspruch gestaltet, der in der Anerkennung des Institutes der Inquisition und der Überzeugung von der Richtigkeit des eigenen Standpunktes durch ein und dasselbe Individuum liegt, und hat er nicht in der willigen Unterwerfung des individuellen Urteiles unter das Todesurteil der Inquisition eine ganz spezifisch katholische Lösung eines spezifisch katholisch-tragischen Konfliktes geschaffen? In diesen und ähnlichen Fällen — denn an solchen Antinomien ist das intellektuelle und sittliche Leben des religiösen Menschen überaus reich — hat das Erhabene ganz spezifisch christlichen Charakter; in Bensons Roman ist das Erhabene die seelische Kraft der Demut und der gehorsamen Unterwerfung des Helden unter die Gesetze des religiösen und kirchlichen Lebens. Man muß also annehmen, daß es auch Formen spezifisch christlicher Tragik gibt, in denen die Gnade nicht zur Darstellung kommt. Das hindert aber nicht, zuzugeben, daß der Höhepunkt des christlichen Tragischen dann gegeben ist, wenn sich die Gnade mit dem Schicksal verbindet, weil eben die Gnade ein Zentraldogma des Christentums ist.

Junges Licht.

Die Wiese spült mit warmen Wellen
In meinen Pfad. O Glanz und Duft,
Der bis in meine tiefsten Zellen
Mich überblüht und weckt und ruft.

Ich tauche mit der Bäume Kronen
Glückschauernd ein ins junge Licht
Und jeder Lerche Lenzgedicht
Hebt mich in reinere Regionen.

Peter Bauer.

Digitized by Google

Beatus.

Von Hans Stiftegger.

Als der Knabe Beatus, blond und zehnjährig, barfuß neben dem Karren seiner Mutter durch das Land lief — seine Mutter war eine wandernde Scherenschleiferin — und sich die Zehen an manchem spitzen Stein der Straße blutig stieß, als er oft genug nichts anderes hatte seinen Hunger zu stillen, als ein paar grüne, vom Wind abgeschüttelte und aus dem Straßengraben aufgelesene Äpfel, als sein Röcklein so zerschlissen und zerrissen war, daß jeglicher Regen seinen Körper netzen, jede Sonne ihn sengen, jeder Frost ihn frieren machen konnte, als der Knabe Beatus auf vielen Wiesen Blumen pflückte, an vielen Wegrändern Schmetterlinge haschte und des Nachts zwischen den Rädern des Karrens neben seiner Mutter schlief, — da geschah es, daß ein gütiger Mann, der dem Knaben eine kleine Gabe gereicht und dafür einen strahlend heiteren Dank empfangen hatte, den Blondköpfigen in die Höhe hob und ihm verwundert in die blauen Augen schaute, in denen sich sanft und selig die allerreinste Kinderseele spiegelte. Er blickte lange hinein und seine eigenen Augen wurden feucht, als er ihn wieder auf den Boden stellte und leise sagte: „Mögest du recht glücklich werden, Kind!" Beatus, neben dem Karren weitertrabend, sah sich lange nach dem Manne um, winkte ihm und war verwundert über das Wort. Glücklich sollte er werden? War er es denn nicht? Konnte man denn noch glücklicher sein, als er es war? Eben tanzte ein wunderschöner Schmetterling vor ihm her ...

* * *

Als Beatus der Priester, schon einige Jahre das geistliche Kleid trug und im Auftrage seines Ordens durch das Land wanderte, um Gaben für die Armen zu sammeln, als manche Türe unter groben Scheltworten vor ihm zugeschlagen wurde, aber auch manche gütig gereichte Gabe sein mitleidiges Herz beglückte, nächtigte er einmal in der Hütte eines alten, mürrischen Mannes, der ihn die halbe Nacht lang nicht schlafen ließ, sondern ihm erzählte, wie verfehlt doch sein Leben gewesen sei, wie manche Gelegenheit, reichen Gewinn zu erhaschen, er versäumt habe, wie bitter ihn seine Armut drücke und welche Genüsse er sich vergönnen würde, wenn er reich, recht reich wäre. Wenn er nochmals jung würde, so würde er es anders, oh, ganz anders machen. — Beatus hörte mit Verwunderung zu. Er begriff alle diese Reden nicht. „Wenn ich ihnen raten kann — sagte der Alte — so rate ich ihnen, das Kleid abzulegen, das sie jetzt tragen. Wie können sie in so jungen Jahren allem Glück entsagen?" Beatus erhob sich vom Lager, empfahl sich und wanderte mitten in der Nacht weiter. Die Hütte war ihm plötzlich zu eng, die Luft darinnen zu schwül geworden. Er dachte, indessen er unter nächtlich rauschenden Bäumen dahinschritt, über das Wort nach,

Digitized by Google

das der Alte zuletzt gesprochen hatte. Allem Glück hätte er entsagt? Wie unbegreiflich das doch war! Hatte er nicht gerade alles Glück errungen?

* * *

Als Beatus in einem einsamen Bauernhause im Sterben lag, als sein Haupthaar schneeweiß in den Kissen ruhte, sein Auge aber strahlend hell nach oben gerichtet war, da umstanden ihn viele herbeigeeilte Landleute und betrachteten den sterbenden Bettelmönch mit ehrfürchtigem Staunen. Der Glanz eines unsäglichen Glückes lag auf seinen Zügen, die sich langsam glätteten, als striche die Hand des Todesengels sanft und schmerzlos über sie hin. Beatus war bei völlig klaren Sinnen und sprach die Gebete der Landleute innig mit. Sie beteten um eine glückliche Sterbestunde für ihn. Ein Lächeln blühte im Antlitz des Scheidenden auf, während sich seine Augen schlossen. Seine Sterbestunde war so glücklich, wie alle Stunden seines Lebens gewesen waren.

Blühende Tage.

An diesen Tagen
Müßte man tausend Herzen haben,
Um alle Herrlichkeiten mit Beben
Ganz tief zu erleben.

Millionen Blütensterne
Haben die Augen aufgeschlagen.
Die Ferne
Ist mit blauer Seide und Gold verhangen.
Und der Wind
Kommt mit Armen voll
Duft und Liedern gegangen.

Das Blut singt Weisen
Von Wandern und Schweifen.
Aber man braucht bloß zuzugreifen! . . .
Allen Menschen
Ist ein Stück Himmel in die Hände
Gefallen . . .
Allen . . . allen! —

Hanns Heinrich Bormann.

Digitized by Google

Der Pförtner.

Eine Szene aus dem Akt „Karfreitag“* von Friedl Schreyvogl.

Dieſes Drama iſt die Einleitung einer Trilogie „Der ewige Weg“, deren zweiter Akt „Auferſtehung“ ebenfalls bereits vollendet iſt. Der Akt „Karfreitag“ ſpielt in einer Gefängniszelle, in welcher Gregor, der Träumer, ſeltſame Prophet, Volksredner, ſeiner Verurteilung wegen Aufruhr entgegenharrt. In die Zelle treten nacheinander ein: der Aufſeher; Gregors Freund Iwan; Gregors Braut Marie, endlich die Traumgeſtalt „Der Pförtner“ und zum Schluß der Kommiſſär mit Soldaten, die den Verurteilten zum Tode führen. Das Ergebnis der Beſprechung Gregors mit ſeinem Freunde und ſeiner Braut iſt, daß beide ſich von dem Träumer losſagen. Hier ſetzt die folgende Szene ein: Gregor ſieht in einer traumhaften Viſion den „Pförtner“ eintreten.

Gregor (allein):

Vor meinem Innern
ſteht jetzt ein Bild, lebendig wie noch nie.
Nun weiß ich erſt das Chriſtuswort zu faſſen,
Das dem Karfreitag alle Qual verlieh —
als er ſein: „Herr, was haſt du mich verlaſſen!“
vom Kreuze auf zum ſtarren Himmel ſchrie ...

Pförtner (iſt während der Worte Gregors unbemerkt eingetreten. Das lange, fließende Gewand gibt ſeinem Ausſehen im Dämmerlicht etwas geheimnisvoll Erhabenes. Seine Gebärden ſind ruhig, wie prieſterlich):
Und doch, — wäre ein Oſtern ohne ſie?

Gregor (fährt erſchreckt auf):
Wer iſt's? Kommt ihr das Urteil ſchon vollziehn?
(zögernd):
Seid Ihr der Pförtner?

Pförtner:

Sag' es immerhin,
denn jedes Wort verklingt dir, wie vergebens
hörſt du nur einen, abgebrauchten Sinn.
Wir alle ſtehen an dem Tor des Lebens.

Gregor (ſchüttelt den Kopf):
Wie doch Erinnern oft lebendig tut ...
Einſt lag im Traum, als wären dies die Maße
mein Sein vor mir wie jäh gekreuzte Straße,
und rechts und links war Unrecht oder gut.

* Wir bieten hier unſeren Leſern eine Probe aus dem ſoeben bei Eduard Strache (Wien) erſchienenen Werke eines hochbegabten jungen Wiener Dichters, der mit lebhafter Betonung religiöſer Motive in einer eigenen, der katholiſchen ſehr naheſtehenden Auffaſſung, das Zeitliche nur als Symbol des Ewigen behandelt. Es iſt eine ſtarke Kraft, die ſich auszuwirken beginnt, und wir Katholiken haben alle Urſache, dieſen Aufſtieg der Dichtung zu höheren, den unſeren ähnlichen Idealen mit reger Anteilnahme zu verfolgen. F. E.

Digitized by Google

Dort war es, daß mich an der Wegescheide
fern eine Stimme wie die Eure rief.
(laut):
Wer seid Ihr, Herr?

Pförtner:

Dein Bruder nur im Leide . . .

Gregor:

Mein Bruder nur? Ich weiß kein Wort zu sagen,
das gleichen Klang in lieben Silben hält,
bei dem, was wir beschwert und trauernd tragen,
gelöst wie müde Bürde von uns fällt.
Der Klang ist tot, und — Gott mit ihm gestorben
an jenem Tag, da Kain den Abel schlug,
daß wir seither in Dunkelheit verdorben,
so wie ein Acker ohne Saat und Pflug.
Denn es bleibt unfruchtbar, was wir beginnen,
bebautes Land, Wort, Gold, getürmter Stein,
wenn wir nicht andern Sinn dafür gewinnen,
als dieses Würfelspiel um Dein und Mein.
Und keiner mag es sehen, wie die Säule
des Opferrauchs beim Bruder aufwärts steigt,
kein Wort fliegt auf, das nicht wie ekle Beule
den Haß in sich trägt, den sein Laut verschweigt.
In einer Stummheit, die zum Himmel brandet
mehr als ein Schrei aus tausendfacher Not,
bis alle Hoffnung dann im Haß versandet;
was rufen wir noch weiter — Gott ist tot! . . .

Pförtner:

Nein, Freund, Gott lebt. Nur ihr könnt ihn nicht finden,
weil ihr wie Tote seid, die ihr ihn sucht,
wie Hände, die sich selbst in Wirrnis binden
und hüten, was verdorben und verflucht.
Denn so geschieht, erst wenn die Menschen trauern,
daß aus dem Leide Licht und Leben fließt,
so wie im Tod und herben Herbstesschauern
geheimes Keimen neuen Frühlings ist.
Ihr meint erzürntem Strafgericht zu zahlen,
was ihr als Wert und Köstlichkeiten wiegt,
und ahnet dann, erwacht aus Traum und Qualen,
wie federleicht in unsichtbaren Schalen
die Hülle, die ihr Leben nanntet, liegt.
Gott ist nicht tot, nur hart sind seine Wege,
dem, der das Joch der Welt im Nacken spürt,
doch wer sie geht, dem sind die Dinge rege,

Digitized by Google

die seine Hand vordem wie tot berührt.
Geringe Worte haben Klang und Leben
und guten Sinn, der alles anders mißt:
Euch ist das Leid wie Pflug dem Feld gegeben,
so reifet Ihr, wenn Ihr es auch nicht wißt.

Gregor:

Ich habe Gott gesucht an tausend Tagen
wie Moses, der den Dornbusch brennen sah ...
Nun aber ist in jedem Wort das Fragen,
wie dieses um die Liebe mir geschah ...
Vielleicht, daß er, wenn wir Verfolgte heißen,
wie Weizen uns aus schlechten Ähren drischt.
Doch nun, — was läßt Gott nun mein Werk zerreißen,
läßt es geschehen, daß sein Licht erlischt!
Da stand im Frühling zwischen hellen Gärten
einmal ein Baum, vom Reife wie verbrannt,
den hab ich, als im Herbste die Gefährten
sich ringsum erntefroh mit Frucht beschwerten,
wie einen armen Bruder oft genannt.
Wie stumpfe Arme starrten seine Äste,
so Bettler bitten mit verrauftem Haar,
daß wie ein Schrei das hungernde Gebreste
um Frucht, die er nicht tragen durfte, war.
Das ist das Schwerste, — dieses starre Schweigen
vor jedem, der ein Leben prüft und wägt:
Nichts wurde reif an mir, wie an den Zweigen,
die man verdorrt zum Scheiterhaufen schlägt ...

Pförtner:

Du siehst zurück, wie blinde Augen messen,
die, weil das Ende fremd, ihr Weg gereut.
Wie jene, die das Samenkorn vergessen,
das frühe Hand in harten Grund gestreut.
Vielleicht die Männer, die die Schollen wenden,
sehn ein Gereiftes ihrem Schweiß erstehn, —
glaubst du auch dieses sich so schnell vollenden,
daß Säen eins und mit den Sensen gehn?
Nimm dies als Gleichnis: Murrend heischten Zeichen,
die Völker Israels, noch fern dem Ziel.
Und hoben keinen sonst aus allen Gleichen,
für die dasselbe Brot vom Himmel fiel.
Da war es nun, daß Moses aus den Scharen
nach einer Hand im Zelt des Höchsten rief,
und alle Stämme um ihn fordernd waren:
„Gib uns das Amt, wir dienen rein und tief!"

Digitized by Google

Doch er gebot: „Nehmt zwölfmal dürre Stäbe,
je mit dem Namen eines Stamms gekerbt,
und einer wird erlesen, daß er lebe,
ergrünen über Nacht wie junge Rebe,
aus zwölfen einer, — der die Wahrheit erbt."
Und wahrlich, denen, die zum Morgen harrten,
ist es geschehen, wie sie es geglaubt,
Elf blieben Reisig aus verdorrtem Garten,
nur Arons Stab war hell von Grün umlaubt.
Sieh, — das ist aller Sinn in allem Leben,
das dürre Reisig, das zu Boden fällt,
die welken Blätter, die da niederschweben,
und nur ein grüner Zweig noch, der das Leben
von Ewigkeit zu Ewigkeiten hält.
Die Worte sagen Heiland und Propheten
in tausend Namen noch, die Glanz umfließt,
und bleibt doch eins in Menschen und Gebeten,
die Liebe, die geschlagen und zertreten,
dennoch der Keim von allem Werden ist.
Zwar, immer wieder scheint sie zu verderben
am Ölberg, wenn ein nahes Kreuz erhöht,
doch Brüder sind, die um die Liebe sterben
und Henkersspeere, die sich blutig färben,
und Auferstehung — wie aus Nazareth.

Gregor:

In Mosis Händen schliefen Heil und Wehe,
er wollte — und ein Land schrie auf in Qual,
und Josua war so voll Kraft, daß jähe
die Sonne still stand, wenn er es befahl.
Wir Menschen sind so klein, daß unser Glauben
erst aus dem Wunderbaren sich erhebt:
es spricht das reinste Wort des Herrn zu Tauben,
wenn nicht der — Sinai dazu erbebt.

Pförtner:

Ihr Toren, die um Wunder schrein und Zeichen,
Ihr seht ja kaum, die mit Euch selbst geschehn.
Ihr träumt von fernen, unsichtbaren Reichen
und laßt den Heiland stumm vorübergehn.
Wie oft lagst du in buntem Wiesenprangen
ganz nah dem Duft der Erde ausgestreckt, —
die Halme rührten leise deine Wangen
und alles war von neuem Sinn behangen,
der bisher deinem engen Blick versteckt.
Du aber nahmst mit zarter Hand die Erde,

Digitized by Google

atmendes Stück verwandten Lebens bloß,
und fühltest bei der grüßenden Gebärde,
wie brüderlich der Ring von Tod und Werde
und aller Kreis des Lebens dich umschloß.
Ein andermal warst du in engen Straßen
und sehntest dich nach Blumen oder Glanz,
doch da geschah es, deine Augen maßen
ein Schicksal aus gequälten Dachgelassen,
aus müden Schritten oder welkem Kranz.
Und irgendwo stand einer, dessen Hände,
zerwühlt von Arbeit, du behutsam nahmst
und wie erwacht zu einer großen Wende,
zu Worten, die du selbst nicht kanntest, kamst.
Und wenn er dankte, warst du wie gesegnet,
wie einer, der gelobtes Land geschaut,
wenn du ein Stück an neuer Welt gebaut,
vielleicht ist dir so still der Herr begegnet ...

Gregor:

Wie Eure Worte seltsam sind, — mir ist,
wie wenn aus ihnen lösendes Bedeuten
in jedes Ding und jedes Rätsel fließt,
wie wenn ganz plötzlich stumme Glocken läuten ...
Einmal, da träumte ich und mein Erinnern
weiß steile Straße noch, die weithin glitt.
Darauf ein langer Zug in müdem Schritt.
Und eine Stimme rief aus meinem Innern:
„Dort gehen deine Brüder! — Schreite mit!"
Ich tat es still, — doch traurig blieb das Schweigen,
kein Gruß sprach Willkomm zu dem neuen Gast,
und eine fremde tränenschwere Last
schien jeden Nacken stumm und schwer zu beugen.
Da rief ich laut: „Wer seid Ihr, — was das Ziel?"
Und einer hört's: „Der Name ist von allen
gleich wie ein hüllendes Gewand gefallen,
ein letzter Schein aus fernem Gaukelspiel.
Uns ward ein neuer als erlauchte Spende" ...
dann breitete er wie im Traum die Hände
und sprach es aus, — ein seliges Gebet,
das eine Wort: Jesus von Nazareth,
daran war alles, Anfang, Ziel und Ende.
Wie Ihr nun spracht, schien mehr es als ein Spiel,
Erinnerung, von dem nur Dunkel bliebe ...
(in höchster Erregung):
Wer seid Ihr, Herr?

Digitized by Google

Pförtner: Sagt dir das Wort so viel?
Und ist doch eines: Bruder — Heiland — Liebe.

Gregor (fällt wie von jäher Erleuchtung erfaßt in die Knie mit ausgestreckten Händen):
Herr, bleib bei mir!

Pförtner (geht indes langsam zur Türe, an der er sich noch einmal mit segnender Gebärde umwendet).

Gregor (macht eine hilflose Bewegung nach dem Entschwundenen, dann erhebt er sich langsam und bleibt wie traumversunken stehen).

□□□□□

Vom katholischen Geist in der neueren französischen Literatur.

Von H. J. Terhünte S. C. J.

Literatur:

Agathon: Les Jeunes Gens d'aujourd'hui, Paris 1913, Plon.
Henriot: A quoi rêvent les jeunes gens, Paris 1913, Champion.
Riou: Aux écoutes de la France qui vient, Paris 1913, Grasset.
Platz: Die Früchte einer sozialstudentischen Bewegung, M.-Gladbach 1913, Volksverein.
Vincent: Ames d'aujourd'hui, 2 Bde., Paris 1914, Beauchesne.
Vallery-Radot: Anthologie de la Poésie catholique, Paris 1916, Crès & Cie.
— Le Réveil de l'esprit, Paris 1917, Perin.
Bordeaux: La Jeunesse nouvelle, Paris 1917, Plon.
Massis: Le Sacrifice, Paris 1917, Plon.
Mainage: Les Témoins du renouveau catholique, Paris 1917, Beauchesne.
Fonsegrive: L'Évolution des Idées dans la France contemporaine, Paris 1917. Bloud.
Mainage: Les Mouvements de la Jeunesse catholique française au XIXe siècle, Paris 1918, Desclée.
Strowski in La Vie catholique dans la France contemporaine, Paris 1918, Bloud.
Rouzic: Le renouveau catholique, Paris 1919, Téqui.
Curtius: Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich, Potsdam 1919. Kiepenheuer.

„Wo finden wir Leitung? Wo finden wir auf dem Trümmerfelde noch einen unzerstörten Tempel, der uns seine Tore öffnet?" so fragte Psichari, der Enkel Renans*. Und diese Frage stellten und stellen mit ihm Tausende aller Nationen. Dieses Fragen und Suchen aber, dem oft ein hoher Aufstieg und das Heimfinden zur Kirche folgt, läßt uns trotz des unverkennbaren geistigen und sittlichen Zusammenbruchs weiter Kreise hoffnungsfroh in die Zukunft blicken.

* Appel des Armes 307.

Digitized by Google

Wenn wir beim Betrachten dieses Aufstieges unsern Blick über die Grenze deutscher Lande hinaus und so oft nach Frankreich hineinlenken, so hat das darin seinen Grund, daß dort der Niedergang unabwendbar und endgültig schien und daß deshalb das Erwachen des neuen Geistes, das Erstarken von Idealen und das Leben nach dem Glauben umsomehr in die Augen fällt. Allerdings verstummen die zweifelnden Fragen jener nicht, die es übertrieben finden, dem jüngeren Frankreich soviel Aufmerksamkeit zu schenken, den Stimmen der Wortführer zu lauschen, ihre Schriften zu analysieren und anzupreisen und einige von ihnen sogar als Vorbilder hinzustellen. Gewiß, wir können uns täuschen, auch die Stimme der Rufer kann wieder verhallen, wie dies schon manchmal in Frankreich geschah, es kann um sie wieder einsam werden und ihr Vorbild und Beispiel kann seine Anziehungskraft wieder verlieren. Aber noch gedenkt man ihrer, noch sind sie Lehrer, noch sind ihre Werke in den Händen Vieler und noch gewinnen sie täglich neue Freunde.

Diese unsere Freude an dem Aufstieg und dieser Glaube an ein Wiedererwachen des katholischen Geistes in der neueren französischen Literatur ist von der stillen Hoffnung begleitet, daß man auch in unseren deutschen Landen aus dem Quell, der dort so mächtig emporgesprudelt ist, lebenspendendes Wasser schöpfe, sowie andere Kreise die Schmutzgewässer der Pariser literarischen Kloaken lange Jahre auch auf deutsches Erdreich abgeleitet und dieses weithin vergiftet und unfruchtbar gemacht haben. Endlich klingt auch der leise Wunsch mit, daß alle die, welche aus den verschiedensten Ländern kommen und sich an dem Quell der Wahrheit öfters begegnen, sich nach und nach auch besser kennen lernen, und da sie doch von demselben Geist der Liebe zu Christus und seiner Kirche zur Quelle hingeführt wurden, schließlich auch Worte gegenseitigen Verstehens, ja wertschätzender Liebe finden. Wenn dann so auf dem Gebiete der Literatur wieder geistige Brücken von Volk zu Volk geschlagen werden könnten, dann wäre diese Beschäftigung mit dem katholischen Geist in der neueren französischen Literatur doppelt fruchtbar gewesen.

* * *

Ein gespanntes Aufhorchen, das bei den Katholiken zum freudigen Lauschen wurde, bemerkte man in Frankreich und in den anderen europäischen Ländern, als einige der größeren Zeitungen und Zeitschriften in den Jahren 1911—13 Rundfragen über den neuen Geist in Frankreich veranstalteten. Und dieses Aufhorchen weckte bei den Gegnern der Kirche blinde Wut und das Lauschen wurde bei den Katholiken zur frohen Hoffnung, als es tausendstimmig von allen Seiten klang: Es weht ein neuer Geist, die Jugend wird am heftigsten davon erfaßt, er tritt in der schönen Literatur am auffälligsten in die Erscheinung und die katholische Kirche hat den größten Vorteil davon.

Digitized by Google

Nur eine kleine Auslese aus den vielen Zeugnissen für das Bestehen des neuen Geistes kann hier Platz finden. So schrieb der Freigeist Brulat im „Evénement" (1. Juni 1912): „Seit einiger Zeit erleben wir das eigenartige Schauspiel, daß manche aus der sogenannten Geisteselite, nämlich Schriftsteller und Künstler zur Kirche gehen und zum alten Glauben und zu der Kirche zurückkehren. Sind es nur Ausnahmen? Nein, es ist eine ziemlich allgemeine Bewegung in der Schriftstellerwelt, ein Geisteszustand, der Boden gewinnt, sich verbreitet und ansteckend wirkt. Die religiösen Bekehrungen von Schriftstellern, Malern und anderen Künstlern sind zahlreicher als man glaubt." Der Sozialist Sembat bemerkte im „Rappel" (12. Dez. 1912): „Es gibt Literaturperioden, in denen die Schriftsteller der Kirche feindlich gesinnt sind, wie wir dies bei uns im 18. Jahrhundert erlebten ... aber es gibt auch Zeiten, in denen die kirchenfreundlichen Strömungen siegen, und es scheint, daß wir einer solchen Periode nahe sind." Aufgeregt gestand Gasquet bei einer Anatole France-Feier („Action" 26. Februar 1914): „Man muß es laut rufen: Die Literatur wird gefährlich klerikal. Es gibt eine ganze Reihe Schriftsteller, die zur Messe gehen und die uns dadurch erbauen wollen, daß sie das armselige Almosen des geweihten Barrèsbrotes, das Jammes wieder geknetet hat, austeilen." Und der Direktor von „Paris-Midi" (27. Februar 1914) schrieb bei derselben Gelegenheit: „Wer heute literarischen Erfolg haben will, muß als Glaubensartikel bekennen, daß Voltaire ein Narr und Joseph de Maistre ein tiefer Denker war. Die Wenigen, die noch gegen diesen Weihwasserstrom schwimmen wollen, haben einen Stützpunkt gesucht und haben Anatole France gefunden." Die Brüder Tharaud erklärten („La Vie", 6. Juli 1912): „Was die Literatur betrifft, so gibt es heute nur wenige, die dem bekannten Satz des liebenswürdigen Heiden Théophile Gauthier: Ich bin ein Mensch, für den die sichtbare Welt existiert, nicht sogleich hinzufügen würden: Auch die unsichtbare." Und Charles Morice bemerkte: Als ich mich vor 25 Jahren bekehrte, war ich ungefähr der einzige christliche Dichter meiner Zeit. Heute erstrahlt Christi Licht in vielen edlen Seelen. Wie in den Zeiten der Barbarei, scheint die Religion all denen, die ein besseres Leben führen wollen, die einzige Zufluchtstätte zu sein."* Romain Rolland schrieb in der Novembernummer 1912 der „Bibliothèque universelle et Revue Suisse": „Wir beneiden in der Geschichte sehr viele vergangene Jahrhunderte, sehr viele ruhmreiche Epochen; und doch ist keine schöner als die unsere; keine passionierender. Nur muß man stark sein, um sie zu umfassen. Es ist ein Zeitalter allgemeiner Krise und allgemeiner Auferstehung. Ich glaube das Jüngste Gericht Michelangelos zu sehen

* Ames d'aujourd'hui, II. Bd. S. 427.

Digitized by Google

und die Trauben von Leibern, die hinunterstürzen, die toten Kräfte, die zusammenbrechen, das neue Leben, das aufblüht, während die Sturmtrompeten blasen ... Was alle aufmerksamen Beobachter beim Anblick der französischen Kunst frappiert, ist die Lebensleidenschaft, die in diesem Augenblick Optimisten und Pessimisten, Ritter der Vergangenheit und Herolde der Zukunft, zeigen. Diese Vitalität ist das wesentliche und neue Phänomen der Zeit. Sie bricht jäh hervor aus der moralischen Apathie und dem dilettantistischen Objektivismus des vorhergehenden Zeitalters. Es scheint als ob die junge Generation einen neuen Pakt mit dem Leben abgeschlossen habe. Es handelt sich nicht um eine Renaissance. Es gibt ihrer zehn, es gibt ihrer zwanzig ... Die bemerkenswerteste ist die Wiedergeburt des inneren Lebens ... Selbst die realistischsten unserer Schriftsteller haben sich von dieser Gefühlswelle berühren lassen, und ohne auf ihre scharfe Beobachtung zu verzichten, haben sie sie auf die unsichtbare Welt angewendet ... Die Intuition hat in der Kunst ihr Recht zurückerobert; und die Stimme des Philosophen, in dem die neue Zeit sich wieder erkannt hat — Bergson —, hat sie für die Königin des Denkens erklärt. Wie zu erwarten stand, hat an erster Stelle die Religion daraus Nutzen gezogen. Und natürlich am meisten diejenige, die die tiefsten Wurzel in Frankreichs Erde hat, und die die Spiele der mystischen Vernunft am meisten begünstigt: Der Katholizismus ... Niemals seit drei Jahrhunderten hatte die französische Kunst mit einer solchen Glut des Gehorsams und des Glaubens im Katholizismus ihre Richtlinien und ihre Inspirationen gesucht." * Der katholische Literaturkritiker Strowski übertreibt deshalb wohl nicht, wenn er zusammenfassend schreibt: „Seit mehr als einem Dritteljahrhundert hat das katholische Leben in Frankreich von Frühling zu Frühling den Boden besser vorbereitet gefunden, um seine Blumen und Früchte zur Reife zu bringen. Besonders was die Literatur angeht, kann man ruhig sagen, daß der Geschmack des Publikums, die moderne Ästhetik, ja selbst die Modephilosophie sich ganz versöhnen mit der christlichen Inspiration, den christlichen Ideen und der christlichen Kunst. Es besteht zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen bei uns keine Scheidewand mehr, sie können sich die Hand reichen, verstehen, ja lieben; bei uns ist der Gläubige kein Fremder mehr, der aus einer anderen Welt zu kommen scheint." **

Wenn wir nun das Wesen dieses neuen Geistes näher bestimmen wollen, so wäre es ein vergebliches Bemühen, es auf eine feste Formel zu bringen. Das beste ist, die Zeugnisse zu häufen, aus denen uns eine so wohltuende katholische Heimatluft entgegen-

* Angeführt bei Curtius 23.
** „La Vie catholique" 389.

Digitized by Google

weht, daß wir uns gerne stundenlang in die Programme der Führer vertiefen, den Gesängen der Dichter lauschen und endlich unsere Hände in die ihren legen möchten, um gemeinsam den beschwerlichen Erdenweg weiter zu wallen, weil wir dasselbe denken und wollen und trotz der andern Laute dieselbe Sprache reden, jene Sprache, die Christus uns gelehrt hat und die seit jenen Tagen auch in der Kunst nicht mehr verstummt ist.

Als sich die jüngeren Literaten zuerst 1910 um Georges Dusmenil, der Philosophieprofessor in Grenoble war, sammelten und die „Cahiers de l'Amitié de France" herausgaben, da sandten sie einen Aufruf in die Lande, um gleichgesinnte und gleichgestimmte Freunde zu suchen: „Für uns ist Christus kein unerreichbares Ideal, sondern eine lebende Persönlichkeit, die unser Fleisch angenommen hat und sich uns in der Eucharistie mitteilt. Für uns ist die Kirche seine unfehlbare Braut. Für uns sind endlich das heilige Meßopfer, die Sakramente und die Gemeinschaft der Heiligen, geistige Realitäten, wo unsere Kräfte sich erneuern können und gesteigert werden. Das ist der Saft, der die Cahiers nähren und beleben wird. Alle Fragen, die unsere Zeit berühren, werden in diesem Geiste behandelt werden. Wir schauen auf zum Licht ... Tausende Seelen haben Durst nach ewigem Wasser, und da sie sich nicht kennen, weil sie zerstreut leben, schwindet ihre Begeisterung allzuleicht. Alle Durstigen am Rande der Quelle zu sammeln, da zu schöpfen und gemeinsam Gott zu loben, das ist die Hoffnung der Cahiers. Wir kommen demütig zu unseren Brüdern in einer großen Sehnsucht nach mehr Schönheit und Gerechtigkeit; wir verlangen nichts Besonderes und wollen auch nichts Neues bieten, sondern vollständig unterworfen dem unfehlbaren Lehramt der Kirche, wollen wir das herrliche Gleichgewicht wiederherstellen, in welchem uns die Herrschaft der Gnade hält." *

Denselben Geist atmen die Zeilen, welche Vallery-Radot an Agathon schrieb, der ihn gebeten hatte, sich über den neuen Geist zu äußern: „Vergleichen Sie unser Wörterbuch mit dem der vorhergehenden Generation. Diese hatte ihre Freude daran, zu laisieren; sie gebrauchte niemals das Wort Caritas im Sinne des heiligen Paulus; sie liebte Wörter wie soziales Mitgefühl, Solidarität, Liebe zur Menschheit; sie sprach lieber von der Moral als vom Dogma; den wahren Gott verbarg sie am liebsten in den Wolken, sodaß er unsichtbar blieb; sie sprach von Ideal, von Fortschritt, auch vom Göttlichen. Wir aber bekennen uns offen zur Gemeinschaft der Heiligen. Wir glauben an die Verdienste Christi, an die Auferstehung und die Eucharistie als an Wahrheit und Leben, die nicht nur unsern Verstand, sondern unser ganzes Sein stärken. Wir haben das Bedürfnis, das religiöse Leben in den Pfarreien mitzuleben." **

* Angeführt in Ames d'aujourd'hui, II. Bd., S. 309.
** Agathon 204.

Digitized by Google

Der Ruf Vallery-Radots und seiner Freunde verhallte nicht ungehört. Viele der jüngeren Schriftsteller schlossen sich ihnen an, sodaß Fonsegrive schrieb: „Wir haben eine ganze Gruppe, wenn man nicht lieber sagen will eine Schule katholischer Dichter. Was besingt aber seit Lamartine der junge Mann lieber als sein inneres Leben? Seine Gefühle strömen über in Gedichte. Diese aber künden notwendig von seinem Glaubensleben, ob er nun von Jugend auf dieses gepflegt hat oder ob er später zu ihm zurückgekehrt ist. So tat es Verlaine in seinen Glaubenskrisen, so tut es Louis le Cardonnel, der sich bekehrte, Priester wurde und die Reinheit des Klosterlebens, das edle Zusammensein der Eheleute und das mystische Band der Seelen besingt. Vallery-Radot, François Mauriac und André Lafon erzählen von der Trauer der Seele, die das Leben in den Kot gezogen und beschmutzt hat, von der Süße der inneren Sammlung und des demütigen Gebetes und von der Kraft der himmlischen Nahrung."* Sie schlossen sich zusammen, nicht so sehr, um einen Kampf zu führen gegen die modernen Idole, sondern um ihr heißes Verlangen zu stillen, gefördert von geistesverwandten edlen Seelen, in ihren Werken Gott zu danken für den Herzensfrieden und das Seelenglück, das sie gefunden haben. Sie wollen das Ideal katholischen Lebens zeichnen und Christus zahlreiche neue Anhänger gewinnen. „Sie verdolmetschen das Unausgesprochene; sie sagen es laut, was die Menge nicht einmal mehr zu flüstern wagt, nur hie und da stiehlt sich bei ihrem Wort in manches lang vertrocknete Auge eine stille Träne. Sie haben die große Aufgabe eines christlichen Dichters auf sich genommen: sie verfolgen die Menge mit dem rauhen Fremdwort Buße; sie predigen gegen die falschen Götter und die eitle Gier der Welt; sie sprechen aber auch wunderschön von einem Frieden über den Sternen, der jetzt schon in ihren Herzen wohnt, von einer Liebe, die mit dem Maßstab der Erde nicht gemessen werden kann und von einer Herrlichkeit endlich, die alle irdische Schönheit und Pracht weit überragt."** Vallery-Radot betont: „Wir streben nicht nach persönlichem Erfolg, sondern sehnen uns nach einem Triumph der katholischen, unfehlbaren Wahrheiten. Als wir die Cahiers gründeten, hatten wir nur den einen Gedanken, eine Geistesbewegung ins Leben zu rufen. Gott Dank, sie ist da, sie gewinnt Boden und nichts kann sie mehr aufhalten .... Die Kunst muß endlich Christus bekennen, sie muß endgültig wählen zwischen Wahrheit und Lüge, sie muß sich der Wahrheit weihen ganz und gar."*** Und Emile Baumann, wohl einer der bedeutendsten unter den Jüngeren, der sie immer tiefer einführen möchte in die Schönheit und Kraft katholischen Glaubenslebens, schreibt: „Wenn wir das Credo oder Te deum

* A. a. O. 314.
** Nieuwenhuis im Beiaard, Januari 1917, S. 437.
*** Le Réveil de l'esprit 14, 155.

Digitized by Google

anstimmen, fühlen wir dann auch, wie es sein müßte, in der Schönheit dieser Gesänge die unschätzbare Kraft unseres Glaubens? Don Camelli sagt irgendwo: Das revolutionäre Leben ist bezaubernd, weil es heroisch ist; um wieviel mehr aber das katholische Leben für die, welche es wahrhaft führen und nicht vegetieren in Lauheit und unbewußter Routine? Was besagt der Kampf um Erdengut im Vergleich mit dem Ringen um die ewigen Güter? Welch eine Täuschung, die Brüderlichkeit zu vergleichen mit der herrlichen Liebe, die vom Himmel kommt, die alle Seelen eint und die ganze geschöpfliche Welt, vom Beginn bis zum Ende der Zeiten, gleichsam auffordert, ein einziges Hosanna zu singen."*

Das Urteil dieser Dichter ist nicht mehr durch Schönheit der Form allein bedingt: „Das, was man Schönheit nennt", sagt Lotte, „interessiert uns Christen nur insoweit, als es uns helfen kann, besser zu leben. Wenn die Schönheit dazu dienen muß, das Laster liebenswert zu machen und seine Häßlichkeit verführerisch zu schmücken, dann ist sie uns Feind und wir weisen sie ohne Mitleid ab; wir hassen das Laster und vor allem das geschmückte Laster. Das Leben ist kein Spiel, wir kennen den Preis der Anstrengung und die Unsicherheit des Sieges. Was wir von der Kunst verlangen, ist eine Stärkung und Erhebung des Herzens. Die Sirenen mögen singen, wir kümmern uns nicht darum. Für uns ist verderblich, schlecht, ja gottlos jedes Werk, wie schön es auch immer sei, welches unsere Kraft zum Handeln mindert und unseren Flug zur endgültigen Befreiung erschwert."**

Den Arbeiten jener Schriftsteller genügt die Formschönheit eines Leconte de Lisle und der Parnassiens nicht mehr, deren Verse wunderbar gefeilt, aber inneren Lebens bar sind. Der Naturalismus Zolas, der kein Seelenleben, nur das Tierische und die Instinkte der Massen zu kennen scheint, stößt sie ab. Der dekadente Symbolismus eines Barbey d'Aurevilly, Baudelaire, Glatigui, Mallarmé und Verlaine vermag sie trotz der Musik der Worte und trotz so mancher religiöser Laute nicht zu fesseln, denn sie fühlen, daß so mancher dieser Dichter zu oft in den Abgrund der menschlichen Verkommenheit hinabsteigen, sei es auch nur, um die gähnende Leere aufzudecken und Ekel und Abscheu zu erwecken. Das Gereizte und Übertriebene eines Huysmans und Bloy, deren oft so treffendes Urteil auch sie gerne anerkennen, tut ihrem Herzen weh. Das Tastende und Suchende eines Barrès, den alle hochverehren und manche als Lehrmeister begrüßen, läßt sie unbefriedigt.

Sie haben sich losgerungen von den so beliebt gewordenen Stoffen der französischen Romanliteratur, in der vielfach Ehebruch, Selbstmord und andere Laster miteinander abwechselten, während soziale Un-

* Revue practique, 1. Sept. 1918, S. 649.

** Angeführt bei Pacary: Un compagnon de Charles Peguy 132, Paris 1916, Gabalda.

Digitized by Google

gerechtigkeit, befriedigte Rachsucht, Zerrüttung der Familien, der Stände und des Staates meist den Hintergrund abgaben und allzuhäufig krankhaft nervöse, seelisch überreizte und erblich belastete Menschen als Helden auftraten. In den Werken der Neueren weht gesündere Landluft und blüht warmes, katholisches Leben, das starke Seelen schafft, die sich mit dem Leben auseinandersetzen können. Ihre Kunst hat einen konservativen Zug, sie steht ganz im Dienste der so notwendigen Wiedergewinnung verloren gegangener Kräfte und bleibender Kulturwerte. Sie kennen, wie Bordeaux bemerkt: „La beauté des Oats qui dépassent les individus et exigent tous les sacrifices,"* und wissen mit Madame de Staël, daß der Lebenszweck nicht der Genuß, sondern die Vervollkommnung ist. Sie sind Bewunderer der klassischen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts, vermissen aber bei Racine und Corneille den vollen katholischen Glaubensinhalt und suchen mehr Anregung in der einheitlichen Kunst und Weltanschauung des Mittelalters. Sie glauben mit Vallery Radot, daß „die Stunde gekommen ist, um auf Ruinen das Kunstgebäude zu errichten, welches dem katholischen Glauben das Baumaterial entnimmt, so wie es im Mittelalter geschah."**

Wenn wir nun einen flüchtigen Blick in die Werke einiger dieser Jüngeren werfen, sie gleichsam nur streifen, um uns bei anderer Gelegenheit in sie zu vertiefen, so umweht uns sogleich katholisches Leben und klingen wohlvertraute Laute an unser Ohr. Paul Claudel, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte Dramatiker, schöpft in seinen Dramen und Dichtungen, die allerdings allzuoft unter schwer verständlichem Symbolismus und allzu kühnen Bildern leiden, die Ideen aus dem katholischen Glaubensleben und arbeitet künstlerisch den Gegensatz zwischen niederem Begehren und gläubigem Opfern heraus. Glänzend gelang ihm dies in „L'Otage" und „L'Annonce faite à Marie". Francis Jammes, den Claudel aus sinnlicher Verlorenheit*** wieder ganz zu Christus führte, verherrlicht in seinen „Géorgiques chrétiennes" das durch die Religion verklärte und opferstarke Leben des Landvolkes; er verknüpft mystisch zart in seinem herrlichen „Le Rosaire au soleil" die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes mit einer tiefernsten Geschichte. In Emile Baumanns Werken „L'Immolé" und „La Fosse aux lions" weht ein Zugwind herber Frömmigkeit und stößt die hie und da allzu realistische Schilderung ab; Fehler, die vermieden werden im „Les trois villes saintes" und „Le Baptême de Pauline Ardel." Fast alle Fragen des geistlichen Lebens werden von ihm berührt: Auferstehung und Hölle, Fasten und Gehorsam, Beten und Büßen. Als

* A. a. O. 106.

** Revue de la Jeunesse IV. 429.

*** Seine früheren Werke, zum Beispiel „Almaide", sind teilweise glühende Verherrlichungen der freien Liebe. Die Redaktion.

Digitized by Google

Grundgedanke kehrt immer wieder, daß man, um zu Gott zu kommen und an dem großen Werk der Auferstehung unserer Zeit nützlich mitzuarbeiten, sich selber besiegen und sich opfern müsse, und daß man die Kraft zu diesem Leben in der heiligen Eucharistie finde. Vallery-Radot kündet in seinen beiden wohl zu aszetischen Prosaarbeiten: „Leur royaume" und „L'homme du désir" die große Wahrheit, daß die Weisheit allein darin bestehe, Gott zu lieben und alle geschaffenen Dinge nur im Lichte der Ewigkeit zu betrachten. François Mauriac schrieb in seinem „L'enfant chargé de chaînes" einen Bekenntnisroman. Er zeigt einen jungen Mann, der wie Bergson dachte und wie Barrès fühlte, aber erst dann die Freiheit der Kinder Gottes kostete, als er alle Fesseln abgeschüttelt hatte, die ihn am Aufflug zum Ewigen hinderten. René Salomé erwartet in seinen „Chants de l'âme reveillée" mit Recht viel von dem Gebet der Gläubigen und Guten für die Bekehrung der Ungläubigen und Gleichgültigen; er fordert alle edlen Seelen dazu auf und betet selber in seinen Gesängen mit liebewarmem Herzen mit. Georges Valois weist in seiner Arbeit „Le Père" dem Vater die Stelle an, die ihm in der Familie gebührt und verlangt von ihm, daß er in der Ehe nicht allein den Genuß und somit sich selber suche, sondern daß er gläubig und opferbereit Gott die Kinder weihe und für ihn erziehe.

Es mag von dem einen oder anderen dieser Schriftsteller hie und da zu wenig Gewicht auf die klassische Schönheit der Form gelegt werden, es mögen die religiösen Probleme nicht immer richtig erfaßt und hie und da einseitig und unklar gelöst werden, aber alle Werke dieser Jüngeren offenbaren edle glaubensstarke Seelen, die voll Begeisterung zur katholischen Kirche als zu ihrer Mutter und Lehrmeisterin aufschauen, die kein anderes Ziel zu kennen scheinen, als ihr Talent ganz in den Dienst Christi und seiner Kirche zu stellen, die sich aber dabei wohl bewußt sind, daß ihnen noch manches fehlt, um diesen heiligen Dienst ganz vollkommen versehen zu können. Ihre Herzensgesinnung hat Vallery-Radot in einem Dankeshymnus an den Schöpfer im Namen Aller offenbart: „Wir haben dir versprochen, o Herr, deinem Reich zur Herrschaft zu verhelfen. Das allein liegt uns am Herzen. Wir wollen keine Idole. Weder Gold, noch Ruhm, noch niedere Gelüste können uns befriedigen, nur dein Licht und deine Ehre, die der Welt verborgen sind. Schenk uns diese immer mehr! Um sie uns zu geben, hast du uns zusammengeführt. Wir wollen keine andere Weisheit als dein Kreuz, keinen anderen Triumph als Kalvaria, kein anderes Diadem als deine Dornenkrone, keinen anderen Trank als dein Blut, keine andere Liebe als deine Liebe. Beleidigungen, Verrat, selbst vonseiten unserer Teuersten dürfen unser Anteil werden. Wir fürchten sie nicht, sie sind unsere besten Waffen und bringen uns den Lorbeer der Sieger." * Jean Dornis,

* Revue practique XV 540.

Digitized by Google

der bekannte Literaturhistoriker, sagt von ihnen: „Sie schreiten voran im Garten der zeitgenössischen Poesie, wie fromme Chorknaben mit Weihrauchfässern und Lilien in den Händen. Sie arbeiten daran, einen Altar zu errichten, auf dem sich hoch über der knienden Menge das allerheiligste Altarssakrament erhebt in unvergleichlichem Glanze." * Und dieses Wollen der Jüngeren, das für uns ein Spiegelbild des neuen Geistes ist, müssen wir bewundern, da es sich kühn dem Wollen eines großen Teiles der modernen Welt entgegenstemmt, und von ihrem Können dürfen wir mit Recht noch manche schöne Gabe für die Zukunft erwarten. (Schluß folgt.)

Silhouette.

Weithin ist nur ein dunkler Saum,
Auf dem der lichte Abend schwebt,
Und hie und da am Rand ein Baum,
Ein Vogel, der die Schwingen hebt.
Und weiterhin so scharf und rein
Ein Mann, ein Pflug, zwei hohe Pferde,
Die kraftvoll wuchtende Gebärde,
Die sich verträumt im letzten Schein.
So dämmert in die Werktagsruh
Mein Land dem tiefen Schatten zu.

Felix Franz Hornstein.

Ein Bühnenereignis in Holland.

Das Jahr 1919 wird in der holländischen Literatur einen guten Klang behalten. Im Sommer dieses Jahres wurde in Amsterdam ein Stück aufgeführt: „Der Fluch des Paradieses." Zwischen den düsteren nordischen Dramen Ibsens und Strindbergs und ihrer deutschen Nachfolger, welche die Bühnen zu beherrschen schienen, erschien es auf einmal wie aus dem Himmel gefallen. Und die glaubensloſe, gebildete und halb gebildete Welt hatte auf einmal wieder Sinn und Verständnis für die ernsteren Gefühle eines christlichen Dramas. Es eroberte im Sturm alle Theater der holländischen Städte und füllte drei-, vier-, fünfmal hintereinander die Schauspielhäuser bis zum letzten Platze. Die Kritiker aller Richtungen spendeten dem Stücke maßloses Lob. Was nach aller Ansicht diesem Drama eine so hervorragende Bedeutung verlieh, war die wunderbare Tiefe der Tragik, die unwiderstehliche Darstellung der unendlichen Trauer, der alle Adamskinder unterworfen

* Revue des deux mondes 1. Juli 1911, S. 106.

Digitized by Google

sind. Zum Teile unter dem gewaltigen Eindruck des Weltkrieges stellt der Dichter mit seltener Wucht und Plastik die Leiden des ersten Menschenpaares und ihrer Kinder und Kindeskinder dar, und zwar als den furchtbaren Fluch Gottes über die erste Untreue im Paradiese. In ziemlich freiem Anschluß an die ersten Genesiskapitel entwirft er das Bild der frühesten, aus dem Paradiese verwiesenen Geschlechter.

„Menschenmutter, warum weinst du?"

Diesen oft wiederholten Vers möchte ich als das Leitmotiv des ganzen Dramas bezeichnen. Mit erschütternder Kraft werden uns die Menscheneltern geschildert oder vielmehr schildern sie sich selbst in ihren Selbstvorwürfen bei allen Freveltaten Kains und seiner Nachkommen.

Die oft verpönte Bibeltragödie ist hier nach einer ganz neuen Auffassung von einem sehr begabten Dichter wie neu geschaffen worden. In mächtigen und doch allmenschlichen Charakteren, in einer glänzenden originellen Sprache zieht das Ganze an unserem Auge vorbei wie eine Vision aus den frühesten Zeiten. Die christliche Idee vom Ursprung der Menschenleiden hat den Dichter inspiriert. Der Zufall der Zeitverhältnisse hat ihn befähigt mit noch sichererem Griffe die empfindlichste Saite im Menschenherzen anzuschlagen.

Großartig zum Beispiel ist die Auffassung des Auszuges aus dem Paradiese. Adam beschreibt ihn später in trauriger Erinnerung an das, was einmal war. Voran geht der Satan und pfeift höhnend auf einem Totenbein, die Menschen folgen mit den Tieren, die gleichfalls ausziehen, und den Zug schließt „der Menschenfraß", der Affe.

Wer war nun der Dichter? Er trug einen in der holländischen Literatur nur wenig bekannten Namen. Vor zehn, zwölf Jahren hatte er ein paar Büchlein Kritiken herausgegeben, die kaum eine Spur zurückgelassen hatten. Sie dürften bestaubt in den Bücherschränken einiger Literaten stehen. Nachher wurde er Hauptredakteur des Amsterdamschen katholischen Blattes „De Tijd". Sein Drama ist ein Werk stillen, beharrlichen Fleißes. Alfons Laudy ist mit einem Male eine Berühmtheit geworden. Seit unserem alten Vondel ist es vielleicht das erste dramatische Werk, das diesem würdig an die Seite gestellt werden kann. Schon mancher Kritiker, und zwar gerade aus dem anderen Lager, hat darauf hingewiesen. Andere, vor dem biblischen Titel erschreckend, hatten sich fast zwingen müssen, der Aufführung beizuwohnen. Aber die überlegene Meisterschaft des Dichters hatte sie bald bezaubert.

Indessen ist das Stück noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden. Im Verlaufe dieses Jahres, 1920, wird es herauskommen. Gleichzeitig wird es in deutscher, dänischer, ungarischer und englischer Übersetzung erscheinen mit Illustrationen von dem allgemein anerkannten Haupte der holländischen Maler, dem Konvertiten Jan Toorop. Die dänische Übersetzung wird der Löwener Ästhetikprofessor Johannes Jörgensen besorgen.

W. de Hooge.

Digitized by Google

Gang zum Pfarrhaus.

Fühl ich meiner kleinen Tochter Hand vertrauenswarm
ruhig liegen über meinem ihr so sichern Arm,
ordnet sich mein heißer Herzensgang zu stillem Schritt,
gehen alle Blütenbäume lieblich nickend mit.

Küssen kann ich diese reine Stirne ruhig dann,
dankbar sehen mich die klaren blauen Augen an,
und nun öffnet sich das große, alte, gute Tor,
sie verschwindet wie ein Vogel und ich steh davor ...

Anders geh ich, müde, aber seltsam still nach Haus:
meinen Reichtum gab ich ganz in fremde Hände aus.
Jedes meiner Kinder irgendwo, ich weiß nicht wie,
nur nicht mehr bei mir, und dennoch, ja, noch hab ich sie!

Richard Schaukal.

Gilbert K. Chesterton.

Chesterton ist der Mann, der wie Saul ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen — und ein Königreich fand. Oder mit seinen Worten: „Ich hatte oft große Lust, die Romanze eines englischen Jachtseglers zu schreiben, der in die See stach, sich um ein weniges im Kurs verrechnete — und England entdeckte, in der Meinung, es sei eine neue Insel in der Südsee... Ich bin der Mann in der Jacht... Ich habe England entdeckt. Ich bin der Mann, der mit äußerster Waghalsigkeit entdeckte, was längst vor mir entdeckt worden war."

Chesterton, der glänzende Literat des heutigen England, Atheist im Kopfe, im Herzen tollkühner Romantiker, hatte sich aufgemacht die Wahrheit zu entdecken — und entdeckte das Christentum. Der Weg dahin wurde dem Romantiker zur Abenteuerfahrt. Er stieß mit vielen greulichen Ungeheuern zusammen, die ihm den Weg versperren und ihn verschlingen wollten. Aber er liebte den Kampf, fast um des Kampfes willen; und im geheimen stärkte ihn die Ahnung, daß er gewinnen müsse. So schlug er sich durch, wagte den letzten Sprung und fand sich frohlockend im alten Heimatlande: im Christentum.

Seine Kämpfe und Siege hat er in dem Buche „Orthodoxy" niedergelegt. Es sprüht und funkelt von Schwertschlag und Degenstich. Zornig blitzt des gewandten Fechters Waffe über den Köpfen seiner plumpen

Digitized by Google

Gegner. Mit mittelalterlicher Lust am Kampfe lacht er ihrer Unbeholfenheit: die sich früher so witzig, so gescheit, so vernünftig, so gewaltig vorkamen, wenn sie auf das verschüchterte Christentum einstürmten, — sie, die Helden des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts! Jetzt hetzt er sie und treibt sie in ihre dunklen Höhlen zurück und läßt nicht ab, bis er seinen Fuß auf ihre Brust gesetzt.

Chesterton darf so unbarmherzig sein; er ist ja der Held und Liebling seiner Rasse. Vielen mag Christentum Nebensache sein, aber ihn fechten sehen, zieht alle an. England und die angelsächsische Welt schauen ihm zu, wie sie dem besten Bowler beim Kricketwettspiel zuschauen: Zehntausende. Atemlos folgen sie ihm, wenn er den Mann mit der mechanischen Weltauffassung so lang treibt, bis er ihn im Irrenhaus hat. Wenn er den Materialisten in den trostlosen Kerker des toten Stoffes einsperrt und ihm in die Ohren schreit: Alles Denken ist für dich nur Surren von Rädern und du selbst bist ein Rädchen in jenem fatalen Uhrwerk. Wahrhaftig, eine einfache Philosophie! So einfach und so befriedigend — wie der Verrückte in Bloomingdale, der meint, er sei ein Küken und läuft herum — und kräht! Ein Rädchen sein, ist Einfachheit selbst. Was man da zu tun hat, ist bloß am Ticken bleiben.

Der Naturalismus von reinem Wasser ist nicht bloß Wahnsinn, sondern ist Selbstmord des Verstandes. Im Namen des Verstandes greift er die Religion an und leugnet die Autorität. Der Naturalist beginnt mit dem Zweifel an seiner Fähigkeit zu erkennen, und endet im wildesten Skeptizismus. Das Weltall eine Maschine, die Vernunft durch eigenen Zweifel erdrosselt: so kann die Sittlichkeit nur ins Leere fallen. Der Krach ist da! Solches Denken macht die Welt zum Narrenhaus, zerschellt die Vernunft an den Klippen des Skeptizismus und zerbricht die Freiheit auf dem Marterrade des wissenschaftlichen Fatalismus. Vollständiger Zusammenbruch des Lebens! — Und das Leben läuft in einemfort Sturm gegen diese Schranken. Und die letzte Erklärung dieser Leute lautet erhaben und grundgescheit: es gibt keine Erklärung!

Ingrimmig nahm Chesterton wahr, daß diese Leute ihn immer bis an öde Sanddünen brachten und dann mit Gewalt ihn hinderten, sie zu übersteigen. Doch er hörte dahinter den Ozean des Lebens brausen. Das ließ ihn nicht ruhen. Er riß sich los, wagte den Sprung hinauf und sah zu seinen Füßen die Herrlichkeit des Weltmeeres gebreitet, auf dem Menschen in weißen Segelbooten die Ferne suchten. Chesterton hielt inne und sann. Jetzt erkannte er, daß alle Angriffe auf das Leben auch immer auf die Vernichtung des Christentums abzielten. Verwundert fragte er sich: Was hat das Leben mit dem Christentum zu tun? Von allen Seiten greift man das Christentum an, und die Gründe widersprechen sich immer. Er stellte die Widersprüche einander gegenüber und fand, daß sie sich gegenseitig vernichteten: das Christentum aber blieb unverletzt. Beim Sturm auf die Zitadelle schlugen sich die Feinde selber tot.

Digitized by Google

Dann wandte er von der Höhe seinen Blick zurück in die Geschichte der Menschheit und zu seinem Staunen fand er das Christentum, besonders die katholische Kirche, immer auf der Seite des Lebens und der Gesundheit, die Gegner auf der Seite des Wahnes und der Krankheit. So lautet sein unübersetzbares Wort: „Christianity on the side of the sanities of life, the haeresies on the side of the insanities (Verrücktheiten)."

Chesterton ist gerade heraus mit dem Wort. Er haßt Scheingefechte und Heuchelei. Er beugt sich nicht vor Torheiten, auch wenn sie sich in Purpur und feine Leinwand kleiden. Alle sollen sie die Wahrheit hören:

„Diese oberflächlichen Weltanschauer, diese Wichtigtuer! Sie bauen riesige Systeme, — und es ist doch Humbug! Alle schwätzen sie von Jahrmillionen, von Entwicklung und letztlicher Vollendung. Wahre Weltanschauung kümmert sich nur um den Augenblick. Soll ein Mensch diese oder jene Straße gehen? Das ist die einzig denkwerte Frage, wenn du Lust am Denken hast. Leicht läßt sich über Aeonen spintisieren; jeder kann das. Der Augenblick aber ist in Wahrheit allein fruchtbar. Das hat unsere Religion tief empfunden. Und darum steht in ihren Büchern viel von Schlachten und in ihrer Theologie viel von Hölle."

Wie Chesterton, hat keiner mit so einem Griffe, so kühn und siegreich den Geist von heute gepackt und zu Boden geschlagen. Sein Kampf ist für die alte Wahrheit; aber seine Wehr ist blank und neu. Er kennt seine Waffe und führt sie mit erstaunlicher Gewandtheit. Sie wird in seiner Hand zum Flammenschwert — und wie er aus Erfahrung weiß, hat der Fürst der Finsternis heillos Angst vor Feuer und Licht.

F. Mann.

Von neuen Büchern.

Lyrische und dramatische Dichtung.

Heinrich Zerkaulen, Mit dem Fiedelbogen. Gesammelte Verse. (Büchersammlung Fredebeul & Koenen Nr. 2.) Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. 74 S. Mk. 3.—.

Zerkaulens Muse kommt mir vor wie eine liebliche Dorfschöne, die Frühling, Sonne und Blumen liebt, immer fröhlich in die Welt schaut, gern durch Straßen und Häuser schlendert, alle Menschen anlächelt und, wenn ihr manchmal weh ums Herz ist, ihr tieffrommes Gemüt offenbart. Seine einfachen Lieder zeichnen sich durch eine starke, innere Melodie aus und finden darum leicht einen Komponisten; sie lieben die Wiederholung und den Refrain wie jede volkstümliche Kunst. Wenn auch manches Gedichtlein, zum Beispiel das Klampfenlied für Erna, allzu keck in die Welt guckt, so weiß Zerkaulen doch wieder in anderen Stücken, wie dem Gedichte „Der

Digitized by Google

Troubadour", Form und Inhalt harmonisch miteinander zu verbinden. Zerkaulen liebt es, seine poetischen Stoffe und Bilder aus dem Stadtleben zu nehmen: Die Straße liegt, die langen Beine zwischen den Mauern ausgereckt (25), Ein Meer von Steinen, sieht gewaltig aus! Und ist doch weiter nichts: ein Spielbaukasten (28), Die Häuser sind fröstelnd zusammengerückt (29), weiße Straßen führen langsam den Fremden in die Stadt hinein (66). Ein anderes großes Stoffgebiet gab Zerkaulen der Krieg, in dem eine Reihe frischer Soldatengedichte entstand. Aber wenn auch Liebes- und Soldatenleben von dem Dichter bevorzugt werden, so finden sich doch ein paar religiöse Gedichte, unter denen das Gedicht „Hoffnung" in seinem getragenen und tief empfundenen Ton besonders hervorragt, so sehr, daß wir es für das beste Stück der gesammelten Verse halten möchten.

Oskar Katann.

Fritz von Unruh, Vor der Entscheidung. Ein Gedicht. Verlag Erich Reiß. Berlin 1919. 141 S. Mk. 6.—.

Dieses dramatische Gedicht Unruhs ist aus mehreren Gründen beachtenswert. Zunächst deshalb — das ist aber das Nebensächlichere — weil es jede Einteilung in Akte, in Aufzüge und Szenen vermeidet und, da die Auftritte doch nicht aus der Welt geschafft werden können, anstatt der Szenennumerierung Überschriften wie „Zwischen Nacht und Dämmerung", „In einer zerschossenen Kirche", „Ein felsöder Serpentinenpfad" gibt. Dadurch sowie durch das Fehlen eines Personenverzeichnisses nähert sich das Drama dem Roman, der ja auch vielfach seinen Kapiteln statt der Numerierung Überschriften und Titel gibt. Unruh ist ein Führer des Expressionismus und so vermeidet er alle Benennungen seiner Helden; sein Held heißt einfach „Der Ulan", die übrigen Gestalten sind ein „Freiwilliger", ein „General", ein „bärtiger Hauptmann", ein „Kranker", ein „Dreißigjähriger". Wichtig erscheint mir, daß der Held, „Der Ulan", in jeder Szene auf der Bühne erscheint. Das hängt damit zusammen, daß wir ein durchaus lyrisches Gedicht vor uns haben, das eine innere Entwicklung abrollt und in den verschiedensten Versmaßen abgefaßt ist und diesen Wechsel der Versmaße wie auch vieles in der Sprache dem II. Teil des Goetheschen „Faust" abgeguckt hat. Man könnte dieses Kriegsdrama „Vor der Entscheidung" überhaupt fast einen Kriegs-Faust oder einen expressionistischen Faust nennen. Wie Faust eine innere Entwicklung durchmacht, so auch „Der Ulan"; wie Faust durch die Unterwelt irrt, so unser Ulan über das Schlachtfeld; kommen dort „Die Mütter" vor, so steigt „Der Ulan" zu den Vätern hinab, in die Grüfte; wird im „Faust" mancher antike Held zitiert, so hier der Geist Shakespeares und der Geist Kleists. Mehr noch als im Formellen bleibt Unruh im Ideellen hinter Goethe zurück. Er schildert die Schrecknisse des Krieges in wirkungsvollen Szenenerlebnissen, die das ganze Inventar des Kriegslebens (die Schützengräben, die Mörser, das Schlachtfeld usf.) auf die Bühne bringen, und läßt den „Ulanen" nach dem Sinn dieses unsagbaren Leidens und Mordens fragen. Aber er kann erst dann eine Antwort finden und den Wert der Dinge erkennen, wenn er sich zerbrochen und bezwungen hat. Dann erst sieht er in der Liebe den Wert des Lebens und fordert als Aktivist in ihren Namen ein Ende des Mordens; er ruft die Krieger zur Freiheit, das heißt zum Krieg gegen den Krieg auf und sieht vorahnend die Lügengötter fallen. Soviel ungefähr ist der dunklen Rede, die sich häufig an einer Fülle von Worten berauscht, zu entnehmen. Unruh ist sicher ein Dichter unter den Expressionisten; aber er gibt doch mehr Musik als Geist. Und was Geist in dem Drama ist, wirkt doch mehr als Negation und Revolution, als positiv oder aufbauend. Auch darin liegt ein kleiner Unterschied vom Goetheschen „Faust."

Oskar Katann.

Digitized by Google

Richard Beer-Hofmann, Jaákobs Traum. Ein Vorspiel. Verlag S. Fischer, Berlin 1918. 170 S. Mk. 4.50.

Obwohl fast ein Dezennium älter als Hofmannsthal hat Beer-Hofmann außer einigen Gedichten, einem Novellenbande, einer Erzählung und einer Tragödie nichts veröffentlicht. Diese Sparsamkeit seiner Feder macht es, daß man jedem neuen Buche mit Achtung und Spannung entgegensieht, daß Beer-Hofmann immer noch als verheißungsvoller Anfang gilt. Der Verfasser des „Grafen Charolais" ist kein rasch alternder Vielschreiber: er hat an „Jaákobs Traum" nicht weniger wie sechs Jahre gearbeitet. Das Drama ist der erste Teil einer Tetralogie und behandelt die Auserwählung Jaákobs, des Ahnherrn Davids; die Trilogie, die diesem Vorspiel folgen soll, wird den jungen David, David den König und Davids Tod behandeln. Da ein Vorspiel nur als ein Auftakt, ein Anfang, ein Teil eines Ganzen gewürdigt werden kann, ist es schwer, „Jaákobs Traum" zu beurteilen, ohne die folgenden Teile des Historienzyklusses zu kennen. Auch die ethisch-religiöse Beurteilung kann ohne dem zu keinem endgültigen Resultat kommen. Beer-Hofmann preist mit den einschmeichelnden Versen der Hofmannsthalschen Schule die Auserwählung Israels durch Gott, das die Aufgabe hat, „ob der Wege aller Völker" als Feuerfackel zu flammen und dessen weltgeschichtliche Sendung darin liegt, dem Heidentum in der Erkenntnis des einen Gottes voranzuleuchten. Wenn Jakob betet, Gott möge immer wieder Propheten erwecken, die das jüdische Volk immer wieder aufs neue entflammen und an seine Aufgabe erinnern, so spielt das deutlich erkennbar auf König David an, den die Trilogie offenbar als solchen Führer und Propheten schildern soll. Weniger deutlich erkennbar ist jedoch der Zusammenhang manch anderen Teiles des Vorspieles mit den ausstehenden Gliedern des Davidzyklusses und darin liegt der tiefere Grund, warum das Stück bei der katholischen antisemitischen Presse statt einer religiösen lediglich eine antisemitische Reaktion hervorgerufen hat. Beer-Hofmann arbeitet nämlich die Leiden und Prüfungen des jüdischen Volkes stark heraus, er stellt diese Leiden als notwendige Folge der Auserwählung und als Zeichen der besonderen Liebe Gottes hin. Da Tatsachen Tatsachen bleiben und Auserwählung Auserwählung und Israels Geschichte an harten „unerhörten" Prüfungen nicht arm ist, kann man vom katholischen Standpunkt dagegen nichts sagen und es besteht soweit gar kein Anlaß die Stellungnahme zu dem Drama aus irgendwelchen antisemitischen Erwägungen zu bestimmen, denn der Antisemitismus darf nie soweit gehen, daß er mit den Tatsachen der Heilsgeschichte in Widerspruch gerät. Aber da die Leiden des jüdischen Volkes zum Teil erst in den Davidsdramen zum Ausdruck kommen können und dem heutigen Zuschauer das Alte Testament und die Heilsgeschichte des Alten Bundes fast ganz fremd geworden sind, sieht er in dieser Hervorhebung der Leiden des jüdischen Volkes umso leichter eine semitische Tendenz als das Lob der Auserwählung Israels enge damit verbunden ist. Dazu kommt noch, daß Beer-Hofmann das 49. Kapitel der Genesis, welches Jaákobs Prophezeiung des Messias enthält: „Es wird das Szepter nicht von Juda weichen, der Heerfürst nicht von seinen Lenden, bis der kommt, so gesandt soll werden, auf den die Völker harren", nicht verwendet hat. Aber auch dafür kann Beer-Hofmann einen Grund angeben; sein Vorspiel hat nicht die ganze Geschichte Jaákobs verarbeitet, sondern in der Hauptsache die im 28., 33. und 35 Kapitel erzählten Begebenheiten (Traum von der Himmelsleiter und dem Ringen mit Gott) in eine Handlung zusammengezogen, dagegen die zwischen diesen Ereignissen liegenden Begebenheiten sowie alle nach dem 35. Kapitel erzählten vernachlässigt, weil deren Fülle und Kompliziertheit den Rahmen des Vorspieles gesprengt hätten. Der Gegenstand seines Dramas ist die Auserwählung des jüdischen Volkes in Jaákob

Digitized by Google

und diese Auserwählung wurde Jaákob im Traume von der Himmelsleiter und im Ringen mit Gott kund. Allerdings, ein christlicher Dichter hätte die Konzeption der Tetralogie wohl von vorneherein so angelegt, daß auch die Prophezeiung des Messias darin noch Aufnahme hätte finden können, aber da Beer-Hofmann noch immer Gelegenheit hat, denselben Gedanken in den Davidddramen zum Ausdruck zu bringen, erscheint es derzeit, da man den Aufbau des Ganzen nicht überblickt, nicht angebracht, deswegen mit ihm zu rechten. Trotz mancher tiefergehenden poetischen Freiheiten schließt sich Beer-Hofmann ziemlich an die Bibel an, namentlich die Charaktere werden auf biblischer Grundlage weiter entwickelt. In Jaákobs Persönlichkeit hat sich der Dichter mit Liebe versenkt: Jaákob ringt mit dem Problem der Auserwählung und dem Gottesglauben und ist darin vielleicht allzuviel ein moderner philosophierender Jude. Auf die psychologische Vorbereitung des Traumes und seine Verknüpfung mit dem Gotteskampfe hat Beer-Hofmann viele Sorgfalt verwendet. Viele schöne malerische Bilder und Situationen ergeben sich. Von etlichen pantheistischen Wendungen und den berührten Schwierigkeiten abgesehen, ist Jaákobs Traum würdig und religiös erhebend gestaltet.

Oskar Katann.

Friedrich Koffka, Herr Oluf. Drama. Verlag Erich Reiß. Berlin. 95 S. Mk. 4.—.

War das Hildebrandsdrama von Heinrich Lilienfein aus dem Geiste des alten Hildebrandsliedes geboren, an das es in dem Ton des Vortrages fortwährend erinnerte, so das Drama Friedrich Koffkas aus dem Geiste der alten Olufballade, die Herder aus dem Dänischen übersetzt hat. Nur darin ist der Titel „Herr Oluf" gerechtfertigt; denn das Drama spielt durchaus nicht im dänischen Heldenzeitalter, da Elfen die Ritter auf Abwege lockten, sondern im 18. Jahrhundert. Der Vergleichspunkt zwischen der Olufballade, die Koffka sehr wirkungsvoll als Präludium abdruckt, und der Handlung der Dramas liegt darin, daß der Held Herr Thomas wie Held Oluf zu der vorbereiteten Hochzeit nicht kommt, da ihn knapp vorher der Tod ereilt; sind es in der Olufballade die Elfen, die Herrn Oluf in ihren Bannkreis ziehen und, da er nicht folgen will, mit dem Todeskeim strafen, so besorgt diese Aufgabe in unserem Drama eine Schar Freunde, die, in einem Geheimbund aneinander gekettet, Thomas aus ihrer Mitte nicht scheiden lassen wollen und den „Verräter" so bedrängen, daß er sich selbst mordet, um dem Zwiespalt zwischen Braut und Freunden zu entgehen. Stärker aber als die Ähnlichkeit der Handlung ist die verblüffende Ähnlichkeit in der Stimmung. Koffka versteht es, das schon im 1. Akt wachgerufene Grauen nicht nur in uns zu erhalten, sondern immer mehr zu steigern, die suggestive, magische Kraft, die von dem Männerbunde ausgeht und Herrn Thomas zernichtet, zieht auch die Zuschauer in ihren Bannkreis. Die Ähnlichkeit mit der Ballade ist eine um so zwingendere, als Koffka auch ihre Kunstmittel nachahmt: dahin gehört vor allem das Stilmittel der Wiederholung, das immer wieder seine Anwendung findet, so in dem dreimaligen Mordversuch Thomas', in den Sprüchen der grausigen Versammlung, in der Rhetorik des Stils. Die Affekte, welche das Balladendrama Koffkas auslöst, sind Grauen und Mitleid; aber man schaudert und weiß nicht warum, die Katharsis, die Versöhnung im Lichte der Vernunft fehlt, wir sehen in dem Geschehen keinen tieferen Sinn. Das Leben, das Schicksal läßt den Menschen nicht los, wenn er sich ihm ergeben hat, und weil es nicht locker läßt, muß der sterben, der die Bande lockern will, das ungefähr will das Drama sagen, das uns so recht als ein modern gegebenes Schicksalsdrama erscheint, genau in dem Sinne, als auch die Ballade uns die Macht des Schicksals erleben läßt und dessen düstere Tatsächlichkeit nicht weiter ergründet.

Oskar Katann.

Digitized by Google

Romane, Novellen, Prosadichtung.

Peter Bauer, Die Gotteswiese. Legenden. Verlag Fredebeul & Koenen. Essen 1919. Mk. 3.—.

Ein neuer Dichter tritt in diesem schmalen Legendenbüchlein in Erscheinung, das ganz frei von dem konventionellen Schema Pflanzen- und Tierleben mit der heiligen Geschichte in Verbindung bringt und dabei eine ganz eigene Natursymbolik gibt. In den Legenden webt eine scheue Innigkeit; sie sind schlicht und doch groß erzählt; frei von jeder Pathetik gemahnen sie an Brentanos keuscheste Lyrik. So stellt das bescheidene Buch von Peter Bauer eine wesentliche Bereicherung der katholischen Literatur dar. Gleich fern von kraftlosem Epigonentum und gesuchter Modernität fließt dieser stille, lautere Ton aus einem reinen Dichtergemüt. Die herzige Einfalt dieser Geschichten macht sie selbst dem Kinde verständlich; die meisten von ihnen sind geeignet, christlichen Lesebüchern zur besonderen Zierde zu gereichen und die vorherrschende salbungstriefende Sentimentalität zu verdrängen.

Den besten Volksschriftstellern der modernen katholischen Literatur, Federer und Peter Dörfler, verspricht sich in Peter Bauer eine gleichbürtige Begabung anzureihen. So darf man den künftigen Veröffentlichungen des jungen Autors mit gespanntestem Interesse entgegensehen.

Maria Fischer-Wingendorff.

Adam Joseph Cüppers, Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 210 S. Mk. 5.40, gebd. Mk. 7.20.

Beim ersten Hinblick scheint es kein glücklicher Gedanke, das alte Gudrunlied in die Form eines modernen Romans zu pressen; aber wenn man die von Cüppers mit feiner Einfühlung in die Seele des unsterblichen Werkes geschaffene Neubearbeitung mit stets wachsendem Interesse gelesen hat, wird man über seinen Versuch doch anders denken. Man sieht, Cüppers ist mit großer Ehrfurcht an sein Werk gegangen, ihm lag nicht so sehr daran, das Gudrunlied im Geschmack unserer Zeit zu erneuern, was ein aussichtloses Beginnen wäre; er wollte nur die Edelsteine, die in ihrer altertümlichen Fassung nur noch in wenige, für Ewigkeitswerte empfängliche Seelen leuchten, wieder im Lichte unserer Zeit aufstrahlen lassen und hat darum nicht eigentlich eine Neubearbeitung, sondern ein fast neues Werk geschaffen, zu dem ihm die mittelalterliche Dichtung nur die Idee, die Grundzüge der Handlung und den Umriß der Hauptpersonen dargeboten hat. Es scheint uns am besten, bei der Beurteilung dieser Nachdichtung die Frage ganz auszuschalten, ob die Ausscheidungen und Einschaltungen, die der Bearbeiter vornahm, um das lose Gefüge der alten Dichtung zu straffen und in einen Guß zu bringen, ob die schärfere Charakterzeichnung und die moderne Aufmachung des Ganzen ein Werk ergebe, das vom künstlerischen Standpunkte der rührenden Naivität des Originals vorzuziehen sei. Diese Frage mag sich jeder, der Original und Neubearbeitung kennt, selbst beantworten; für die praktische Beurteilung des vorliegenden Versuches müßte man sich zuerst die Frage vorlegen, ob es möglich sei, die Dichtung in ihrer ursprünglichen Form heute noch einmal für weitere Kreise wirksam zu machen. Wird diese Frage verneint, dann kann man diese Nachdichtung, die offenbar bezweckt, der heute lebenden Generation wieder ein sehendes Auge für die tiefen ursprünglichen Schönheiten der alten Dichtung einzusetzen, nur aufs wärmste begrüßen. Cüppers hat es auch glücklich vermieden, die kraftvolle Schönheit des Originals in die modern gedrechselte, nichtssagende Romansprache einzukleiden und sein Streben nach dichterischer Form verdient volle Anerkennung.

Franz Eichert.

Digitized by Google

Paul Ernst, Der Nobelpreis. Eine Novellensammlung. Verlag Georg Müller, München 1919. 306 S. Gbd. Mk. 11.—.

Paul Ernsts neue Novellensammlung „Der Nobelpreis" unterscheidet sich in ihrem geistigen Habitus in nichts von seinen Sammlungen „Die Hochzeit" und „Die Taufe". Nicht nur die Gesellschaft des Herrn Brake begegnet uns hier wieder, nicht nur die übliche Unterbrechung der Novellen durch die Rahmennovelle mit ihren Anspielungen auf aktuelle Ereignisse und ihrer witzigen Hereinziehung des Verfassers findet sich zum dritten Male. Das wäre das Wenigste. Wichtiger ist die ganze künstlerische Einstellung. Und da muß man sagen, jede dieser Novellen könnte auch in einer früheren Sammlung und jede der früheren Sammlungen könnte auch in dieser stehen, so sehr bleibt Paul Ernst seiner Art treu, so sehr hält er seinen Stil aufrecht. Dieser Stil wird zunächst charakterisiert durch eine starke Durchgeistigung des Stoffes. Der Erzähler Paul Ernst steht souverän über dem Stoffe, er bearbeitet ihn wirklich, er bildet und formt ihn, das spürt man auf Schritt und Tritt, er führt die Handlung zielsicher dorthin, wohin er will. Damit verbindet sich naturgemäß eine gewisse kühle Abstraktheit, eine beherrschende Intellektualität; daher die Vorliebe für die indirekte Rede, daher die Gedrängtheit seiner Erzählung. Paul Ernsts Novellen sind alle außerordentlich stoffreich; er ist unerschöpflich in seiner Erfindungsgabe, er findet immer neue Wendungen, neue Assoziationen, neue Verbindungslinien und Variationen und erfüllt so das alte Merkmal der Novelle, anregende Stoffsammlung zu sein. Er nimmt seine Stoffe überall her: Aus der Bauernwelt, der Bergmannswelt, dem Handwerkerstand, dem Künstlertum; die spanische und italienische Landschaft liebt er ebenso wie die Zeit der französischen Revolution. Natürlich ist es die Liebe, die, wie immer in Novellensammlungen, auch bei ihm eine unerschöpfliche Stoffquelle bildet. Und da Paul Ernst leider der Meinung huldigt, daß die Novelle einen außersittlichen Standpunkt fordere (was in keiner Weise begründet werden kann) und wirklich allseitig nach Stoffen Umschau hält, greift er auch einzelne verfängliche Stoffe auf, mindestens drei (29, 207, 225) unter den 40 Novellen sind stofflich bedenklich; denn, mag Paul Ernst immerhin kühl und abstrakt seinen Stoffen gegenüberstehen, so ist doch das Fehlen jeder sittlichen Beurteilung verbunden mit der ihm eigenen Kombinationsfreude und der Wendung ins Heitere die Ursache, daß diese einen Stich ins Frivole bekommen, wenn sie ihn nicht schon haben. Aber auch das gilt in gleicher Weise von den übrigen Novellensammlungen Paul Ernsts, ja vielleicht in noch höherem Grade. Das Ethos dieses äußerst begabten Dichters, dessen Verstandesklarheit und neuklassische Richtung unsere vollste Sympathie hat, wurzelt leider nicht im Christentum, obwohl gerade dieses seinen Bestrebungen erst den richtigen Unterhalt und die beste Resonanz geben würde. Oskar Katann.

Hermann Hesse, Märchen. Verlag S. Fischer, Berlin 1919. 182 S. Mk. 4.—.

Ob Hesses Märchen die Haupt- und Grundeigenschaft des Märchens so ganz erfüllen, für groß und klein, alt und jung, reich und arm, für Angehörige aller Berufe in gleichem Maße bestimmt zu sein, möchte ich in Zweifel ziehen. Zwar erzählt Hesse durchaus einfach und schlicht und geht in seiner anheimelnden Märchensprache nirgends über eine Allgemeinverständlichkeit hinaus, aber das zweite, die Erhabenheit der Dichtkunst verherrlichende Märchen, das dritte, ein Kriegsmärchen, das die Herrschaft der Vernunft und Liebe lehrt und das siebente, „Iris", haben ihrem Stoff nach doch

Digitized by Google

einen mehr „literarischen" Einschlag, der es, besonders wenn einmal (87) von einem Sinnbild der Einheit der Welt oder (157) von einem Tor die Rede ist, „wo die Erscheinungen zum Rätsel und das Sehen zum Ahnen wird", so recht zum Bewußtsein kommen läßt, daß wir hier „Kunstmärchen" und nicht Volksmärchen oder volkstümliche Märchen vor uns haben. Ein Dreifaches scheint mir an Hesses Märchen, die vielleicht das Schönste sind, was seine Feder uns bisher geschenkt hat, besonders bemerkenswert zu sein. Seine Märchen, voran „Augustus" und „Faldum", beide Wunschmärchen, fangen durchaus alltäglich und realistisch an und wenn dann plötzlich ohne viel Aufhebens aus dem festgegründeten Alltag die Welt des Wunders erwächst, gleichsam in der Dämmerung aus dem Ofenwinkel aufsteigt, dann wirkt das nur umso stärker. Sodann bringt Hesse die Verwandtschaft des Märchens mit den Träumen in Erinnerung; sowohl das vierte wie das fünfte Stück sind im Grunde nicht Märchen, sondern Träume, welche die Traumstimmungen, Traumgefühle, die typischen Traumvorstellungen des Springens, Kletterns, Stürzens ganz ausgezeichnet wiedergeben. Die Unbestimmtheit der Traumvorstellungen, ihre drückende Gefühlsschwere, ihre Aufeinanderfolge, ihr Flackern und Flimmern, ihre Verwandlung und ihre Wiederholung läßt Hesse eindringlich erleben. Märchen und Träume sind nahe verwandt, nicht nur durch das freie Spiel der Assoziationen, der Phantasie, auch darin, daß beide vielfach nichts anderes als unterdrückte Wünsche, Spiegelbilder geheimen Trieblebens sind. Die Märchenwelt ist nichts anderes als die Welt unserer verborgenen Wünsche, die Welt unserer tiefsten Sehnsucht. Das Märchen ist ein Ausdruck der Sehnsucht nach der Harmonie, zum Teil auch der Harmonie glücklicher Kindertage. Und diese Sehnsucht lebt auch in den Märchen Hesses, der immer wieder das Motiv des zum Kinde werdenden Menschen einführt. Das Innenleben der Seele, das ist nach Hesse so recht unser eigentliches Leben, das allein Wichtige; das gibt sich so ziemlich als Grundton aller seiner Märchen und er macht in diesem Zusammenhang seine psychologischen Beobachtungen über die Verwandtschaft von Geruch und Geschmack (159) und das Gefühlsgedächtnis (166, 175); sagen diese den Psychologen auch nichts neues, so fügen sie doch alten Beobachtungen neue hinzu. Schade nur, daß über manchen Märchen Hesses eine tiefe Schwermut und Resignation liegt, die dem fröhlichen Wesen des Märchens entgegengesetzt ist und einzig der inneren Zerrissenheit des modernen Menschen zuzuschreiben ist, deren Einfluß auch Hermann Hesse sich nicht ganz fernhalten kann.

Oskar Katann.

Felix Franz Hornstein, Gewalten. Roman. Verlag Parcus & Co. München. 112 S. Mk. 4.—.

In diesem Roman, der jedoch kein Roman im technischen Sinne des Wortes ist, mischt sich eine ursprünglich romantische Anlage mit unverkennbar expressionistischen Tendenzen. Die beiden Hälften Berg und Tal werden vornehmlich durch einen starken Willen, sonst aber nur durch schwache, kaum in die Sinne fallende Verbindungsfäden zusammengehalten. Der Verfasser schreibt einen zerhackten, kurzatmigen Stil und gibt lauter kleine Mosaikbilder statt einer in große Linien gefaßten oder einen spannenden, mitreißenden „Zug" aufweisenden Erzählung. Man erhält kein einheitliches Gesamtbild, der Inhalt zerflattert mehr als es in romantischen Erzeugnissen reinster Abkunft üblich ist. Daher kommt es, daß zwar viel von Priestern, Mönchen, Glauben, Gnade, Frieden usf. die Rede ist, daß aber doch kein religiöser Gesamteindruck entsteht. Alles in allem ist das geschmackvoll ausgestattete Buch nicht das glücklichste Werk des Verfassers.

Oskar Katann

Digitized by Google

Theodora Korte, Jean Bernd Hoeftmann. Die Geschichte eines Emslandjungen. Verlag J. P. Bachem, Köln. Mk. 4.40.

Wenn ich heute von einem Meisterbuch reden will, dann meine ich nichts, das durch gewagte Probleme oder ungesunde Verzerrung des Lebens Aufsehen erregt; nichts, das eine gewisse Klasse von Literaturbeflissenen aufhorchen machen würde. Ich rede von einem Meisterbuch der Schlichtheit und Bodenständigkeit, einem ganz persönlichen Buche ohne Mache, das nur ein einziger Mensch geschrieben haben kann. Aus herzlichster, ungesuchter Kenntnis des Heimatschlages, der Heimatsprache, der angestammten Scholle heraus, erwuchs die Köstlichkeit der feinen und doch derben, gesunden Beobachtung. Das Starke hat mit dem Zarten sich gepaart und einen guten Klang gegeben.

Diese von urwüchsigen Dialekt durchsetzten Schilderungen des Emslandes und seiner herben, echtdeutschen Bevölkerung, dieses unmittelbare Auf-die-Beine-stellen kraftvoller, humoristischer und tiefgründiger Naturen hat in der deutschen Literatur von heute und gestern nicht oft seinesgleichen. Man müßte denn zu dem prachtvollen Hermann Löns zurückgehen.

Wie innig und hochgestimmt muß die Seele sein, der die rembrandtartigen Malereien von Heide, Moor und Flußlandschaft gelangen!

Man könnte das Werk aber auch das hohe Lied von der verkannten Kinderseele nennen. In dieser Hinsicht ist es ein Buch für Mütter. Leicht wird ja im Drange des Alltags vergessen, welchen zitternden Schmetterling die Mutter in der Seele ihres Kindes in Händen hält und wie groß ihre Verantwortung vor Gott ist, gegenüber dieser werdenden Seele.

Unsere Liebe zu dem schönen Heimatbuche überträgt sich unwillkürlich auf die Verfasserin, wenn man gedenkt des Verses:

Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimat liebt wie Du. M. Herbert.

Heinrich Mann, Der Sohn. Novelle. Verlag Paul Steegemann, Hannover 1919. 16 S. Mk. 1.50.

Eine dreizehnseitige Novelle Heinrich Manns aus der neuen Sammlung expressionistischer Literatur „Die Silbergäule", an der die Literaten Leonhard, Hille, Habicht, Edschmid, Flake, Schnack und andere jüngere Autoren mit Gedichten und Novellen teilnehmen und deren Hefte alle miteinander gemein haben, daß sie von scheußlichen expressionistischen Titelzeichnungen verunstaltet sind. Es ist den verzerrten Grimassen dieser häßlichen Zeichnungen durchaus kongenial, daß der Sammlung auch die Rede von Heinrich Vogeler (Worpswede) „Expressionismus der Liebe" angehört, die „der Verherrlichung der internationalen kommunistischen Tendenz der sozialistischen Volksrepublik" gewidmet ist. Heinrich Manns Novelle will ebenfalls expressionistisch sein, insoferne sie dem Gedanken Ausdruck geben will, „daß wir vergeblich unrecht üben, zur eigenen Qual einander Feinde sein und, unbekannt jeder jedem, uns töten müssen", was man etwa als den negativen Gegenpol eines Expressionismus der Liebe auffassen kann. Aber sie führt diesen Grundgedanken eigentlich nur im zweiten Teil durch, ihr erster Teil ist mehr auf den Gegensatz zwischen „anständigem" Familienleben und weniger moralischem Berufsleben aufgebaut und man kann nicht sagen, daß Heinrich Mann die Aneinanderreihung dieser beiden Motive und ihre Verknüpfung anders motiviert hätte, als durch die Hauptgestalt der Novelle, den Prokuristen Färber, dessen immanente Tragik er in knapper konziser Sprache, mit packender Eindringlichkeit zu schildern versteht. Daß uns diese Tragik den Schrei nach Erlösung auf die Lippen drängt, ist der geschickten Erzählungstechnik Manns zuzuschreiben; daß er uns keine Erlösung zeigt oder zu zeigen weiß, darin liegt das Unbefriedigende seiner Weltansicht. Oskar Katann.

Digitized by Google

Georg Sagehomme, S. J., Der Roman eines Missionärs. Deutsch bearbeitet von Rudolf Schütz, S. J. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 231 S. Gebd. Mk. 7.80.

Wenn wir Katholiken aus dem theoretisch allgemein angenommenen Grundsatze von der Einheit des Schönen, Guten und Wahren die letzten praktischen Folgerungen ziehen würden, so müßten wir dahin kommen, den Begriff des Kunstschönen viel weiter zu fassen, als wir es uns unter dem Einflusse einer übermächtigen Suggestion gewöhnlich erlauben. Wir würden dann darauf kommen, daß im Tempel der Kunst, wie im Hause unseres himmlischen Vaters, viele Wohnungen sind, die wir nicht kennen oder nicht kennen wollen. Wir würden dann ein Buch, wie diesen „Roman eines Missionärs", nicht einfach aus der schönen Literatur ausschließen und zu den „frommen Traktätlein" werfen oder ihm die Warnungstafel des „literarischen Dilletantismus" an die Stirn heften. Es würde uns nichts schaden, zu bekennen, daß ein „Roman", der einmal nicht die irdische Liebe, sondern das menschliche Abbild der himmlischen Erlöserliebe in einem hochstrebenden Jünglingsherzen darstellt, schon dieser erhabenen Ideen wegen die größte Beachtung und Anteilnahme verdient. Man wird mir vielleicht entgegenhalten: Ja, die Darstellung, die einfache Erzählung der Berufung eines Jünglings zum Missionsleben und seiner Leiden und Freuden und Opfer als Missionär ist eben keine „künstlerische". Nun — eben darüber läßt sich streiten. Warum sollte bloß in der genialen, schöpferischen Gestaltung einer Idee oder eines Menschenschicksals wahre Kunst zu finden sein, warum nicht auch in der einfach-schlichten Erzählung und Darstellung eines Lebens, das in sich die höchste schöpferische Kunst der Gottähnlichwerdung auswirkt? Doch es verlohnt sich nicht, darüber zu streiten. Ein Buch, aus dem der einfache, wie der gebildete Leser, wenn nur das Tor seiner Seele der Einwirkung des Göttlichen offen steht, Erhebung, Läuterung, heilige Sehnsucht nach einem vollkommenen Leben schöpft, ist kein gewöhnliches Buch, das man mit einem Achselzucken über seinen literarischen Minderwert erledigt. Das Urteil so vieler begeisterter Leser, die den „Roman eines Missionärs" hoch über einen ganzen Bücherschrank voll moderner, kunstüberfättigter Romane stellen, dürfte denn doch stark ins Gewicht fallen.

Franz Eichert.

□□□□□

Kleine Mitteilungen.

Richard Dehmel ist am 8. Februar 1920 verschieden. 1863 geboren, veröffentlichte er 1891 seine ersten Gedichte „Erlösung", die ihn von mancherlei Vorbildern abhängig, aber in den Grundlinien schon den späteren ganzen Dehmel zeigten, dessen Bedeutung durchaus auf seiner Lyrik („Aber die Liebe" 1893, Lebensblätter 1895, Wort und Seele 1896, Schöne Welt 1913) beruht, während er im Drama (Mitmensch 1895, Luzifer 1899, Michel Michael 1911) und in der Erzählung (Zwei Menschen 1903, Blinde Liebe 1912) wenig glücklich war. Seit 1906 liegen Dehmels „Gesammelte Werke" vor. Dehmel wird in seiner Lyrik von manchen über, von anderen neben Liliencron gestellt, von einigen aber auch abgelehnt. Unbestritten ist, daß Dehmel in seiner Lyrik sich als Ekstatiker unverhüllter Geschlechtslust gab und sich nicht scheute, selbst Christus um die Liebe Magdalenas betteln zu lassen. In einigen seiner Gedichte, wie „Manche Nacht", „Die stille Stadt", „Der Arbeitsmann" gelangen ihm Kunstwerke von hoher Schönheit; es ist bezeichnend, daß es gerade solche sind, in denen Form- und Empfindungs-

Digitized by Google

leben konservativeren Charakter haben. Großen Eindruck machte es, als Dehmel bei Kriegsausbruch sich dem Heere zur Verfügung stellte und in ein paar Gedichten (Sei gesegnet ernste Stunde, Es zieht eine Fahne vor uns her) Töne fand, die weiten Widerhall fanden (Volksstimme Gottesstimme 1914).

Neueste Lyrik. Kritische Untersuchungen über das Wesen, über den Charakter einer mit ganz neuen Forderungen auftretenden Kunstrichtung vermögen nur jenen ein klares Bild zu vermitteln, die wenigstens die hervorragendsten Werke jener Richtung kennen. Im „Gral" ist schon viel über expressionistische Lyrik geschrieben worden und im vorliegenden Hefte versucht Friedrich Muckermann in seiner Auseinandersetzung mit Hermann Bahr dem Wesen des Expressionismus nahe zu kommen und „seinen empfindlichen Nerv bloszulegen." Es scheint uns daher am Platze, unseren Lesern einige charakteristische Proben expressionistischer Lyrik in Reinkultur vorzulegen. Sie mögen damit vergleichen, was Friedrich Muckermann namentlich auf Seite 92 über das rein Formen- und Farbenhafte, Kaleidoskopartige dieser neuen Kunst sagt. Wir greifen heute aus der Fülle des Stoffes die „Gesänge vom Tier" aus Johannes B. Bechers im Inselverlag soeben erschienenen Buche: „Gedichte um Lotte" heraus.

Gesänge vom Tier.

I.

Am meisten aber sträubst Du Dich Mensch gegen die Rettenden auch!
Steinbrüche schäumen die Bisse der quadratischen Irrenhäuser.
Zusammenbrüllen der Tobzellen, Euch schmeißend zur Seite; —
Euch so Ihr geraderen Wegs schwanktet, lieblichere tönende Menschen.
Aber Tier heißt Euer Grund. Schicksal —: Zerworfenheit.
Wo Euch nicht Gott, Säure und Fels, brutalst aneinander zerschmeißt:
Fleischliche Gaurisankars:
Dort wehe Euch:
Kriege sollen Euch fressen, die Gräben der vom Gas Entfärbten.
Achte auf Deine Faust, Mensch. Beherrsche Dein Gebiß!
Als elfenbeinerner, ja als Erz-Turm Deines Daseins wie Deiner Zukunft gilt er.
Gebiß aber Mensch: urschimmernder blanker Firn jeder Unsterblichkeit.
Wühl krall' kratz beiß Dich fest, Mensch!
Sei Tier! Fresse, sperre breit Deinen Rachen, Dein Genick, donnere!
Tier! Tier! Mensch!
Muskeln! Muskeln! Mensch!
Glühende Muskeln, Faser-Brände, geschichtet zum ewigen Opfer
Dem Gott.

II.

Behaart. Verkrustet. Verwittert. Krallen. Also —: ein Tier.
So hauste ich im fleckichten Sumpf-Wald.
Dornen schlugen zündend aus brennender Haut.
Daß unsere Augen Kometen gleich brannten, knisterten und rotierten.
Streckt Eure Riesentatzen nach jenen Bläue-Himmeln aus!
Und daß Ihr in Salto-Mortale-Clous Euch schmeißt, von Ast zu Ast.
Aug-Büschel!
O!
Meckerndes Geblöck.
Mittag! O Mittag!
O Tier! O Tier!

III.

O Gesang vom Tier —
Spreizt Eure Beine!

Digitized by Google

Rubinene Krater.
Krätſcht!
Purpurne Schöße. Gefletſchte
Höhlen. Höher!
Das Tier zeige ich Dir, Menſch!
Menſch, beſchwöre ich Dich: Sei
Tier, ſei Tier!
Boxe ohne Unterlaß! Trainiere unausgeſetzt!
Unaufhörlich.
Eins zwei! Eins zwei!!

Ehrenhonorare für P. Abraham a Sancta Clara hat die Stadt Wien wiederholt ausbezahlt. So verzeichnet die Kammeramtsrechnung von 1676 (Ausg.-Fol. 159b) unterm 20. Juni die Auszahlung von 30 fl., weil er „einem löbl. ſtattrath ſeine in feſto S. Georgii in dem alhieſigen fürſtl. Freyſingerhoff gehabte predig in truckh dedicirt und offerirt". Am 31. Dezember 1692 werden ebendort (Ausg.-Fol. 145 b) 150 fl. verzeichnet, „welche ein löbl. ſtattrath dem wohlerwürdigen herrn P. Abraham, Paarfueſſer Auguſtinerordens Provincialis wegen dennſelben dedicirter und überreichter etlicher exemplaria dess Judae cerzſchelmben dritten thailes zur dankhbahrlichen generkandtnuß" am 21. Juny geſpendet. 1699 werden (Archiv Rep. 166/42) unterm 7. Auguſt 24 fl. vermerkt „wegen teils gemachten ſünnſchriften" und 1704 (Ausg.-Fol. 151 a) wurden ihm 50 fl. ausgehändigt, „wegen einem löbl. ſtattrath überraichten exemplaria von ſeinen neu componirten und intituliceten heylſamben Gmiſchgmäſch". Übrigens kommen in den Kammeramtsrechnungen, die Karl Schalk durchgearbeitet hat, wie deſſen in der Wiener Stadtbibliothek (J. N. 26027) verwahrter handſchriftlicher Auszug zeigt, auch Abrahams Verwandte einigemale vor; ſo Johann Carl Megerle, der dem Stadtrat 1710 (Ausg.-Fol. 175 b, Archiv Rep. 166/53), „exemplaria den P. Abraham ſel. betröffendt" verſchaffte (Vergleiche auch 1698, Ausg.-Fol. 178 b) und der Kapellmeiſter Abraham Megerle (1650, Ausg.-Fol. 200 a). Weder bei Karajan noch in Karl Bertſches vorzüglicher Biographie P. Abrahams ſind dieſe Ehrenhonorare bisher verzeichnet. O. K.

Eine neue Bücherei erſcheint unter dem Titel „Die Roten Bücher der Dichterabende" in dem neugegründeten Würzburger Patmos-Verlag. Die Bücher bringen Originalbeiträge, ſodann abgeſchloſſene Leſeproben aus den Werken, eine Bibliographie und eine kurze Biographie. Das erſte Leo Weismantel gewidmete Bändchen iſt bereits erſchienen. Die übrigen (à Mk. 1.50) werden Beiträge von Juliane von Stockhauſen, Peter Dörfler, Leo Sternberg, Heinrich Zerkaulen, Ilſe von Stach, Heinrich Federer, Handel-Mazzetti, Dietzenſchmidt, Lienhard u. a. enthalten.

Der Bühnenvolksbund, der nun ſchon in 30 Städten verbreitet iſt, hat bereits das fünfte Heft ſeiner „Mitteilungen" ausgeben können, in denen er regelmäßig über den Aufſchwung und Fortgang der Bewegung berichtet und einen Überblick über ſeine vielen Veranſtaltungen gibt; dieſe beſchränken ſich nicht auf Theaterabende, ſondern ſind auch dem Vortrag lyriſcher Gedichte, Dichtervorleſungen uſw. gewidmet. Von den Bundesſchriften liegen drei Stücke vor; das eine Heftchen von N. Scheid, S. J., erörtert das Thema „Martin Greif und die deutſche Bühne" und ſtellt in weſentlicher Nachfolge von W. Koſch und J. Savits die Vorzüge der Greifſchen Dramen in volkstümlicher Weiſe dar (19 S., Tyrolia, Innsbruck, Mk. —.80). Während dieſes Heftchen die Serie „Bühne und Volk" einleitet, gehört ein zweites Schriftchen von Adolf Dyroff „Die Handlung im Drama" (16 S., ebenda) der Serie „Das Welttheater" an und gibt in geiſt- und inhaltsreicher Darſtellung eine Reihe feinſinniger, aus intimer Kenntnis der Weltliteratur geſchöpfter Bemerkungen.

Digitized by Google

Dyroff will die Handlung vor dem Charakter betont wissen und sieht in der Einheit von Handlung, Charakter und Weltanschauung die innere Form des Dramas. Welche Aufgaben dem Volksbühnenbund obliegen, faßt ein der Sammlung „Bühne und Volk" zugeteilter Vortrag von Theodor Hüpgens „Die Bühne nach der Revolution" (16 S., ebenda) zusammen.

Den Expressionismus im Drama behandelt eine so betitelte Schrift des Stuttgarter Dramaturgen Dr. Manfred Schneider, die im Verlage Julius Hoffmann (Stuttgart) erschienen ist (30 S., Mk. 1.80.). Von einer knappen Schilderung des malerischen Expressionismus ausgehend, skizziert sie mit wenigen Strichen das Programm Edschmids, die Dramen Hasenclevers und Unruhs und verkennt, bei aller Angst den großen Künstler der Zukunft zu übersehen, doch nicht, daß der Expressionismus vielfach Zuchtlosigkeit und Krampf statt Stil und Leidenschaft gibt.

„Theodor Fontane als Dichter. Er und über ihn" nennt sich eine Broschüre von Friedrich Zillmann (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart 1919, 113 S., Mk. 2.20), die aber eigentlich nur die Verskunst Fontanes, seine Balladen und seine Lyrik behandelt, die Romane aber nur insoweit sie gemeinsame Züge mit dem übrigen Schaffen des Dichters aufweisen. Sie gibt vor allem Entstehungsdaten, Inhaltsangaben und stoffliche Zusammenhänge und ist zur Feier des hundertsten Geburtstages Fontanes (30. Dezember 1819 geboren) erschienen.

Zum Mysterium „Die Sünderin" von Anna Freiin v. Krane hat J. J. Veith im Verlage J. P. Bachem (Köln) als op. 34 einen Klavierauszug veröffentlicht (36 S.). Die Instrumentation nimmt Orchester und Orgel in Anspruch und umfaßt melodramatische Melodien, Chöre und Sololieder.

Der Friedensbote. Heimatjahrbuch. Herausgegeben von P. Georg Harrasser S. J. und Franz Eichert ist im dritten Jahrgange im Verlag J. Habbel, Regensburg (112 S., Mk. 4.—) erschienen. Auch an dem dritten Jahrgange arbeiteten unsere besten Volksschriftsteller, wie Peter Dörfler, Marie Köck, M. Herbert, M. Buol, Anna v. Krane, Sebastian Rieger, Josef Wichner und andere mit. Eine anmutige literarische Plauderei mit Erinnerungen an Josef Seeber, Br. Willram und andere Tiroler Schriftsteller hat Adolf Innerkofler beigesteuert. Mit Gedichten haben sich unter anderen Hans Bormann, M. Greiffenstein, Ilse Franke-Oehl, H. Zerkaulen, Franz Eichert eingestellt. Das Heimatjahrbuch ist mit zwei Farbendruckbildern von Matthias Schiestl und Georg Kau und reichem Buchschmuck von A. Reich versehen.

* * *

Druckfehler. In Heft 1/2 sind zum Teil infolge verspäteten Eintreffens der Korrekturen einige Druckfehler stehen geblieben. Es ist zu lesen: Seite 3 unten statt „gelehrt" gehetzt, Seite 5 oben statt „Entspannung" Entsagung, Seite 7 unten statt „tastend" hastend, Seite 8 statt „Not" Note, statt „wirkst" weckst, statt „Liebe" Lieder, Seite 42 statt „Materie" Malerei und endlich Seite 58 oben statt „Künstlermaterie" Künstlergemahlin.

oooooo

Die Freunde des „Gral" werden gebeten für die Verbreitung der „Zeitschrift" zu wirken. Der Gralverlag (Buchhandlung Canisiuswerk, Wien, XIV., Sechshauserstraße 44) ersucht um Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Bezug Prospekte oder Probenummern versendet werden können.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Franz Eichert, Wien, XVIII/1, Klostergasse 11. — Verlag: Gralverlag (Buchhandlg. Canisiuswerk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44. — Druck: Buch- und Kunstdruckerei, Wien, VI., Mariahilferstraße 49.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur
Herausgegeben von Franz Eichert

Aus dem Inhalt:

Friedrich Huchermann / Miserere super turbam . . . — Wilhelm Wiesebach Der portugiesische Dichter João de Deus. — Anna Freiin von Krane / Passitea. — H. J. Terhünte / Vom katholischen Geist in der neueren französischen Literatur. — Peter Bauer / Die Spinne. — M. Herbert / Meine alten Bücher. — Ilse von Stach / Händefaltende Kunst. — Oskar Katann / Gänge mit Paul Ernst. — Gedichte von Josef Fetten, M. Homscheid, Hermann Müller, Richard Schaukal, Franz Schrönghamer-Heimdal, Josef Seifert, Hans Steiger, Suso Waldeck, Dr. Willam.

14. Jahrgang • Heft 5/6 • Juni 1920

Gralverlag: (Buchhandlung Carissus-Werk), Wien, XIV.

Digitized by Google

Inhalt:

Seite
Misereor super turbam ... Von Friedrich Muckermann S. J. 137
Gedichte von Suso Waldeck 137
Der portugiesische Dichter João de Deus. Von Wilhelm Wiesebach S. J. . 138
Stimmungen. Von Br. Willram 145
Passiflora. Von Anna Freiin von Krane 150
Jesus und die Kinder. Von Richard Schaukal 160
Blauer Flieder. Von Franz Schrönghamer-Heimdal 161
Vom kath. Geist in der neueren franz. Literatur. Von H. J. Terhünte S. C. J. 162
Tiefurt. Von Hedwig Kiesekamp † 169
Kirchenfrühling. Von Josef Feiten 170
Die Spinne. Eine Legende von Peter Bauer 171
Mein Leben. Von Leo Seifert 172
Meine alten Bücher. Plauderei von M. Herbert 173
Dorf im Korn. Von M. Homscheid 176
Händefaltende Kunst. Von Ilse von Stach 177
Der fromme Musikant. Von Hans Steiger 178
Gänge mit Paul Ernst. Von Oskar Katann 179
Weltleid. Von Hermann Mailler 183
Von neuen Büchern 184
Kleine Mitteilungen: Zur Dantefeier 1921. — Selbstkritik eines expressionistischen Lyrikers. — Der weiße Reiter. — Kunst und Theater. — Meinrad Sadil 195
Katholische Literaturtafel 196

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, die Post und der unterzeichnete Gralverlag.

Ganzjährige Bezugspreise:

Für Deutschland: 12 Mark.
„ Österreich, Ungarn und den Südslawenstaat: 20 deutschösterr. Kronen
„ die tschechoslowakische Republik: 18 tschechoslowakische Kronen,
„ die Schweiz: 6 Franken. Für Holland: 6 Gulden. (Diese Preise sind den landesüblichen angepaßt.)

Halbjährig und vierteljährig die Hälfte, bezw. ein Viertel obiger Preise
Einzel-(Doppel-)Nummern: 3.50 d. ö. Kr., 3 tschechoslow. Kr., 2 Mk., 1 Fr., 1 Gulden.

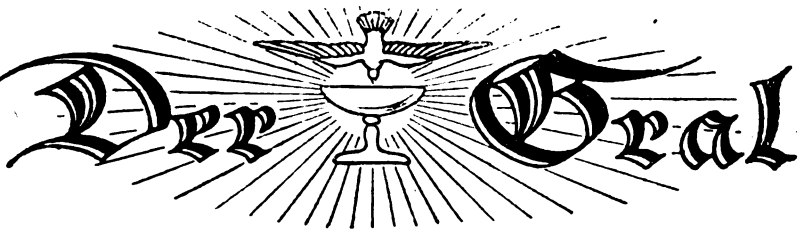
Bestell- und Auslieferungsorte:

Für Deutschland und die ehemaligen Länder Österreich-Ungarns: Gralverlag (Buchhandlung Canisius-Werk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44.
Für die Schweiz: Verlag Otto Walter, Olten.
Für Holland: Het Nederlandsche Boekhuis, Tilburg, Industriestraat 1.

Alle Einsendungen werden erbeten an die
Hauptleitung des „Gral", Wien, XVIII/1, Klostergasse 11.
Für unverlangt eingesendete Beiträge kann eine rechtliche Haftung nicht übernommen werden. — Nachdruck der Beiträge im Hauptteil nur mit Zustimmung der Hauptleitung gestattet.

Wir bitten alle Gralfreunde um die Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Erfolg Probehefte versendet werden können.

Digitized by Google



14. Jahrgang. Heft 5/6. Juni 1920.

Misereor super turbam . . .

Ein Hilferuf an Deutschlands Dichter.

Von Friedrich Muckermann S. J.

Es ist wohl das beste, ich falle gleich mit der Tür ins Haus und sage, um was es geht. Auf einer kleinen Reise durch eine Reihe deutscher Städte ist mir von neuem eine schreiende Not begegnet, eine Not des Volkes, eine Not seiner besten Führer.

Da ist ein Vereinspräses. Er ist ein Mann des Volkes, sein Seelsorger. Ein Dichter hat bei ihm nie Bekanntschaft gesucht. Was geht auch einen Dichter das Volk an, zumal jenes Volk, das sich nennt Gesellenverein, Arbeiter-, Jünglings-, Jungfrauenverein oder gar Kongregation! Gott, was wissen die von Kunst. Wenn das nur immer mit Serafsflügeln über die Bühne flattert und mit einem süßen Ave endet vor irgend einem Madonnenbilde . . . Da sind sie schon zufrieden. Denen gehts doch schließlich auf der Bühne noch um den Beichtstuhl . . . Jeder nach seiner Weise, aber was kümmert uns das. Von wenigen ganz Großen abgesehen, arbeiten unsere Dramatiker nur für die obersten Zehntausend. Ihre feingesetzten, „kompliziert" verschlungenen Verse sind nur für „differenzierte" Hirne und überfeine Gemüter. Was versteht davon die Masse. Das wissen wir doch aus dem Faustprolog, Dichter und Masse sind Feinde von Grund aus. Sie müssen aufhören zu sein, was sie sind, um einander näherzukommen. — Masse! Ich liebe das Wort nicht. Ich sage lieber Volk. Masse ist das, was sich um gemeine Kinos drängt, Masse ist Straßenpöbel. Aber was da in Andacht versunken die Häupter neigt, wenn das Glöcklein zur Wandlung erklingt, das ist keine Masse. Ist es wirklich so entwürdigend, für sie zu schreiben? Wenn das ewige Wort diese „Masse" um sich sammelte, wenn es ihr die schönsten seiner Parabeln vortrug, braucht da ein christlicher Dichter sich ihrer zu schämen? Ja, es ist aber so. Der arme, arme Präses, der da ein Stück sucht, der muß es fühlen . . . und doch, täuscht euch nicht, ihr Männer vom Parnaß, diese Seelsorger wissen oft von Kunst mehr als ihr. Was sie nicht wollen, ist im Grunde nur das, was auch durch das Sittengesetz abgelehnt wird. Was sie

Digitized by Google

wünschen, gewiß nicht immer gleich das Tiefste und Erhabenste, aber doch das wirklich Schöne, mag es auch mehr im Gebiet des Unterhaltenden als in dem strengster Kunst liegen. Sie müssen eben ihre Leute vom Kino fernhalten. Sie brauchen in der Tat etwas Zügiges. Nun skandaliziert euch doch nicht so darüber, ihr Jünger Apolls. Immer geht ihr doch auch nicht durchs Leben wie Beuroner Engel und ihr sitzt doch auch bisweilen mal in einem Café ... Der arme Präses sucht also ein Stück. Da sind ein paar Verlage, die Sammlungen herausgegeben haben von Theaterstücken für genannte Vereine. Ihr Dichter und Ästheten kennt sie gewiß nicht, ist auch nicht nötig. Dreiviertel davon ist Schund, der Rest zum Teil eben brauchbar. Wenn ich sage Schund, so muß ich hinzufügen: Es ist bei weitem nicht solcher Schund, wie ihn die Judenfirmen produzieren. Aber Bildungsstoff ist es auch nicht. Der Seelsorger weiß das, aber er hat nichts anderes ... oder soll er sich an Moses wenden? Er fühlt die Not des Volkes. Er möchte so gern etwas bieten. Wenn doch mal ein Dichter in seine Sphäre träte ... Wenn er sich doch mal mit einem wirklichen Bedeutenden über das unterhalten könnte, was ihn so drückt ... Wenn er nur einmal sprechen dürfte von der Tiefe der Volksseele, wie er sie kennt. Ich glaube, meine Freunde, eure Augen würden leuchten. Vorausgesetzt, daß ihr wirkliche Dichter seid ..., daß ihr empfindliche Sinne habt für Seele und innere Schönheit ... Daß ihr das Große sehen könnt, auch wenn es im „Proletarier" wohnt.

Am letzten weißen Sonntag weilte ich in Bochum. Ich hatte mir die schöne Feier am Morgen angesehen und war in einer wahren Marienstimmung. War nicht Frühling in der Kirche Gottes? Waren ihre Gärten nicht übervoll von weißen Menschenblüten und verstreuten Blumen? ... Wie jung ist sie doch noch, die alte Kirche mit den grauen Türmen ... An jenem Tage wurde ich nachmittags in ein Waisenhaus eingeladen. Ich sah da, wie Schwestern mit jener von heiligsten Idealen verklärten Mütterlichkeit um jene Kinder waren, wie sie den Auserwählten heute ein Fest bereiteten ... Kein Kind in Bochum hat diesen Tag wohl so schön, so selig, so unschuldig zubringen können, wie diese armen Waisenkinder ... Draußen war das Begräbnis eines Kommunisten und es wurden Reden gehalten über Volksbeglückung. In diesem Waisenhause gab es keine Reden, wohl aber viel Glück. Ich möchte den Dichter sehen, den es nicht glücklich machte, für solche Kinder ein Stück schreiben zu dürfen, ein Stück, lachend in der Frühlingsseligkeit dieses Tages und doch schwer in seiner Tragik — müssen doch auch hier viele Blüten sterben ... Menschenblüten ...

Ein solcher Dichter würde auch Verständnis finden. Strahlende Kinderaugen würden die offene Seele zeigen, die gierig dem Liede

Digitized by Google

seiner Schönheit lauschte. Ihr sagt: Die Masse versteht uns nicht. O si tacuisses . . ., du wärest ein Dichter geblieben! Denn ich bin geneigt zu meinen, wenn hier etwas nicht verstanden wird, so könnte das am Ende auch am Dichter liegen. Was hat denn so ein Expressionist von heute zu sagen? Expressionismus ist Ausdruckskunst. Ja, wenn die Herren nur was auszudrücken hätten . . . Da ist der Punkt. Das kramt in seinen Gefühlchen und in seinen Ganglien herum und vergißt darüber den großen Atemzug, der das Objektive in die Seele zieht . . . Ich glaube, der Dichter selber hätte noch am meisten davon, wenn er sich einmal liebevoll in das Volk versenken wollte. Dieses Volk bewahrt ja nicht nur einige alte Märchen und Lieder, es birgt in seiner treuen Seele die Traditionen von Jahrhunderten, von Jahrtausenden, die großen Leitideen der Geschichte, die tiefsten Ahnungen der Religion. Es ist naiv. Die Reflexion zu all dem hat es nicht. Aber es hat alle Grundbedingungen, um eine Reflexion zu verstehen, die dieses Naive zum Bewußtsein erhebt. Für Schrullen und Launen hat es keinen Sinn, aber erschütternde Tragik erlebt es Tag für Tag. Ja, hier werde ich unbelehrbar sein. Hier spreche ich aus Erfahrung. Letzte Probleme erörtere ich doch am liebsten noch mit einem alten Mütterlein. Mit so einem, das tiefe Runzeln in Stirn und Wange trägt. Mit einem, das in schwerster Lebensnot ein Dutzend Kinder hochgebracht. Wie wissend ist so ein Mutterauge! Es ist die gereifte Reflexion zu all der naiven Schönheit des Kinderauges. Dichter werden mich verstehen, und an sie denke ich hier zunächst. Gewiß, die Kunst kann nicht dienen, sie ist aus ihrer innersten Natur heraus eine Königin. Aber es war doch immer schön, wenn Königinnen unter armem Volke weilten. So dankbar ist das Volk. Es hat wirklich den Willen, sich erziehen zu lassen. Wir klagen oft über den Mangel an Kunstverständnis in katholischen Kreisen. Ob nicht auch die Dichter ein gut Teil Schuld daran tragen? Ob nicht vieles anders würde, wenn diese Dichter, anstatt Moden nachzuäffen, den tiefen Kräften lauschten, die in der Volksseele wirken? So viel Energie ist angehäuft in den Schaffenden von heute. Das glüht und flammt in so manchen, wie sprühende Hochöfenpracht in schwarzen Mitternächten. Es ergeht sich in unendlichen Programmen und riesigen Ich-Protuberanzen . . . Sie machen gewaltige Schritte, aber immer im Kreise, oft in kleinstem Kreise . . . Oder sie machen Tanzmusik zu liberalen Schlagworten. Gewiß, ich wiederhole es, äußere Zielsetzungen können nicht maßgebend sein für die Kunst, die ein Reich für sich ist. Aber innere Ziele sind oft mit äußeren Aufgaben herrlich vereinbar. Die Kunst braucht Ideale, um ringen zu können. Sie hat eine Lust daran, Menschen zu erfreuen. Sie stellt sich gern als Wegweiser an steile Höhenpfade. Sie liebte immer die Nähe von Königen, die zugleich Hirten ihres Volkes

Digitized by Google

waren. Sie muß sich auch wohl im Zeitalter der Interessen ihr eigenes Interessengebiet sichern. Sie muß Menschen bilden, die ihr dann innerlichst ergeben sind und die dankbar stützen, so ähnlich, wie eine Gemeinde ihre Priester.

Steigt also hinab zum Volke. Scheut nicht Dinge, die vielleicht prosaisch klingen. Habt ihr nicht den Beruf, das nüchterne Leben mit Schönheit zu umsäumen? Verzeiht, wenn ich noch eben erwäge, wie das praktisch zu machen ist. Die Dichter von heute kennen zwar Geschäfts- und Hausgelegenheit, aber einige ganz stille und weltfremde sind am Ende doch darunter. Nun, es wohnt mit dir in der gleichen Stadt vielleicht doch ein solcher Vereinspräses, wie ich ihn oben geschildert. Suche Fühlung mit ihm. Laß ihn so nebenbei verstehen, du würdest dich am Ende bereit finden, ihm in seinen Bühnensorgen ein wenig zu helfen. Vielleicht gar ein Stück schreiben. Dann wird sich einige Tage oder Wochen der ganze Verein freuen über das, was kommen soll, und man wird auch deine früheren Werke schon kaufen. An jenem Abend will man doch wissen, wie man sich über den Dichter unterhalten muß. Unsere Arbeiter und Gesellen sind heute oft viel gebildeter als allerhand „besseres" Kinopublikum. Geht dann die Sache gut, dann bittet man dich schon, es doch zu drucken. So wird es weiteren Kreisen zugänglich.

Ein Dichter am Rhein hat neulich ein Passionsspiel mit großartigem Erfolge in einem Verein nach dem anderen aufgeführt. Er hat die Proben selber geleitet. Man hat ihn natürlich dabei auch nicht verhungern lassen.

Nur eines noch: Diese ganze Angelegenheit muß allein Sache der Dichter bleiben. Wir müssen grundsätzlich die Verleger als unsere Diener und Helfer betrachten. Auch die katholischen Verlage wollen letztlich doch verdienen, und das Geschäft ist immer noch ein schlechter Berater der Poesie gewesen. Echtes Verlagsmäzenatentum ist eine seltene Sache. Die Verleger sollen drucken, was wir wollen und uns nicht zwingen, zu dichten für ihre Reklameschilder. Der Kern der Sache liegt darin, daß der Dichter ein inneres Verhältnis zum Volk gewinne, ein wahres christliches Gemeinschaftsgefühl. Daß er den Opfersinn aufbringe, das Stückchen Prosa zu überwinden, das ihn von unserem Vereinsleben trennt. Daß er Volk werde mit dem Volke, mit den Millionen, die in unseren Arbeitervereinen organisiert sind, mit den Hunderttausenden, die sich um die Jünglingszentralen scharen, mit der Million deutscher Jungfrauen, die an die Kongregationen und Mädchenvereine angegliedert sind. So wird sich ihm ein herrliches Schaffensfeld auftun, und was kein Verlag ihm geben kann, das Volk gibt es ihm, einen Platz in seinem treuen Herzen, den Dank von Geschlechtern und den Kranz der Unsterblichkeit . . . .

Digitized by Google

Gedichte von Suso Waldeck.

Wir beide.

Immer beschaut sich Gott in mir, dem Spiegel,
Bleibt sein ewigseliges Antlitz mein.
Nie zerfall ich in Scherben, in dunkles Nichts,
Noch verläßt mich das Lächeln des himmlischen Lichts:
Sein will scheinen, Schein will ewig Widerschein.

Immer behorcht sich Gott in mir, der Tiefe,
Bin ich erfüllt von Wort und Widerhall:
Er will Kunde, der sie selber gibt,
Wie er heimlich lebt und sinnt und liebt.
Horch, sie tönt, mein Lobgesang, hinan das All.

Das Gesicht vom Gastmahl.

Viele Särge umher auf Säulen aus Edelstein.
Weißgedeckt wie Tische. Blumen, Brot und Wein.

Lebende treten schön in den sonnigen Saal herein,
Tauchen in dunkles Gestühl, von Grauen ungebannt,
Beten und brechen das Brot, die Sanften im weißen Gewand.

Ihre Stirnen stehen vom Goldwein mild entbrannt,
Denn es lächelte blaß im Becher ein totes Angesicht
Ewig geliebten Bruders. Und sie grüßten es schlicht.

Leben: des Todes Gastmahl. Aber sie fürchten ihn nicht,
Der, besiegt, die Gestalt des holden Siegers nahm.
Tod der Reinen: Jesus. Bruder und Bräutigam.

Der im Dämmer gütig zu müden Gästen kam.
Mohnbekränzt, mit erblühendem Stab, im Dunkelgewand:
Ihre Schläfen sinken süß in seine Hand.

Der Klostergarten.

Rosen, im Sonnenschein verzückt,
Von Lilienbüschen weiße Glut.
Teresas braunes Bildnis, Pfeil und heilige Wunde.

Digitized by Google

Unter Silberlinden behorcht sich die Einsamkeit.
Da die Vesper verklang, quoll Schweigen herauf
Aus Grüften und runden Brunnen.

Über der Steinbank im Kastanienschatten
Schimmert der Scheitel des Einsamen,
Ziehen die Furchen des schwarzen Stamms
Milder über ein wächsernes Antlitz fort.

Gestorben sind die Hände des uralten Mönchs,
Unter dem Schulterkleid friedlich beigesetzt,
Dem Schutzgeschenk der großen Mutter vom Karmel.
Manchmal erscheinen sie silbern herauf,
Sieht die eine, ein leiser Akolyth,
Vom braunen Teppich der andern zu,
Wenn die gesunkene Stirn nach dem Segen des Kreuzes begehrte,
Die zögernd klopfende Brust,
Oder unwissend über der Mauer des heiligen Gartens
Das Antlitz des fremden Knaben.

□□□□□

Der portugiesische Dichter João de Deus.

Von Wilhelm Wiesebach S. J.

„Das Volk liebt die Dichter sehr; die Dichter aber lieben das Volk nicht; denn sie sprechen nicht so, daß das Volk sie versteht." In diesem einen Satze bezeichnet João de Deus die Krankheit der portugiesischen zeitgenössischen Poesie und gibt die Richtung seines eigenen Schaffens an. Diese Richtung geht von der Hyperromantik zur Moderne hin. Für den Deutschen besitzt der portugiesische Lyriker mehr denn eine anziehende Seite; er steht wegen seiner Einfachheit und Klarheit, wegen seines gesunden Wirklichkeitssinnes und seiner Liebe zur deutschen Poesie unserem Fühlen sehr nahe. Trotz seiner Einfachheit ist er ein Herold wahrhaft königlicher Ideen. Ist er auch vor allem ein Dichter der Liebe zum Weibe, so dehnt er doch diese Liebe auf alles Geschaffene aus und durchglüht alle seine Lieder mit den Strahlen dieser seiner sonnigen Liebe.

João de Deus de Nascimento Nogueira Ramos — gewöhnlich nur João de Deus genannt — wurde am 8. März 1830 in dem Dörflein S. Bartholomeu de Messines geboren. Sein Vater war Kleinkaufmann; die Mutter muß, aus den Poesien des Sohnes zu schließen, eine einfache, religiöse und gemütstiefe Frau gewesen sein. Von seinen drei Brüdern siechte einer am Aussatze dahin, einer wurde Kaufmann und

Digitized by Google

der dritte, Antonio, weihte sich dem Altare. Gerne hätten die Eltern gesehen, daß auch João dem Rufe Gottes in das Heiligtum gefolgt wäre, wie der Primizbrief an den Bruder zeigt: „Unsere Eltern zeigten Dir diesen Weg ebenso wie mir; ich bin ihn nicht gegangen und das reut mich und wird mich stets gereuen."

Im Jahre 1849 bezog João de Deus die altehrwürdige Universität Coimbra, den Hochsitz der Wissenschaften in den Landen der iberischen Halbinsel, um die Rechte zu studieren. Da er noch keinerlei höheren Vorbereitungsunterricht genossen hatte, mußte er sich vorerst das Notwendigste durch Selbststudium aneignen. Das Studentenleben war damals sehr verrottet. Moderner Geist war in die Köpfe der Jugend eingedrungen; lasen die Bürschlein doch Hegel und Fichte in französischer Übersetzung. Auf den Lehrstühlen saßen noch die Professoren aus der guten alten Zeit. Kein Wunder, wenn die Studenten den konservativen Sinn ihrer Lehrer als Pedanterie auffaßten und ihren Geist, der dem ernsten Studium obliegen sollte, an Spottversen versuchten, die mit den Verteidigern der alten Lehren diese selbst in den Staub zogen. João de Deus kam so weit, daß er jedes ernste Studium haßte. Es brach für ihn die Zeit an, von der er später mit Tränen in den Augen schrieb: „Ich weiß, was der verliert, den die Sünde betrügt." Ein anderesmal vergleicht er seine Universitätszeit — er blieb bis 1859 Student — mit dem trojanischen Kriege. Mit seiner Guitarre, die er meisterhaft spielte, zog er auf die Volksfeste, die der Süden noch in großer Zahl frisch erhalten hat. Hier lernte er das Volk kennen, mit ihm leben und lieben.

Im Jahre 1859 beendigte der Student seine Lehrzeit, blieb aber noch als „Bemooftes Haupt" in Coimbra im Kreise seiner Freunde.

Es war kein eigentliches Nichtstun, dem sich der junge Jurist hingab; er trieb einen geschäftigen Müßiggang. Die Lektüre spanischer und französischer Autoren wechselte mit dem Studium des Camões und der Heiligen Schrift ab; kleinere Gedichte von Viktor Hugo und Chenier wurden übersetzt; der Lieblingsautor aber wurde und blieb Bourdaloue.

Endlich im Jahre 1862 schüttelte der „ewige" Student den Staub Coimbras von den Füßen. Mit diesem Zeitpunkte beginnt seine eigentliche Dichterlaufbahn. Er siedelte als Advokat nach Beja über, übte aber die Advokatur nicht aus, sondern schrieb in die Zeitung »O Bejense« Artikel, die von moralischer Reife, großem Freimut und sprühendem Geist zeugen. Doch nach wenigen Monaten schon wandte er Beja den Rücken und zog in seine Heimat nach Messines, bis ihn 1865 die Not nach Evora trieb. Hier schrieb er ein Jahr lang für die »Folha do Sul«, um sein tägliches Brot zu verdienen. Endlich machte er dem Wanderleben ein Ende, indem er sich in Lissabon niederließ.

Hier begann für João de Deus die harte Schule der allerdings selbstverschuldeten Leiden, die er standhaft ertrug. „Das Licht des Glaubens", dem er eines seiner schönsten Lieder weihte, erleuchtete ihn auf seinem

Digitized by Google

Dornenpfade und ließ ihn eigentlich nie unglücklich werden. „Ich wollt' die Erde wandeln in ein Paradies: Sah' ich ein Licht am Himmel, hob' ich meine Arme, zu schau'n ob ichs nicht greifen könnte, wie Kinder tun ohn' Urteil und Verstand"; doch er mußte bekennen: „Was ist mein Schicksal anders, als zu leiden mein ganzes Leben lang!" Krankheit und Not griffen jedoch nur seinen Leib an, die Seele berührten sie nicht; er war ja ein Dichter: „Nicht die Dichter sind unglücklich, sondern die Unglücklichen sind die Dichter."

Zwei seiner Freunde wollten ihn aus der Zurückgezogenheit herausreißen und betrieben seine Wahl ins Parlament. Zu diesem Zweck veröffentlichten sie seine Gedichte, die bis dahin in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut waren, unter dem Titel »Flores do Campo« (Feldblumen). Der Dichter wurde bewundert. Allen wohlgemeinten Bemühungen der Freunde setzte João de Deus die einfachen Worte entgegen: „Ich bin kein Politiker." Er wollte nicht die zweifelhaften Lorbeeren pflücken, die Lamartine in Frankreich und einige Dichter in Portugal geerntet. Arm wollte er sein und bleiben; Beschäftigung hatte er ja in Hülle und Fülle: „Irgend eine Sache muß uns beschäftigen, selbst das Leiden ist dem Müßiggange vorzuziehen." Er wohnte im fünften Stockwerke einer Mietkaserne und arbeitete tagsüber barfuß an der Nähmaschine für ein großes Weißwarengeschäft. Für ein schmales Gedichtbändchen »Folhas soltas« erhielt er ganze zweihundert Milreis. In der Not machte er Verse für eine Konditorei und für festliche Gelegenheiten.

Die schwersten Leiden verursachte ihm seine Dichtergabe selbst: „Und ich bin bleich, Maria! Das Denken ist keine Arbeit, die Gesundheit leiht: Dieses Wühlen der Phantasie ist Folterqual."

Wann der Dichter sich verehelichte, ist aus seinen Schriften nicht ersichtlich. Seine Briefe und manche Andeutungen in seinen Gedichten zeigen, daß er mit Guilhermina Bataglia und seinen Kindern Maria, Izabel, José, João und Clothilde ein glückliches Familienleben führte.

Ein Sonnenblick materiellen Glückes aber traf ihn erst in den letzten Jahren seines Lebens. Die Regierung setzte ihn zum »comissario geral do methodo de leitura« ein; so kam er aus der drückendsten Not heraus. Das Jahr 1895 war für den Dichter ein Glücksjahr. Am 18. Mai erhielt er, obwohl Republikaner, vom Könige das Großkreuz des Ordens vom heiligen Jakob; am 28. September wurde sein Sohn zum Archivar der königlichen Bibliothek ernannt. Doch das Leiden verließ ihn nicht bis zu seinem Tode am 11. Januar 1896. „Ach, Leben, mein Leben, wie traurig bist du! — Herr, Herr! — Da ich geboren ward, verhüllte die Sonne ihr Antlitz, — kaum daß ich sie sah! —

Des Dichters Leib ist tot; sein Geist und seine Werke leben fort.

João de Deus' Geistesleben ist durchtränkt und getragen von echter Religiosität.

Wenn auch unbewußt etwas beeinflußt von dem Pantheismus, der damals auf viele Geister bezaubernd wirkte, so ist doch seine Religion

Digitized by Google

nicht der verwaschene Deismus eines Lamartine und Victor Hugo; sie ist ein lebendiger Gottesglaube, gegründet auf sicheren Kenntnissen der Religion, auf eigener Herzenserfahrung und reicher Lektüre der Heiligen Schrift: „Ich sehe Gott in der Rose, wenn sie beim Anbruch der Morgenröte ihre zarten Tränen weint. Ich sehe Gott in dem heißgeliebten Kinde; ich höre Gott, wenn es weint, ich höre Gott, wenn es singt. Gar manchmal hörte ich ihn meinen Namen rufen aus dem Bettlein meines Engels, wenn ich schlief ... Immer, wenn ein Weh mir Tränen in die Augen treibt, fühle ich ihn in dem Schmerz, der mich verzehrt. Er leidet mit uns!" Der Glaube führt ihn über die Welt hinaus: „Wenn ich die ganze Welt erforscht, dann beginnt Gott da, wo ich aufhöre zu sehen; zum Himmel hebt der Glaube seine lichte Stirne, wohin unsere Seele zieht wie der Hirsch zum einsamen Quell, zu stillen den Durst, den sonst nichts stillt." Himmel und Unsterblichkeit bieten ihm den letzten und kräftigsten Trostgedanken für Erdenleid und Tod: „Zu Staub wird nicht das Licht, des Menschen Seele, und die Würmer verzehren sie nimmer, denn Würmer verzehren kein Licht." Das ganze Erdendasein ist ihm ein „fortwährender Gunstbeweis des Himmels". Jesus Christus ist der Stern seines Lebens: „Mein Glaube ist dieser: Wenn Christus nicht Gott ist, dann ist Gott weniger als ein Mensch ... Renan ist nicht mehr als ein Affe Voltaires und ist ebenso lächerlich wie dieser." (Victor Hugo hatte Voltaire „singe du génie", „Affe des Genies" genannt.) Christus lernt er anbeten und lieben aus der Heiligen Schrift; er schreibt seinem Bruder: „Ein Buch lege ich Dir ans Herz, das fast alle Bildungswerte in sich enthält, und in dem alle Fähigkeiten und zartesten Regungen des Menschen ein Feld finden, sich beliebig zu ergehen: es ist das Epos des Christentums, das Evangelium ... Lerne jetzt schon aus ganzer Seele lieben und mit Deinem Verstande mehr noch als mit dem Glauben anbeten das vollkommenste Herz, die reinste Phantasie, den umfassendsten Verstand, der je im Schoße eines Weibes sich barg. Willst Du Deine Seele bilden, dann dringe nur in Christus ein." Ebenso lieb war ihm das Alte Testament: „Die Bücher Mosis darf man nicht beim elenden Talglicht lesen, im engen Zimmer, voll von den Erbärmlichkeiten des Alltagslebens — nein, beim Sternenschein soll man sie genießen, auf offener Flur und die Augen erhoben zu Gott!"

In das Herz des Volksdichters mußte natürlich auch ein Strahl der Liebe fallen, die das Volk zu Maria hegt. Maria weihte João de Deus einige der schönsten Stellen seiner Lieder. Ebenso lieb sind ihm die Kirche und ihre Gesetze. Als die Liberalen sich einmal beschwerten, daß ein Priester einen Selbstmörder nicht kirchlich beerdigen wollte, schrieb er unter anderem: „Was muß man deshalb zu Nutz und Frommen der Überlebenden tun? Man muß ihnen zeigen, daß der Mensch, der ein Attentat gegen sein Leben ausführt, ganz und gar seine Beziehungen zu Gott abbricht."

Digitized by Google

João de Deus war in seinen Jugendjahren nicht ängstlich und skrupulös im Anknüpfen zarter Verhältnisse, doch die Sittenlosigkeit war seine Feindin: „Mir widerstrebt nicht die Verführte, wohl aber die Verführerin. Fallen ist Schwachheit, aber Verführen ist berechnende und bewußte Gemeinheit.“ Oft kehrt in seinen Gedichten das Lob der Reinheit wieder: „Nicht nur ein Leben liegt in der Wiege, nein, Unschuld auch, die tausend Leben wiegt“ ...

Diese Anschauungen über Religion und Moral wirken auch bestimmend auf die ästhetischen Prinzipien unseres Dichters: „Der Dichter, der sich bei seinem Wirken nicht von einer evangelischen Wahrheit inspirieren läßt, versteht nicht seinen Beruf gegenüber der Menschheit; er versteht nicht sein eigenes Interesse, weil er auf Sand das Gebäude seines Ruhmes errichtet“ ... „Der Dichter soll in seinen Gedichten nicht seinen Unglauben aussprechen.“ Ein anderes mal verkündet er den nicht genug zu beachtenden Satz: „Die Literatur hat keine andere Existenzberechtigung als die Hebung der guten Sitte. Die Wissenschaft darf die rauhesten Wahrheiten aussprechen; doch wer die Einbildungskraft beschäftigt, hat zum wenigsten die Verpflichtung, sie so auszurüsten, daß sie nicht die Herzen verderbe.“ Die Worte will er nicht nur auf die Sinnlichkeit angewandt wissen; jede sündhafte Tat wird von diesem Verbannungsedikt aus dem Bereiche der künstlerisch zu behandelnden Gegenstände betroffen: „Der Selbstmord ist unmoralisch und deshalb unverwendbar in einem guten Kunstwerk.“

Das sind goldene, nicht hoch genug zu wertende Worte in einer Zeit, wo die sittenlose Poesie eines Guerra Junqueiro und die versumpften Romane eines Eça de Queiroz in die breitesten Kreise ihr Verderben trugen.

Das zweite ästhetische Prinzip ist in dem kurzen Satze enthalten: „Der gute Vers ist die beste Prosa.“ Leider mußte João de Deus in bezug auf manchen Dichter sagen: „Das Volk liebt die Dichter sehr, die Dichter aber lieben das Volk nicht; denn sie sprechen nicht so, daß das Volk sie versteht“ ... „Der wahre gereimte Vers achtet hoch den Sprachschatz des Volkes in seinen feststehenden Elementen und Wortverbindungen; er lebt nicht auf Kosten der Ordnung, der Eigentümlichkeit, der Klarheit, die er dem Verstande schuldet, der stets an erster Stelle befriedigt sein muß; er fügt nichts hinzu, er schneidet nichts ab; er spricht wie das Volk immer spricht; ohne den kleinsten Unterschied von der gewöhnlichen Sprache ist die seinige taktmäßig und harmonisch. Dieser Vers ist keine Modesache; er ist in der Natur der Dinge begründet und er wird dauern, so lange der Mensch Beine und Gehör hat.“ Um nicht mißverstanden zu werden, schreibt er zur Erläuterung an einer anderen Stelle: „Vergessen Sie nicht, daß der Dichter ein weites Feld der Konzeption hat, aber daß er in der Form weniger

Digitized by Google

frei ist als der Prosaschriftsteller. Der Grund ist dieser: Der Vers ist die Sprache der Kunst und diese muß vollkommen sein. Jede ungebräuchliche Wortstellung, jedes überflüssige Wort, jeder Fehler ist ihr doppelt verboten. Die Prosa ist die reelle Sprache des Lebens; sie läßt Fehler zu, sie darf eine krumme Nase haben; der Vers ist eine Statue, sie muß schön, untadelhaft, vorbildlich sein" ... Wie in der Sprache, so verlangt er auch in der Auffassung Natürlichkeit: „Einfach und natürlich zu sein war der beherrschende Gedanke, der mich in den goldenen Stunden lyrischer Träumerei begleitete." Einem Herrn, der eine Kritik seiner Lieder erbat, schrieb er das klassische Wort: „Wenn die Mädchen Ihrer Heimat Ihre Lieder singen, dann seien Sie versichert, daß sie gut sind."

Dieser Ruf nach Natürlichkeit und Einfachheit war eine Kopernikustat für die portugiesische Literatur. Denn über der portugiesischen Literatur schwebte von jeher das Verhängnis der Unpopularität. Von der Schäferpoesie des Königs Dionys durch die Renaissance italienischen Musters bis zur „französischen Schule" des achtzehnten Jahrhunderts war alles importiert, nichts aus dem Herzen des Volkes herausgewachsen. Selbst die Romantiker Garret und Herculano fanden zu spät, daß sie zum wahren Volke nicht geredet. Die Ultraromantiker — Gruppe des Lemos mit der Zeitschrift „O Trovador" — waren zu sehr literarisch angekränkelt, um, was sie wollten, voll und ganz zu erreichen. Castilho hat ein unbestreitbares Verdienst um Vereinfachung der Sprache und um deren echt nationales Kolorit. Wer aber zuerst den Zwiespalt zwischen Schul- und Volkspoesie versöhnt — ist eben João de Deus.

Die Lieblingsschriftsteller unseres Dichters — auch daraus kann man auf seinen Charakter schließen — waren Virgil, Dante, Bourdaloue, Bossuet und Camões. „Byron ist die Hölle, Camões die Poesie." Von deutscher Lyrik sagt er einmal: „An einem der letzten Abende rezitierte mir Anthero neue aus dem Deutschen übersetzte Verse; die Einfachheit entzückt mich."*

Alle diese ästhetischen Prinzipien und Urteile spricht João de Deus in Briefen oder kleinen Zeitungsaufsätzen aus; zum literarischen Kritiker wirft er sich nie auf.

Bis zum Jahre 1893 hatte João de Deus seine Gedichte teils in Zeitungen und Zeitschriften und in den Händen seiner Freunde, teils in kleinen Gelegenheitsausgaben ein kümmerliches Dasein fristen lassen; er bemühte sich wenig um sie. Endlich im Jahre 1893 gab er seinem Freunde, dem um die wissenschaftliche Bearbeitung der portugiesischen Literatur hochverdienten Theophilo Braga, die Erlaubnis, seine sämtlichen Gedichte, in einem Bande geordnet, zusammenzufassen. Er selbst

* Das waren natürlich keine Verse „modernster" deutscher Dichter!

Digitized by Google

half dem Sammler, korrigierte noch fleißig an den halbvergessenen Werken und gab dem Bande den Namen „Campo de Flores“ (Blumenfeld). Wie es bei derartigen Werken immer geschieht, so verirrten sich auch in den „Campo de Flores“ manche kleinere Gedichte, Satiren und Liebeslieder hinein, die in der Hitze des Augenblicks und der Leidenschaft entstanden, besser der Vergessenheit anheimgefallen wären. Doch diese vergilbten Blüten stören nicht den Genuß des verständigen Lesers an dem prangenden Blütenrain.

Die erste Auflage des stattlichen Gedichtbandes war in achtzehn Monaten vergriffen; sie war auf den dringenden Wunsch des Dichters eine Volksausgabe; es sollte kein buchhändlerisches Geschäft damit gemacht werden. Die zweite Auflage folgte 1895; sie wurde noch unter den Augen des Dichters in Druck gegeben; die dritte, die mir vorliegt, erschien 1897.* Nach des Dichters Tode sammelte Theophilo Braga die überall zerstreuten Briefe und Aufsätze seines Freundes und gab sie unter dem Titel „Prosas“ heraus.** Nach letzterem Buche haben wir den Charakter des Dichters, seine religiösen und ästhetischen Anschauungen dargestellt.

Volksdichter wollte João de Deus immer sein und er ist es auch im schönsten Sinne des Wortes geblieben. Den Ton der Volkstümlichkeit hören wir aus allen seinen Gedichten hell und freundlich herausklingen, wie die Glocke der Heimat nnd die geliebte Stimme der Mutter.

Der Teil des „Campo de Flores“, den der Herausgeber mit „Cançonetas“ bezeichnet, enthält ausschließlich Liebeslieder. Hier leuchten die Sterne in den Augen der Geliebten und blühen die Rosen auf ihren Wangen und Lippen; hier erscheint ihm die Geliebte als Engel, Taube und Blume. Doch alle diese alten Bilder gewinnen unter seinem Pinsel eine neue Farbe. Der Leser vergißt vollständig, daß er die althergebrachte Bilderkammer der Liebesdichter vor sich hat, er wird von dem reinen und natürlichen Gefühlsausdruck des Sängers ergriffen. Zudem darf man nicht vergessen, daß diese Bilder zum eisernen Bestande des Volksdichters gehören. Doch hören wir den Dichter selbst: „Ich liebe dich und folge deinen Schritten! Des Blinden Hündlein liebt sicher seinen Herrn nicht mehr“ ... „Du bist wie Mutterkuß, du bist wie Kindeslachen, ein Sonnenblick durch Winterwolken, die Rose unter Blüten des April ... Du bist die Schattenwolke in der Hitze des Augusts.“ Solche Sprache versteht das Volk, das in Mutterglück und Kindesliebe seine Freude findet, das sich im unangenehmen Winter des Südens an einem Sonnenstrahl labt und in der Glut des Sommers an der schattenspendenden Wolke. Wie tief psychologisch und fein ist das einfache Geständnis: „Ich liebe dich — mehr weiß ich nicht.“ Wird

* João de Deus: „Campo de Flores“ — Lisboa, Imprensa Nacional.
** João de Deus: „Prosas“ — Lisboa Antiga Casa Bertrand — José Bastos.

Digitized by Google

das Volk nicht jene Strophe lieben: „Maria, dich an der Haustür sitzen sehen wie du Strümpfe strickst und hier und da zu mir herüberschaust, das ist's, was mir in diesem Leben mein Herz erfreut." — Heimatliebe und Minne vereinen sich in einem schönen Akkord: „Ich sah dein lieblich' Angesicht, das Antlitz ohne Gleichen, ich betrachtet' es von ferne stumm und herzbeglückt, wie einer, der aus rauher Fremde wiederkehrt und sieht, wie in die Lüfte steigt der Rauch der heimatlichen Hütte."

Wer ist unter den Menschen liebenswürdiger als eine Mutter, und welche Liebe ist edler als die Mutterliebe? „Die auserlesenste Geliebte kommt nicht gleich der ärmsten Mutter", singt João de Deus. Warum ist die Mutter und ihre Liebe so erhaben? „Einen Seufzer, der uns entfliehen will, in uns verschließen, damit er keinem geliebten Ohre wehe tue; wenn unnennbares Weh uns quält, zur Träne, die uns schon die Wimper netzt, sagen: Verhalte dich! — das spricht von wahrer, das spricht von unendlicher Liebe" ... Die Mutterliebe ist „die Tochter jener Frau, die stets die Hälfte jeden Leids für sich erbat". Wie ein liebliches Familienporträt sprechen uns die Worte einer Mutter zum Kinde an: „Wenn Vater mich an seine Wange schmiegte und mich in seine Arme preßte, dann fehlte uns eine Taube oder ein Engel, der uns beide in seine Arme schloß." Frauenminne und Mutterliebe gipfeln in der Liebe zur reinsten Jungfrau, zur erhabensten Mutter Maria. Frisch wie Frühlingsgesang ist der „Wechselchor" für ein Marienfest; herzergreifend wie Gretchens Gebet zur „Mater Dolorosa" in „Faust" ist der Zehnzeiler „Maria"; erhaben wie Dantes Himmelsvisionen sind die drei Strophen in „Ihr Name":

„Klingt in des Himmels Feierharmonien
Hinein Mariens süßer Name, dann
Verstummt der Sel'gen ungezählter Chor;

Wie Well auf Well in immer weitern Kreisen,
Wie mächtges Frühlingswehen, immer reiner,
So rauscht durch jenes unermessne Meer
Der Name dieser hehren Kreatur;

Und alle, die des Ew'gen Thron umstehen,
Zieht dieser süße Name mit sich fort
Hinein in jenen einen großen Chor, —
Und Schweigen lastet auf der Hölle Tiefen."

Das Volk ist ein geborener Satiriker mit scharfem Blick für die Schwachheiten der Geld-, Geistes- und Geburtsaristokratie. Deshalb ist auch João de Deus als Volksdichter notwendig Satiriker. Die Satire des Volkes ist aber selten fein, oft rücksichtslos und platt. So sind auch die meisten satirischen Verse unseres Dichters. Niemand wird es uns deshalb verübeln, wenn wir diese Musenkinder mit Stillschweigen übergehen.

Im Vorhergehenden haben wir versucht, den Meister ausschließlich aus seinen Werken zu charakterisieren und seine Werke durch kleine

Digitized by Google

Proben zu veranschaulichen. Ehe wir von João de Deus scheiden, wollen wir eine kleine Auswahl aus seinen schönsten Liedern eingehender besprechen.

Eines der schönsten Liebesgedichte schrieb João de Deus, als ihm einmal der Gedanke kam, in Brasilien sein Lebensglück zu versuchen; es ist ein Abschiedsgruß an die Geliebte, wie er rührender kaum gedacht werden kann. Hier läßt der Dichter den künstlichen portugiesischen Satzbau ganz außer acht; jede Zeile wird zu einem elementaren Gefühlsausbruch, zu einem Schluchzen aus tiefster Brust. Wer einmal dies Gedicht im Original gelesen hat, der kann es wohl nicht wieder vergessen. Wir wollen in unserer Übersetzung jedes Wort möglichst getreu wiedergeben und es in seiner Stellung im Verse belassen. Gleich in der ersten Strophe fällt uns die Reihe der Hauptwörter am Schlusse der Zeilen auf: Himmel — Lüfte — Meere — Lebewohl. In die letzte Zeile der ersten und zweiten Strophe habe ich Gedankenstriche eingeschoben, um die Wirkung der gleichsam stoßweise hervorbrechenden portugiesischen Worte anzudeuten.

Lebewohl.

Dir, die ich mit Sternen malte an den Himmel,
Dir, die ich mit Wolken malte in die Lüfte,
Dir, die ich mit Wogen malte auf die Meere,
Dir, — lieber Engel, — ein letztes — Lebewohl!

Ich ziehe fort! Und wenn du eines Tags
Von fern ein dunkles Bild aufschatten siehst,
Ich bins, der vor den Blicken dieses Pöbels
Verbirgt — unsre gewaltige — unglückselige Liebe.

Vielleicht die Panther, wenn mein Weh sie hören,
Der wüste Urwald und die wilden Berge,
Die Felsenhöhlen, Grotteneinsamkeiten,
Sie werden trauern, mehr und mehr gerührt sein!

Und wenn von dort, aus jenen Wüsteneien
Ein Schrei hertönt, daß Felsen sich zerspalten,
Daß Zedern zittern und die Eichen wanken,
Ich bin es, der ihn tut aus Liebe zu dir ...

Zu dir, die ich im Blatte, das der Wind verweht,
Im Zweigwerk und im Schatten, den die Luft bewegt,
Den Blick gerichtet auf dein liebes Bild,
Mit Lächeln schaue und vorbeiziehn fühle!

Zu dir, die ich mit Sternen malte an den Himmel,
Zu dir, die ich mit Wolken malte in die Lüfte,
Zu dir, die ich mit Wogen malte auf die Meere,
Und der ich sende jetzt — mein letztes — Lebewohl!

„A Vida", „Das Leben", das erste der unter „Elegias" gesammelten Gedichte, ist eine ergreifende Totenklage auf das Hinscheiden der Geliebten. Hier vereinigt sich Leidenschaft mit Reflexion, Ursprünglichkeit

Digitized by Google

mit bewußter Architektonik zu einer großartigen künstlerischen Einheit. Das mehrmals wechselnde Versmaß schmiegt sich innig an den Gedanken an. Die Elegie beginnt mit einem Sonett, das Camões geschrieben haben könnte. Still weinend beginnt der Dichter:

„Dahin ging langsam, langsam mir ersterbend
Das Licht, das mich in diesem Leben führte."

Langsam, allmählich steigert sich die Empfindung bis zu dem psychologisch feinen Schluß:

Ich weiß nicht, ob sie floh, ob man sie raubte;
Und nimmer will ich lernen meinen Schmerz
Vertrauen denen, die noch nie geweint ..."

Doch wie könnte er seinen Schmerz in der Brust verhalten? Er mag wollen oder nicht, das Weh bricht unerbittlich hervor, erst leicht rieselnd, dann feurig sprudelnd wie das Blut aus der Todeswunde. Erinnerungsbilder seliger Stunden tauchen in seinem Gedächtnis auf, und in ihrer jugendlichen Schönheit steht die Geliebte wieder blühend vor seinen Augen, ihre Jugend entzückt ihn. Doch Schönheit und Tugend schützt nicht vor dem Tode: „Die Blume öffnet der Sonne ihren Kelch, gefüllt mit Liebe; die Sonne geht auf, sie zieht vorüber und nimmt mit sich Duft und Blume." An der Leiche kniet der weinende Geliebte nieder und schaut noch einmal das schöne Antlitz der Dahingeschiedenen. Dieser Teil schließt mit einem Sonett, das in tiefes Schluchzen ausklingt:

„Verwehe, Segel der zerschellten Barke,
Zergeh im Flug, verlösche, Meteor!
Ein Unglücklicher ist mehr auf dieser Welt!"

Jetzt ist der Schmerz auf seinem Höhepunkt angelangt; die Strophen werden abgerissener, das Versmaß wechselt häufiger. Der Dichter vergißt sich einen Augenblick und hadert mit Gott. Bis jetzt hat er die Hinfälligkeit des Lebens nur im Totenbilde der Geliebten geschildert, nun bricht er den Stab über das Leben in Schlag auf Schlag gehäuften Bildern. Doch bald kehrt er wieder zur Toten zurück; sein Schmerz bäumt sich noch einmal auf und wird dann ruhiger und milder.

Der Dichter überschaut die ganze Welt von einsamer Warte aus, die Heilige Schrift als einzige Trösterin aufgeschlagen auf einem Felsen vor sich legend. Das ganze Universum sagt ihm, daß die Geliebte gestorben, daß er sie nimmer wiedersehen wird. Alles ruft ihm das „Niemals" zu: „Und die Welle, die einen Augenblick stille steht, indem sie ihren Schwestern sagt: Laßt mich vorbei! — ruft mir zu: Sie ging vorüber und sie starb!" So schließt das Lied mit einem unerwarteten Akkorde ab, dem klassischen Ausdruck tiefsten Schmerzes. Man darf dem Dichter nicht verübeln, daß er seine Totenklage nicht mit einem Ausblick auf die Ewigkeit abschließt; er wollte nur seinem Schmerze und nur ihm freien Lauf lassen. Der Trostgedanke an die Ewigkeit liegt außerhalb dieses Gedichtes; ihm gibt er herrlichen Ausdruck in „Rachel", einem

Digitized by Google

Trostgedichte, das er Candida Nazareth, einer Schönheit Coimbras, widmet, in deren Salons die Studenten viel verkehrten. In der Zeit von wenigen Tagen hatte Candida ihre Schwester Rachel und ihre Mutter zum Grabe geleitet. Nach einer kurzen Einleitung, in der sich der Dichter der Hinterbliebenen als Führer und Bruder anbietet, beginnt er echt psychologisch: „Trost kann ich nicht geben, der ich in Traurigkeit lebe, doch süß ist mir zu weinen, wenn ich einen anderen auch weinen höre." Der Dichter spricht der Betrübten die Gedanken vor, die vielleicht ihr Hirn quälen: „Weshalb leidet die Unschuld?" So gewinnt er ihr Herz und kann sie weiter führen zum Trostgedanken an die ewige Heimat, in die die Lieben eingegangen. Im Leben hat Rachel immer die Mutter geführt. Jetzt ist sie ins Grab gesunken. Die Mutter ruft: „Rachel, Rachel!" und die Tochter kommt, die Mutter mit sich auf den Friedhof zu führen. Nun sitzen sie am Fensterbogen des Himmels und schauen auf die Tochter und Schwester hinab. Diese selbst aber soll sich aufrichten und sich dem Leben wiederschenken:

„Unermeßlich ist die Ewigkeit, und sicher ist der Tod!
Hoffe, lebe und glaube!"

Das Gedicht wirkt wie eine ergreifende Marmorgruppe auf einem Campo Santo zu Genua. Der Glaube ist das Licht, das die Welt erleuchtet und den Erdenpilger den Weg zum Himmel finden läßt. Diesem Gedanken ist „Luz da fé", „Licht des Glaubens", gewidmet. Das immaterielle Licht, das nach oben strebt, ist bei João de Deus immer ein Bild der unsterblichen Menschenseele. Hier besingt er in dem volkstümlichen und biblischen Bilde des Lichtes den Glauben, „der uns allein in den reinen Regionen Fuß fassen läßt". Seele und Glaube treffen sich in dem einen Bilde des Lichtes. Der Dichter hebt sich „wie ein Adler" über die Erde, die ihm in den größten Werken der Natur und des Menschen nur Nichtigkeiten bietet:

„Gott läßt den Kreaturen dort unten tief sein Kreuz
Und hüllt die reinen Seelen in einen Kranz von Licht;
Das Weh und alle Wunden dort unten in dem Sumpf
Die schaut man nie im Reich des ew'gen Lichts."

Doch Finsternis und Blitzezucken ist auch der Achtung wert, aber nur weil sie uns, wenn wir fürchten, im Glauben stärken.

Unter den kleinen Stimmungsbildchen, die unter die großen poetischen Gemälde verstreut sind, befinden sich wahre Kabinettstückchen echter tiefer Empfindung. So „Die kleine Blinde":

„Seitdem mir Gott die Augen nahm.
Seh ich die Menschen nicht mehr wandeln!
Viel tausend Dank sag ich Dir, Herr!
Doch weinen höre ich sie noch ...
Und ich bin arm und habe nichts,
Was ich den Armen schenken könnte,
Und all mein Mitleid ist umsonst!
Herr! Nimm mir auch den Schmerz, den einen,
Daß ich sie nicht mehr höre weinen!" ...

Digitized by Google

In einer Seitenkapelle des berühmten Hieronymitenklosters zu Belém bei Lissabon liegt João de Deus neben Garret und Herculano begraben. Der beiden letzteren Gräber sind prächtig ausgestattet, das Grab unseres Dichters ist einfach und schlicht. Doch mehr wiegt als aller Marmorschmuck die bescheidene Spende, die den Grabstein deckt — ein Kranz von Feldblumen. —

Stimmungen.

Weht ein Duft aus stillen Gärten,
Wo man stumm im Grase lag,
Schauend nach den Wolkenfährten
Hoch im blauen Sommertag; — —

Wiegen Träume, lose, leise
Dir das müde Haupt zur Ruh;
Winken Hände, lilienweiße,
Dir von grünen Hügeln zu. — —

Klingt ein Lied aus alten Tagen,
Klingt von Liebe, Lust und Leid
Und von tausend Wundersagen
Blühender Vergangenheit. — —

Irrt ein Hall von weiter Haide,
Kommt von fern ein Glockenklang:
Ist's ein Herz, das hier vor Leide —
Dort vor vielem Glück zersprang? — —

Lied und Duft und Hall und Träumen —
Ist nicht alles Poesie? — —
Laß drum leuchten, drum laß schäumen,
Was die flücht'ge Stunde lieh!

Br. Willram.

Digitized by Google

Passiflora.

Von Anna Freiin von Krane.

Viele Straßen gehen durch das jüdische Land. Sie kommen von Ost und West, vom Norden und dem Süden, vom Gestade des Meeres, wo die hochgeschnäbelten Schiffe im Hafen Cäsaräas einlaufen, sowie aus der Wüste, wo die langen Karawanen beladener Kamele durch den gelben Sand waten. Sie kommen vom zedernbewachsenen Libanon und aus Arabien, wo die wunderliche Felsenstadt Petra zwischen rötlichen Marmorbergen liegt. Aber woher sie auch kommen mögen, sie haben alle ein Ziel, sie münden alle in Jerusalem. Die Königsstadt auf dem Berge, die heilige Stadt mit dem Wunderbau des Tempels bildet aller Wege Ende, sowie sie das Ende aller Gedanken und Wünsche des jüdischen Volkes bildet. Wo wäre der rechtgläubige Sohn Abrahams, der nicht mit Sehnsucht und Verlangen des Tempels gedächte; der nicht wenigstens einmal in seinem Leben hinpilgerte, um sein Opfer dem Gott Israels darzubringen?

Und darum sind alle Straßen nach der Davidsstadt gerichtet und darum werden sie nie leer von Pilgern, die ihre Opfergaben zum Haus des Allerhöchsten bringen. Mannigfach sind ihre Gaben. Hier treibt einer eine Schar untadeliger Lämmer daher oder führt Rinder und Stiere am Strick, um Gott seine Dankbarkeit zu beweisen, daß er Hirt und Herde beschützt und gesegnet hat. Dort bringt einer den Zehnten von seinem Korn, von Öl, von Wein, von Früchten, als Dankopfer nach guter Ernte. Andere sind Kaufleute und opfern edle Gewürze, kostbaren Weihrauch, goldgewirkte Stoffe für Priesterkleider. Aber was es auch sei, jeder hat etwas darzubringen — auch die Ärmsten und wenn es nur ein paar Tauben oder ein Körbchen mit Feigen ist.

Das Edelste und Köstlichste aber, was die Israeliten zu opfern haben, das sind ihre jungen Töchter. Auserlesene Kinder, bestimmt im Heiligtum aufgezogen zu werden bis zu ihrer Vermählung, dem Herrn dienend und dem Allerheiligsten immer nahe. Früh, oft schon mit vier Jahren bringt man die Mägdlein zum Tempel; ihre Eltern trennen sich bereitwillig von ihnen um der hohen Ehre willen. Dabei beseelt sie auch noch ein anderer Wunsch, der zu dieser Zeit in jedem jüdischen Ehepaar lebt, nämlich, daß ihr Kind vielleicht berufen sein könnte, die Mutter des künftigen Messias zu werden.

Seine Ankunft ist jetzt nahe bevorstehend, laut den Aussprüchen der Propheten, wie sie von den Weisen Israels gedeutet werden. In den nächsten Jahren schon kann eine von Gott Erkorene zur Messiasmutter heranwachsen und welche Eltern ersehnten sich nicht

Digitized by Google

diese Würde für ihr Kind? Somit haben die Priester des Tempels genug Auswahl an untadeligen Mägdlein, die unter Aufsicht von ihnen erzogen werden. Sie wachsen im Heiligtum heran, wie Blumen in einem geschützten Garten, rein und unschuldig, lauter und wahr, gottergeben und gottesfürchtig. Zu dieser neuen Schar soll sich nun Maria gesellen, Maria, die Tochter Joachims und Annas von Nazareth, die schon vor ihrer Geburt dem Herrn geopfert wurde.

Jetzt ist das Kind im richtigen Alter, dem Herrn es darzubringen, darum haben seine Eltern die Reise mit ihm angetreten. Des Jahres Gelegenheit bietet sich auch günstig dafür. Die Ernten sind vorüber, sodaß Joachim von allem Eingebrachten, sowie von seinen Herden das Beste als Weihegeschenk und Opfergabe mitnehmen kann. Außerdem haben die Herbstregen schon eingesetzt und die vom Sommer verdorrte Erde ein wenig aufgefrischt, daß sich hie und da etwas Grün in die braune und graugelbe Farbe dieses Landes mischt. So schwer aber wie im Dezember sind die Regengüsse noch nicht, sie wechseln mit schönen Tagen — das richtige Reisewetter — und darum wählte die kleine Familie diesen Zeitpunkt zur Fahrt nach Jerusalem. Die Herde der Opfertiere wurde mit den begleitenden Knechten vorangeschickt. Die Erntegaben sind auf eine lange Reihe von Lasteseln verpackt und folgen dem Zug der Reisenden, die ihr Gepäck mit sich führen. Joachim geht mit seinen Knechten zu Fuß, er ist rüstig genug um dies zu können und außerdem erlaubt er niemand anderem die Zügel des Esels zu führen, auf dem sein Töchterlein im weichen Packsattel sitzt. Das muß er allein tun und seine Augen haften liebevoll auf dem zarten Geschöpf, das in einen dichten Schleier gehüllt, erwartungsvoll durch die Falten späht und oft fragt, wann man denn endlich die heilige Stadt und den Tempel sehen könne. Mutter Anna sitzt auch auf einem flink dahinschreitenden Esel und schaut gleich ihrem Manne immerzu nach dem Kind der Gnade, das ihr im Alter geschenkt wurde. Ihr Herz zieht sich zusammen bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung, zugleich aber denkt sie bei sich: „Ob Maria wohl die Mutter des Messias sein wird?" Joachim hat ihr zwar verwiesen dies offen zu sagen. Er meint, solche Gedanken vertrügen sich nicht mit der Demut und fügt hinzu, sie könne Gott danken, wenn ihr Kind dereinst die Magd dieser Auserwählten sein dürfe. Und Maria, die alles versteht was man redet, hat dazu gesprochen: „O geschähe mir das! Wie würde ich die Hohe verehren und alles für sie tun, was ich nur kann um ihr würdig zu dienen."

Daraufhin hat Mutter Anna ihr Kind angeschaut, wie es dastand in seiner unendlich holden Lieblichkeit und unbewußten Hoheit und da hat sie doch wieder bei sich gedacht: „Wenn Gott sie so aus-

Digitized by Google

gezeichnet hat, daß er sie mir auf so wunderbare Weise schenkte, so hat er gewiß Großes mit ihr vor." Sie hat aber geschwiegen und nichts davon laut werden lassen. Nur in ihrem Herzen blieb der Gedanke lebendig und wuchs an Stärke, je näher sie dem Heiligtume kamen.

Und so sind die Wanderer auf der altersgrauen Straße fortgezogen, die vom Norden nach Jerusalem führt. Sie sind über manche Berge gestiegen, durch manche Täler gegangen, haben in manchen Herbergen gerastet, bis sie endlich vor die Mauern der Königsstadt kommen, die sich hoch und trotzig vor ihnen aufrecken, mit Türmen und Zinnen gekrönt. Sie ziehen aber nicht durch das erste Tor hinein, sondern machen einen Umweg außen herum. Die Herberge, die sie erreichen wollen, liegt auf der anderen Seite und es ist dem Kinde Maria ganz lieb diesen Umweg zu machen, denn so kann sie mehr von Stadt und Tempel sehen, als wenn sie gleich durch das nächste Tor eingezogen wären. Marias Blicke hangen unausgesetzt an dem Wunderbau aus weißem Marmor mit den goldschimmernden Dächern, der sich auf Moriah hoch über der ganzen Stadt erhebt. Er schaut weit über die Mauern hinaus und liegt wie eine Krone aus Schnee und Gold auf den dunkeln Stirnen der Felsen.

Anna fängt die Blicke ihres Kindes auf. „Dort wirst du von nun ab wohnen", sagt sie und es zittern verhaltene Tränen in ihrer Stimme. „Und dort wirst du dem Herrn dienen in lauter Herrlichkeit. Wirst du unser und des schlichten Hauses zu Nazareth nicht vergessen über allem Glanz und aller Gottesnähe?"

Maria schüttelt den Kopf. „Ich werde euer nie vergessen!" antwortet sie und ihre Stimme klingt hell und weich wie das Lied der Drossel.

Die Wanderer sind eben in einer Vorstadt, wo Gärten mit kleinen Landhäusern sich an die grimmen Mauern des Festungsgürtels schmiegen. Es ist still und einsam hier, wenig Menschen begegnen den Fremden, vor denen sich nun ein kleiner Hügel erhebt, der wohl vormals zu einem Garten gehörte, der aber jetzt verlassen und verwildert ist. Durch die beginnenden Regenfälle ist auch hier wieder etwas Grün aufgewacht. Man sieht wo ehemals Beete waren und Wege hinliefen, und hier hält Maria plötzlich ihren Reitesel an und strebt zur Erde.

„Was willst du mein Kind?" fragt Joachim. Sie erwidert zuerst nichts, dann sagt sie: „Ich muß absteigen, es hat mich gerufen."

Die Eltern sind zu sehr gewöhnt, in ihr etwas Außergewöhnliches zu sehen, als daß sie weiter in Maria dringen oder sie fragen, wer oder was sie gerufen hat. Sie haben schon bemerkt, daß die Sinne ihres Kindes für Überirdisches geöffnet sind, daher fügen sie sich

Digitized by Google

ohne Widerrede in seinen Wunsch. Anna bemerkt nur, gleichsam erklärend: „Das Kind hat recht, es ist gut wenn wir hier ein wenig rasten und den Wegstaub aus den Kleidern schütteln, damit wir in würdigem Stande in die heilige Stadt einziehen können."

Joachim ist bereit diesen Worten zu folgen und die Knechte freuen sich der kleinen Ruhepause. Bald lagert die Gesellschaft auf mitgebrachten Decken und genießt einen Imbiß aus den Vorratssäcken, während Anna sorglich ihres Töchterleins Haar und Gewand ordnet. Sie kann sich darin gar nicht genug tun und Maria hält geduldig still, aber ihre Augen sind in weite Fernen gerichtet. Es ist als achte sie auf etwas, das nah und näher herankommt, den andern aber verborgen ist.

Nun soll sie auch von den Speisen nehmen, jedoch sie schüttelt den Kopf und bleibt in horchender Stellung stehen und wehrt mit der Hand ab, als Anna sie auf die Decke niederziehen will. Leise spricht sie vor sich hin: „Es rief mich zu dreien Malen, Maria, Maria, Maria, und nun bin ich hier und harre . . ."

Da sie aber weiter nichts sagt noch ein Zeichen gibt, läßt man sie gewähren. Die Knechte fangen an, miteinander zu plaudern und Annas Augen gehen herum und betrachten den Ort, wo sie sich aufhalten. Der Gipfel des Hügels, auf dem sie lagern, ist von einer halbzertrümmerten Mauer eingeschlossen, als wäre das früher eine Einfriedung gewesen. Der Herbstregen hat eine Schlingpflanze neu belebt, die sich an das morsche Mauerwerk anklammert und Anna sagt nun zu ihrem Gemahl: „Was mag das für ein Gewächs sein? Noch nie sah ich ähnlich gestaltete Blätter."

„Auch ich nicht," erwidert Joachim und zieht die langen Ranken betrachtend durch die Finger. Einer der Knechte aber meint: „Es wird wohl ein ausländisches Gewächs sein, das von den Fremden hergebracht wurde. Hier wohnen ja viele Leute aus fernen Ländern."

„Es hat Knospen, jetzt im Herbst? Welche Art von Blüten mag es tragen?" sagt Anna, die sich auf eine, ihr unerklärliche Weise zu der unbekannten Pflanze hingezogen fühlt. Doch ehe sie weiter reden kann, unterbricht sie ein leiser Wehelaut Marias, die plötzlich beide Hände wider ihr Herz drückt. Erschrocken blicken alle auf das Kind, das nun zu weinen anfängt, als wollten ihm Ströme von Tränen aus den Augen rinnen. Maria weint ja nie wie andere Kinder, laut und stürmisch, auch jetzt kommt kein hörbares Schluchzen über ihre Lippen und das liebliche Gesicht verzieht sich nicht. Nur ein unsäglicher Schmerz ist darauf ausgedrückt. Und Maria weint . . . sie weint . . . und ihre Tränen fallen auf das Gerank der fremden Pflanze und funkeln darin, wie lauter Tautropfen.

Digitized by Google

„Mein Kind, mein Alles, was ist Dir?“ ruft Anna und umfaßt die zarte Gestalt mit beiden Armen. Maria aber birgt ihr tränenüberströmtes Gesicht an der Schulter der Mutter und flüstert: „Es hat mich gerufen und dann fing das Lied an. Habt ihr es nicht gehört?“

„Nein, wir hörten nichts. Es muß wohl eine Täuschung gewesen sein, mein Kind. Beruhige dich nur und trockne deine Tränen. Es ist ja ganz still hier, nirgends etwas zu vernehmen.“

„Und doch! Es war ein Lied ... jetzt ist es verstummt ... ich habe es schon manchmal ganz leise wie aus weiter Ferne gehört und immer nur ein Stück davon ... aber heute höre ich es laut ...“

„Und wer sang denn das Lied mein Kind?“

Alle Zuhörer überläuft es mit heiliger Scheu und schickt ihnen ein Frösteln durch die Glieder als Maria erwidert: „Wer es singt, das weiß ich nicht, denn ich sehe die Sänger nicht. Es sind viele und sie haben Harfen dabei.“

„Und dies Lied hat dich so erschreckt?“

„Ja. Denn es fing erst sehr süß und lieblich an, doch wurde es alsdann traurig und immer trauriger, bis mir vor Weh und Trauer das Herz fast still stand. Es schnitt mir hinein wie ein Schwert ... und da mußte ich weinen.“

„O nicht weinen ... nicht weinen, mein Kind, siehe ich bin ja bei dir!“ tröstet Anna und hält ihr Kleinod mit beiden Armen fest, als wolle sie es vor jedem Übel beschirmen.

Die Knechte aber schütteln besorgt den Kopf, ein Blick Joachims jedoch heißt sie schweigen, gerade als der Älteste etwas vom kommenden Unglück sagen will. Sein Herr bemerkt kurz und bündig: „Laßt uns weiter ziehen. Maria wird ihre Ruhe wiederfinden, wenn wir diesen Ort verlassen haben.“

„Ja, so ist es am besten“, bekräftigt Mutter Anna diese Rede und führt ihr Töchterlein sorglich fort, nachdem sie ihm die fließenden Tränen getrocknet. Es ist ein geheimes Einverständnis zwischen ihr und ihrem Mann, daß sie dem Kinde nichts mehr von dem Geschehnis erwähnen, sondern auf jede Weise seine Gedanken abzulenken suchen. Das gelingt ihnen auch, denn bald sind sie bei der Herberge, wo Joachim seine vorausgesandten Opfertiere samt ihren Hirten wiederfindet und wo alles bereitet wird zu dem Fest der Darbringung, das morgen stattfinden soll.

Der verlassene Hügel liegt wieder so einsam da wie er gewesen. Nur Fußspuren in seiner Erde beweisen, daß hier Menschen geweilt haben und Marias Tränen funkeln noch eine kurze Weile auf den Blättern und Knospen der fremden Pflanze ...

Zwei Tage darauf ist die Tochter Joachims und Annas im Tempel eingekleidet und wird künftig bei den frommen Frauen lange Jahre im Heiligtum Gottes wohnen, bis man ihr den Gemahl

Digitized by Google

ausſucht, mit dem ſie heimziehen wird. Ihre Eltern haben wehmütigen Abſchied genommen und pilgern nun wieder nach Nazareth zurück. Wie leer wird ihnen das Haus vorkommen, in dem des Kindes leichter Schritt nicht mehr umgeht! Aber die heiligen Eheleute ſind deshalb nicht niedergeſchlagen. Still und gottergeben haben ſie das Opfer gebracht und nun erfüllt jener Friede ihr Herz, der vom Himmel ſtammt, der beſſer iſt als alle Schätze der Welt.

Wie ſie am Hügel vorbeikommen, wo ſie vorgeſtern geraſtet haben, bleiben ſie einen Augenblick ſtehen. Die Erinnerung an das wunderſame Geſchehnis durchbebt ſie wieder mit all den Rätſeln, die ſich daran knüpfen. Zugleich aber ſchauen ihre Augen etwas ſehr liebliches. Die Knoſpen der unbekannten Schlingpflanze haben ſich in der Zwiſchenzeit geöffnet und nun iſt das ganze Gerank von Blütenſternen bedeckt, dergleichen ſie noch nie geſehen haben. Es ſind feierlich ſchöne Blumen von zartem Blaßblau, in deren Mitte ein dunklerer Kranz von Staubfäden ſteht, aus dem ſich allerlei merkwürdige Zeichen und Formen erheben. Anna kann den Blick nicht von der Blütenpracht wenden. Ihr iſt, als ob es mehr ſei, denn ein gewöhnliches Blühen. Als ob dieſe Blume in einer beſonderen Beziehung zu ihr und den Ihren ſtünde. Als ob ſie ihr eine Botſchaft zu künden hätte, die ſie jetzt noch nicht verſteht, deren Sinn ihr aber ſpäter einmal klar werden wird.

Sie wendet ſich an den Knecht neben ihr. „Hebe eins dieſer Gewächſe mit den Wurzeln aus," befiehlt ſie. „Wir wollen es mitnehmen. Es muß ſich an unſerm Hauſe in Nazareth anpflanzen laſſen, daß es uns eine Laube bilde."

Der Mann gehorcht und während Anna ſorglich den Wurzelballen in ein angefeuchtes Tuch ſchlägt, frägt ihr Gemahl einen Vorübergehenden, der ebenfalls bei den Blumen ſtehen blieb, warum hier alles ſo einſam und verlaſſen iſt, trotz der günſtigen Lage zwiſchen lauter Gärten.

Der Gefragte zuckt die Achſeln und erwidert dann: „Ja, das iſt ſo eine Sache! Die Leute halten ſich hier nicht gerne auf, ſie behaupten, es ſei nicht geheuer. Man höre öfters Stimmen, die ein todestrauriges Lied ſingen, ohne daß man die Sänger erblickt. Das ſchreckt die Menſchen ab. Zuletzt hat ſich ein Römer hier angeſiedelt, der nichts davon wußte, es muß ihm aber auch nicht gefallen haben, denn er ging nach ein paar Jahren fort. Er war ein Gärtner und von ihm ſtammt wohl die Pflanze, die jetzt zum erſten Male blüht, wenigſtens ſehe ich ſie zum erſten Mal und gehe doch ſo oft hier vorbei! Ich will mir aber Ableger davon nehmen, denn ich bin auch Gärtner und kann ein Geſchäft mit den Blumen machen."

Digitized by Google

Joachim hat nicht viel auf die letzten Worte geachtet, denn was er vorher vernahm, macht ihn nachdenklich. „Und es sollen sich hier Stimmen hören lassen, die ein trauriges Lied singen?“ fragt er.

„Ja, ja,“ sagt der Fremde, „aber man spricht nicht gerne viel davon, am wenigsten hier! Es hängt vielleicht mit dem Namen des Hügels zusammen, der auf traurige Ereignisse schließen läßt, obwohl niemand Genaues davon weiß.“

„Und wie lautet denn dieser Namen!“ fragt Joachim.

„Golgatha, das heißt Schädelstätte,“ flüstert der andere und macht sich dann fort mit seiner Pflanze, die er inzwischen ausgegraben hatte, als sei jemand hinter ihm drein.

Joachim geht sinnend zu seiner Frau zurück, die still auf ihrem Reittiere sitzt und vor sich starrt. Sie sagt auch weiter nichts, so daß sich der kleine Reisezug bald wieder in Bewegung setzt. Sie hält nur die fremde Blume an ihrem Herzen, als hätte sie einen Schatz zu bergen und dabei fühlt sie, daß der Vorhang der Zukunft sich ganz leise bewegt hat und einen eiskalten Luftzug hindurchließ ....

Trotzdem will sie nicht von dem Gewächs lassen, zu dem sie sich so rätselhaft hingezogen fühlt. Sind dessen Blumen nicht wie aus Marias Tränen erblüht? Sie gehören zu ihr, in ihr Haus. „Wenn ich nur wüßte, wie die Blume heißt?“ spricht sie traumverloren vor sich hin.

„So gib ihr doch einen Namen, wenn sie dir so gut gefällt,“ lächelt Joachim, froh sie von dem unheimlichen Gesprächsgegenstand abgelenkt zu sehen.

„Den soll sie später erhalten, wenn ich vertrauter mit ihr bin und ihren geheimen Sinn erkannt habe,“ erwidert Anna. „Einstweilen will ich sie den Rätselstern heißen, denn sie birgt ein Geheimnis in sich.“

* * *

Es scheint fast, als habe die fremde Pflanze nur auf diesen Tag gewartet, um sich auszubreiten. Kommt's daher, weil freundliche Hände sich ihrer annahmen oder hat es sonst eine Ursache, genug, von nun an trifft man sie häufig und immer häufiger in den Gärten vor der Stadt. Von da wandert sie weiter in die Umgebung hinein. Bald schmücken ihre Ranken und Blüten die meisten Gärten und Innenhöfe Judäas.

Doch auch in Galiläa macht sie rasche Fortschritte, dank Anna und Joachim, die ihr die erste Gastfreundschaft gewährten. Sie haben von ihrem Gerank sich eine Laube gezogen, Verwandte und Freunde sahen sie, erbaten sich Ableger und so kommt es, daß Annas Rätselstern in wenig Jahren vollständig eingebürgert ist und niemand mehr daran denkt, seit wie kurzem die Pflanze erst bekannt wurde.

Digitized by Google

Maria hat in ihrem Tempelheim nichts davon gemerkt. Dort oben auf Moriah gibt es weder Gärten noch Blumen. Im Hause des Allerhöchsten, in den Riesenhallen und Gebäuden, die es umgeben, glänzt wohl das reine Gold, schimmert der edle Marmor, duftet das unverwesliche Zedernholz in Gebälk und Decken, aber für so vergängliche Dinge wie Blumen ist kein Platz in den Räumen des Ewigen. Und doch träumt Maria manchmal von ihnen!

Es sind seltsame Träume, halb süß und halb schreckhaft. Manchmal schaut sie in Nachtgesichten eine Unendlichkeit von schneeweißen Lilien mit goldenen Herzen, die um sie her sprießen, und abgebrochene Töne einer wundersüßen Melodie umschmeicheln sie dabei, doch wenn sie gerade recht genau auf das Lied achten will, so wacht sie auf und die Herrlichkeit ist vorüber.

Ein anderes Mal steht sie in einem Meer von Rosen, die in tiefroter Pracht sie umspielen und fast berauschend duften. Dann bückt sie sich wohl und will von den purpurnen Blüten eine brechen, aber sie greift statt dessen in lauter scharfe Dornen und fährt jäh aus dem Schlaf, in der Meinung noch die Blutstropfen an ihren verwundeten Fingern zu sehen.

Es sucht sie aber auch noch ein dritter Blumentraum zeitweise heim. Da erblickt sie die fremde Pflanze wieder, die ihr bei dem Einzug in Jerusalem so ahnungsvoll entgegentrat. Die Pflanze aber blüht jetzt und Maria, obwohl sie im wachen Zustande die Blumen nicht sah, erkennt sie doch gleich, als wären es alte Bekannte. Dabei meint sie immer das Rätsel ihrer sonderbaren Formen erraten zu müssen und kann es doch nicht, und quält sich ab, während das traurige Lied, das sie schon einmal hörte wieder um sie her erklingt, bis sie in Tränen aufwacht und noch lange nachher fortweinen muß.

Aber die Träume vergehen und die Jahre verrinnen. Endlich ist Maria wieder daheim in Nazareth als angetraute Braut Josefs aus dem Hause David. Die Hochzeit ist gewesen, allein die Heimführung noch nicht, wie das häufig in jüdischen Familien Sitte ist. Josef will erst noch einige Geschäfte in andern Städten erledigen und Anna will das künftige Heim ihres geliebten Kindes noch recht schön ausstatten. So lange bleibt die Tochter bei der Mutter. Ihr Vater ist tot, er hat die Rückkehr Mariä nicht mehr gesehen. Still und gottergeben wie er gelebt ist er auch gestorben, in der Hoffnung auf den kommenden Messias, und Anna, die tatkräftige Starke, besorgt allein die Verwaltung des Hauses und sorgt um Felder und Herden. Ihr wurde die Freude zuteil Maria wieder im Elternhause umhergehen zu sehen. Mit unendlicher Liebe und leiser Ehrfurcht blickt sie auf die hehre Jungfrau, der sie einst das Leben gab. Ist das wirklich noch ihr Kind oder ein Gast aus bessern Welten?

Digitized by Google

Sie läßt oft die Hände von der Arbeit sinken und folgt der lilienschlanken Gestalt mit den Blicken, wenn diese so demütig im Hause schaltet und waltet und dann kommt Anna immer wieder der Gedanke, den sie ehemals nicht recht auszudenken wagte, der sich aber jetzt nicht abweisen läßt. Wenn Maria nun doch die erkorene Messiasmutter wäre ....?! In der ganzen Welt ist ja keine Würdigere zu finden!

Maria ahnt nichts von den Gedanken ihrer Mutter. Sie hält sich ja in ihrer Demut kaum für gut genug die Magd dieser Auserwählten zu sein und sie hofft und betet, Gott möge ihr diese Gnade gewähren.

Wie will Maria der Messiasmutter dienen! Hat sie doch in all ihren Tempeljahren sich in Erwartung des Gottgesandten fast verzehrt und oft eine heiße Ungeduld geäußert, daß sich sein Kommen so verzögert. Hanna, die greise Prophetin, hat sie manchmal liebevoll ermahnen müssen: „Geduld mein Kind! Ich bin nun über achtzig Jahre alt und habe die ganze Zeit auf ihn geharrt, und dir wird in deiner Jugend schon die Zeit lang? Harre und hoffe! Er kommt bald, seine Zeit ist erfüllt! Bald kommt sein Tag."

Ja, der Tag ist nahe! Das sagen ihr auch die ahnungsvollen Träume, die sie jetzt mehr denn je besuchen. Da muß wohl eine Beziehung zwischen ihr und dem Kommenden sein. Maria bleibt manchmal plötzlich stehen und späht ins Weite oder horcht nach der Türe, als stünden die Füße der Boten schon davor, welche die Freudenbotschaft verkündeten.

Und wenn der Abendstern am verdunkelten Himmel blinkt, so sagt ihr sein Funkeln deutlicher als Worte: „Bald! Bald!"

Und wenn der Wind in den Bäumen rauscht, so kündet er ihr das Wörtlein: Bald! Im Rieseln der Quelle hört sie es und im Singen der Vögel. Am meisten aber fällt es ihr ins Ohr, wenn sie in der Laube weilt, die von der fremden Pflanze umrankt ist. Sie blüht jetzt. Maria hat die Blumen gleich aus ihren Träumen wiedererkannt und sie mit wehfrohem Herzen begrüßt, halb in Freude, halb in ahnungsvollem Leid. Aber nun künden sie ihr keine Trauer, sondern hoffnungsfroh wie alles um sie her rauschen und rispeln ihre Blätter im Mittagshauche. Marias Herz schlägt immer höher wenn sie im Schatten der Rätselsterne weilt, wie Anna die Blume benannt hat.

Und einmal, da sie in der Laube die Spindel durch ihre schlanken Finger gleiten läßt und traumverloren dem sachten Rauschen lauscht, da umtönt sie plötzlich die wundersüße Weise ihrer Ahnung. Sie klingt so hold, so traut, so unaussprechlich lieblich wie sie noch nie etwas hörte. Wohl vernahm sie im Traum schon Bruchstücke davon, allein jetzt klingt es bei wachen Sinnen vollendet an ihr

Digitized by Google

Ohr und umspielt sie mit solchem Wohlklang, daß sie beide Hände wider das hochklopfende Herz drücken muß, damit es vor Wonne nicht zerspringt. „Du Lied der Glückseligkeit!“ flüstert sie dabei ...

* * *

Und dann geschah der Gruß des Engels und Maria wußte, was das Lied der Freude bedeute! Und sie nannte die schöne geheimnisvolle Blume: den Freudenstern!

* * *

Aber nicht allzu lange erfreut sich die Blüte des schönen Namens. Viel Leid, viel Sorge, viel Kummer und viel bittrer Schmerz gingen dahin, seit Maria das wundersame Lied gehört hat! Und zuletzt kam das Furchtbarste von allem, das ihr armes zuckendes Mutterherz mit siebenfacher Qual durchbohrte und die Trennung von ihrem Sohne, der zum Vater auffuhr und sie zurück ließ, damit sie Mutter seiner kleinen Gemeinde werde ....

Ach, wie schwer und hart waren die Jahre der Trennung und wieviel des Schmerzes hatte die Mutter getragen, bis sie mit dem Jünger, den Jesus lieb hatte, nach Ephesus flüchtete um den Verfolgungen der Juden zu entgehen. Und nun weilt sie im Häuslein auf dem Nachtigallenberg, hoch über dem Getriebe der Weltstadt, deren Toben wie dumpfes Meeresbrausen zu ihr hinaufklingt. Sie harrt dort abermals einer kommenden Stunde wie einst in Nazareth! Sie wartet auf die Vereinigung mit ihrem Sohn.

Es ist auch noch eine Ähnlichkeit mit ihrem dortigen Aufenthalt hier. Wer konnte wissen wie es geschah, allein die wunderbare Pflanze ist auch nach Kleinasien gelangt und hat sich an Marias Häuslein angerankt und umspinnt es mit ihren Blättern und Blumen. Maria schaut sie oft gedankenvoll an, wenn sie vor der Schwelle sitzt, im Schatten der mächtigen Platanen die den Eingang bewachen. Maria ist jetzt häufig so müde. Die Füße wollen sie nicht mehr recht tragen und dennach geht sie an jedem Tag unter stillem Beten den Gedächtnisweg, den sie sich selber vorzeichnete. Ihr ist ja wie mit Feuer die Erinnerung eingebrannt, wie der Weg war, den ihr Sohn mit seinem Kreuz beladen gehen mußte. Sie hat es von jener Zeit an nie lassen können immer wieder diesen Schmerzensweg zu gehen. Das Mutterherz vermeint immer noch die Qual des Vielgeliebten durch Mitleiden und Mitfühlen erleichtern zu können! Und so hat sie sich auch in Ephesus diesen Weg geschaffen und die einzelnen Stationen mit Steinen bezeichnet, genau so eingeteilt, wie sie ihr im Gedächtnis stehen. Mit ihren schwachen Füßen geht sie an jedem Tag diesen Weg, in geheimem Zwiegespräch mit Ihm, der nun im Himmel thront und doch ihr Sohn ist und es in Ewigkeit bleiben muß.

Digitized by Google

Und wenn sie dann müde in ihr schlichtes Heim zurückkehrt, dann ruht sie unter den Platanen und läßt die Bergluft kühlend ihre Stirn umspielen. Ihre tiefen Augen, die Christi Tod am Kreuze sahen, blicken dann auf die Blume, die ihr ganzes Leben begleitete. Maria läßt manchmal einen der zartblauen Sterne durch ihre Finger gleiten, die so durchsichtig sind wie feines Wachs. Sie hat längst den Sinn dieser Blütenformen erraten. Sie hat der Pflanze den Namen gegeben, der ihr fürder geblieben ist. „Leidensblume" hat sie sie benannt, weil ihre Staubfäden die Formen von Christi Marterwerkzeugen tragen, und wenn sie sich in ihren Anblick versenkt, so erklingt, hauchleise, nur ihr vernehmbar, bald das Lied des Schmerzens und bald das Lied der Freude an ihr Ohr. Die beiden Weisen nähern sich einander immer mehr, bis Maria sie manchmal nicht voneinander unterscheiden kann. Sie lächelt dann vor sich hin, weiß sie doch, daß aus der Vereinigung beider Lieder erst das Eine, das Vollkommene, das Glorreiche entstehen kann, dem sie in aller Ewigkeit lauschen wird.

Und sie haucht einen Kuß auf die schöne Blume und flüstert dabei: „O Passiflora, Leidensblume, die du lehrst wie aus tiefem Leid die wahre Freude geboren wird, sei gesegnet!"

Jesus und die Kinder.

Der Heiland aber wehrte ihnen
Und sprach: Ihr staunt und also seid
Ihr gläubig. Doch die selig dienen,
Die wissen nicht von meiner Zeit.

Laßt eure Kinder zu mir kommen,
Denn ihrer ist das Himmelreich.
Ihr aber, ihr gewillten Frommen,
Versucht und werdet ihnen gleich.

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder,
Die still in ihrer Blüte stehn,
Seid ihr nicht Lebens Überwinder
Und werdet nicht die Wahrheit sehn.

Richard Schaukal.

Digitized by Google

Blauer Flieder.

In versteckten Villengärten
Blüht es wieder:
Mild verdeckt die Mauerhärten
Blauer Flieder.

Sonnige Sonntage fallen mir ein
Aus der Heimat, aus Jugendtagen.
Blauer Blüten Knospenschlagen
Lädt mich wieder
Zu verlornem Seligsein:
Blauer Flieder.

O, wie ist es doch damals gewesen?
Wunden weiß ich, die sollen genesen,
Und sie werden es auch.
Ströme du nur darauf nieder
Deinen jungfräulichen Blütenhauch,
Blauer Flieder.

Kinder träumen auf sonnigen Stufen
Vor den Türen, niedrig und schmal,
Hören die Märchen läuten und rufen
Durch mein vergessenes Jugendtal.
Von den ringelnden Locken nieder
Haucht im goldenen Abendstrahl
Blauer Flieder.

Ach, und ein Paar in Seligkeit
Wandelt wie in Paradiesen
Hin über schweigende Abendwiesen.
Es war einmal . . . Wie weit ist die Zeit!
Meiner Herzliebsten duftet am Mieder
Nickender, glücklicher, blauer Flieder . . .

Ach, ich halte mein Herz,
Halt' es in Händen, dem Wunder entgegen,
Mein Herz voll Sünden und Sorgen und Schmerz.
Wecke mir wieder
Sehnsucht, Reinheit, vergessene Lieder,
Sonne und Segen auf allen Wegen,
Blauer, jugendgeweihter Flieder!

Franz Schrönghamer-Heimdal.

Digitized by Google

Vom katholischen Geist in der neueren französischen Literatur.

Das Erwachen des neuen Geistes.

Von H. J. Terhünte, S. C. J.

Vielverschlungen sind natürlich die Wege, die von Comte und Taine, Renan und France zu Christus und der Kirche führten und gar mannigfach die Ursachen des Erwachens dieses neuen Geistes. Manche werden immer verborgen bleiben, die Fülle der klar zutage liegenden legt jedoch die Pflicht auf, sich mit ihnen zu befassen, bringt aber auch von selber eine Beschränkung in der Aufzählung mit sich.

Zunächst muß ins Auge gefaßt werden das Versagen der Wissenschaft. Der Positivismus eines Comte und Littré, der Scientismus eines Taine, der Dilettantismus eines Renan und France und die Laienmoral eines Buisson, der sich hauptsächlich auf Kant stützte, konnten das nicht bieten, was sie versprochen hatten: Ersatz für den verlorenen Glauben, Antwort auf Fragen und quälende Zweifel, die den Verstand beschäftigen und Erfüllung vieler Wünsche, die das Herz mit immer neuem Sehnen reizen. In einer Zeitschrift, die er als Fünfundzwanzigjähriger herausgab, den „Taches d'encre", schrieb Barrès 1885: „Der Trübsinn gähnt über die Welt, die die Gelehrten ihrer Farbe beraubt haben. Alle Götter sind tot oder zu weit entfernt, ebensowenig wie sie wird unser Ideal am Leben bleiben. Eine tiefe Gleichgültigkeit befällt uns. Das Leiden stumpft sich ab. Jeder geht seinen Weg, ohne Hoffnung, Ekel auf den Lippen, in einem banalen und immer gleichen Auf-der-Stelle-treten, vom Schmerzensschrei der Geburt bis zum zerreißenden Röcheln der Agonie — der letzten Gewißheit, hinter der sich alle Ungewißheiten öffnen."* Gaston Deschamps wandte sich 1894 an Renan: „Sie waren uns in unserer Jugendzeit der teuerste aller Bahnbrecher; aber wahrlich, Sie haben es nicht verstanden, uns in unserer Ungewißheit, in unserem Umhertasten und rastlosen Suchen, in unserer Sorge und Unruhe, die so heißersehnte Wegzehrung zu reichen."** Und Francis Charmes, der 1915 verstorbene Schriftleiter der „Revue des deux mondes", schrieb 1911 mit Recht: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Man glaubte und sagte vor wenigen Jahren noch gern das Gegenteil. Gelehrte mit einem großen Wissen und einem edlen Herzen versicherten, daß die Wissenschaften genügen müßten und auch genügen würden für alle Bedürfnisse der Menschheit. Wir wissen nicht, ob sie sich getäuscht haben für eine sehr ferne Zukunft (?); aber der Mensch unserer Tage kann nicht warten auf eine unsichere Verwirklichung un-

* Angeführt bei Curtius a. a. O. 12.

** La vie et les Livres, II 87, Paris 1895, Colin.

Digitized by Google

bestimmter Versprechen, er beginnt einzusehen, daß die Wissenschaft trotz des bewundernswerten Fortschrittes nur einen Teil des Ich befriedigen kann, den anderen aber unruhig und verwirrt läßt." Weite Kreise suchten nun Antwort auf die vielen Fragen und Ersatz für die mannigfachen Herzensbedürfnisse in Spiritismus, Okkultismus, Magie, Neobuddhismus und Neuchristentum, andere aber machten sich, übersättigt von den Trebern der Fremde, auf den Weg zum Vaterhause.

Den suchenden Herzen kamen manche Literaten, bewußt und unbewußt zur Hilfe. Ein Melchior de Vogué, der den Franzosen den russischen Evangelismus mit seinen Ideen der Güte und des Mitleids, der Sühne und der Demut und seiner Achtung vor dem Leiden, der Armut und der Schwäche offenbarte; ein Brunetière und Faguet, welche die Vorherrschaft des achtzehnten Jahrhunderts und den rohen Naturalismus der Schule Zolas bekämpften und die herrliche Ideenwelt des klassischen siebzehnten Jahrhunderts gleichsam neu offenbarten; ein Bourget, der im „Disziple" die Verantwortlichkeit der Denker für ihre Lehren betonte, sodaß Giraud von diesem Werke sagt: „Wenn später einmal der Briefwechsel und die Memoiren unserer Generation zu erscheinen beginnen, dann wird man erst erkennen, daß kaum ein Buch einen solchen Einfluß auf die Geister, Seelen und Gewissen ausgeübt und eine solche Umwälzung hervorgebracht hat, wie dieses";* ein Huysmans, der so scharfe, aber so sichere Kunstkritiker, der aus der naturalistischen Schule Zolas kam und dann in moderner Sprache und mit modernen Kunstmitteln katholische Wahrheiten und katholisches Leben im „Oblat", in „Sainte Lydwine de Schiedam" und in „La Cathédrale" verteidigte, der nichts von seiner Kunstkraft verlor, sondern mit Brunetière zeigte, daß die Kunst durch Annahme des Katholizismus nur gewinnen könne; ein Teodor de Wyzewa, der die edlen Kunstschöpfungen fremder Länder, der Dichter, Musiker, Maler, Dramatiker und Romanschriftsteller in Frankreich heimisch machte und selber immer gläubiger wurde; ein Barrès, der vom Individualismus zur Verteidigung der Heimat, der Toten und der Kirche kam; die Symbolisten der Neunzigerjahre, besonders Verlaine und Rimbaud, die in manchen Stunden trostloser Seelenqualen in der Religion Befreiung suchten und Taine selber mit seinen „Origines de la France contemporaine", in denen er zwar in nichts von seinen alten Prinzipien abweicht, wohl aber „durch seine Urteile, die er über Sachen und Personen fällt, durch seine loyalen Feststellungen und sein Erstaunen selbst, auf eine neue philosophische Betrachtungsweise hinzeigt und der Überzeugung, wenn auch nur zaghaft, Ausdruck verleiht, daß die Wissenschaft nicht den ganzen Menschen erfaßt, daß es jenseits oder über seinem Beobachtungsfeld eine reale Ordnung gibt, mit der der Forscher rechnen muß." **

* Maitres de l'Heure I, 277.

** Giraud in der „Revue des deux mondes", 1. März 1918, S. 105.

Digitized by Google

Wertvolle Unterstützung gewährten, wenn auch zum Teil unbewußt und ungewollt, einige Philosophen dieser Bewegung: der Eklektizismus eines Victor Cousin, der Neokritizismus eines Charles Renouvier, der soziale Idealismus eines Alfred Fouillé, der Intellektualismus eines Lachelier, der Pragmatismus eines James, der Kampf eines Boutroux gegen den Determinismus in seinem „La contingence des lois de la nature" und sein Fordern Gottes in „Science et Religion", vor allem aber die Intuitionslehre Bergsons in dessen Werken „Matière et Memoire" und „L'Évolution créatrice", welche alle nicht so sehr durch ihren positiven Aufbau, sondern durch ihren unerbittlichen und unermüdlichen Kampf gegen den übermächtigen Determinismus die Herzen wieder für Metaphysik zugänglich machten. Ihnen zur Seite standen Pierre Duhem und Henri Poincaré, welche auf den relativen Charakter so mancher wissenschaftlicher Formeln hinwiesen und so der so stolz gekrönten Königin Wissenschaft das Diadem absoluter Gewißheit und letzter Antwort auf alle Fragen nahmen. So war denn Männern wie Laberthonnière, Blondel, Fonsegrive und Edouard le Roy der Weg geebnet, durch das psychologistische und voluntaristische Verfahren in der Apologetik den Seelen näher zu kommen, wenn sie auch hie und da zu einseitig die Immanenzmethode anwandten; sie führten vielleicht den einen oder anderen in die Irre, den meisten aber legten sie den Weg zur katholischen Kirche frei.

Unerwähnt dürfen auch nicht bleiben kirchliche Liturgie, Kunst und Predigt, die den hungrigen Herzen Nahrung boten und dem Verstande, besonders durch die beredten Patres Monsabré und Janvier in Notre Dame zu Paris, zeigten, daß die Religion kein Gemisch von undefinierbarem Gefühl und geheimnisvollem Dogma ist, sondern daß es eine Wissenschaft der Theologie gibt.

Auffallend mag es scheinen, daß der gehässige und anscheinend siegreiche Sektarismus der Kirchenfeinde diese Bewegung gefördert hat. Überall, besonders aber in Frankreich, ist es gefährlich, zu triumphieren durch Anwendung niedriger und ungerechter Mittel. Besonders in der Jungmannschaft begann man Mitleid zu haben mit den verfolgten Katholiken, da sich die Verfolgung in der Schulfrage, bei der Laisierung der Kranken- und Waisenhäuser und beim Raub des Kirchengutes auf Arme und Schwache ausdehnte.

Auch hat das unermüdliche Arbeiten der Katholiken selber, vor allem ihr Arbeiten auf wissenschaftlichem und sozialem Gebiete, die Wege zu diesem Gesinnungswechsel geebnet. Infolge des Unterrichtes der fünf katholischen Universitäten, der herausgegebenen Zeitschriften, Diktionäre und Werke und der in den größeren Städten regelmäßig veranstalteten Konferenzen wurde manche Bresche in das wissenschaftliche Gebäude der Philosophen und Geschichtsforscher geschlagen, der verderbliche Einfluß freisinniger Literaten immer mehr

Digitized by Google

gebannt und die Saat christlichen Denkens weithin ausgestreut, die allen klar zeigte, daß der so oft betonte Gegensatz zwischen Glauben und Wissen durch einflußreiche Gelehrte in bestimmter Absicht künstlich geschaffen sei.

* * *

Eine bange Frage schwebt nun auf unseren Lippen, nachdem wir das Erwachen des katholischen Geistes in der jüngeren Literatur geschaut und die Wege nachgegangen sind, die zu diesem Erwachen führten: Stehen diese jungen Leute allein, kennt man sie in weiteren Kreisen, hilft man ihnen, können sie sich ihren Weg bahnen oder versperrt Verkennung, Neid und Haß ihren Aufstieg? Die umfassendste Antwort auf diese Fragen hat wohl Strowski gegeben: „Mit offenen Armen empfing man sie, und sie konnten sich häuslich niederlassen an manchem Herde. Die zuvorkommende literarische Gastfreundschaft ihrer älteren Brüder beglückte sie immer wieder. Was ein Schriftsteller zunächst sucht und nötig hat, ist eine Zeitschrift, die ihm ihre Spalten öffnet. Und in diesem Punkte können sich unsere jungen Freunde wahrlich nicht beklagen. Alle Zeitschriften, die ältesten und angesehensten, sowie die jüngsten und kühnsten, stehen ihnen offen. Überall haben sie infolge ihres beachtenswerten Talentes freien Zutritt; nirgendswo schließt man sie ihres Glaubens wegen aus .... Wohl gibt es Zeitschriften, in denen sie gleichsam zu Hause sind. Zunächst der „Correspondant", der unter der meisterhaften Leitung Edouard Trogans zu einem der einflußreichsten Organe Frankreichs und der Welt wurde ... Sodann die „Revue du temps présent" ..., vor allem aber die „Revue des Jeunes", um die der unvergleichliche Seelenführer Sertillanges eine Geisteselite gesammelt hat."* Und wo diese Zeitschriften Eingang finden, da dringen auch die Ideen der Jüngeren seelenbefruchtend ein; ihre Werke und Namen werden nach und nach vielen wohlvertraut und die Pariser literarischen Kloaken können ihre Schmutzgewässer nicht mehr ungehindert und ohne Damm durch die Lande wälzen.

Von großer Bedeutung ist es auch, daß ihr Arbeiten nicht systematisch totgeschwiegen wird, sondern daß sich bedeutende Kritiker wie Giraud, Beaunier, Strowski, Fonsegrive, Vincent, Rouzic, Dornis und andere eingehend mit ihren Werken beschäftigen. Da nun deren Wort durch ganz Frankreich und über die Grenzen hinaus klingt und sie sich mit liebewarmem und verständnisvollem Herzen in diese Arbeiten versenkt haben und immer wieder versenken und auch vor berechtigten Ausstellungen nicht zurückschrecken, so werden sie zu den besten Förderern und ernstesten Lehrern ihrer jüngeren Freunde.

Gerne gewährte man diesen auch Zutritt zu den uns etwas fremdartig anmutenden, aber für das Geistesleben Frankreichs so bedeut-

* A. a. O. 447.

Digitized by Google

samen Salons, wo sie in regem Gedankenaustausch mit geistreichen Männern und Frauen manche Anregungen empfangen und manche liebevolle Kritik gern entgegengenommen haben. So sagt Strowski von der allzu früh heimgegangenen Lucie Felix Faure-Goyau, deren Salon ein Stelldichein für so manche Größen des In- und Auslandes war: „Man hörte sie gerne an, man erinnerte sich immer wieder dessen, was sie gesagt hatte, und die unabhängigste und kühnste Poesie wurde von ihrem tiefen Glauben reich befruchtet."* Ähnlich ging es im Salon des körperlich viel leidenden, aber geistig immer frischen Charles de Pomairols, der vor allem den Dichtern Maurice Brillant, Charles Grolleau und Noel Nouet stets ein gewissenhafter Berater und väterlicher Freund war. — Wenn wir in diesem Rahmen von Georges Dusmenil in Toulouse, Charles Péguy in Paris und Joseph Lotte in Coutances sprechen, so müssen wir den Namen Salon in Geisteswerkstatt umändern, denn diesen drei Toten würden wir sonst leicht unrecht tun, da sie zur Errichtung eines Salons zu arm waren und auch wohl nie die Zeit zu noch so geistreichem Geplauder, sondern nur zu ernster, mühsamer Arbeit hatten. Dusmenil, der Philosophieprofessor in Grenoble war, hat 1910 zuerst die Jüngeren gesammelt und für sie mit Vallery-Radot die Zeitschrift „Les Cahiers de l'Amitié de France" ins Leben gerufen, die bis zum Kriege viermal im Jahre erschien und nach dem Tode des Gründers auf dessen ausdrücklichen Wunsch hin nicht mehr weitererscheinen sollte. Dort erschienen die ersten Aufrufe zur Sammlung und Vereinigung, dort finden wir auch manche Erstlingsarbeit der jungen Dichter und dort gab Dusmenil selber unermüdlich die echt katholischen Richtlinien an, die das ganze Schaffen seiner Freunde beseelen sollte. — Wie begeistert der Name Charles Péguy auch heute noch die Jüngeren! Péguy, der in seinen „Cahiers de la Quinzaine" seit 1900 in einem fort gekämpft hat, zunächst für Dreyfus und den mystischen Sozialismus, dann gegen Combes, Jaurès und die Sektierer und seit 1909 für Jeanne d'Arc und die katholischen Ideen, immer aber für das, was er Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit nannte. Sein ernstes Manneswort zündete in den Herzen seiner Mitkämpfer und mancher von ihnen mag aus den Donnerstagssitzungen der „klerikalen Klause" in der Rue de la Sorbonne Begeisterung und Glauben mit ins Leben und in seine Dichterwelt hineingenommen haben, denn alles in und um Péguy war edel, rein und gut. — Lotte endlich, der intimste Freund Péguys, der seit 1910 in seinem Bulletin des professeurs catholiques de l'Université die katholische Lehrerwelt erfassen, einen und für die Arbeit im Geiste Christi und der Kirche an den unschuldigen Kinder- und ringenden Jünglingsseelen erwärmen wollte und zu diesem Zweck auch häufig aus Baumanns und Lafons Werken herrliche Stellen vorlas und seinen Freunden als Geistesnahrung bot.

* A. a. O. 443.

Digitized by Google

Unrecht wäre es, wollte man der warnenden Stimmen nicht gedenken, die im Hinblick auf den Weg, den manche der Jüngeren gegangen sind, um zum Vaterhause zu gelangen, auf die Gefahren, die von dort drohen, hingewiesen haben und noch immer hinweisen und diese so zum großen Teil abgewendet haben. Durch die Philosophie Bergsons und seiner Schüler wird eben dem Gefühl ein zu weiter Spielraum gelassen und der Verstand zu sehr in den Hintergrund gedrängt, was denn auch in den Schriften einiger Jüngerer sehr stark zutage trat, so daß Ollion mit Recht von ihnen sagt: „Sie haben sich noch nicht genügend losgerungen von aller Romantik, allem Modernismus, aller Mode- und Neuerungssucht; sie wollen noch zu sehr anders sein als die übrigen, sie sind noch nicht genug losgeschält vom eigenen Ich. Was die Philosophie, Moral und Religion angeht, so müssen sie noch fester auf den Boden des Überlieferten treten ... Seit der Periode des Neuchristentums (um 1890) sind zuviele Ganz- und Halbbekehrungen von Dichtern und Schriftstellern, zu oft aus Antiintellektualismus und Gefühlserwägungen heraus erfolgt.* Und Letourneau läßt dieselben sprechen: „Man führt die Seelen zum christlichen Glauben durch das Gefühl, durch die Kunst, durch die Liturgie, durch die Literatur, durch eine Frömmigkeit, welche die Bedürfnisse der Seele befriedigt, nicht aber durch Vernunftgründe. Wir glauben nicht an die Argumente der Scholastik. Gerne betonen auch wir mit einem unserer Meister, Charles Péguy, daß wir den ganzen heiligen Augustinus für ein Wort von Jeanne d'Arc hingäben und den ganzen heiligen Thomas für das Dies irae."**

Um niemandem Unrecht zu tun, muß im Anschluß an diese beiden Warnungen darauf hingewiesen werden, daß diese nur dem kleinsten Teil der jüngeren Literaten gelten, und zwar denen, die sich zum Katholizismus bekehrt haben. Aber auch für diese gilt, was P. Mainage O. P. sagt: „Manche Kritiker, sowohl innerhalb als außerhalb des Katholizismus, diese mit schlecht verhehlter Schadenfreude, jene mit Besorgnis, haben darauf hingewiesen, daß die Vernunfteinsicht bei der Bekehrung so mancher Schriftsteller nur untergeordnete Bedeutung habe. Man darf nun nicht verallgemeinern, vor allem darf man manche Aussprüche und Sätze, wie zum Beispiel die bekannten Péguys, nicht auf die Goldwage legen .... Ich gebe gerne zu, daß „Le Voyage du Centurion" Pscharis oder die Bekehrungsgeschichte Louis Bertrands keine wissenschaftliche Glaubensbegründung ist. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß unsere Generation sich mit Macht gegen den Mißbrauch, den man mit den Vernunftbeweisen und der rein intellektualistischen Methode getrieben hat, wehrt. Auch müssen wir bedenken, daß unsere

* Revue pratique, 15. Mai 1918, S. 196, 197, 201.
** Revue pratique, 15. März 1919, S. 708.

Digitized by Google

jungen Katholiken am meisten begeistert sind für jene Glaubensmotive, welche die lebenspendende Kraft des Christentums ins hellste Licht rücken . . .* Von Tag zu Tag wird das rein Gefühlsmäßige mehr ausgemerzt, wird das Glaubensleben tiefer verankert und höher hinaufgeführt.

* * *

Diese wenigen Pinselstriche sollten ein zu selten gezeichnetes Bild von dem katholischen Denken und Arbeiten der Jüngeren entwerfen. Sie dürften aber genügen, um erkennen zu lassen, daß in dem literarischen Leben Frankreichs ein anderer Geist weht, als man beim Betrachten des manchmal so abstoßenden, gehässigen Treibens der regierenden politischen Kreise vermuten sollte. Das Bild zeigt uns, daß die Jüngeren ein Geist beseelt, der viel für die Zukunft verspricht; denn es sind keine Männer, denen mystisches Seufzen, Sehnsucht nach dem Unendlichen und religiöses Gefühl schon Glaube ist, wie dies auch Agathon gestand: „Es handelt sich hier nicht um ein religiöses Gefühl ohne Halt und Stütze, um einen mystischen und zarten Idealismus zum Gebrauch der Glaubenslosen, wie dies bei den Literaten der Neunzigerjahre Mode war. Die Jüngeren bekennen sich frank und frei zum überlieferten Katholizismus."** Auch sind es nicht solche, die in Klubsesseln vom Bekämpfen der Leidenschaften schreiben und für die gute Sache nur Tinte verspritzen. Es sind edle Menschen, denen es mit dem Glaubensleben ernst ist und die danach streben, in ihren Werken, von denen manche schon preisgekrönt wurden, die Flamme, die in ihrem Innern glüht, auch draußen leuchten und wärmen zu lassen.

Gaston Riou mag nur spotten: „Keine Probleme mehr und keine Konflikte, nur noch Gehorsam! Keine Verantwortung, kein Chaos, kein mühsames Hervorbringen, nur noch das fromme und süßliche Leiern der Litaneien und Gebete, die vierzig Geschlechtern Franzosen lieb und teuer waren." Er gehört eben noch zu jenen, die die Zeichen der Zeit nicht verstehen, denen das Suchen lieber ist als der Besitz, welche die herrlichen Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche nicht verstehen, vielleicht sogar hassen, er reicht wohl denen lieber die Hand, die das Sinnenvergnügen Glück nennen, dem Instinkt den Platz des Willens anweisen und der Kunst keine andere und höhere Aufgabe zuweisen, als zu zerstreuen und zu gefallen.

Rettung der einzelnen und der Völker kann aber nur von jenen kommen, die, wie die edelsten unter Frankreichs Schriftstellern, Ewigkeitsgedanken in ihre Arbeiten verweben, zu Christus und zur Kirche als zu unfehlbaren Leitsternen aufblicken und den andern den Weg zeigen, den sie selber gehen und auf dem sie das wahre Glück und den von allen ersehnten Herzensfrieden gefunden haben.

* A. a. O. 279—281.
** A. a. O. 65.

Digitized by Google

Tiefurt.

Von Hedwig Kiesekamp †.

I.

Rauscheröckchen, Stöckelschuhe,
Hold umlockte Puderköpfchen,
Blauer Frack mit goldenen Knöpfen,
Degen und ein Hängezöpfchen,
Sammethöschen, seidene Schleppen,
Also huscht's hinauf die Treppen,
Ruht auf spindelbeinigen Stühlen,
Rastet auf gestickten Pfühlen.
Flirtet hier und schäkert dorten,
Lauscht wohl an verschlossenen Pforten.
Durch geheimnisvolle Gänge
Schiebt sich's hin, im Frohgedränge;
Hier zu necken,
Da zu schrecken,
Überall die Lust zu wecken.
Während unter dunkeln Bäumen
Schon im Park die Wunder träumen,
Die gleich nach der Abendröte
Dort entzaubert — Meister Goethe.
Lichtgestalten werden gleiten
Über blumige Wiesenbreiten,
Werden jauchzen, werden weinen,
Und der Silbermond wird scheinen.
Goldne Sterne werden glühen,
Goldne Worte werden blühen,
Werden leuchten, werden zünden,
Mit der Mondnacht sich verbünden,
Zu entfesseln jene Kraft,
Die des Himmels lichte Glut,
Höllendunkel taucht ins Blut:
Liebe, die das Leben schafft.

II.

„Fülleſt wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz.
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

— — — — — — — — — —

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Groll verschließt.

Digitized by Google

Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt."
— — — — — — — — — —
„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!"

Aus des Parkes Dunkel steigt es,
In dem Licht der Sterne schweigt es.
Und — die feinen Puderköpfchen,
Samtne Fracks und Hängezöpfchen,
All die Frohgestalten neigen
Lauschend sich, in tiefem Schweigen,
Und entschwinden und zerfließen,
Wie die Worte sich ergießen
Durch des Schlößchens leere Räume:
Goldne Träume! Goldne Träume!

Kirchenfrühling.

Frühling zieht in meine Sinne,
Tagestrunken wank ich heim,
Ehe ich noch Zeit gewinne
Knospet schon des Liedes Keim.

Pralle Zweige formen Felder
Reich wie alter Fenster Blei,
Veilchen, Wiesen, Himmel, Wälder
Strömen ihre Farben bei.

In die glüh'nden Dämmerstunden
Dröhnt die Merle den Choral —
Und das Haupt voll Blut und Wunden
Leuchtet mystisch mir einmal.

Josef Feiten.

Digitized by Google

Die Spinne.

Eine Legende von Peter Bauer.

Jerusalem lag in schwarzer Nacht. Sie war wie eine unaufhaltsame Flut über die abendroten Wolkendünen des Himmels hereingebrochen und hatte Berg und Stadt und Fels in ihrem Dunkel begraben. Grenzenlose Stille hielt jeden Laut verriegelt, sodaß ein Gefühl der Unsicherheit und Verlassenheit umso unheimlicher wuchs. Bang bargen sich die Menschen hinter verschlossenen Türen. Das Wissen um eine furchtbare Tat, an der sie Mithelfer waren, ließ sie zittern. Blut klebte an ihren Händen, das fühlten sie, ängstlich in Winkel gekauert. Je mehr sie zurückdachten, je drohender gellte ihnen des Pilatus feierliche Abwehr in den Ohren: „Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sein Blut komme über euch!“ Der Fluch lastete erdrückend auf ihren ächzenden Herzen.

Ganz Jerusalem zitterte wie ein Mensch, vor dem jäh grausiger Abgrund gähnt.

Und kein Stern tat sein gütiges Auge auf und strahlte den himmelan bettelnden Blicken Hoffnung und Hilfe.

Nur vom Gipfel des Kalvarienberges her, in dessen Richtung aber kein Antlitz den Aufblick wagte, schimmerte magisches Leuchten durch die lichtlose Nacht. Es war die kreidige Bläße nahen Todes, die des Heilandes totwunde Glieder langsam überwucherte. Vergebens hatten Muskeln und Sehnen sich noch gestrafft zu verzweifeltem Aufbäumen. Die kantigen Nägel hatten sich nur tiefer, qualvoller noch in das zerfetzte Fleisch der fiebernden Hände und Füße gebohrt. Das letzte Ankämpfen des in unendlicher Liebe noch einmal aufglühenden Herzblutes gegen eisige Erstarrung war schmerzvoll zurückgeflutet. Die zu weltumfassendem Umfangen gereckten Arme erschlafften, da die flackernden Blicke vergeblich den Bruder riefen, der verdürstende Mund vergeblich nach dem Balsam jenes Kusses sich krümmte.

Wie ein Ausgestoßener hing der große Helfer hilflos in unsäglicher Verlassenheit. Himmel und Erde verschlossen sich ihm. Nur die unaufhaltsam sich verdichtende Finsternis drang immer beklemmender auf den Wehrlosen ein. Fledermäuse schwirrten wie satanische Geister um das Kreuz, und der schauerliche Ruf des Uhu johlte wie des Erzbösen Höllengelächter.

In namenloser Angst stieß der von Tod und Teufeln umtanzte Heiland einen gellen Hilfschrei aus, der Berge zittern und die Häuser Jerusalems schwanken machte: „Mein Gott, mein Gott, wie hast Du mich verlassen!“

Aber kein Engel schwebte in lichter Flut herab ihn zu stärken, wie im Ölbaumgarten, kein Mensch drang mit flackernder Fackel und heißem Bruderherzen durch das nächtliche Dickicht, ihn zu befreien.

Digitized by Google

Ein paar zarte Vögelchen nur huschten mit lautlosem Flügelschlag heran, dem Gemarterten zu helfen. Wie Zangen zogen und zerrten ihre Schnäbel an Dornen und Nägeln in unermüdlichem Mühen. Sie achteten nicht der rieselnden Blutstropfen, die ihre Gefieder befleckten. Von der linken flatterten sie zur rechten Hand, von der Stirne zu den Füßen und wieder zurück und setzten ihre vergebliche Arbeit fort, bis der Heiland sie mit einem Segensblicke entließ. Das Blutmal auf ihrem Gefieder blieb haften. Keine Sonne bleichte es und kein Regen spülte es ab. Sie tragen es mit gleichem Stolz wie die adelnden Namen: Rotkehlchen und Rotschwänzchen, die ihnen spätere Menschen schenkten.

Kaum waren die Vögelchen entflogen, da nahte ein noch kleineres Tier seinem Herrn und Schöpfer zu helfen: Ein Blutstropfen war in einen Riß des knorrigen Kreuzstammes gesickert und hatte eine ruhende Spinne aufgescheucht. Sie schoß hurtig hervor und krabbelte einem jähen Antrieb gehorchend am Stamm hoch. Aber sie wagte sich nicht an das schon in überirdischen Glanz gehüllte Haupt des Heilandes heran. Ein seltsamer Schauer, eine ahnende Scheu ließ sie seitwärts am Querbalken des Kreuzes sich weitertasten. Und da entdeckte sie die gräßliche Wunde der Hand, aus der unablässig Blut sickerte. Sofort begann sie emsig hin- und herlaufend zarte Fäden über die Handfläche zu spinnen, bis ein seidenweiches Gewebe das rieselnde Blut stocken machte. Dann schoß sie instinktiv in hastigen Sprüngen nach dem andern Ende des Querbalkens und setzte dort ihr Liebeswerk an der Handwunde in gleicher Weise fort. Plötzlich verlor sie im Übereifer ausgleitend den Halt und stürzte hinab. Aber seltsam! Sie stieß nicht wie ein Stein an die Erde auf, zerschellend oder sich schwer schädigend, sie kam vielmehr in einiger Entfernung vom Boden in schwebende Ruhe wie ein Vogel oder Falter auf gebreiteten Flügeln. Der Heiland hatte durch ein leises Zucken seiner Hand einen der seidenen Fäden, mit denen sie seine Handwunde übersponnen hatte, sich lösen lassen und der kleinen Helferin im Augenblick höchster Not wie ein Rettungsseil zugeworfen. Den hatte sie erfaßt und festgehalten.

Als die Spinne sich vom Schreck des Absturzes erholt und die Unsicherheit der schwindelnden Schwebe überwunden hatte, kletterte sie rüstig an dem haarfeinen Seil hoch und vollendete ihr Liebeswerk.

Der Dank des Heilandes blieb aber der kleinen Samariterin und ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag, indem sie auf dieselbe wundervolle Weise wie einst auf Golgatha bei jedem Absturz sich in der Schwebe halten und retten können.

Digitized by Google

Mein Leben.

Als Teppich zu deinen Füßen entrollt
Liegt nun mein Leben.
Doch zu den hellen Blüten aus Gold
Mußt du den Faden mir geben.
Ich wob daran viel Jahre lang
Und wußte nicht für wen
Und wenn auch manches Bild gelang,
Das mühsam ich in Fäden schlang,
Ich mußte mir gestehn,
Daß alles grau und dürr und tot
Und ohne Blüten auf den Zweigen,
Zu wenig Licht im dunklen Rot —
Und alles fragt und allem droht
Als Antwort nur ein Schweigen.
So trennt' ich manche Wirrnis auf. —
Wie Hände, die sich falten,
Siehst du der Fäden krausen Lauf
Zu Bitten sich gestalten.
Die du dem schönsten Traume gleichst,
Den ich in mir verhehle,
Wenn du mir nun die Fäden reichst,
Die lichten, deiner Seele,
Mir nimmer von der Seite weichst,
Damit ich nichts verfehle —
Dann blühen im Teppich vor deinem Fuß
Viel Rosen auf und umranken
Dein Leben wie der Liebe Gruß,
Der danken will, nur danken.

Josef Leo Seifert.

Meine alten Bücher.

Plauderei von M. Herbert.

Ich stehe an einem freien sonnigen Nachmittag vor meinem Bücherspind. Nicht vor dem großen Bibliothekschrank mit den glänzenden Klassikerrücken, den dickbäuchigen Werken der Wissenschaft, den schwerfälligen Lexika und den tausend Tagesbroschüren, von denen die meisten Kinder des Hasses, des Kampfes, des Professorenzankes, des eitlen Wissens sind — nein, vor dem kleinen zierlichen Bücherkasten, hinter dessen Scheiben noch die verblichenen blauen Seidengardinen meiner Mädchentage hängen. Hier stehen in stiller Vergessenheit und doch noch so innig geliebt, die Lieblingsbücher meiner zwanzig Jahre;

Digitized by Google

die feinen kleinen Bände mit dem echten Goldschnitt und der reichen Pressung damaligen Geschmacks. Da stehen sie und hüten mit Zärtlichkeit und Treue meine liebe tote Jugend — so wie die Zwerge das schöne Schneewittchen im gläsernen Sarg. Sie wissen es, eine wirkliche Jugend kann nicht sterben. Ein Finger wird an den Sargdeckel klopfen und sie wird in ihrer Herrlichkeit und im Glanze ihrer Morgenröte auferstehen. Alle die schweigsamen Bände im alten Kasten sind Wisser um eine tiefe Stunde meines Lebens; sie gehörten zu den Innigen, Herzlichen, Heimatlichen, die meiner Traurigkeit begegneten, mein Glück erhöhten, meiner Sehnsucht Stillung brachten.

Sie verstanden meine Liebe und teilten die schwere Einsamkeit meiner werdenden Jahre.

Leise nehme ich aus der Reihe die schöne Ausgabe der Brentano-Gedichte mit den schmerzlich vergeistigten Zeichnungen, die ihnen der junge Steinhausen mitgab. Wie Duft von wilden Rosen steigt es aus den Blättern. Wann haben sich so Dichter und Zeichner verstanden wie diese Beiden?

Wie hatte doch der Maler das sehnsüchtige Tasten, das wehmütige Heimverlangen der zerrissenen Dichterseele sich so ganz zu eigen gemacht! In den betenden Engeln lebt alle Kindlichkeit des Romantikers, sie lebt in den abgeschiedenen Seelen, die im weißen Totenhemdlein in den Nachen des Geliebten steigen, weint mit verlorenen Geistern um vergeudetes Leben.

Ach und hier bei dem Liede der Lieder, dem ergreifenden Sterbesang „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" — der machtvolle Sensenmann mit dem unergründlichen Seherauge! Dicht daneben die „Chronika eines fahrenden Schülers" mit ihrer seligen Verherrlichung der Mutterliebe und ihren zarten Landschaften voll Licht und Duft.

Ich nehme in die bebenden Hände die „Träumereien eines Junggesellen" und blättere um. Pastellmalereien zartesten Kolorits. Altmodische Gefühle, fern verdämmert und doch so liebevoll — das Buch einer ganz feinen Männerseele.

Und jetzt Goldsmiths „Der Pfarrer von Wakefield". — Bilder, pedantisch und doch voll vom Reize des Dichterischen.

Weiter: Max Müllers „Deutsche Liebe". Einst wurdest du mir in unvergeßlicher Stunde geschenkt von einem der edelsten Menschen, du stilles, weiches Buch — du verklärtes Bekenntnis einer Seelenliebe, wie die Welt sie nicht mehr kennt. Die schöne schlanke Handschrift des toten Freundes auf der ersten Seite: Verse aus Woodsworths „Highland Girl", das in dem Buche zitiert wird: „Thy eedeo bootner I would be, Thy fatner — anything tro thee."

Eine Welt der Erinnerung macht mit den Worten auf. Heiliger Besitz, heiliger Verlust. Ach, ihr unter Tränen lächelnden Bücher der Jugendliebe! Ihr Musiker des Herzens, ihr Nachtigallen ferner Lenze.

Digitized by Google

„Prinz Rosa Stramin!“ Du unbekanntestes aller romantischen Bücher, zugleich du Heiterstes und Versonnenstes! — Ihr Lieder von Schönaich-Carolaths, ihr Edelsänge eines Edelmannes!

Dann Droste-Bände ... Schmucklos, viel gelesen, viel gebraucht. Zu der Zeit, da meine Seele sich der tiefsinnigen Heidegängerin ergab, stand sie schon über dem süßen Kling-Klang der Jugendphantasien. Die ernsten, schweren Glocken, welche Kampf und Not des Lebens umläuten, schwangen schon in der Luft. Über den Heimatbergen dämmerte der Tag, welcher hinaufführte zum hohen Amt der Erkenntnis, der Erlebnis Gottes.

„Das Geistliche Jahr!“ Wie dazumal sehe ich wieder im reinen Äther über mir vorüberziehen die jungfräuliche Sucherseele, die mit durstigen Lippen aus dem Gralsbecher der Evangelien trinkt. Meine Gedanken halten Rast bei den vielen Bleistiftzeichen, die ich in gesegneten und verschlossenen Stunden an die Stellen drückte, die mir den tiefsten Eindruck machten. Da waren die Pulse meiner Seele geöffnet, um das Geistesblut einzulassen, das aus so reinen Adern in sie überströmte.

Das Buch übt seine alte geheimnisvolle Macht über mich aus. Der Geist der Buße, der Läuterung, der von ihm ausgeht, überwiegt noch die Kraft der Erschütterung.

„Ich bitte nicht um Glück auf Erden,
Nur um ein Leuchten nun und dann,
Daß sichtbar deine Hände werden,
Ich deine Liebe ahnen kann.
Nur in des Lebens Kümmernissen
Um der Ergebung Gnadengruß!
Dann wirst du schon am besten wissen,
Wieviel ich tragen kann und muß.
Auch nicht um Ruhm will ich dich bitten,
Dem meine Schultern viel zu schwach;
Nur in der Menschenstimmen Mitten
Mir bleibe das Bewußtsein wach:
Daß wie die Meinung kreist und rennet
Doch Einer ist, der nimmer irrt,
Und jedes Wort, das ihr nicht kennet,
Mich tausendfach gereuen wird.“

Ja, immer muß mein Herz zu Annette Droste zurückkehren, zu der ewig Jungen und Neuen. Lange vor mir hat sie meine Kämpfe gekämpft, meine Schwernisse gewogen, meine Verlassenheiten durchkostet.

Neben dem Drostewerke steht die zeitzerfressene Ausgabe des Liedes von der Nibelungen Not, die meinem Vater gehörte. Die derben Holzschnitte darin brachten meiner Kindheit die ferne Sage meines Volkes nah. Lange, lange vor meiner Bekanntschaft mit Wagner hatte ich Siegfried und Kriemhild, Hagen und Brunhild, Gunther und König Etzel in all ihrer großen „Kuonheit“ erlebt.

Digitized by Google

Auch dir streiche ich liebkosend über den Rücken, zerlesener Balladenband: Schiller . . . Uhland! Eure starken Freskomalereien stehen an den Wänden meiner Erinnerung farbig unübertünchbar.

Auch du unmodisches, braungemasertes Buch, auf dem der grüngoldene Schild wie ein Leuchtkäfer strahlt: „Onkel Toms Hütte!"

Zwischen Kindheit und Jugend traf mich dein durchdringender Ruf nach der Gleichheit und Freiheit aller Menschenrassen. Heute nennt die Welt dich ein künstlerisch überwundenes Buch ohne literarischen Wert und doch sind deine Gestalten so voll Blut und Leben, daß sie bis auf den heutigen Tag mit mir gingen. Onkel Tom, Tante Chloé, die unvergeßliche schwarze Topsy, Tante Ophelia und die lichte Evangeline mit dem frühen Tod im Herzen. — Wann hätte ich je Elizas Flucht über die Eisschollen des Ohioflusses vergessen können oder die bittere Stunde von Onkel Toms Martyrium und die leuchtenden Momente seines sieghaft-christlichen Todes, die ihresgleichen in der Dichtung nicht haben. Eingeätzt sind diese Bilder in meine Seele durch die glühende Beize des Mitleids mit den Mißhandelten.

Würde doch jeder heiligen Sache ein so wirkungsvolles Buch geschrieben, wie es Onkel Toms Hütte für die Abschaffung der Sklaverei war.

Die Düsterkeit beginnt zu sinken. Ach winken mir lange Reihen der Jugendbücher: Byrons Prisoner of Chillon, Chamissos Salas y Gomez — aber meine Augen sind nicht mehr so stark wie in jungen Tagen — ich muß für heute von den heißgeliebten Freunden scheiden.

Dorf im Korn.

Rote Dächer, weiße Giebel,
Alter Linden grüne Bogen
Und des Kirchturms graue Zwiebel
Eingetaucht in goldne Wogen.
Brotverheißend um die Schwellen
Flutet schwer, um Haus und Scheune
Heißen Duftes süßes Quellen
Aus der Ähren goldner Bräune.
Ährenwogenweite, schwere!
Feuermohn und Blütenbläue
Leuchten aus dem gelben Meere,
Drüber Sommerhimmels Treue.
Sonne, Einsamkeit und Stille,
Nur an grünumgrasten Wegen
Singt im Sommerkraut die Grille — —
Gott der Herr spricht seinen Segen.

Maria Homscheid.

Digitized by Google

Händefaltende Kunst.

Als ich gestern mit meinen beiden sechs- und fünfjährigen Knaben ins Theater ging — „Schneewittchen" sollte gespielt und der gläserne Sarg, den die Kinder schon auf dem Bilde so schauervoll schön fanden, sollte Wirklichkeit werden — da sah ich, wie im Augenblick des Beginnens der Ältere von beiden andachtsvoll die Hände faltete.

Und noch mehr: wenn die rührenden Szenen — wie das in den Weihnachtsmärchen üblich ist — immer wieder durch derbe Späße unterbrochen wurden, meinte der Kleinere unmutig: „Es ist doch schade, daß sie dann immer so albern sind."

Aber man glaubt es dem kleinen Publikum nicht anders zumuten zu können, als daß immer gelacht werden muß. Ich indessen dachte wehmütig an das große Publikum, von dem auch die Direktoren meinen, es wolle durchaus nicht die Hände falten, wenn der Vorhang aufgeht.

Ich aber glaube durchaus nicht an das Publikum, das durchaus und immer nur das allzu Menschliche in seiner dunkelsten Not vor Augen sehen will. Im Gegenteil: Ich glaube, daß der größte Teil der Menschheit all der vielen, mehr oder minder perversen Variationen des erotischen Problems herzlich müde geworden ist, und nichts williger, und nichts sehnsüchtiger aufnehmen würde, als große Dichtung, die an die übersinnlichen Regionen rührt. Aber da ist das Diktum eines bekannten Theaterleiters, das lautet: „Ich halte es für die Aufgabe der Bühne, die moderne Ethik ins Volk einzuführen." Das sagt einer für viele.

Das böse Wort „Tendenz" wird nur gegen die christliche Dichtung ausgespielt; die Dichtung aus dem Geiste der antichristlichen Ethik darf ihre Ziele und Nebenziele unbehelligt auswirken. Und das ist ja auch ihr gutes Recht. Jede Dichtung erstrebt ihrer Natur nach das Gemüt des Menschen in den Bann, in die Sphäre ihres Urhebers zu ziehen; und die suggestive Macht des Theaters ist größer, als die irgend einer anderen Kunstform. Aber es ist, als hätten die christlich Interessierten diese Erfahrung vergessen — wie könnten sie sonst das Theater ganz mit Haut und Haaren dem Antichrist überlassen! Wie könnten sie glauben genug zu tun, indem sie sich fernhalten — fern vom Theater, das zur christlichen Zeit aus der Kirche, wie im Altertum aus dem religiösen Kultus hervorgegangen ist!

Wenn wir begreifen werden, daß das Gottesdienst bedeutet, große, christliche Kunst zu fördern — nicht Traktätchen, nicht die alte Leier, die des Teufels Lieblingsmelodie ist — dann sind die Fundamente zum wahrhaft christlichen Theater gelegt. Aber einzig mit Calderon ist es nicht getan. Jedem Zeitalter gilt das Psalmenwort: „Cantabo canticum novum Domino", der Dichter muß es singen, das Volk muß es hören — aber Dichter und Volk können zusammen nicht kommen ohne die einsichtsvolle Hilfe derer, die allein helfen könnten.

Digitized by Google

Wenn das geschähe, dann wäre wohl die Zeit reif und nahe, daß mancher Erwachsene, vielleicht das ganze vielköpfige Publikum täte wie mein kleiner Sohn getan hat, und faltete die Hände, wenn der Vorhang aufgeht.

Ilse von Stach.

▽▽▽▽▽

Der fromme Musikant.

Herr, hier bist du nah. (Ich sehe kaum —)
Dein Hauch hat mich umschlungen.
(Des Weihrauchs schöner Silberbaum
Hob mich aus Niederungen.)
Ich schwebe, fliege, knie jetzt durch die Luft,
Entgegen deinen Schritten. —
Ach, der Mensch vor dir zergeht in Duft,
Du aber hast um ihn gelitten.
Nun schau ich alles . . . Armer Sinn!
Der schweifsternflüge Schwung
Berauscht mich ganz: Ich bin
Ein Stäubchen Dung vor deines Atems Pflüge . . .
O, laß den Blick mich nicht zu Ende tun
Hier oben, Gott! O, laß mich sinken.
Ich finde hier nicht Zeit zu loben
Dich und Dank dir zuzuwinken.
Ich sinke
In den Silberbaum zurück.
Auf seinen Zweigen will ich sitzen bleiben
mit meinem Glück.
Und geigen, geigen, geigen.

— — — — — — — — — — —

Was wär die Welt wohl ohne dich?
Der Menschheit Werk? Und ich?
Ein ungestümes Unding bloß,
Zwecklos wie ein Dirnenschoß,
Ein Selbstbetrug. —
Mit dir jedoch ist sie schön und klug.
. . . die Welt allein? Mir graut davor.
Und dienten tausend Sonnen mir,
Du bleibst die Brücke, bist das Tor . . .
Ich finde mich nur ganz in dir.

Hans Steiger.

□□□□

Digitized by Google

Gänge mit Paul Ernst.

Von Oskar Katann.

Auf zwei wichtigen Gebieten der Dichtung hat Paul Ernst theoretisch und praktisch förderlich eingegriffen: Auf dem der Tragödie und dem der Novelle. Auf seinem Wege zur Form dieser Dichtungsgattungen haben sich ihm nicht wenige Weggenossen zugesellt; manche sind mit ihm bis ans Ende gegangen, andere haben ihn wenigstens lange Strecken begleitet. Nun, da er in seinem Buch „Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus" (Georg Müller, München 1919, 428 S., Mk. 10.—) einen neuen Gang unternimmt, soll er nicht allein bleiben; wir wollen ihn solange begleiten und ihm die Straße kürzen, bis sich der Weg teilt und wir eine andere Richtung einschlagen müssen.

Schien es anfangs, daß Paul Ernsts Neuklassizismus wesentlich an Hebbel orientiert ist, dem er seine Tragödienauffassung verdankt, so hat sich auf der Höhe seiner Kulturfahrt sein Blick geweitet: Er schaut nicht mehr zu Hebbel und nicht nach Weimar zurück, sondern richtet sein Auge nun fast ausschließlich auf Athen und die griechische Kunst, denn „ein Kunstwerk, das einmal geschaffen ist, steht für alle Zeiten da, es hat mit der Zeit und dem Volk nichts mehr zu tun, dem es entsprungen ist. Wir können nicht sagen: Die Alten schufen so, wir Neuen schaffen so und beides ist gleichberechtigt. Die griechische Kunst steht auf der Höhe; von dieser Höhe herab erscheint jede andere Kunst, welche unter ihr steht, als verunglückte Kunst" (58). Aber Paul Ernst faßt die Kunst nicht allein ins Auge, er betrachtet sie als Ausschnitt und Symbol der ganzen Kultur; während er bei uns überall Zusammenbruch, Auflösung und Zersetzung sieht, kann er sich in der Bewunderung für die Einheit der griechischen Kultur nicht genug tun und ist sogar geneigt, die chinesische Kultur wegen ihrer Einheitlichkeit und Bodenständigkeit der europäischen vorzuziehen. „Wir mögen heute mit Dampf und Elektrizität arbeiten, unter Wasser fahren und in der Luft fliegen, Millionenheere leiten und täglich neue wissenschaftliche Fragen lösen, welche dem Altertum nicht bekannt waren, ein alter Grieche würde uns doch als Barbaren bezeichnen. Ein heutiger Chinese von konservativer Gesinnung, der noch die alte Bildung genossen hat, wird uns gleichfalls Barbaren nennen, obgleich er doch genügend die Überlegenheit der modernen Völker über sein eigenes Volk kennen lernte" (101).

Das, wovon alle großen Erneuerer unserer Literatur in ihren theoretischen Betrachtungen ausgingen, war das Verhältnis zur Antike und zu Shakespeare. Auch Paul Ernst geht davon aus. Wie Lessing und Herder, die Klassiker und die Romantiker, so bemüht sich auch Paul Ernst, den Unterschied zwischen Moderne und Antike in einer Formel zusammenzufassen. Und so sieht er denn einen Hauptgegensatz zwischen unserer und der heidnischen Kunst darin, daß unsere Dichtung eine individualistische Kunst sei, deren Innerlichkeit zur Vereinzelung und Formlosigkeit führt, während die antike Dichtung auf breiter volksmäßiger Basis entstand, eine ruhige Weiterbildung der Volksbildung darstellte (102). Unsere klassische Dichtung dagegen hing „völlig in der Luft. Es waren da ein paar große Menschen, die gänzlich für sich lebten, alles aus sich holen mußten, während das Volk nicht einmal etwas von ihnen ahnte, geschweige ihnen dankte, geschweige ihnen durch verständnisvolle Aufnahme eine Stärkung und einen Ersatz für die in ihrer Arbeit ausgegebenen Lebenskräfte zurückgab" (11). Aber nicht nur formell, auch materiell hängt unsere Dichtung völlig in der Luft; es sind keine Voraussetzungen, keine Gelegenheiten da, an die sie anknüpfen kann. Das Leben der Griechen dagegen, sagt Paul Ernst, war „voll von Sitten, durch welche

Digitized by Google

dichterische Formen ausgebildet werden konnten" (95). So gab es in der Lyrik eine eigene Gattung von Hochzeitsliedern, die Brautkammerlieder, die von den Jungfrauen vor der Brautkammer gesungen wurden und gegebene Vorgänge, Gedanken und Empfindungen in eine feste lyrische Form brachten. Und wie man für die Hochzeit das Epithalamion hatte, so für den Gottesdienst den Hymnus, für das Gelage das Skolion; eine Reihe anderer Natur- und Götterfeste gaben dem Dichter weitere Voraussetzungen und Gelegenheiten; die Tragödie selbst ist ursprünglich nichts anderes als eine religiöse Gelegenheitsdichtung. Indem der griechische Dichter an Voraussetzungen und bestimmte Gelegenheiten anknüpfte, war er durch Zweck, Ort und Publikum gebunden; er hatte gleichgestimmte Zuhörer vor sich, deren Seelenstimmung ihm bekannt war; er wußte, „welcher Gehalt erwartet wird, welcher Inhalt, welches Auf und Nieder, Spannen und Lösen, kurz, er hatte ein gegenständliches Gesetz: Das ist eine Form" (98). Der Neuere dagegen hat nichts als seine Innerlichkeit, die er „aufs Geratewohl in die Welt" schickt. Zwar hätten wir in unserem Kirchenliede etwas, das sich mit dem Hymnus, und im Gesellschaftsspiel etwas, das sich mit dem Skolion vergleichen ließe, aber bedeutende Dichter griffen fast nicht nach diesen Formen, die nicht mehr lebendig genug sind und nach Paul Ernst ebenso absterben, wie das „Hochzeitslied" oder die „Leichenkantate" früherer Jahrhunderte gestorben sind. An die Kirchweihfeste, die Jubiläen, Sylvesterfeiern und Polterabende müßte unsere Zeit anknüpfen, wenn sie im Sinne Paul Ernsts ähnliche Formen wie die Antike schaffen wollte. Aber ein solches Unterfangen setzt ein volkstümliches Empfinden und Ehrfurcht vor den Sitten voraus; diese aber gehen uns mehr und mehr verloren. Zur Zeit der Klassiker war noch weit mehr davon vorhanden, aber sie knüpften nicht daran an, sondern an die bestehende Bühne, die ursprünglich eine Belustigung für den Stadtpöbel war und nun, nachdem sie durch die französische Tragödie gehoben war, das Gefäß für die Dichtung abgeben sollte. Und so brachte es das klassische Drama, wie Paul Ernst sich ausdrückt, nur zur „Erregung literarischen Interesses, vermischt mit vaterländischem Stolze", nicht aber zu „gläubiger Erschütterung", wie es in der Antike der Fall war.

Ob Paul Ernst in diesen Gedankengängen von Richard Kralik beeinflußt ist, der seit seinem „Kunstbüchlein" (1891) immer wieder auf das Festlied, das Fest- und Mysteriendrama hingewiesen hat (siehe S. 124ff., 134ff.)? Oder sollen wir uns an die Gemäldegespräche A. W. Schlegels mit ihrer Forderung einer Mythologie erinnern, etwa an den klassischen Satz: „Ich habe es oft beklagen hören, daß die großen Maler immerfort Madonnen, Aposteln, Heilige, Himmelfahrten usw. gemalt; nach meinem Bedünken ist es vielmehr ein unschätzbarer Vorteil, einen bestimmten mythischen Kreis zu haben, wo die Gegenstände schon bekannt und von lange her malerisch organisiert sind und die Aufmerksamkeit sich umso ungeteilter auf die Behandlung richten kann?"

Wie nahe Paul Ernst vielfach dem romantischen Denken kommt, zeigen etwa folgende seine Ansicht zusammenfassende Sätze: „Die Athener waren ein einheitliches Volk, ohne die fürchterliche Trennung von Gebildeten und Ungebildeten. Es gab einen alten volkstümlichen Dienst, den Dienst des Dionysos, aus dem die Dichter die Tragödie ruhig entwickeln konnten; sie waren somit sicher, daß ihnen bis auf ihre letzte Höhe das Verständnis des gesamten Volkes folgte. Denken wir uns, daß, ähnlich wie die Prozessionen bei unserem katholischen Volksteil, eine kirchlich volkstümliche Veranstaltung gewesen wäre, wie der Karren der Thespis, daß unser Drama hätte bei den Katholiken entstehen können, hätte an die Mythologie der Heiligen, an die heilige Geschichte, an Parabeln anknüpfen können; denken wir uns dann die außerordentliche geistige Höhe eines Calderonschen Autos: dann hätten

Digitized by Google

wir eine Lage, welche der Lage der alten Tragiker entsprach und die Art von Werken, welche bei dieser Lage hätte entstehen können" (273).

Einen zweiten Hauptunterschied zwischen antiker und moderner Dichtung sieht Paul Ernst in dem klassischen Gegensatz einer naiven und sentimentalen Kunst. Wie die Romantiker und das junge Deutschland dieses Begriffspaar von den Klassikern übernahmen und ihrem Standpunkt anpaßten, so modifiziert auch Paul Ernst die Terminologie. Für ihn liegt der Grund der Sentimentalität der Neueren darin, „daß sie die zufällige Wirklichkeit unbesehen für bare Münze hinnehmen, daß sie ihren Gesichtskreis durch ihre Leidenschaften beschränken lassen" (61), daß sie ihren Gefühlen „einsichtslos" unterliegen. Paul Ernst bewundert „die große Kälte" der hellenischen Kunst (57), die er davon ableitet, daß die Griechen die Welt im Zusammenhange sahen, während die Neueren „nur einen leidenschaftlichen Ausschnitt", nur sich selbst fühlen (55). Die Griechen waren über die Leidenschaften erhaben, daher stellten sie z. B. die Liebe nur im Lustspiel dar, ihr Stilgefühl hinderte sie, „solche Dinge in der Kunst ernst zu nehmen". Und von diesem Standpunkt aus kommt nun Paul Ernst auf Shakespeare zu sprechen; wie Schlegel stellt auch er ihn zu den Modernen, aber man fühlt sich an die „Schleswigschen Literaturbriefe" von Gerstenberg erinnert, wenn er Shakespeare nicht als Tragödiendichter gelten läßt. Wenn man nach dem Muster von Lessing und Herder Shakespeare mit dem antiken Drama vergleichen wolle, dürfe man ihn nicht mit den Tragikern, sondern nur mit den Komikern vergleichen (35). Während die griechische Tragödie die Menschen „jenseits der Leidenschaften" gestalte, nahm Shakespeare seine Beweggründe immer aus den Leidenschaften (195). Überdies betone er „in hervorragendem Maße" „die Eigenschaften zweiten Ranges, die, welche durch Rasse, Stand und Zeit über die des ersten Ranges des Allgemein-Menschlichen lagern" und diesem „malerischen Vorgange" verdanke er zum Großteil die Eindringlichkeit seiner Charaktere (201); die antiken Tragiker bauten dagegen „ihr Gerüst" mit den ersten Eigenschaften, denen des Allgemein-Menschlichen. Für Shakespeare „erschöpfte" sich alles „in der Sinnlichkeit", er sei „der geborene Erzähler" (229); sein Drama sei nichts anderes als ein episches Volksschauspiel, das durchaus den Gesetzen der Erzählung unterliege (178) und als Auflösung der epischen Form entstanden sei (211); seine Stücke seien vielfach von Theaterleuten überarbeitete Regiebücher, woraus Ernst die zahlreichen Widersprüche in der Charakteristik der Personen (z. B. Ophelias) ableitet. Indem Herder Shakespeare empfahl, stellte er ein ebenso verfehltes Muster zur Nachahmung auf, wie seinerzeit Gottsched mit der Tragédie classique; und als Schiller später unter dem Einfluß Shakespeares und der Meinung, man sei naturwahr, wenn man die menschlichen Gemeinheiten und Schwächen in die Gestalten aufnehme, das geschichtliche Schauspiel schuf, lud er eine schwere Schuld auf sich, da er eben damit die Tragödie von der Antike abdrängte, der er sich im „Don Carlos" stellenweise genähert hatte (255).

Schon die Heftigkeit der Gegnerschaft zu Shakespeare verrät es, daß Paul Ernst, wie es bei einem Dichterdenker selbstverständlich ist, in seiner Polemik von seinem eigenen Schaffen und der ihm dabei vorschwebenden Theorie geleitet wird. Seiner Ansicht nach handeln die Helden der Tragödie nicht aus Leidenschaft, nicht aus selbstsüchtigen Beweggründen, sondern aus einer Idee; indem der Held einer Idee folgt, handelt er und verletzt dadurch gesellschaftliche Zustände (258). Es ist nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Tatsache, wenn Paul Ernst anderwärts formuliert: Die Tragödie ist „die Darstellung eines Kampfes zwischen der menschlichen Freiheit und der äußeren Notwendigkeit" (286).

Daß dieser Kampf mit äußerster Kraft geführt wird, das drückt Paul Ernst wiederholt aus: „Erst wenn ein Mensch die Notwendigkeit erlebt

Digitized by Google

hat; erst wenn er ganz gestorben ist und gefühlt hat, daß er nichts ist gegenüber den Mächten des Lebens; und daß er seine menschliche Würde, seine Ideen nur dadurch retten kann, daß er das Leben verneint; erst dann kann er die Tragödie verstehen" (286). Aber Paul Ernst betont ebensosehr wie die Verzweiflung die Lebensbejahung: Das Wesen der Tragödie ruht in der Notwendigkeit; im Helden streitet etwas gegen sie, das „unterliegt, aber es unterliegt in einer Weise, daß der Zuschauer ein gehobenes Gefühl hat" (301). Paul Ernst erklärt dieses gehobene Gefühl anderwärts (68 f.): „Der Tod ist die stärkste Verneinung der menschlichen Würde. Daß ein Mensch, der noch eben Bedeutendes wirkte, nun als ein nichtiges Wesen daliegt; daß wir selber jeder dieses Schicksal vor uns sehen, das ist ein unerträglicher Gedanke. In abgeschwächtem Maße gilt das von allen Leiden. Der Mensch . . . überwindet die Furcht, indem er ihr entgegengeht. Die Unerträglichkeit des Todes wird ertragen, indem er ihm stolz standhält wie der Indianer am Marterpfahl; indem er ihn freiwillig sucht, wie der alte Deutsche; indem er ihn mit der höchsten Bejahung des Lebens: mit dem Kampf verbindet wie die alten Thraker." Zusammenfassend definiert er im Sinne des Pessimismus, „die Tragödie ist die Darstellung der völligen Verzweiflung am Sinn des Lebens bei der leidenschaftlichsten Lebensbejahung durch die Betonung der Freiheit des Menschen" (78). „Indem der tragische Held das Leiden bejaht, erklärt er, daß Glück und Unglück nicht Ziel und Zweck des Lebens sind, sondern nur mit dem Lebensvorgang notwendig verbundene Erscheinungen" (16). Die Tragödie zeigt auf die Weise, daß die Tugend nicht notwendig Glück zur Folge hat. Kant freilich hat das angenommen und darum konnte Schiller, der auf Kantschem Boden stand, keine den Hellenen ebenbürtige Tragödie schaffen. Der deutsche Idealismus, sagt Paul Ernst, gibt für die Tragödie kein tragfähiges Gerüste ab, wie denn überhaupt dem deutschen Volke die formbildende Kraft, das heißt die allgemein geteilte große Weltanschauung mit einem gleichgestimmten Publikum und den nötigen Voraussetzungen für eine große Kunst fehlt. So schließen sich Paul Ernsts Gedankengänge in eine große Klage über den „Zusammenbruch des deutschen Idealismus" zusammen.

Wir bleiben an Paul Ernsts Seite, wenn er die Notwendigkeit einer volkstümlichen an die Sitten und Gebräuche anknüpfenden Kunst betont; wir begleiten ihn auf seinem Wege, wenn er den Intellektualismus der hellenischen Tragödie preist, in der die Leidenschaften nur in einer durch die Geistigkeit des Künstlers gedämpften Stärke sich breitmachen und nur die großen, wesentlichen Linien des Gefühls zum Durchbruch kommen; wir stimmen ihm bei, wenn er eine das Volk einigende Weltanschauung als unbedingte Voraussetzung einer Kunstblüte, speziell der Tragödie, betrachtet. Aber wir finden, daß er aus seinen Prämissen nicht den richtigen Schluß zieht, daß er auf halbem Wege stehen bleibt. Wohl meint Paul Ernst, man könne am besten an der katholischen Kirche studieren, was formbildende Kraft sei (324), aber er untersucht nicht, ob auf dem Boden des Katholizismus nicht auch heute noch die Kunst möglich sei, die ihm vorschwebt, sondern er dekretiert ohne alle Untersuchung, der Katholizismus sei heute für die Dichtung tot (291). Er erkennt, daß der „deutsche Idealismus" zusammengebrochen sei, aber er steht, wie insbesondere der Schlußteil seines Buches offenbart, in seinem Denken über Religion durchaus auf den Schultern und den Ergebnissen dieser von ihm selbst als überwunden erkannten Weltanschauung. Statt zu sagen, der Katholizismus biete jene Einheit und jene Gelegenheiten, die für die dichterische Form notwendig sind, also . . ., kommt er nur zur Erklärung des „Zusammenbruches des deutschen Idealismus" und ist selber nicht imstande, jene Form zu schaffen oder auch nur zu erkennen oder zu entwerfen, die er für seine eigene Kunst benötigen würde.

Digitized by Google

Diese Stellungnahme Paul Ernsts zum Katholizismus ist umso bedauerlicher, als sich von seiner Tragödienauffassung aus manche Brücke schlagen ließe. Mit großem Kraftaufwand rennt zum Beispiel Paul Ernst gegen die Auffassung an, daß die Tugend mit dem Glücke verbunden sei, da er selber der Ansicht huldigt, daß Glück und Tugend nicht Ziel des Lebens, sondern nur Beigaben des Lebens sind (16). Nun, auch für die katholische Ethik sind Glück und Tugend auf Erden nicht schlechthin reziproke Begriffe; nicht um des Glückes willen wird die Tugend erstrebt, sondern um ihrer selbst willen, wegen ihrer Idee, um in der Terminologie Paul Ernsts zu sprechen; die reine Liebe zum Guten, nicht ein negativer kategorischer Imperativ der Pflicht im Sinne Kants bewegt den tugendhaften Menschen. Gerade wenn als Held der Tragödie ein tugendhafter Mensch verlangt wird, wie es Paul Ernst tut, kommt die katholische Ethik der Tragödie am meisten entgegen. Oder nehmen wir Paul Ernsts Tragödiendefinition: „Der tragische Held folgt der einen Notwendigkeit und wird vernichtet durch die andere" (Problem der Form 109). Wie wenig diese Lehre von dem Zusammenstoß zweier gleichberechtigten Gegenmächte einer theistischen Ästhetik fremd ist, mag zum Beispiel der Hinweis auf Richard Kralik lehren, der schon in seinem „Kunstbüchlein" die Sätze geschrieben hat: „Das Handeln muß immer Streit und Zwist, Kampf und Ringen sein. Es ist die Aufgabe der Kunst, diese Notwendigkeit des Streites darzustellen, weil darauf die befreiende Wirkung beruht. Sie hat zu zeigen, wie jedem Spruch ein Widerspruch, jedem Grund ein Gegengrund, jeder Lust ein Schmerz, jedem Guten ein Böses, jedem Recht ein Unrecht entspricht, wie dieser Zwiespalt der Grund des Leidens ist, und wie er nur von einem außerirdischen unendlichen Standpunkt aus überwunden werden kann. Je gleicher die Kräfte sind, je berechtigter ihr Standpunkt erscheint, umso tragischer ist der Konflikt" (19). Aber bei allen Berührungspunkten bleibt doch auch in Paul Ernsts Trägödienauffassung ein Differenzpunkt; er verlangt von der Tragödie die Verzweiflung, und zwar am Sinne des Lebens. Eine solche Verzweiflung kann nur auf dem Boden des heidnischen Pessimismus wachsen. Ein solcher Druck lag wohl über dem Altertum, aber diesen Alp hat das Christentum von uns genommen durch die frohe Botschaft der Erlösung. Ganz richtig erkennt Paul Ernst selbst, daß sich das Bewußtsein der Erbsünde mit dem Zustand der Verzweiflung am Sinn des Lebens nicht vergleichen lasse. Wenn neuerdings sich stellenweise diese Verzweiflung wiederum verstärkt hat, so ist dies ein Rückschritt gegenüber den Zeiten eines lebendigen christlichen Glaubens, die eben deshalb, weil ihnen diese Verzweiflung fremd blieb, auch Volksfeste und Volksfreuden kannten, mit denen sich unsere heutigen Feste nicht im Entferntesten messen können.

Weltleid.

Herz, du mußt den ganzen Jammer dulden,
Mußt entbehren jeder Fröhlichkeit,
Sühnen eigene und fremde Schulden,
Tragen eigenes und fremdes Leid.

Tausend Herzen — heiter einst gleich meinem —
Sind gefoltert von derselben Not

Digitized by Google

Und verzweifelt rufen sie nach einem,
Der Erlösung bringe oder — Tod.

Keiner Hoffnung morgenfrisches Ahnen
Will tiefinnerst tröstend regen sich.
Zages Herz, heb' deiner Hoffnung Fahnen,
Nimm das Elend aller stark auf dich.

Nimm willfährtig auf zu deinen Leiden
Noch die schwere Bürde fremder Pein:
Tragend sie geduldig und bescheiden,
Kannst du anderen Erlöser sein.

Herz, du darfst den ganzen Jammer dulden,
Darfst entsagen jeder Fröhlichkeit,
Tilgen eigene und fremde Schulden,
Durch dein eigenes das fremde Leid.

Hermann Mailler.

Von neuen Büchern.

Lyrische und epische Dichtung.

Waldemar Bonsels, Don Juan. Eine epische Dichtung. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. 151 S. Mk. 7.—.

Der Don-Juan-Stoff hat mit dem des Ewigen Juden, ja selbst mit dem Fauststoff gemein, daß er eine außerordentliche Fülle farbiger Mannigfaltigkeit und von Geschehnissen in sich aufzunehmen imstande ist. Durchaus aufs Kosmische eingestellt, verlangen diese Stoffe einen philosophischen Geist, der den Reichtum der dichterischen Vorstellungswelt in der Tiefe der Gedanken verankert. Bonsels' Don-Juan-Dichtung erhebt in ihrem Prolog, der eine faustische Wette zwischen Gott und Teufel vorführt, den Anspruch philosophisch gewertet zu werden; sein Don Juan soll „im hellsten Überfluß" mit dem ausgestattet werden, was die Besten „an Möglichkeit zu irdischem Genuß" hatten und doch den Weg zu Gott finden. Aber im Verhältnis zu den so erregten Erwartungen ist der gedankliche Gehalt der 12 Rhapsodien dünn gesät. Indem Bonsels in seinem Don Juan eine Synthese all der möglichen Genüsse bieten will, fällt er der gefährlichsten Klippe des Stoffes, der ermüdenden Häufung und Wiederholung, anheim. Zudem ist die Beschränkung des Genußlebens auf den Liebesgenuß ein gefährliches Unterfangen, das selbst einer stärkeren Einbildungskraft, als sie Bonsels besitzt, Verlegenheiten schaffen muß. Und so erleben wir in den meisten seiner Gesängen immer wieder dasselbe: immer wieder reitet Don Juan aus, immer wieder genießt er die Liebe in ihrer sinnlichsten Gestalt, immer wieder muß sein Opfer sterben, sodaß man mitunter glaubt, einen Ritter Blaubart vor sich zu haben. Und statt durch einen packenden, allgemein menschlichen Gedanken dem immer neuen Trieb und Genuß Sinn und Bedeutung zu geben, wirft sich der Dichter völlig einer brutalen Sinnlichkeit in die Arme

Digitized by Google

und verschwendet immer wieder eine Fülle ähnlicher Farben und Töne auf ähnliche Situationen. Seine Kunst überträgt die Goldschnittepik der Achtzigerjahre mit ihren Reimzeilen in eine moderne dekadente Stimmungswelt und weiß in das Einerlei von Don-Juan-Liebesabenteuern nur dadurch Abwechslung hineinzubringen, daß er im Einklang mit den Geschehnissen seine Versmaße wechselt und den Singsang seines sehr flüssigen und rhetorischen Jambus' durch Daktylen, Trochäen, den Nibelungenvers usw. belebt. Aber auch seine vollen, schweren Worte können nicht darüber täuschen, daß der epische Versuch gleich seinen vielen Vorgängern in den letzten Jahren doch nicht geglückt ist. Oskar Katann.

Hans von Hammerstein, Zwischen Traum und Tagen. Lieder, Bilder und Balladen. Verlag Parcus & Co., München 1919. 93 S. Mk. 6.—.

Im Vorwort seines schönen Eichendorffkalenders 1919 hat Wilhelm Kosch es „ein schönes, wenn nicht das schönste Blatt in dem schlichten Kranze der Erinnerung" des Unternehmens genannt, daß es Hammerstein zuerst der Öffentlichkeit vorstellte, daß es in Hammerstein dem deutschen Volke einen bedeutenden Dichter schenkte. In der Tat. Wie in Prosa zeigt sich Hammerstein auch in diesem schmalen Versbuche als ein bedeutendes Talent und als Vollblutromantiker. Eichendorff, Heine, Uhland sind ihm Pate gestanden; aber wie an das Volkslied und die altdeutsche Poesie knüpft er ebenso an die moderne Lyrik an, denn dieser Romantiker ist durch das Fühlen und Formen unserer Zeit hindurchgegangen. Neben den Halbtönen, den Stimmungen zwischen Traum und Tagen, zwischen Dämmer- und Wachzustand liebt er auch die ungebrochenen, reifen Farben, neben dem Frühling und Herbst kommt auch der satte Sommer zu Wort, neben Wanderlust und Wind auch die Arbeit des Sämanns und das Kriegserlebnis. Echt romantisch gibt sich Hammerstein in der Vermischung der poetischen Gattungen. Er ist gewiß ein guter Balladendichter im Stile Heine-Uhlands etwa, das zeigen die Stücke „Der Graf von Seeben", „Ulrich der Springer", „Der arme Ritter". Aber die prächtigen „Frühlingstage" mit ihrer Symbolik des Kampfes zwischen Frühling und Winter und das schönste Gedicht des Bändchens, der im Tone des Volksliedes verfaßte „Schwedenprinz", sind nichts anderes als Romanzen, „Die Welleschе" mit ihren freien Rhythmen und Alliterationen eine Ode, etwa ein altgermanisches Gegenstück zu Goethes „Ganymed", der die griechische Mythologie verwendet, und „Mirko" bildet den einleitenden Gesang eines kleinen Epos im Stile Tennysons und, wenn man dieses Stück so auffaßt, gewinnt der Ehebruch am Schlusse einen versöhnenden Charakter. „Die Zecher", eigentlich ein Trinklied, kommen unter die Balladen nur darum, weil eben Hammerstein alles mit einem epischen Einschlag balladesk nennt. Der Abschnitt „Bilder" enthält Kriegserlebnisse, Situationen, Genrebilder des Feldlebens, die in ihrer gleichmäßigen Sprache und ihrer drückenden Stimmung ein schroffes Gegenbild zu dem schillernden, frischen Reichtum der „Balladen" abgeben. Die „Lieder" Hammersteins sind um vieles mannigfaltiger. Es ist manches Spruchartige darunter (39, 42), anderes wieder (27) kommt einem wie ein poetisches Stilleben vor oder (30, 31, 32, 36) ist direkt ein Bild, eine Situation, ein Gemälde oder wie die prächtige „Sommerwiese" (21) eine Naturbeschreibung. Hammerstein hat für alle Jahreszeiten ein Auge, die Natur haben fast alle seine „Lieder" zum Gegenstande und er findet oft ganz prächtige Naturbeseelungen und Personifikationen (35). Sein frisches Temperament liebt die bewegte Landschaft und daraus erklärt sich seine Vorliebe für den Wind, den er in allen seinen Gestaltungen verherrlicht. Zarte lyrische Stimmungen fehlen nicht (20, 29); aber charakteristischer ist für ihn das bewegte, mimische Gedicht „Scharfer Gruß". Und so einfach er sich manchmal gibt, die kühnen Wortzusammensetzungen (25) oder die Aneinanderreihung von lauter Hauptworten statt Sätzen (z. B. 51, 26)

Digitized by Google

zeigen den Einfluß moderner Lyrik und lassen es bei einem dieser Gedichte, dem außerordentlich schönen Stück „Fronleichnam", bedauern, daß Hammerstein — in diesem Punkte zu wenig Romantiker — so selten religiöse Gefühle und Situationen gestaltet. Oskar Katann.

Adolph von Hatzfeld, An Gott. Gedichte. Verlag Paul Cassirer, Berlin 1919. 92 S. Mk. 10.—.

Heinrich Faßbinder, Geistliche Gedichte. Mosellaverlag, Trier 1919. 56 S. Mk. 3.—.

In der vornehmen expressionistischen Revue „Feuer" hat Herbert Eulenberg in Heft 2/3 ein Porträt Hatzfelds veröffentlicht. Er erzählt dort nach der Selbstbiographie des Dichters von den Nöten des Jünglings, seiner Bekanntschaft mit der Prostitution, seiner Verschuldung und seinem Selbstmordversuch, der ihm das Augenlicht raubte, und wie ihm aus der Blindheit das dichterische Schauen erwuchs; er hebt die pantheistische Art Hatzfelds hervor, der nicht selten mit Gott hadert, den aber Eulenberg so hoch einschätzt, daß er ihn mit Franz von Assisi vergleicht, ungefähr mit demselben Rechte, mit dem so häufig junge Talente K. F. Meyer oder Gottfried Keller zur Seite gestellt werden. Eulenberg selbst meint, der Richtung der Laacher Stimmen werde Hatzfeld zu wenig gläubig und zu pantheistisch sein und damit hat er recht; denn Hatzfelds Gott ist das All, ist das großeUnbewußte, um den „Gebirge wurden und das Meer rollt", ihn bejaht er und verrät er tausendmal, ihn haßt er und ihn liebt er wie sein eigenes selbstgeschaffenes Schicksal, wie einen Fetisch möchte er ihn bald streicheln, bald erdrücken; gar manche Stelle zeigt, daß Hatzfeld gar schwer unter dem Widerspruche seines pantheistischen Gottesbegriffes leidet, daß er nach einer besseren Erkenntnis Gottes lechzt, daß er den Gott des Christentums *braucht*, wenn die furchtbare Einsamkeit des Blindseins ihn überkommt. Hatzfeld weiß immer wieder seine traurigen Lebenserfahrungen lebendig werden zu lassen wie auch die eigenartige Raumempfindung des Blinden in manchem Gedichte durchleuchtet. Er spricht eine gewählte, aber zerwühlte Sprache, wie ja auch die Gefühle, die er auf den Leser überträgt, keine harmonischen sind. Sie haben deswegen keine gemeinschaftsbildende Kraft, wie sie eine Kunst besitzt, die auf gläubigem Boden wurzelt. Das haben die geistlichen Gedichte Heinrich *Faßbinders* vor denen Hatzfelds voraus. An Tiefe der Empfindung stehen sie denen Hatzfelds nicht nach; wenn auch keine so stürmischen Lebensereignisse die Seele unseres katholischen Dichters aufgewühlt haben, so durchglüht sie dafür eine hingebende Liebe zum Herrn und Meister und beseelt die vielfach an Eichert erinnernden Verse. Dadurch, daß sich Faßbinders Sprache an den Evangelien und der kirchlichen Vorstellungs- und Empfindungswelt orientiert, gewinnen die Gedichte eine starke Resonanz. Mag die Sprache weniger gewählt sein, sie hat ebenso wie der die typischen Gefühle herausarbeitende Gehalt dieser Dichtungen eine stärkere Wirkung auf ein breiteres Publikum.
Oskar Katann.

Dramatische Dichtung.

Hans Johst, Der König. Verlag Albert Langen, München 1920. 94 S. Mk. 4.—.

Johsts neues Drama gibt sich äußerlich als expressionistisch, seine Personen führen mit Ausnahme einer Dirne keinen Namen, sondern heißen Prinzessin, Zeremonienmeister, Königin-Mutter usw.; das Drama hat keine Akte, sondern 10 Bilder und seine Handlung zeichnet sich durch unglaubliche Einfachheit, Knappheit, Strichhaftigkeit aus, Haupt- und Nebengestalten sprechen ungefähr gleichviel. Auf das Wort, das innere Tempo der Szenenfolge legt Johst

Digitized by Google

nach einer Vorbemerkung das Hauptgewicht; „nur wenn jedes Wort seelisch getragen wird, ersteht schließlich jener Tumult taumelnder Verzückung, aus der heraus, um derentwillen es (das Werk) wuchs". Leider muß ich armer Intellektualist, der jedem derartigen Taumel mit dem größten Mißtrauen entgegensieht, gestehen, trotz aller Einfühlung weder in einem der 10 Bilder noch am Schluß hinreichend von diesem kraftgenialischen Taumel ergriffen worden zu sein. Nicht etwa als ob „Der König" antimonarchistische Tendenzen hätte; ach nein, man fühlt sich im Gegenteil lebhaft an den Bolschewismus und seine weltbeglückenden Ideen erinnert. Denn dieser König, der als ein Genie betrachtet wird, der an der Umgebung zerbricht, weil diese seinen allzukühnen Gedanken nicht nachkommen kann, ist ein gemeingefährlicher Phantast, wie jetzt soviele in der Welt umherlaufen; einer, der aus Gefühlsüberschwang alle Dinge auf den Kopf stellen will; der das Unrecht zum Rechte macht; der eine Prinzessin verschmäht und eine Dirne in sein Haus nimmt; der schließlich nicht nur den Hof, sondern das ganze Volk empört, das von seinen Gewohnheiten nicht lassen will und ihn ins Irrenhaus sperrt. Der König ist ein Held, den man nur komisch anzusehen geneigt ist; Johst faßt diesen Bankrotteur verrückter Ideen pathetisch und tragisch auf; läßt er ihn doch gegen Schluß sagen: „Ich habe geglaubt, mein Freund, man tut recht, wenn man Menschen mit sich reißt in den eigenen Jubel und ich tat unrecht." Aber er vermag das Gefühl des Lächerlichen, das uns überkommt, nicht zu bannen. Also eine Tragikomödie? Man möchte diesen Neo-Grabbe fragen: Scherz, Satire, Ironie oder tiefere Bedeutung? Oskar Katann.

Max Pulver, Zwischenspiele: Polyphem. Narzissus. Verlag Rascher & Cie., Zürich 1919. 69 S. Mk. 3.—

Zwischenspiele hat Julius Bab eine Reihe kleinerer Dramen Schmidtbonns genannt und damit ausdrücken wollen, daß sich diese kleineren Dramen zu den großen ebenso wie etwa Sonaten zu Symphonien verhalten, die zwischen diesen als Erholungsarbeiten, als Seitenpfade eingeschaltet sind. So sind wohl auch diese Zwischenspiele Pulvers aufzufassen, die beide griechische Sagen zum Gegenstande haben. Das eine behandelt die Sage Polyphems, der in die Nymphe Galathea verliebt ist, ohne Gegenliebe zu finden. Während aber die antike Sage damit endet, daß Polyphem den Liebhaber Acis mit einem Felsenstück zerschmettert, hat Pulver die Sage ganz ins Heitere gewendet; sowohl Polyphem, der Verschmähte, wie Acis, der Ersehnte, aber Unbeständige, werden von Orpheus' Leier angezogen und ziehen Arm in Arm ab. Weniger frei geht der Verfasser mit der im zweiten Spiel behandelten Narzissussage um. Getreu nach der Antike, verzehrt sich die Nymphe Echo im Gram wegen ihrer unerwiderten Liebe zu Narzissus, so daß nur ihre Stimme überbleibt; zur Strafe für seine Sprödigkeit verliebt sich Narzissus in sein eigenes Bild und geht an dieser Selbstliebe zugrunde. Die Liebessehnsucht beherrscht also in beiden Dramoletten das Gefühlsleben der Hauptpersonen und der erotische Trieb beseelt auch die übrigen Nymphen, die die Paare umgeben. Einen tragikomischen Charakter wollen die beiden Stücke haben; aber die gewollte Wirkung wird nicht sehr vollkommen erzielt. Pulver nimmt die Leidenschaft zu ernst und läßt sich von ihr allzusehr tragen; man spürt, er sympathisiert mit den leichtlebigen „Göttern Griechenlands", besonders mit dem genußfreudigen Eros. Oskar Katann.

Hellmuth Unger, Der verlorene Sohn. Ein Kammerspiel. Verlag Theodor Weichert, Leipzig 1919. Mk. 3.50.

„Der verlorene Sohn" ist zunächst ein Gymnasiastenstück, wie es Hasenclever und Wildgans in letzter Zeit gepflegt haben. Denn Hellmuth führt einen Mittelschüler vor, den seine Mutter zum Künstler erziehen will, obwohl er

Digitized by Google

nicht dafür geeignet ist, der seine Liebelei hat und durch das Scheitern seiner Ideale zum Diebe wird; aber der Dichter bleibt bei dem Fluch des Sohnes gegen die Mutter nicht stehen, sondern verherrlicht die Macht der Mutterliebe, die den auf Abwege geratenen Sohn nach Abbüßen der Gefängnisstrafe wieder erwartet und einem bessern Leben zuführen wird. An Wildgans erinnern, von stofflichen Ähnlichkeiten abgesehen, vor allem zwei Dinge: der Übergang der Prosa in Verse besonders am Aktschluß, sodann die Erscheinung der Mutter Gottes im Versvorspiel, wo eine zeitlos aufzufassende Frauengestalt das Gebet um die Mutterschaft vorträgt, welche ihr von der Gottesmutter unter der Betonung der daraus erwachsenden Leiden erfüllt wird, sowie die Erscheinung der Gottesmutter als „fremde Frau" am Ende des Dramas, wo sie der Mutter den Gedanken der Verzeihung und Hilfe einflößt. Das Drama macht in seiner gedrängten sauberen Durcharbeitung einen guten, wenn auch vielleicht zu weichen Eindruck, der nur dadurch geschmälert wird, daß der Trieb nach der Mutterwerdung, den das Vorspiel verherrlicht, im Stücke selbst in einer illegalen, zwar gebüßten, aber wohl nicht bereuten Verbindung verwirklicht erscheint. Oskar Katann.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Hippolytus Böhlen O. F. M., Eine Jugend voll Sonne. Verlag Herm. Rauch, Wiesbaden. 207 S. Gebd. Mk. 6.50.

Die Entwicklungsjahre des Jünglings, des Mädchens, die dunklen Probleme der erwachenden Sinnlichkeit, die Entfaltung der „Blume des Bösen" im Menschen zu schildern, ist ein beliebtes Thema der modernen Romanschriftsteller. In den schlichten Schilderungen und Erzählungen des vorliegenden Buches sehen wir das Gegenbild sich entfalten: eine frohe, sonnige, gottgeweihte Jugend, die nicht auf dunklen und gewundenen, sondern auf heiteren, sonnenklaren, geraden Wegen ihrem klar erkannten Ziele, dem gottgeweihen Ordensstande entgegenstrebt. Es weht ein frischer und erfrischender Hauch aus diesen Blättern, jener unsagbar reine und reinigende Hauch, der um eine reine Menschenknospe schwebt, es weht daraus der herbe, kräftige, herzerfreuende Hauch eines echt christlichen Familienlebens. Man sieht hier, wie immerfroh und immerfriedlich in Freud und Leid, wie bergseeklar, wie natürlich und gesund das in Gott geordnete Menschenleben ist, wie es zwar auch seine Rätsel, aber keine schauerlich drohenden, ungelösten Probleme hat, die doch zuletzt immer aus Sünde und Schuld so ungeheuerlich emporwachsen. So wird dieses einfache, schlichte Buch so recht ein Buch für unsere freudenarme Zeit, für die gequälte Menschenseele, die es zum Quell aller Freude und alles Friedens, zur Krippe von Bethlehem und zum Häuschen von Nazareth zurückführt. Und sollte Lesern, die ihren Gaumen an pikantere Kost gewöhnt haben, die fast kindliche Einfachheit, Schlichtheit und Durchsichtigkeit dieser Seelen- und Menschenmalerei nicht behagen, umsomehr wird der von der Ästhetenliteratur noch nicht überfeinerte Geschmack des katholischen Volkes die schlichte Schönheit und Klarheit dieses echten Sonnenbuches zu würdigen wissen. Franz Eichert.

M. E. delle Grazie, Homo . . . Der Roman einer Zeit. Verlag Wiener literarische Anstalt 1919. 416 S. Kr. 18.—

Delle Grazies umfangreicher neuer Roman ist eine seelische Auseinandersetzung mit den ungeheuren Erlebnissen der letzten Jahre. Ein Kriegsroman also; aber kein den Krieg verherrlichendes Buch, wenngleich das Mittelstück eine wundervolle Schilderung der Karpathenkämpfe um den Duklapaß und Homonna gibt und die Dichterin ihre Bewunderung des heldenhaften Volkes nicht unterdrückt; und auch kein über das Hinterland schlechtweg den Stab

Digitized by Google

brechendes Buch, obwohl der Wuchergeist der nach Wien geflohenen Juden scharf gekennzeichnet wird und die Dichterin die Entbehrungen an der Front mit der Genußsucht des Hinterlandes konfrontiert. So liebevoll delle Grazie mit breiten klaren Pinselstrichen die schneeige Karpathenlandschaft malt, so sehr sie in voller sinnlicher Glut die verführerische Schönheit jüdischer Frauen zeichnet, so überlegen sie das Kolorit des jüdisch-orthodoxen Lebens zu beherrschen scheint, sie geht in der farbigen Welt der Erscheinungen nicht auf, sondern verrät immer wieder in hundert Einzelmotiven und Gedanken die denkende Künstlerin. Gleich am Beginn schlägt sie ein bedeutendes Problem an, das Problem des intellektuellen Solipsisten und ethischen Skeptikers, der der Begeisterung und Pflichttreue der Massen verständnislos gegenübersteht, aber schließlich doch den Herdenmenschen über den Übermenschen stellen muß und sich, von seiner Frau hintergangen, an dem Flüchtlingskinde Homo wiederaufrichtet, das ihm die Verankerung der ethischen Grundbegriffe in der menschlichen Natur vor Augen führt. Dieses Kind kann den Krieg und seine Notwendigkeit nicht verstehen, weil es nur die Liebe kennt. Und das ist die Lehre des Romans: Die Liebe will keinen Krieg zwischen Staaten und Völkern, sie will auch das Verhältnis von Judentum und Christentum zueinander regeln. So schrille Töne delle Grazie dem Wuchergeist des jüdischen Volkes entlockt, ihr Buch ist daher kein antisemitisches Buch. Sie erkennt in den heutigen Juden das schon von den Propheten wegen seines Mammonismus getadelte Volk, das den Messias verworfen und seitdem klagend und Sühne suchend an der Mauer des zerstörten Tempels steht und sie erhöht diese Tragik dadurch, daß sie am Schlusse ihres Werkes die christlichen Passionsstätten in Palästina als Denkmal der Liebe vor unserem Auge vorüberziehen läßt, gegen die die ganze Menschheit gefehlt hat. Weil sie das Judentum in diesem Sinne betrachtet, kann sie neben eine sündige Magdalenengestalt auch einen Rabbi aus der Sekte der Chassidim stellen, der erhaben über all der Geldgier steht, die ihn umgibt, der fromm und demütig ist in einem Maße, daß man einen Vertreter und Jünger der christlichen Ethik vor sich zu sehen glaubt. Gewiß, er verfehlt sich, indem er Magdalena, das ist die verheiratete Rahel im Gedanken zum Weibe begehrt, aber ebenso verfehlt sich sein christlicher Partner Dietz, mit dem er dann in Palästina zusammentrifft, wohin beide ziehen, um Sühne und Erlösung zu suchen, der eine an der Klagemauer Jerusalems, der andere an den Leidensstätten Christi. Diese Gleichstellung im großen und ganzen befremdet etwas, weil man sich fast frägt, worin sich denn dann die christliche von der jüdischen Ethik unterscheide, die durch sie doch vervollkommnet wurde; sie ist aber nicht unbegründet; delle Grazie wollte, wie sie in der Jüdin Rahel eine moderne Magdalena zeichnete, in Rabbi Josuah (wie schon der Name andeutet) an Christus erinnern, um dadurch den fortdauernden Fluch der Verkennung des Geistigen, Großen, Edlen durch die Judenschaft zu vergegenwärtigen und andererseits den noch immer in der Judenschaft lebendigen Willen einzelner die Welt zu entsühnen. Daß aber die Welt schon entsühnt sei und daß es sich nur mehr darum handle, die Früchte dieser Entsühnung auf sich anzuwenden, sie immer wieder zur eigenen individuellen Tat zu machen, das in Erinnerung zu rufen, ist wohl der Zweck der visionären Darstellung des Leidensweges Christi im Schlußabschnitt des Romans. Oskar Katann.

Heinrich Eduard Jacob, Das Geschenk der schönen Erde. Idyllen. Rolandverlag, München 1918. 69 S. Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50.

„Die neue Reihe", welcher Sammlung dieses Büchlein angehört, enthält durchaus nicht lauter Werke der neuesten literarischen Richtungen, manche zum Beispiel, die fälschlich Roman genannte Geschichte von R. Leonhard mit ihrer widerlichen Verklärung der Selbstbefleckung, passen nicht nur inhaltlich,

Digitized by Google

sondern auch formell durchaus in die schon lange Jahre vor dem Krieg üblichen Literaturtraditionen und sehr viele der in die neue Sammlung aufgenommenen Werke sind denn auch schon in dieser Zeit entstanden. Auch Heinrich Eduard Jacob ist bereits 1912 mit Novellen hervorgetreten. Vorliegendes Büchlein weist aber doch manchen neuen Zug auf. Es nennt sich Idyllen, aber wer sich unter „Idylle" die Erzählung einer Begebenheit, einer genrehaften Handlung vorstellt, dürfte sehr enttäuscht werden, denn Jacob bietet vorwiegend lyrisch gehaltene Beschreibungen und Betrachtungen des Vogelsanges, der Sonnenblume, der Wolken, der Libelle, der Möve, eines Schwanes, einer Tannengruppe, einer Mückensäule und so fort; insoferne die Stoffe aus dem Leben des Alltags genommen werden, ist eine gewisse Übereinstimmung mit der Idylle zweifellos vorhanden. Jacob hat wirklich einen Blick für kleine, feine Züge der Natur, nur verdirbt er sich durch seinen schwulstigen, pretiösen Stil, der einen Geistesverwandten Theodor Däublers vermuten läßt, nicht selten seine Prosa. Auch bei ihm rauschen oft nur die Worte, um zu rauschen; seiner gewundenen, die Worte oft weit herholenden Sprache eignet eine starke Rhythmik, sodaß sie sich oft von freien Rhythmen kaum unterscheidet und mitunter auf eine ursprüngliche Versifizierung schließen läßt. Jacob ist ein durchaus sentimentaler Dichter im Sinne Schillers, allüberall tritt sein Empfinden in den Vordergrund, wie schon aus einigen, ganz unidyllischen Überschriften „Die Fische! Die Fische!", „Zu starkes Fühlen mit der Libelle", hervorgeht. Nicht selten steht er auch außerhalb des Stoffes, indem er ihn ironisiert oder sich dem Gegenstand, statt sich in ihn zu versenken und ganz in seiner Betrachtung aufzugehen, tadelnd gegenüberstellt. Im wesentlichen hat Jacob in seinen „Idyllen" nichts anderes gegeben als lyrische Naturbildchen im Prosastil der Pretiösen; von der Naturbeschreibung führen gewiß manche Verbindungsfäden zur Idylle; aber während für die Idylle der Mensch oder ein menschlich gestaltetes Wesen und eine Begebenheit charakteristisch ist, fehlt dies bei der Naturbeschreibung, dem lyrischen Naturbildchen. Auch dadurch unterscheidet sich Jacobs sonst ganz ansprechender Versuch von der wirklichen Idylle.

Oskar Katann.

Friedl Schreyvogl, Das Lebensspiel des Amandus. Zwölf Briefe an eine geliebte Frau. Leonhardt-Verlag, Wien 1920. 189 S. Kr. 31.—.

Wenn ich diese zwölf Briefe des Amandus an eine geliebte Frau betrachte, dann fühle ich mich zunächst an die Heroiden Hoffmannswaldaus erinnert; freilich sind Hoffmannswaldaus galante Episteln meist historischen Personen in den Mund gelegt und auch in Versen abgefaßt, aber der barocke Reichtum einer voll geschmückten Sprache, der galante weltmännische Ton dieser Liebesbriefe, die bachische Stimmung mancher Erlebnisse, die den Becher der Lust bis zur Hefe leeren, läßt den Vergleich am Platze erscheinen. Wie die Epistel stets zur Lyrik und zur Reflexion neigt, so wird auch Schreyvogels Stil, der sich an Wildgans geschult hat, von einem durchaus musikalischen Empfinden getragen, wie schon seine Kapitelüberschriften (Intermezzo: allegro vivace usw.) verraten. Auch die Erinnerung, der Rückblick auf nicht allzuweit zurückliegende Tage der Kindheit, übt einen nicht geringen Einfluß auf den Stil aus, der in seinem geistreichen, graziösen Spiel mit Worten von der Reflexion bestimmt wird, die wie eine Arabeske die schmale einfache Liebeshandlung umschlingt und verziert. Aber neben den barocken Eigenschaften dieses Romanes in Briefen darf man doch auch nicht die Ironie übersehen, die sich am Schlusse geltend macht. Fiel es schon in der ersten Hälfte des Buches auf, daß der galante Liebhaber so gerne und oft von der Maske spricht, die wir im Leben tragen, von den zwei Seelen in unserer Brust, so erhalten diese Worte im letzten Drittel plötzlich eine sehr reale Bedeutung, als die Dame-Mutter von einer Ehe nichts wissen

Digitized by Google

will und nun Amandus plötzlich bekennt, nur der Schreiber der Briefe zu sein, während der persönliche Träger der Liebesgeschichte sein Freund Johannes gewesen sei. In einer kompositionell eigenartigen, umgekehrten, krebsgangartig erfolgenden Aufklärung, einem Epilog, wie Schreyvogl sagt, erfolgt nach und nach die Darstellung dieses dreieckigen Verhältnisses, aber auch bei dieser Ironie bleibt Schreyvogl nicht stehen, er schreitet zur Ironie der Ironie fort und läßt am Schlusse doch wieder unklar sein, ob nicht Amandus in Hinkunft das Leben wirklich lebt, das er bisher in der Phantasie mitgelebt hat. An diesem Punkte nun muß die ernste Kritik einsetzen. Ich habe den Eindruck, daß Schreyvogl seinen Amandus von der Schuld befreien wollte, dieses galante Erlebnis mit einer offenbar älteren Dame, einer Kaffeehausbekanntschaft, das von Anbeginn von ihm nur als ein vorübergehendes „Verhältnis" aufgefaßt wurde, in eigener Person erlebt zu haben. Begreiflich; denn als christlicher Dichter hätte er dann eine Lösung suchen müssen, die nur tragisch oder mit Reue und Resignation hätte enden können. Aber die Sache ist durch das Abschieben des Erlebnisses auf Johannes nicht besser, sondern nur schlechter geworden. Denn nun haben wir nicht nur einen lockeren Vogel vor uns, sondern gleich zwei; Johannes erlebt das Liebesabenteuer, aber Amandus fördert das „Verhältnis" durch seine Briefe, er läßt das Vorübergehende desselben in den Briefen stets durchscheinen und treibt Johannes zu Kuß und Umarmung. Aber nicht nur, daß er sich, theologisch gesprochen, durch sein Mitwirken, einer fremden Sünde schuldig macht, er schreibt und denkt sich in die Leidenschaft Johannes' so hinein, daß er selbst davon ergriffen wird und in der Phantasie mitsündigt, so stark, daß es der Dichter am Schluß offen läßt, ob nun Amandus nicht selber das Leben mit Sylvia fortführen wird, das Johannes gelebt und er in der Phantasie miterlebt hat. Damit sinkt aber nicht nur Amandus noch um eine Stufe tiefer, sondern auch Sylvia, die der Leser übrigens ohnehin von Anfang an so einschätzt, wie sie es trotz aller Hymnen auf ihre Frauenhaftigkeit verdient. Schreyvogl ist gewiß ein außerordentlicher Wortkünstler und er beherrscht auch die Geste des welt- und liebeerfahrenen Mannes so sehr, daß man in Hinsicht auf seine von ihm selbst gern in den Vordergrund gestellten zwanzig Jahre darüber fast erschrecken würde, betrachtete man nicht diesen überlegenen Ton als ein literarisches, von Wildgans und seiner Schule übernommenes Stilrequisit. Von dort her stammt auch der ostmalige Vergleich banaler Vorgänge mit Christus und der Gottesmutter, welchen Vergleich der Katholik als religiös entwürdigend empfindet, besonders wenn er im Zusammenhang mit jener Sünde geschieht, die nach den Worten des Evangeliums unter Christen nicht einmal genannt werden solle. (Vergleiche 21, 29, 78, 80, 87.) Wenn Goethe sich in Italien vor der Statue der heiligen Agatha vornahm, seine Iphigenie kein Wort sagen zu lassen, das nicht in den Mund dieser Heiligen passen würde, scheint mir aus diesem Vorsatz (allerdings mutatis mutandis) für den christlichen Künstler einiges zu folgen.

Oskar Katann.

Literaturwissenschaft.

Hermann Bahr, Adalbert Stifter. Eine Entdeckung. Amalthea-Verlag. Wien 1919. 48 S. Mk. 4.—.

Robert Faesi, Rainer Maria Rilke. Amalthea-Verlag, Wien 1919. 74 S. Mk. 4.—.

Gegenständlich haben beide Hefte des neugegründeten, von dem Dichter Heinrich Studer geleiteten Amaltheaverlages manches gemein. Stifter wie Rilke sind geborene Österreicher, beide haben enge Beziehungen zur bildenden Kunst, insbesondere zur Malerei. Aber die Polarität der Gegensätze macht sich stärker als das Gemeinsame fühlbar. Rilke ist der Typus des „edlen Dekadenten";

Digitized by Google

er ist sensitiv bis in die Fingerspitzen, aber gerade darum einsam und lebensfremd; er ist durch und durch ein komplizierter Großstadtmensch, aber trotzdem ein Hasser der Stadt, ein Liebhaber der Natur, der Kindheit und einfacher Verhältnisse; er gibt sich einer religiösen Sehnsucht hin und verwendet religiöse Vorstellungen und Formen, aber er ist kein Gottsucher, sondern ein Gottmacher, er beschränkt Gott auf die Natur und sich selbst und kennt die Religion nur als Symbol. Faesi tadelt das Unbefriedigende, Unlogische und Widerspruchsvolle der Weltanschauung Rilkes und den müden Ton seines Lebenswertes; aber dessen ungeachtet will er in ihm den größten religiösen Lyriker der Neuzeit sehen. — Hermann Bahrs Essay über Stifter ist in den meisten Stücken ein polarer Gegensatz zu Faesis Rilkeaufsatz. Die Entdeckung, die Bahr zuerst im „Gral" veröffentlichte, hat er im Grunde schon längst gemacht, damals als er Goethe, den alten Goethe, nämlich fand. Und so sieht er auch Stifter im Lichte des Altersstils Goethes. Nicht die „Studien" sind der Höhepunkt des Stifterschen Schaffens, sondern „Witiko" und „Der Nachsommer", dieser gilt ihm als österreichischer Wilhelm Meister. In beiden Romanen ist Stifter geradezu der einzige legitime Nachfolger Goethes, der einzige, der Goethes Altersstil und -programm fortführte, ja Stifter ist sogar über Goethe hinausgeschritten, denn Goethe ist nur in der Kunst, nicht aber im Leben zum Begriff der Entsagung und der Notwendigkeit der religiösen Fundierung der Kunst gekommen, Stifter aber hat zeitlebens im Dichten an der Einheit von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, „an der Identität des Wahren, Guten und Schönen festgehalten und die Tugenden der Zufriedenheit, der Milde, der Entsagung geübt"; er hat seine Kunst durchaus im Absoluten, in den Ideen verankert, er sucht als Dichter die Ideen der Landschaft, er will keine Nachschrift und keine Abschrift, sondern eine Vorschrift der Natur geben, die Idee der Schöpfung schauen lassen, so wie Goethe die Urpflanze suchte. Wie Goethes, ist auch Stifters dichterisches Organ das Auge, wie Goethe ist er Anhänger des gefundenen Stils gegenüber dem gesuchten. Sind das nicht lauter Sätze, die sich fast wie eine Widerlegung Rilkes ausnehmen? Empfinden wir hier nicht abermals etwas von den klassischen Polen: naiv und sentimental, antik und modern, objektiv und subjektiv, Stil und Manier? Oskar Katann.

Heinrich Finke, Über Friedrich und Dorothea Schlegel. (Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.) Verlag J. P. Bachem, Köln 1918. 119 S. Mk. 2.40.

Die Forschung über Friedrich Schlegel, den großen Stimmführer der deutschen Romantik, berücksichtigte bisher fast ausschließlich die erste Hälfte seines Lebens. Sein Wirken bis 1808, dem Jahre seines Übertrittes zur katholischen Religion, gehört zu den Lieblingsthemen der zünftigen Literaturforschung, seitdem Rudolf Haym ihn in den Vordergrund der romantischen Bewegung gestellt hat. Aber mit dem Übertritt zum Katholizismus verlor er sowie seine Frau Dorothea für den herrschenden Literaturfreisinn nach Otto Brahms offenem Geständnis (Kritische Schriften [1915] 9) an Interesse und man begegnete ihnen entweder mit Interesselosigkeit oder mit offenkundigem Übelwollen. Aber auch der Schlegel nach 1808 gehört, wie Finke mit Recht Seite 22 hervorhebt, „der Geistesgeschichte im hervorragenden Maße an; eine absolute Scheidung ist schon darum verkehrt, weil es im Grunde die gleichen Wesensbestimmtheiten sind, die ihn zuerst im hellenischen Geist und zuletzt im Katholizismus die Vollendung erblicken lassen (H. Horwitz, Das Ich-Problem der Romantik [1916] 1)". Es ist darum ein besonderes verdienstliches Werk, daß Heinrich Finke, der bekannte Historiker der Universität Freiburg i. B., mit der vorliegenden Schrift eine gerechte Würdigung des Wirkens von Friedrich und Dorothea Schlegel in ihrer katholischen Zeit anbahnt-

Digitized by Google

Der Verfasser erwägt im ersten Teil seiner Schrift die Schwierigkeit in der Beurteilung Friedrich Schlegels und durchmustert die Arbeitsgebiete seiner zweiten Lebenshälfte, indem er dessen Beschäftigung mit Geschichte, Geschichtsphilosophie und Literaturgeschichte würdigt, die in seinen Zeitschriften „Europa", Deutsches Museum" und „Concordia" niedergelegten politischen Ideen betrachtet, Schlegels Kunstprogramm, das im Schaffen der Nazarener seine Auswirkung gefunden hat, erörtert und endlich sein Verhältnis zum Magnetismus an der Hand der Briefe an Frau Christine von Stransky streift. Über die hier in Betracht kommenden medizinischen Fragen bereitet übrigens Professor Diepgen in Freiburg i. B. eine Untersuchung vor. Im Anhang dieses Abschnittes veröffentlicht Finke aus dem Nachlasse die bisher unbekannte „Universalgeschichte" der Kölner Vorlesungen von 1805/06 mit ihrem siebenfachen Stufenbau der Weltentwicklung in einigen bedeutungsvollen Abschnitten. Nicht geringeres Interesse bietet der zweite Teil der Schrift, der viel neues und wichtiges Material zum Bilde von Schlegels geistreicher Frau Dorothea aus dem Nachlasse beibringt und die Veröffentlichungen von Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin (Berlin 1905; Palästra 40) und Margareta Hiemenz, Dorothea Schlegel (Freiburg i. B. o. J.) in wesentlichen Punkten ergänzt. Finke zeichnet zunächst ihren Entwicklungsgang bis zu ihrer Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel 1797 und bringt dann wertvolle Beiträge zur Charakteristik Dorothea Schlegels als Schriftstellerin. Er veröffentlicht zwei Entwürfe für den jahrelang erwogenen zweiten Band ihres Romanes „Florentin", der nie zustande kam, hauptsächlich weil die aufklärerische Darstellung des Katholizismus im ersten Band dem hinderlich im Wege stand. Die beiden Stücke, inhaltlich ohne klar erkennbaren Zusammenhang, einander in vielem sogar widersprechend, lassen sich auch wegen der Verschiedenheit der Namen der handelnden Personen nur schwer in den richtigen Zusammenhang rücken. In einem anderen Abschnitt werden die sogenannten Auszüge aus Dorotheas Tagebuch, die J. M. Raich den einzelnen Briefgruppen seiner bekannten Sammlung angeschlossen hat und die für die Kenntnis von Dorotheas innerem Wesen beinahe noch aufschlußreicher sind als ihre Briefe, von Finke in Einzelheiten berichtigt und um einige Nummern vermehrt. Zu Dorotheas Übersetzungen endlich teilt Finke zwei umfangreiche Bearbeitungen ausländischer Sagenstoffe (Primaleon aus dem Amadissagenkreis und Ogier von Dänemark) mit. Den Schluß bilden einige Freundesbriefe an Dorothea Veit. Die aufschlußreiche Schrift Finkes, der „Briefe an Friedrich Schlegel" (Zweite Vereinsschrift 1917 der Görres-Gesellschaft) vorausgegangen sind und der der Briefwechsel von Friedrich und Dorothea Schlegel aus den Jahren 1818—20 folgen soll, ist eine bedeutende Vorarbeit für die so lange erwartete erschöpfende Biographie des gewaltigen romantischen Vorkämpfers und sollte katholische Forscher anregen, dem Schaffen Friedrich Schlegels in seiner katholischen Zeit in lohnenden Einzeluntersuchungen liebevoll nachzugehen. Franz Ranegger.

Gustav Walter, Zitatenschatz. Eine Auswahl von Zitaten und Sentenzen im Geiste des Christentums. Nach Schlagworten geordnet und herausgegeben von Dr. Gustav Walter. Verlag Josef Habbel, Regensburg 8°. 1044 Spalten. Gebd. Mk. 12.—.

Das in prächtiger Friedensausstattung vorliegende Werk bedeutet eine Lebensarbeit. Es ist die Frucht jahrelangen Fleißes und unermüdlicher Sammeltätigkeit. Alle unsere bedeutenden katholischen Schriftsteller und Dichter sind darin vertreten. Hunderte von Werken hat der Herausgeber überprüft und die Spruchweisheit aus ihnen gesammelt. Einem Wunsche des Verlages entsprechend wurden auch einzelne Zitate der Heiligen Schrift und den Werken der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller entnommen, aber

Digitized by Google

nur in ganz geringem Ausmaße. Den Grundstock der Sammlung bilden Zitate von rund 170 katholischen Schriftstellern der Gegenwart. Besonderen Dank verdient der Herausgeber dafür, daß er die herrlichen Gedankenblüten aus Kraliks Werken sorgfältig sammelte. Aus diesen Zitaten lernt man den geistesmächtigen Dichterphilosophen erst recht kennen. Die innere Anordnung des gewaltigen Stoffes erfolgte nach alphabetisch geordneten Schlagworten; das betreffende Kennwort des Zitates ist immer fett gedruckt. Diese Anordnung entspricht den Gepflogenheiten der großen, nichtkatholischen Zitatensammlungen und wir freuen uns, nun ein ausgesprochen katholisches Zitatenwerk zu besitzen, das allen anderen nach äußerer Anlage ebenbürtig zur Seite steht und an innerem Gehalt sie unstreitig überragt. Walters Zitatenschatz verdient den Namen eines „katholischen Büchmann". Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Walters Arbeit im Jahre 1914 abgeschlossen und in Druck gegeben wurde. Der Krieg verzögerte das Erscheinen des Buches. Es konnten darum die seit 1914 erschienenen Werke keine Berücksichtigung mehr finden. Doch arbeitet der Herausgeber unverdrossen weiter und bereits liegt eine neue, umfangreiche Zitatensammlung im Manuskript vor, die den vorliegenden Band ergänzt und auch die allerneuesten Literaturerscheinungen in ihren Bereich zieht. Georg Harrasser S. J.

Kleine Mitteilungen.

Zur Dantefeier 1921 machen die Italiener, wie Friedrich Schneider in der „Deutschen Literaturzeitung" (14. Feber 1920) berichtet, großartige Vorbereitungen. Eine Reihe privater Vereinigungen arbeitet Hand in Hand mit Minister Bernini, um die Feier des 600. Todestages möglichst einheitlich zu gestalten. Man plant einen großen Dantekatalog, erläßt ein Ausschreiben für ein an die Schule zu verteilendes Dantebild, arbeitet an einem Dantewörterbuch und an einer Nationalausgabe der Werke. Die „Casa di Dante" in Rom will man zu einer Sammelstätte für Handschriften und Frühausgaben der Literatur des Mittelalters ausbauen. Eine Vereinigung von Dantefreunden in Ravenna stellt in Verbindung mit der „Rivista di filosofia neoscolastica" eine internationale Preisaufgabe über die philosophischen und theologischen Lehren Dantes und ihre Quellen; der Preis beträgt 5000 Lire, die Arbeit kann auch in deutscher Sprache geschrieben sein und wird, wenn preisgekrönt, veröffentlicht werden. Im September 1921 wird in Ravenna ein Vortragszyklus über Dante stattfinden; eine Reihe von Kirchen und Gebäuden in Ravenna, Pisa, Florenz werden aus Anlaß des Jubiläums renoviert werden. Auch in Deutschland, vorab im katholischen, wird die Feier ihren Widerhall finden.

Selbstkritik eines expressionistischen Lyrikers. Alfred Wolfenstein, ein führender expressionistischer Lyriker, veröffentlichte vor kurzem in S. Fischers Verlag (Berlin) unter dem Titel „Menschlicher Kämpfer" eine Auswahl von Gedichten aus seinen Sammlungen „Die gottlosen Jahre" und „Die Freundschaft" (79 S., Mk. 4.50); in dieser Sammlung findet sich auf Seite 14 folgendes Gedicht, das man als gewollte und doch auch ungewollte Selbstcharakteristik auffassen kann:

Mund.

Im Wege ist mein Mund mir, wenn ich sprechen will,
Er liegt so sicher und aufdringlich still,
In des Gesichtes Schale zu verstrickt,

Digitized by Google

Er blickt zu sehr hinaus und wird erblickt,
Ein Fremder ist er, welcher mich genießt,
Mühelos von meinen Worten überfließt,
Er spricht fast gar nicht, was er spricht,
Und macht doch den, der alles tut — und ist fast nicht,
Ist nicht einmal das Tor — ein Loch, durchschrien
Vom Geist voll Scheu — ein Zufall — ja ich hasse ihn —
Der ich mein Wesen liebe.

Der weiße Reiter nennt sich ein „jungrheinischer Bund für kulturelle Erneuerung", der sich unter wesentlicher Teilnahme von Karl Gabriel Pfeill in Düsseldorf und Neuß (Sternstraße 78) gebildet hat. Dem Bund liegt die Überzeugung zugrunde, daß die abendländische Kultur vor die Damaskusentscheidung: Weltuntergang oder christliche Welterneuerung gestellt ist. Die in ihm vereinigten „Dichter, Maler, Bildner und andere Künstler und Geistesmänner" bekennen sich zu Novalis' Programm: „Die Christenheit oder Europa", in dem bereits alles enthalten sei, was ihnen zu sagen und zu tun obliege und sind sich „jauchzend ... der gewaltigen Eingebungskraft der uralt katholischen Ideale bewußt", denen sie sich hingeben. Sie glauben an eine Erneuerung der Kunst, wenn ihr eine Erneuerung der Menschheit vorausgeht und erwarten, daß der christliche Gedanke wie in der Gotik auch heute eine neue Form, ja einen europäischen Stil, einen Weltstil schaffe. „Auch wir haben einen Sozialismus: Den des Leibes Christi und seiner Glieder und predigen mit Franz von Assisi allerorts den Kommunismus der heiligen Armut und der christlichen Liebesgesinnung."

Kunst und Theater nennt sich eine vom „Volksbund für Kunst und Theater in München" herausgegebene, von Johannes Eckardt geleitete Zeitschrift (Verlag Haas & Grabherr, Augsburg, 12 Hefte zu 8 Seiten Mk. 5.—). Der Volksbund wurde im Spieljahre 1919/20 in München gegründet und sucht den 50.000 organisierten Theaterbesuchern Münchens eine machtvolle Organisation aller jener Volksgenossen zur Seite zu stellen, „die an die aufbauende Kraft des christlich-deutschen Kulturgedankens glauben". Außer einem aufklärenden Artikel des Redakteurs über den „Volksbund für Kunst und Theater" enthält das Heftchen folgende Arbeiten: Josef Weiß „Von den Münchner Theatern", J. J. Fischer „Oper und Volk" und Georg Lill „Bildende Kunst". Den Abschluß bilden Bundesmitteilungen.

Meinrad Sadil, der durch seine dramatischen Novellen (1907) und seine Dramen (Der Menschensohn 1897, Tantalos 1900) bekannt gewordene Wiener Benediktinerpriester, hat in den langen Jahren seines Schweigens einen Roman „Die Burghüterin" vollendet, der in der Passauer Gegend spielt und das Stadt- und Burgleben der Zeit um 1300 getreu wiederzugeben sich bemüht. Die Personen des Romans sprechen die Sprache ihrer Zeit.

▽▽▽▽▽

Katholische Literaturtafel.

Die Aufnahme in diese Literaturtafel bedeutet keine literarische Wertung, somit auch keine unbedingte Empfehlung.

Bernhart Joseph, Der Kaplan. Musarionverlag, München 1919, 218 S., Mk. 6.—, gbd. Mk. 8.—

Castelle Friedrich, Das Haus in der 13-Männergasse. Verlag F. Gersbach, Hannover. Mk. 5.—.

Chesterton, Priester. Verlag F. Pustet, Regensburg. Mk. 5.—.

Digitized by Google

Dietzenschmidt, Christofer. Ein groß und schön Legendenspiel. Patmosverlag, Würzburg. Mk. 7.—.

Eberl H., O. S. B., Im Klostergarten. Friedliche Religionsgespräche. (Bücher für Seelenkultur.) Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 100 S., Mk. 3.80, gbd. Mk. 5.—.

Krane, Anna Freiin von, Rex regum. Verlag J. P. Bachem, Köln.

Lindner Tilly, Musik der Millionen. Verlag F. Pustet, Regensburg.

Mailler Hermann, Auf dem Weg nach Montsalvat. Mit Einleitung von Richard Kralik. (Studentenhefte: Literarische Reise, Heft 4.) Volksbundverlag, Wien 1920, 19 S., Kr. 2.—.

Overmans Jakob S. J., Roman, Theater und Kino in Deutschland. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. Mk. —.50.

Sagehomme Georg S. J., Der Roman eines Missionärs. Deutsch bearbeitet von Rudolf Schütz S. J. Mit Bildschmuck von Fritz Bergen. Verlag Herder, Freiburg 1919. Mk. 5.80, gbd. Mk. 7.80.

Schneider Else, Die Geschwister. Roman. Verlag J. Habbel, Regensburg. 237 S.

Steinmetz Bernhard Michael, Lieb und Leid der Marianne Mertes. Eine Volkserzählung aus der Eifel. Verlag Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn. Mk. 3.25, gbd. Mk. 4.50.

Stockmann Alois, Zum Goetheproblem. Literarhistorische Studien. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 110 S., Mk. 4.20, gbd. Mk. 6.—.

Wieser Sebastian, Elias. Volksschauspiel. Verlag F. Pustet, Regensburg.

Weismantel Leo, Der Wächter unter dem Galgen. Die Tragödie eines Volkes. Patmosverlag, Würzburg. 82 S. Mk. 7.50.

Wolff O., O. S. B., Mein Meister Rupertus. Ein Mönchleben aus dem zwölften Jahrhundert. Mit 19 Bildern. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 202 S., Mk. 6.80, gbd. Mk. 8.80.

Wolpert L., Die einzige Seele. Sonntagslesungen. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 202 S., Mk. 7.20, gbd. Mk. 9.50.

Druckfehlerberichtigung. Wegen verspätetem Eintreffen der Autorenkorrektur steht in dem Aufsatze „Chesterton" (Heft 3/4) 1. Zeile des letzten Absatzes „mit so einem Griffe" anstatt „so mit einem Griffe"; — der Autor ist nicht H. Mann, sondern H. Heuvers.

oooooo

Die Freunde des „Gral" werden gebeten für die Verbreitung der „Zeitschrift" zu wirken. Der Gralverlag (Buchhandlung Canisiuswerk, Wien, XIV., Sechshauserstraße 44) ersucht um Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Bezug Prospekte oder Probenummern versendet werden können.

□□□□

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Franz Eichert, Wien, XVIII. Klostergasse 11. — Verlag: Gralverlag (Buchhandlg. Canisiuswerk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44. — Druck: Buch- und Kunstdruckerei, Wien, VI., Mariahilferstraße 49

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur
Herausgegeben von Franz Eichert

Aus dem Inhalt:

Anton Lohr † / Robert Hugh Benson. — Friedrich Muckermann / Neue Aufgaben der schönen Literatur. — Richard Kralik / Veronika. — Herman Hefele / Über die Möglichkeit einer katholischen Literatur. — Oskar Katann / Literarische Umschau. — Dichtungen von Richard Schaukal, Suso Waldek, Konrad Weiß, Hans Sturm, Peter Bauer.

14. Jahrgang • Heft 7/8 • Juli 1920
Gralverlag: (Buchhandlung Canisius-Werk), Wien, XIV.

Digitized by Google

Inhalt:

	Seite
Neue Aufgaben der schönen Literatur. Von Friedrich Muckermann S. J.	197
Liebespsalm. Von Peter Bauer	202
Gedichte. Von Richard Schaukal	203
Robert Hugh Benson. Von Prof. Dr. Anton Lohr †	205
Klagende Welt. Von Suso Waldeck	210
Veronika. Ein geistliches Festspiel von Richard Kralik	212
Vorübergang. Von P. Bruckner	230
Über die Möglichkeit einer katholischen Literatur. Von Herman Hefele	231
Der Wanderer. — Der Drache. Gedichte von Konrad Weiß	240
Die Legende. Von Hans Sturm	241
Sozialisierte Kunst. Von F. Mann	242
Literarische Umschau. Von Oskar Katann	245
Von neuen Büchern. (Besprechungen von Peter Bauer, Maria Fischer-Wingendorf, M. Herbert, Oskar Katann, Anton Lesowski, O. Lorenzoni, Wilhelm Wiesebach)	250
Kleine Mitteilungen: Anton Lohr † — Walther v. d. Vogelweide. — Die Wahrheit über Anna Blume. — Ein erfolgreiches englisches Theaterstück. — Die „Dichtung der Gegenwart" für die Schule. — Friedrich Wilhelm Weiblingers Phaeton. — Paul Ernst	253

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, die Post und der unterzeichnete Gralverlag.

Ganzjährige Bezugspreise:

Für Deutschland: 12 Mark.
„ Österreich, Ungarn und den Südslawenstaat: 20 deutschösterr. Kronen.
„ die tschechoslowakische Republik: 18 tschechoslowakische Kronen.
„ die Schweiz: 6 Franken. Für Holland: 6 Gulden. (Diese Preise sind den landesüblichen angepaßt.)

Halbjährig und **vierteljährig** die Hälfte, bezw. ein Viertel obiger Preise.
Einzel-(Doppel-)Nummern: 3.50 d.-ö. Kr., 3 tschechoslow. Kr., 2 Mk., 1 Fr., 1 Gulden

Bestell- und Auslieferungsorte:

Für Deutschland und die ehemaligen Länder Österreich-Ungarns:
Gralverlag (Buchhandlung Canisius-Werk), **Wien, XIV., Sechshauserstraße 44.**
Für die Schweiz: Verlag **Otto Walter, Olten.**
Für Holland: Het Nederlandsche Boekhuis, Tilburg, Industrieplaat 1.

Alle Einsendungen werden erbeten an die
Hauptleitung des „Gral", Wien, XVIII/1, Klostergasse 11.
Für unverlangt eingesendete Beiträge kann eine rechtliche Haftung nicht übernommen werden. — Nachdruck der Beiträge im Hauptteil nur mit Zustimmung der Hauptleitung gestattet.

Wir bitten alle Gralfreunde um die Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Erfolg Probehefte versendet werden könnten.

Digitized by Google

Der Gral

14. Jahrgang. Heft 7/8. Juli 1920.

Neue Aufgaben der schönen Literatur.

Von Friedrich Muckermann S. J.

So mancher Völkerbundsversuch ist gerade in neuester Zeit noch gescheitert, daß man jegliche Lust verlieren möchte, zur Förderung einer Sache zu schreiben, die von vorneherein aussichtslos erscheint. Es war eben, das heißt in der Mitte des April, in Paris eine solche Völkerbunds-Propagandaversammlung. Da mußte zunächst lange gestritten werden, ob man bei diesem internationalen Kulturbetrieb auch noch fortfahren dürfe, sein Vaterland zu lieben, dann traten Sozialdemokraten auf und benutzten die Gelegenheit, über die ihnen zugewiesenen zehn Minuten hinauszureden in langatmigen Parteiprogrammen — so à la Trotzki in Brest-Litowsk — und schließlich ging man auseinander, ohne recht zu wissen, warum man denn eigentlich zusammengekommen. Einer der Redner, kein Franzose, sprach dort auch vom Christentum, in dem sich alle Völker einigen könnten. Auf den Straßen von Paris ist überall zu lesen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Im Christentum müsse das wahr werden... Aber wie können wir denn die „Boches" als unsere Brüder ansehen! Man schlägt den tot, der so etwas laut zu sagen wagt hier in Paris...

Nebenbei gesagt, denken wir Deutsche uns nur schwer in den Franzosen von heute hinein. Zu wenige von uns sind durch das zerstörte Gebiet Nordfrankreichs gefahren. Es ist noch nichts wiederaufgebaut. Wie in regungsloser Verzweiflung liegen da die Trümmer von Fabriken und Schächten, von Häusern, Schlössern und Kirchen, von Dörfern und Städten, stumme Zeugen einer systematischen Vernichtungsarbeit. Tausende von Obstbäumen, über der Wurzel abgesägt, neigen die verdorrte Krone in den blütenleeren Frühling...

Der Redner aber fuhr fort: Das Christentum ist wie eine ferne Insel geworden, die wir erst wieder neu entdecken müssen. Wir wissen gar nicht, wie sehr wir es verloren. Das kostet lange, zähe Arbeit. Durch sie allein werden wir uns einem Völkerbund nähern... Wenn ich recht gesehen habe, drückte diesem Sprecher eine Dame dankbar die Hand, ein Zeichen, daß es doch eine kleine internationale Gemeinde gibt, in der einer den anderen versteht.

Digitized by Google

Aus diesem Kongreßbilde ersieht man, wie ungeheuer weit wir noch von allem, was Völkerbund heißt, entfernt sind. Das gleiche, was wir ja auch sonst wissen. Man braucht nur die Wilsonschen Humanitätsreden zu lesen und hinterher das amerikanische Flottenprogramm bis 1925. Selbst das Abflauen von vaterländischen Gefühlen alter idealer Art in weiten Kreisen und eine gewisse Entwertung politischer Grenzen gegenüber wirtschaftlichen Interessengebieten bedeutet keine Entwicklung in der Richtung von Verständigung. Es wird damit doch nur aus dem politischen Krieg der viel furchtbarere wirtschaftliche, aus dem monatelangen oder jahrelangen Aufmarsche von uniformierten Heeren ein nicht enden wollender Kampf organisierter Massenverbände, die ihre Fronten nur noch breiter dehnen, die zu Kanonen und giftigen Gasen nur noch die schrecklichere Waffe des Hungers hinzufügen, die ihre Rücksichtslosigkeit treiben bis zum Mord der Frauen und Kinder . . . Nein, bleibt mir zu Hause mit einer heiligen Allianz. Mehr als nach den Erschütterungen der napoleonischen Zeiten fehlen heute die einigenden Ideale, mehr als damals herrscht der entzweiende Mammon.

Auf der anderen Seite geben gerade diese Tatsachen tieferen Menschen zu denken. Sie gebären aus ihrer Verzweiflung die weinende Klage um verlorene Paradiese und die Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr. Professor Donders sagte mir einmal, es gehe selbst durch die bessere Literatur des Sozialismus eine wahre Adventstimmung. Die wenigen, die es fühlen und die in der eigenen ungebrochenen Überzeugung noch den Mut finden, ihre ganze Kraft für die Welterneuerung im großen Sinne Pius' X. einzusetzen, die müssen es machen. Die sollen sich sammeln. Die werden überlegen, was zu tun ist.

Es gilt zunächst die Kräfte aufzusuchen, die noch einigend wirken können. Nur eine einzige ganz große Friedensmacht ist uns geblieben, es ist die katholische Kirche. Sie allein ist ungeschwächt aus Krieg und Revolution hervorgegangen. Ihr Felsgrund blieb unerschüttert. In ruhiger Würde führen ihre Bischöfe Mitra und Stab wie seit zwei Jahrtausenden. Ihr oberster Hirte ist ein Friedensfürst und ihr Wort das Evangelium des Welterlösers. Sie hat gebaut, wo alle zerstörten. Sie hat getröstet, wo andere Wunden schlugen. Sie hat für die Zukunft nicht nur ein Ahnen und Sehnen, sondern den Glauben und die Hoffnung und in ihnen das Wissen: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Um ihre Altäre und Türme braust noch immer das selige Alleluja. Die Augen der Menschheit, von Freund und Feind, sind auf sie gerichtet, und durch ihre Portale treten Scharen von Neubekehrten allüberall. Ob die Glieder dieser Gemeinschaft alle und immer das gewesen und das sind, was sie dem Geiste des Leibes Christi nach sein sollen, sei dahingestellt.

Digitized by Google

Wo hat je auf Erden eine große Idee nur ihrer würdige Vertreter gehabt? So kann auch der Herrgott über die Menschen klagen, daß sie ihm Schöpfung und Erlösung verdarben. Aber viele haben sich doch bewährt und das Ideal, wenn auch oft von wogender Leidenschaft überschäumt, ist doch noch in den Herzen . . . Nie war diese Kirche die Hoffnung der Welt mehr wie heute . . .

Wir müssen ihre reine Lehre wieder in die Menschen und die Kultur hineinbringen. Einen Teil, den Hauptteil davon, leisten die Diener der Altäre. Aber sie können nicht alles. Zahlreich sind die Provinzen des Lebens und in jeder muß der Geist wieder lebendig werden. Wir müssen alle helfen, die wir das Bild Christi in der Seele tragen. Welche Aufgabe hat die schöne Literatur?

Es ist gar nicht so leicht, diese Aufgabe in bestimmte Formen zu fassen. Alles kann nur wirken nach seiner eigenen Art. Gerade die Kunst hat immer eifersüchtig darauf gehalten, etwas für sich zu sein. Schnell wirft einer das Wort von einer internationalen Literaturvereinigung hin. Langsam! Langsam! Bleiben wir erst einmal bei dem, was ganz allgemein bei der Kunst mehr oder weniger zu Hause ist: Die Dichter selber, Kunstfreunde, Kritiker, vor allem die Schaffenden. Ganz allgemein gesprochen könnten sie ohne Zweifel hervorragend mitwirken. Ihnen ist es gegeben, aus großen Gedanken neues Leben zu gestalten. Leben aber weckt Leben. Sie sind geborene Anreger, Erwecker, Propheten. Sie gehen im Dienste der Schönheit, und diese wird oft da noch eingelassen, wo man die nackte Wahrheit schon lange nicht mehr sehen will. Gäbe es in allen Ländern solche Schaffende, die ganz erfüllt von der Größe der christlichen Ideale, ihres Verkünderamtes walteten, die der entsetzlichen Not entsprechend nur mit um so innigerer Hingabe sich des Volkes erbarmten, die wieder mit überwältigender Kraft vom Heimatlande der Seele sprächen, es müßten wohl herrliche Wirkungen daraus kommen.

Aber können wir etwas dazu tun, daß solche Gottberufene aufstehen? Wenn sie schon da sind, können wir ihre Kraft erhöhen? Ist hier irgendwie ein Wort wie Organisation am Platze? Kann man Könige organisieren?

Denken wir einmal nicht so sehr an die Dichter selber als an ihre Werke. Für sie könnten wir schon allerhand tun. Wir können gute Stücke zur Aufführung empfehlen. Das wäre schon etwas, wenngleich schon hier gewisse Gefahren beginnen. Es möchte mancher bei dem Werk mehr auf die Gesinnung schauen als auf die Kunst. Das aber wäre das Ende von allem. Man kann gegen die Kunst nicht streng genug sein. Kein noch so tiefer Inhalt darf darüber hinwegtäuschen, wenn das Gepräge künstlerischer Darstellung fehlt. Die von drüben kümmern sich freilich wenig um diese Forderung.

Digitized by Google

Die öffentliche Kritik ist fast durchweg Bestechung und Geschäft. Wir können ihre Mache nicht übernehmen, denn unsere Welt ist eine Welt der Ehrlichkeit, und was wir nicht ehrlich erreichen können, das lassen wir lieber. Dabei kennen wir freilich auch den Grundsatz, daß hier und da das Beste der Feind des Guten ist. Wir brauchen auch mit unserer Kritik den glimmenden Docht nicht auszulöschen. Am allerwenigsten sollen wir gegen moderne Juden duldsamer und entgegenkommender sein, als gegen unsere Glaubensgenossen. Jedenfalls haben wir hier ein Gebiet, wo durch Organisation schon etwas erreicht werden kann. Es ist möglich durch eine etwas mehr auf internationalen Betrieb eingestellte Literaturzeitschrift auf das Schaffen katholischer und christlicher und überhaupt der in Harmonie mit der Menschennatur arbeitenden Dichter hinzuweisen, die Strömungen zu verfolgen, die von ihnen kommen oder wider sie angehen. Das wäre eine Bereicherung für uns und die ganze Welt. Es ist auch verhältnismäßig leicht zu verwirklichen. Gerade hier ist der erste Schritt zu machen.

So haben wir denn bereits begonnen, mit namhaften Vertretern fremder Literaturen Verbindungen anzuknüpfen. Sie sollen uns vom Literaturleben ihrer Länder erzählen. Nicht so sehr wissenschaftlich ergrübelnd, als vielmehr in Darstellungen, die, selbst lebendig, Leben wecken. Manche von diesen unsern Freunden beherrschen das Deutsche, die Arbeiten der andern werden in Übersetzungen geboten. Was wir auf jeden Fall vermeiden möchten, ist die Begünstigung irgend einer Nation aus chauvinistischen Gesichtspunkten. Gleichberechtigt stehen wir in der katholischen Kirche nebeneinander. Jeder Nation ist ihre Aufgabe in der Geschichte durch die Vorsehung zugewiesen. Jede hat für diese Aufgabe ihre charakteristischen Eigenschaften bekommen. Aus der freien Lebensentfaltung aller kann sich allein ein würdiges Vollbild gestalten.

So könnten in den einzelnen Ländern von selber kleine Zentren entstehen. Von ihnen aus müßte für unsere Auffassungen eine Propaganda entfaltet werden. Der Erfolg müßte zeigen, wie reif die einzelnen Völker für Derartiges sind: ob es sich lohnt einmal zusammenzukommen auf einer gemeinsamen Tagung . . . Hier kann man nichts künstlich machen. Man kann nur an Türen anklopfen, wo eigentlich schon Menschen warten auf jemand, der ihnen das sagt, was sie gerade selber denken.

Wir wollen uns auch hüten, zu ausschließlich zu sein. Sehen wir auch unser Ideal in einer Literatur, die aus katholischem Leben kommt und dieses gestaltet, so sagen wir doch auch: Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns. Gerade in Ländern, wo stärkere Gruppen den christlichen Gedanken in andern Formen ihrem Gewissen nach vertreten, werden wir Verwandtes nicht abstoßen. Es

Digitized by Google

mag auch die Zeit kommen, wo Theaterverband und Bibliothekswesen geneigt sind, mit uns in die Weite zu wirken. Aber das liegt noch ferne.

Dieser mehr extensiven Tätigkeit muß eine intensive zur Seite gehen. Fehlt es der Zeit an bedeutender Literatur, so kommt das zum großen Teil auch daher, daß ihr die großen Gedanken abhanden gekommen, daß die Quellen dazu verschüttet sind. Wir bemerken schon ein vielfaches Bestreben mancher Verlage, das Echte und Ewige aus alten Tagen wieder lebendig zu machen. Die meisten wissen gar nicht, welche Schätze verborgen sind in den Archiven der christlichen Literaturen. Da fiel mir z. B. eben wieder ein herrliches Büchlein in die Hände, das Itinerarium des hl. Bonaventura. Unter der uns fremdartigen und gehäuften Terminologie sprudelt ein wunderbares Leben. Mit solchen Werken müssen wir die gebildete Menschheit wieder mehr vertraut machen. Erneuerung liegt nie im Suchen von etwas nie Dagewesenen, sondern im neuen, persönlich und zeitgeschichtlich individuellen Erfassen uralter Werte. Wir besitzen diese Werte. Wir haben sie bereits in wirkgewaltigen Formen, wo sie sozusagen aus dem Rohstoff schon herausgearbeitet sind. Wir schauen sie im Medium großer Persönlichkeiten. Was hier unsere Tradition, die reichste Kulturtradition, die je die Welt gesehen, bewahrt, das wollen wir der Zeit wieder mehr zuführen. Damit verlassen wir nicht den Boden einer Literaturzeitschrift. Wir wählen die Probleme ja jeweilig nach ihren Beziehungen zur Kunst und zu den Schaffenden. Das wissenschaftlich Gediegene ist hier mehr Voraussetzung, die Ausführung selbst zielt auf das Leben.

Auch hier werden wir uns hüten vor Einseitigkeit. Nicht nur die religiöse Literatur kommt in Frage, sondern die gesamte wissenschaftliche und kulturelle, besonders wenn sie sich ins Weltanschauliche vertieft. Warum sollte es Männern der Wissenschaft verwehrt sein, in einer Literaturzeitschrift darüber zu berichten, wenn auf ihrem Gebiet Wandlungen vor sich gehen, die auch den Dichter nicht gleichgültig lassen? Ich erinnere nur an die ungeheuere Wendung, die zur Zeit in den biologischen Wissenschaften vor sich geht. Wie hat die Literatur gearbeitet mit dem Entwicklungsgedanken! Wie ist der Romanschriftsteller dem Naturforscher gefolgt! Er wird mit ihm umlernen müssen, seitdem Mendel gearbeitet und Weismann und Johannsen und wie sie alle heißen. Gewiß wird man über diese Fragen allerlei Aufklärendes in führenden Kulturzeitschriften finden, aber von da bis zur Einführung in die Literatur ist doch noch ein weiter Schritt, und den muß eine allseitige Literaturzeitschrift erleichtern.

Ich habe hier nicht alle Bestrebungen des neuen „Gral" kennzeichnen wollen, sondern nur jene, die auf das Allgemeine gehen

Digitized by Google

und auf das Übernationale. Wir brauchen dabei die lebendige Anteilnahme am heimischen Literaturschaffen nicht in die zweite Linie zu setzen. Eines ergänze das andere. Wir würden auch lieber im stillen arbeiten und unser Planen und Wollen nicht an die große Glocke hängen, wenn wir nicht hofften, dadurch die tätige Teilnahme mancher Kreise zu wecken, die uns bisher aus allerlei Gründen ferner gestanden.

Langsam! sagte ich noch einmal. Nur keine Plakaterfolge! Ganz still muß man in solchen Dingen Schritt für Schritt machen, immer froh, wenn man die Möglichkeit zu einem weiteren vor sich sieht. Nur müssen alle Schritte in gleicher Richtung liegen. Darum braucht man festumrissene Ziele. Ich fühle wohl, wie mancher durch die Wucht der Zeitereignisse gebeugt, bei all diesem den Kopf schüttelt. Und doch scheint mir, die Stunde ist gekommen. Als das napoleonische Joch über Europa lag, gerade an der Jahrhundertwende, als nur düstere Wolken am Himmel standen, da schafften im kleinen geräuschvollen Kreise, im Grunde aber doch in gewaltiger Stille, die ersten Theoretiker der deutschen Romantik. Während die Welt in Schmerzen neue Reiche gebar und neue Verfassungen, da rangen diese Großen zum ersten Male um ein Weltreich der Poesie. Sie wagten ein Athenäum und leisteten Unsterbliches. Ihr Geschlecht ist dahin, aber ihre Gedanken haben das letzte Jahrhundert bewegt, denn schon hat es den Namen eines Jahrhunderts der Romantik. Eben tauchen gerade bei uns Katholiken allenthalben romantische Programme auf. In ihnen ist in der Tat alles, was uns einigen kann, alles, was auch einer Weltliteratur genügt, alle Weite und alle Tiefe. Ja, die Zeit berechtigt zu einem neuen, diesmal christlichen Athenäum . . .

□□□□□

Liebespsalm.

In deiner Augen blauen Seen
Ertrank, was mir einst schöne Welt war.

Tönt auch manchmal dumpf herauf
Die Glocke meiner wilden Knabenträume —
Keine Welle peitscht die Stille auf,
Die sanft die Barke meiner Seele trägt.

In allen Segeln blühen silbern Sterne.

Peter Bauer.

□□□□□□

Digitized by Google

Gedichte

von Richard von Schaukal.

Gebet am Bette der Kinder.

Friede, verweile hier,
Breite die Flügel weit,
Schimmernd vom Abglanz der Ewigkeit,
Über'm nächtlichen Brausen der Zeit.

Weigere weiter mir,
Holdester, deinen heilenden Hauch:
Atmen laß mich den schwelenden Rauch
(Loht mir des Lebens Flamme doch auch!).

Sie aber weih ich dir,
Die da lieblich lächeln im Traum.
Dankbar nur seh ich den silberflutenden Saum,
Der mich hinwegweist vom nie zu betretenden Raum.

Morgens in der Straßenbahn.

Der feine Nebel hüllt das Haus im Garten
Fast völlig in sein Silberwallen ein.
Schwarz steht vor ihm das Gitter ganz allein
Mit seinen Stangen, den zu sich erstarrten.

Vom Zeitungsblatt aufblickend an den harten
Zügen der Menschen hin — o Morgenpein! —
Sink ich ins weiche Wogengrau hinein,
Als würden Wunder drüben meiner warten . . .

Und wieder Wände, hohe Häuserhaufen!
Fester erfaß ich dich, mein Kind, am Arm:
Du schaust herauf zu mir so froh und warm.

Wir werden Hand in Hand zur Schule laufen.
Noch einmal wird dein liebes Angesicht
Mir lächelnd winken. Dann erlischt mein Licht.

Digitized by Google

Sei selig mir gesegnet ...

Sei selig mir gesegnet, sanfter Sinn:
Ich liebe dich, da ich dir gleich nicht bin.

Ich sehne mich nach dir und bleibe doch
Mir selbst Gesetz und unter meinem Joch.

Mir strotzt die starke Seele heiß vor Zorn,
Ich trage meine Stirne stolz nach vorn

Und hab in dem, der je mich übermannt,
Aufblickend immer wieder mich erkannt.

Kind, du bist rein ...

Kind, du bist rein.
Mein Bild in deiner Seele seh ich nicht.
Denn das ist dein
Und also lauter Licht.

Demütig tret ich bei dir ein,
Dem alles, was du hast, gebricht.

Und dennoch kann es sein,
Daß meine Seele mit dir spricht,
Als wär sie nicht allein,
Als wären sie zu zwein,
Ein Reimpaar im Gedicht.

Juniabend.

Klarer Tag, du dämmerst schon,
Sanft berauscht von deinen süßen Düften.
Schwalben schweben noch in höchsten Lüften,
In den Zweigen zwitschert schläfernd weicher Amselton.

Tiefer sinkt mein Blick ins Grün,
Schattend vor den Augen schwimmen Träume.
Schweigender erheben sich die Bäume,
Deren Wipfel wie von innerem Gold erglüh'n.

Digitized by Google

Robert Hugh Benson.

Von Anton Lohr.

Die katholischen englischen Schriftsteller sind zum größten Teile Konvertiten. Das gibt dem katholischen Schrifttum Englands seine eigene Färbung. Es ist viel mehr von der Religion durchtränkt und von religiösen Problemen beherrscht als die Literatur katholischer Länder. Anders als der geborene Katholik, für den der Glaube in Fleisch und Blut übergegangenes Erbgut bedeutet, faßt der Neubekehrte die Lehren des Glaubens, den er meist erst nach langen Kämpfen, nach Zweifeln und Qualen aller Art sich errungen, viel konsequenter, realer, für das ganze Leben maßgebender auf. Solcher Art ist auch R. H. Benson, der hervorstechendste Vertreter der katholischen Literatur Englands der letzten zwanzig Jahre.

Eine rein natürliche, fälschlich „voraussetzungslos" und „objektiv" genannte Welt- und Menschendarstellung ist ihm unmöglich. Das hieße für ihn: der wahren, einzigen Wirklichkeit den Rücken kehren und sich einer Welt der Täuschung und des Scheines zuwenden. Ob er will oder nicht: er sieht alles sub specie aeternitatis. Für ihn gibt es nur die transzendente Wirklichkeit der Religion. Und die sicht- und greifbare Welt des Diesseits, sinnlos an und für sich, gewinnt für ihn nur Sinn durch ihre Beziehung und vollkommene Abhängigkeit von jener. Die sichtbare Welt ist nur das Schlachtfeld, auf dem wir uns vom täuschenden Schein lossagen sollen und den Kampf um die wahre Wirklichkeit des Überweltlichen auszufechten haben.

Als Sohn (geboren am 18. November 1871) des 1896 verstorbenen staatskirchlichen Erzbischofs von Canterbury und Primas von England, White Benson, wurde er schon in eine religiöse Atmosphäre hineingeboren. Dem kam seine Veranlagung entgegen, die ihn ebenfalls dem geistlichen Beruf als dem höchsten und menschenwürdigsten zuführte. Aber sein tieferschürfender Geist ließ ihn bald die natürliche geschichtliche Entstehung der englischen Kirche erkennen und nach kurzer praktischer Tätigkeit in einem Londoner Vororte wurde er bereits 1903 katholisch. 1904 wurde er dann zum Priester geweiht und 1911 machte ihn der Papst zum Monsignore.

Seitdem er katholisch war, galt sein ganzes Bestreben dem Zweck, die von ihm erkannte Wahrheit allen andern zugänglich zu machen. Besonders interessant ist da gleich sein erster Novellenband „Das unsichtbare Licht" (1903). Überall und auffällig sieht Benson hier hinter den „Schleiern der Maja" die übersinnliche, wahrhaft wirkliche Welt, die kaum verhüllt das Sichtbare umgibt und durchdringt.

Das Gesetz dieser unsichtbaren Welt empfangen die Kinder des Diesseits nur von der katholischen Kirche. Daß sie die einzig wahre, von Christus gestiftete Kirche ist und die anglikanische Kirche nur Menschen-

Digitized by Google

werk, ergibt sich ihm schon aus einer Betrachtung der englischen Geschichte. In drei Romanen: „Mit welchem Recht? (1904), „Des Königs Werk" (1905) und „Die Tragödie der Königin" (1906) durchforscht er mit außerordentlicher Verlebendigung von Zeit und Personen die Trennungsgeschichte und findet, daß das Recht auf Seite Roms, auf Seite eines tyrannischen Königs und einer herrschsüchtigen Königin aber nur die Gewalt steht.

Nachdem er so festen Boden unter den Füßen gewonnen hat, wendet er sich zeitgenössischen Problemen zu. Und da fällt seine seelische Haltung der Umwelt gegenüber sofort auf. Die Errungenschaften der modernen Zivilisation, die Wunder der Naturwissenschaften und der Technik, das Sehnen und Forschen des Menschengeistes in allen Höhen und Tiefen, nichts ist ihm fremd. Aber allem gegenüber bleibt er der kühle, wenn auch interessierte Beobachter. Auch den Katholiken im Weltleben studiert er und wirft ihm da und dort ein ermutigendes Wort hin: aber sein Herz ist nicht bei ihm. Er begreift nicht, wie man angesichts der furchtbaren Wirklichkeit des Jenseits, gegenüber einer drohenden oder beseligenden Ewigkeit noch an den kleinen Freuden und Leiden, den Eitelkeiten und Lappalien dieser Scheinwelt Gefallen oder auch nur stärkeres Interesse finden kann. Im ganzen Lebenswerk Bensons findet sich kein Beispiel von Liebenden, die sich im Verlaufe der Geschichte gefunden und hernach glücklich gelebt hätten.

Seine Leute sind nicht die Glücklichen dieser Welt, sondern die Vollmenschen, die das bißchen Erdenglück jubelnd und entschlossen hinwerfen, um die ewigen Wohnungen dafür einzutauschen.

In „Keine anderen Götter" (1910) ist der in Cambridge studierende zweite Sohn eines Lords katholisch geworden. Der Vater verstößt ihn deswegen. Als Gelegenheitsarbeiter verdient er sich mühselig sein Brot. Aber während er so äußerlich immer weiter herunterkommt, wird er innerlich immer reicher und religiös vertiefter. Da erwarten ihn durch den plötzlichen Tod von Vater und Bruder mit einemmal die Ehren und Reichtümer eines Peers von England. Aber das hat für ihn allen Wert verloren. Er ist der Welt schon abgestorben, als er für ein gutes Werk den Tod durch Mörderhand erleiden muß. Äußerlich betrachtet und in den Augen der Welt ist sein Leben ein verfehltes, ja an Wahnsinn grenzendes gewesen, aber im Lichte der Ewigkeit war es gewonnen.

In „Eine Prüfung" („A Winnowing", 1910), führt Benson ein normales katholisches Ehepaar vor. Es erfüllt seine religiösen Pflichten, ist reich, jung, glücklich und freut sich der Schönheit und Güter dieser Welt. Da kommt wie ein Schlag die Heimsuchung, die es aus der Versunkenheit ins Irdische reißen soll. Der Mann wird schwer krank. An seinem Sterbelager gelobt die junge Frau, ins Kloster zu gehen, wenn er wieder gesundet. Wunderbarerweise wird der Mann, der schon die

Digitized by Google

Schwelle des Todes überschritten hatte, wieder ins Leben zurückgerufen. Aber er hat der furchtbaren Wirklichkeit des Jenseits ins Auge geschaut und ist nun wie umgewandelt. Er will seinen ganzen Besitz opfern und mit Einwilligung seiner Frau ins Kloster gehen. Aber die Weltdame weigert sich. So findet er sich denn nach und nach wieder ins Weltleben zurück und das furchtbare Erlebnis erscheint ihm nur mehr wie ein böser Traum. Aber der Gedanke an das unerfüllte Gelöbnis und verschiedene Erfahrungen zermürben nun sie allmählich, so daß sie ihm jetzt den Vorschlag macht, sich ihres Reichtums zu entäußern und mit beiderseitiger Einwilligung ins Kloster zu gehen. Diesmal will er nicht mehr, stirbt aber bald eines jähen Todes, worauf sie allem entsagt und den Schleier nimmt.

Die natürliche und die übernatürliche Betrachtung des Menschenlebens sind hier mit besonderer Schärfe herausgearbeitet und einander gegenübergestellt.

Den natürlichen Menschen, der zu schwach ist, dem Rufe der Gnade zu folgen, zeigt der umfängliche Roman „Ein Durchschnittsmensch" (1913). Der Held ist ein kleiner Angestellter in der City, ein gemütvoller, sympathischer Jüngling. Durch die Predigt eines Ordensmannes innerlich völlig revolutioniert, will er katholisch werden und sieht den Eintritt ins Kloster als höchstes Ideal vor sich. Letzteres verblaßt allerdings wieder, als er sich in eine Schauspielerin verliebt.

Da erbt seine Familie plötzlich ein großes Majorat und er wird ein reicher Mann. Der Einfluß der neuen Umwelt macht sich rasch bemerkbar. Er verleugnet seine Religion und seine Liebe, weil beides in seinen neuen Gesellschaftskreisen nicht gern gesehen wird. Dagegen jagt, schießt und reitet er fleißig und heiratet die Tochter eines Lords. In den Augen der Welt ist er das Muster eines Gutsherrn und seine Laufbahn ein voller Erfolg, während er in Wahrheit seiner Bestimmung untreu geworden ist und sein Leben verloren hat.

Mit dem gerade jetzt wieder so aktuellen Problem des Spiritismus setzt sich Benson in den „Geisterbeschwörern" (1909) auseinander. Laurie Baxter, ein nervöser, emotionell veranlagter Jüngling, ist katholisch geworden, sein Eifer aber bald wieder erlahmt. Unter dem erschütternden Einfluß des Todes seiner Braut gerät er in spiritistische Kreise. Sein Nervensystem bricht bald zusammen und nur der Aufopferung seiner Pflegeschwester gelingt es, ihn vor dauernder Schädigung zu bewahren. Benson, der sich mit dem Spiritismus offenbar sehr genau beschäftigt hat, neigt der Anschauung zu, die Erscheinungen, die nach Abzug aller Täuschungen, Suggestionen usw. noch übrig bleiben, diabolischer Einwirkung zuzuschreiben.

Die Psyche des Nervösen interessiert Benson überhaupt stark. Im Roman „Der Feigling" (1911) widmet er einer derartigen Individualität eine tiefschürfende Studie. Der junge Medd, Sprößling eines

Digitized by Google

alten Herrengeschlechtes, besitzt alle Vorzüge seiner edlen Rasse, aber sein Körper ist ein einziges, reizbares Nervenbündel. Er ist nicht feig, aber die von den Nerven erregte Phantasie malt ihm so lange alle möglichen Gefahren einer Handlung vor, daß er rein körperlich nicht mehr handeln kann. Das zeigt sich auch am Schlusse, wo der Wille ihn zu einer heldenhaften Tat reißt und die Nerven nachher doch wieder versagen.

Es war auch Benson klar, daß unsere Gegenwart mit ihrem unausgeglichenen Durcheinander eine Übergangszeit sei. Er erkannte ihre Doppelnatur, die einerseits in der Vergangenheit wurzelte und anderseits in eine ganz anders gestaltete Zukunft wies, nur zu deutlich und suchte aus den Entwicklungstendenzen des Jetzt das Rätsel des Später zu deuten. So entstand sein „Herr der Welt" (1907), der seines eschatologischen Charakters wegen so etwas wie Sensation hervorrief.

Benson wollte damit zeigen, wie die Welt nach hundert Jahren aussieht, wenn der Sozialismus und Humanitarismus sich ohne wesentliche Hindernisse weiter entwickeln können. So lernen wir denn eine sozialistisch gewordene Menschheit kennen, die sich rein auf irdische Zweckmäßigkeit einrichtet und nur diesseitiges Wohlbehagen kennt. Die materielle Seite des Menschen hat einen völligen Sieg über den göttlichen Funken errungen. Und da man Schmerz, Krankheit, Elend und Leid doch nicht abschaffen kann, rückt man ihm mit „Euthanasia", dem offiziellen Mord und Selbstmord, zu Leibe. Die Krönung des Ganzen bildet die Gründung einer Weltrepublik, durch die Kriege ausgeschaltet werden sollen. Ihr folgt mit logischer Konsequenz der Ausrottungskampf gegen die katholische Kirche, die, wenn auch arg zusammengeschmolzen, dennoch das Banner Gottes und des Geistes gegen den Materialismus der Welt hochhält. Das Ende der Kirche und ihres letzten Papstes Sylvester läßt nun Benson in einer Katastrophe von erschütternder Wucht und Größe mit dem Untergang der Welt zusammenfallen.

Das erschien nun vielen Leuten zu niederdrückend und da Benson selbst das Bedürfnis fühlen mochte, auch die andere Möglichkeit darzustellen, so schrieb er — wieder in Parabelform — den Roman „Im Dämmerschein der Zukunft" (1911).

Wie würde die Welt aussehen, wenn in etwa 50 Jahren der Katholizismus die Oberhand gewänne, das Völkerleben nach seinen Grundsätzen und Idealen umgestaltete und der Papst als oberster Schiedsrichter herrschte?

Nun, unendlich besser, heller, menschenwürdiger und farbenprächtiger als unter dem öden Materialismus des „Herrn der Welt"! Und Benson macht es sehr fein, daß er uns die ganze Erneuerung der Welt durch einen konsequenten Katholizismus mit und in der Seele eines abgefallenen Priesters erleben läßt. Dieser Priester hatte an einem Werke gegen die Päpste mitgearbeitet und liegt nun todkrank im Spital; in einem Traumgesicht schaut er sich nun als handelnde Person in dieser

Digitized by Google

neuen Welt. Eine nach der andern fallen seine bisherigen Ansichten und Vorurteile gegen den konsequenten Katholizismus im Lichte seiner nunmehrigen Erfahrung von ihm ab und mit seiner vollen inneren Zustimmung zur Herrschaft der Religion fällt sein Erwachen und seine Bekehrung zusammen.

Und noch einmal kehrte Benson in „Trotz Folter und Galgen" („Come Rack, come Rope! 1912) in die Vergangenheit zurück. Es ist wohl der beste seiner geschichtlichen Romane. Er weiß sich ganz in den Geist des sechzehnten Jahrhunderts zu versenken und entrollt uns ein Stück Glaubensverfolgung unter Elisabeth mit einer Verlebendigung, wie sie nur echten Künstlern eignet. Idealismus, Glaubenstreue, heroischer Märtyrergeist leuchten wie Edelsteine, aber auch Menschenfurcht, Schwäche und Zeitfehler mangeln nicht. Das Hauptaugenmerk aber ist auf eine liebevolle Charakterzeichnung gelegt, obwohl auch der Liebhaber romantischer Szenen auf seine Rechnung kommt.

Aber obschon der Roman vor allem die Glaubenstreue der damaligen Katholiken verherrlicht, so läßt er doch auch eine Hauptseite der Bensonschen Kunstübung hervortreten: die Gerechtigkeit. In allen Romanen sehen wir übrigens dasselbe: Obwohl für Benson über jeden Zweifel erhaben ist, wo Wahrheit und Recht liegen, so ist er doch ängstlich bedacht, der Gegenseite gerecht zu werden und mit keinem Striche das zu verletzen, was der Engländer „fair play" nennt. Ebensowenig übersieht er die Menschlichkeiten auf der eigenen Seite.

Daneben besitzt er in hohem Maße die Gabe, Leben zu schaffen. Man glaubt ihm seine Menschen. Sie leben, auch wenn das äußere Ausspinnen der Geschichte etwas gemacht erscheint oder nicht völlig geglückt ist. Sie sind eben keine Schemen, auch da nicht, wo sie als Träger beherrschender Ideen auftreten, sondern führen ein starkes Eigen- und Innenleben, gegen das die äußere Charakterisierung zurücktritt. Bensons Personen sind auch nie langweilig oder dumm; man befindet sich bei ihnen stets in anregender Gesellschaft. Am wenigsten individuelles Leben haben natürlich die beiden Zukunftsromane in Parabelform mitbekommen. Aber auch da ist der Ideengang noch in so viel Handlung umgesetzt, daß die Romane, zumal die Darstellung hier etwas Lapidares hat und die Größe des Gegenstandes jeden Satz beeinflußt, einen starken Eindruck auf den Leser machen müssen.

Benson ist ein Kämpfer. Die Menschen verstehen es zwar nur selten, aber in seinem Bewußtsein lebt es immerdar: Was wir auch tun mögen, stets spielen wir eine von einem Extrem zum anderen variierende Rolle im ewigen Kampfe zwischen Gut und Böse auf dem Schlachtfelde dieses Lebens. Und wer kämpft und leiden und fallen sieht, den hat der Ernst des Lebens so in seinem Bann, daß er für menschliche Torheit, Schwachheit und Unzulänglichkeit kein Lächeln mehr übrig hat. Es fehlt Benson fast ganz an Humor, der doch sonst in Old-England so häufig zu Hause

Digitized by Google

ist. Er ist ernst, sehr ernst, dieser Konvertit, und von jener männlichen Entschiedenheit und Abneigung gegen jede Verschleierung, jeden Kompromiß, wie sie unserer verworrenen, unklaren, von den gegenteiligsten Ansichten und Bestrebungen durchschwirrten Zeit so heilsam wäre.

Und er schaute tiefer als die, welche ihn nach dem Erscheinen des „Herrn der Welt" einen Pessimisten schalten. Er wollte darin eben ein Warnungssignal aufstellen, dem schon heute niemand mehr seine Berechtigung absprechen wird. So ist Benson der Dichter der streitenden Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geworden, der glühenden, eifrigen Herzens seine Werke schrieb, um uns weniger zu unterhalten als zu erschüttern, aufzurütteln, zu erbauen und zu warnen.

Klagende Welt.

Stimme, die um Dämmerzeit
Die Stube des Müden besucht:

Vor Schlafengehen wisse den Abend,
Und daß die Sonne in roter Scham verging.
Bedenke die rührende Maske des Friedens
Vor dem Antlitz der schmacherschöpften Welt.
Bald wird der Nachtwind wehen, die Klage des Unerlösten:
Botschaft des stummen Steins,
Der im Rollen den Wurm zerdrückte, das Kind erschlug;
Des breitgeschwollenen Wassers,
Das die Vogelbrut im Schilfnest ertränkte,
Die jungen, blinden Mäuse der Wiese;
Es reckte der Baum dem traurigen Bettler den Ast entgegen,
Und die spitzigen Zungen des Grases werden die ganze Nacht
Des Erhängten eisige Füße lecken.
Im Traum besinnt sich die Seele des Tiers:
Ich habe getötet.
Leben wie meins.
Und alles Leben ist Mord des Lebens
Mit Stachel und Zahn, mit List und Wut.
Und alles Leben ist Angst und Flucht.

O Mensch! Sie alle müssen deine Sünde tun
Und deine Schmerzen leiden.
Geheimnis, unsäglicher Schauer voll,
Warum wohl Leben so hart wider Leben aufsteht:
Bosheit deiner ersten Sünde und deiner letzten.

Digitized by Google

Sie springt dem Sonnenstrahl entgegen
Und mischt sich ihm giftig.
Weiht zur Untat Flamme und Welle.
Wacht im Reich der Wurzeln auf,
Tödlich in Wipfel und Blüte zu kriechen.
Auf jedem Vogelnest brütet sie mit
Und kreist in jedem Blut.
Schweift und lauert im feuchten Irrgang jedes Gehirns.
Menschensünde: Made in jedem Ding.
An ihr stirbt alles so häßlich.

Wärst du rein!
Etwa verginge die Welt an deiner Herrlichkeit
In weißer Flamme, in schönem Tod.

Wärst du rein!
Etwa verklärten sich alle Dinge zu hohem Leben,
Für dich, den König des achten, des ewigen Tags.
Wärst du rein!
Etwa ergösse sich all das weite Sein,
Gefährten unsäglicher Freude
Verzückt in dich,
Und du träteſt vor Gott, den Segnenden:
Ich bin die Welt und ohne Makel und dein.

Der du mit deiner Erlösung spielst,
Wie wirst du erlösen!
Du Vergeßlicher deines Wehgeschreis im Schatten des Apfelbaums,
Inbrünstigen Weinens durch vieler Jahrhunderte Nacht,
Süß aufschluchzenden Danks am Tag des Kreuzes!
Reich wie Tau und Regen
Kam die Erlösung auf dich herab,
Aber sie rinnt noch immer an deiner steinharten Haut
All deine Makel vorbei.

Wieder ein Tag.
Er beschien dich tief.
Doch du erfandeſt dir Spiele und Lüste und Nöte,
Gespinst zwischen dir und dir,
Dein uraltes Elend zu hüllen.
Bald wird der Nachtwind wehen,
Die Klage des Unerlösten:
Doch du wirst schlafen.

Suso Waldeck.

▽▽▽▽▽

Digitized by Google

Veronika.

Ein geistliches Festspiel von Richard Kralik.

Dieses Gedicht ist ein Versuch, den dramatischen Gehalt der Passionsgeschichte in der einfachsten Form zu erschöpfen, in einer Form, die vielleicht diesem erhabensten Stoffe deshalb gerechter wird, weil sie viele Gefahren mancher anderen Formen vermeiden kann. Der ganze Stoff ist in eine Szene zusammengedrängt und spiegelt sich ab in der Seele einer einzigen Person, der ein Chor zur Seite steht. Wenn diese Form einerseits an die lyrischen Ursprünge der Dramatik erinnert, wo auch nur ein Schauspieler aus dem Festchor heraustrat, so ist sie doch vielmehr der konzentrierteren Wirkung und der praktischen Aufführungsmöglichkeit wegen gewählt worden. Auch die Beschränkung auf Personen eines Geschlechtes dürfte manchen Wünschen entgegenkommen. Die antiken Vers- und Strophenformen sind diesmal des Zeit- und Ortscharakters wegen festgehalten worden, da das Jerusalem jener Zeit als eine hellenistische Stadt zu denken ist. Bei der Vertonung der Chöre sind liturgische Melodien verwendet. — Die ganze Chormusik für Klavier, Harmonium, Frauenchor und zwei Solostimmen gesetzt, ist in Abschrift zu beziehen.

Personen:

Veronika.
Lia.
Frauenchor.

Ort: Vorhof von Veronikas Hause.
Zeit: Charfreitag zwischen 10 und 12 Uhr.

Veronika und der Chor.

Veronika.

Zur Arbeit, liebe Schwestern, rief ich morgens euch
Noch früher wie gewöhnlich; denn der Arbeit mehr
Als sonst ward uns zu dieser österlichen Zeit.
Es galt, dem lieben Herrn und den Jüngern all
Die Speisen zu bereiten und das Tischgerät,
Die Festgewande wie der Opferlämmer Zahl.
Schon gestern habt ihr sorglich ins Versammlungshaus
Auf Sion die Geräte reichlich hingeschafft
Und mitgeholfen, um das hohe nächt'ge Mahl
Dem Herrn zu rüsten nach geheiligtem Gebrauch.
Doch nur die kleinre Arbeit ist bisher getan;
Nur Vorbereitung größrer Feste war das Fest,
Das gestern abends mit den Auserwähltesten
Der Heiland feiernd weihte. Heute, heute erst
Wird der Gesalbte Gottes sich in voller Pracht
Dem Volk als König zeigen nach des Hauses Recht.
So hat es Davids edler Sohn voraus bestimmt.
Was still verschwiegen und geheim die heut'ge Nacht
Der Herr mit seinen Jüngern angeordnet hat,
Wird herrlich heute kommen an das Tageslicht.
Was gestern nur den Zwölfen ward geoffenbart,
Das wird er heut euch allen offenbaren, und
Wird euch zu Tische laden mit den Heiligen.

Digitized by Google

Den Wein der Königskrönung und das Brot wird er
Uns allen mitzuteilen nimmer zögern. O,
Daß mir nicht gestern schon dies Glück beschieden war,
Und der Gespräche von dem Reich zu lauschen! Ach,
Im Geist nur war ich mit dem Meister all die Zeit,
Stand dienend hinter seinem königlichen Sitz,
Begleitete den Herrn im Geist bei stiller Nacht
Hin über den Bach Kidron nach Gethsemane,
Wo, wie wir Treuen wissen, er vor jedem Feind
Gar ungestört die Nächte zubringt im Gebet.
Und nun, nachdem ihn süßer Morgenschlaf erquickt,
Mag er wohl lang schon aus des stillen Gartens Grund
Zum Tempel hingewallet sein mit seiner Schar,
Um dort als König sich dem Volk zu zeigen, das
In ihm ja längst schon den Gesegneten erahnt,
Das ihm den Thron der Väter gerne gönnen wird.
Kaum ist zu fürchten wen'ger Feinde stumme Wut;
Denn wohl mit Waffen, so vernahm ich, ist die Schar
Der Jünger ausgerüstet. — Aber, Schwestern, was
Bekümmert uns, die Frauen, dieser Männer Werk!
Zu Rast und Ruhe rief ich euch. So setzt euch denn
Im Hofe hier auf Stufen und Gebälke hin!
Laßt eine kurze Weile uns im Sang, im Spiel
Erholen, oder im Gespräch! — Die lieblichste
Erholung ist mir's immer, in Erinnerung
Bei manchem Wunderbaren zu verweilen, das
Ich schon erlebt, und immer wieder im Gespräch
Mit euch es neu zu leben, Schwestern! Und ich weiß,
Auch ihr hört gerne, wär's auch noch so sehr vertraut,
Mich immer wieder alte Kunden euch erneun,
So wie das Kind am liebsten oft Erzähltes hört. —
O liebe Zeit, da ich, noch selbst ein kindisch Kind,
Des Heilands Mutter als dreijährig Mägdelein
Hier sah zum erstenmal! Denn, zum Tempeldienst
Geweiht, hat sie die lange Reise nach der Stadt
Gemacht. Ich war mit vierundzwanzig Mädchen auch
Beim ganzen Fest, im Tempel, blumenkranzgeschmückt,
War mit beim Festzug und beim Opfer wie beim Mahl.
Nicht auszusagen wäre all die reiche Pracht
Und Lieblichkeit des Schauspiels! Ja, ich höre noch
Der Harfen und der Flöten Ton zum Festestanz.
Als dann die Jungfrau Josef, dem gerechten Mann,
Vermählet war, da war auch ich beim Hochzeitfest,
Half ihr die Haare künstlich flechten, das Gewand

Digitized by Google

Ihr bräutlich schmücken. Ich begleitete sie selbst
Nach Nazareth in ihrer Mutter Anna Heim.
Ich kann euch schwerlich schildern, wie Jerusalem
Nach wen'gen Monden voll der Wundermären war,
Die bei des Sohnes seliger Geburt erschollen, wie
Man von Hirten alles dies erfragte, wie
Wir staunten, als die Kön'ge aus dem Morgenland
Die Stadt durchzogen, wie wir alle schauderten,
Als des Herodes blut'ger Plan ward offenbar
Und Bethlehems Verzweiflung bis hieher erscholl.
Jedoch vorher noch sah ich glücklich hier Marien
Das Kindelein zum Tempel tragen. Simeon,
Mein Ohm, und Zacharias' Vetter, hatte mich
Zum Heiligtume mitgebracht, und tief bewegt
Vernahm ich seine Prophezeiung. — Welche Lust,
Als aus Ägypten nach Herodes' Tod das Kind
Uns wieder kam, als der zwölfjährige Knabe ganz
Jerusalem mit seiner Weisheit Ruf erfüllt'!
Ich lebte mit den Eltern Lust und Trauer mit
Des Findens und Verlierens, und nicht kleine Frucht
Erwuchs mir aus der Treue, die ich jenen trug.
Denn als der Heiland heilend unser Land durchzog,
Hat er von schwerem Siechtum mich auch frei gemacht.
Seitdem hab' ich mein Haus und all mein Eigentum
In seinen heil'gen Dienst gestellt, bin ihm gefolgt
Auf seinen Wanderungen, hab' mit euch zugleich
Für seine Speise, seine Herberg auch gesorgt,
Hab' seinem nie zuvor gehörten Wort gelauscht,
Das jedem Menschen in das Herz wie Honig geht.
Von solcher Worte Kraft besieget, reihten sich
In unsre Schar schon viele gute Frauen ein.
Ein neues Leben nahmen viele reuig an,
Wie Magdalena, nun ein Bild der Heiligkeit.
Klein ist der Dienst und sonder Mühen, ohne Last,
Den wir dem Herren weihen, und doch wird er uns
Dafür belohnen, wie noch nie gelohnet ward.
Nicht herrisch ist er, nein, gar milde, hold und gut,
Den Kindern gern geneigt und ihrem Kinderspiel.
Oft war ich Zeuge, wie nach schwerer Tage Mühn
Er mit dem ganzen Volke teilnahm an dem Fest
Und Spiele, das durch alten Brauch geheiligt ist.
Wird er nun einmal König, eine goldne Zeit
Bricht dann herein, wie jene dort im Paradies,
Die allzuschnell entflohne, und wie jene auch,

Digitized by Google

Von der der Heiden Dichter sangen. Krankheit, Tod,
Feindschaft und Krieg wird dann nur leerer Name sein
Für alle Völker, die sich beugen Davids Sohn. —
Jedoch, was schwätz' ich lange da vor euch! Ins Haus
Muß ich, den Dienern manchen Auftrag und Geheiß
Zu geben, wie noch alles auszurichten sei.
Mich wundert nur, wo Lia, unser Schwesterlein,
So lange weilt! Auf Sion schickten wir sie fort,
Die Tischgeräte wohl inacht zu nehmen. Ach,
Nicht gern hätt' ich zu schelten unser gutes Kind.
Ihr aber möget noch ein kleines Weilchen euch
Der Ruhe hier mit Spiel erfreuen und Gesang.
Denn komm ich wieder, neue Arbeit wartet schon
Auf euch, ihr Guten! Heute ist ein großer Tag!
(Sie geht ab ins Haus.)

Erster Chorgesang.

Große, lang verborgene Schicksalslose
Sollen nun in Fülle der Zeit sich zeigen.
Gottes Reich wird heute der ganze Erde
Offenbar werden.

Wenn die Männer, was uns der Meister weiset,
Mit dem Schwerte mutig und kühn erstreiten,
Sollen wir, o Schwestern, mit vollem Herzen
Stille verbleiben?

Nicht ganz fern dem Ruhm und gerechter Ehre
Ist auch unser zartes Geschlecht. Der Schöpfer
Hat dereinst mit milden gerechten Händen
Männern und Frauen

Weise Pflicht und eigenes Amt geteilet.
Laßt uns denn nach eigener Art und Weise
Gottes Reich, das kommende, mächtig streben
Vorzubereiten.

Gleich den Sternen wollen wir still und ruhig,
Fest zugleich an himmlischer Heimat haften,
Nimmer weichen frech von den vorbestimmten
Heiligen Bahnen.

Oder gleich den blühenden Blumenkindern
Mögen wir die liebliche Erde schmücken;
Immer treu dem heimischen Boden bleibend,
Welken sie schweigend.

Digitized by Google

Ihrer Schönheit dürfen sie wohl sich rühmen,
Doch nicht allzusehr: denn die Schönheit welket,
Um der Gottheit schönere Schönheit endlich
Herrlich zu zeigen.

Nicht mit Waffenruhme, Gefechts- und Siegspreis
Soll hinfort der Frauen Gemeinde prahlen.
Siehe, gerne lassen wir seltnen Kriegsruhm
Dir, o Deborah!

Größer scheint die Ehre des künstereichen
Sinnes, der die Schöpfung verschönt und adelt.
Künstliches Gespinst und Geweb' erfanden
Sinnige Frauen.

Höhren Preis noch gibt es. Mit Siegsgesängen
Hat den Sieg der Männer in heil'gen Tönen
Mirjam erst erhoben. Und andern blühte
Wissen der Zukunft.

Doch am höchsten hob sich des Weibes Ehre,
Da des Meisters Mutter dem Chor der Sänger
An die Spitze trat und von ihren Lippen
Schwebte das Weihlied.

Ihr nachfolgend, laßt uns das Reich des Heilands
Mit dem Hochgesange der Reinen grüßen!
Saiten, rauschet! Hallet, ihr süßen Flöten,
Heiligste Weise!

Mächtig preist den Himmlischen meine Seele,
Und mein Geist frohlocket in Gott, dem Heiland,
Der erhob die Niedrigkeit seiner Dien'rin,
Selig zu preisen.

Denen, die Dich fürchten, erscheinst Du milde,
Wirst noch heute mächtig Dich offenbaren,
Wirst die Stolzen beugen, die Niedern aber
Gnädig erheben.

Wirst mit Güte Hungriger Mut erfüllen,
Deinen Sohn zu Königsehr' erheben,
Wie Du hast gesprochen mit unsern Vätern
Alle die Zeiten.

Digitized by Google

Veronika (kommt).
Vom Altane meines Hauses komm' ich rasch herabgewallt,
Denn ich sah von ferne Lia, meine Freundin, wieder nahn,
Sehr in Eile, wie mich dünket. Traun, voll hoher Ungeduld
Ist mein Herz. Was wird sie bringen? Ha, da tritt sie schon ins Tor.
Lia, liebe Schwester, sage —! Doch, was hast du? Ganz erschöpft,
Außer Atem, schrecklich keuchend, stehst du in der Deinen Kreis!
Was erregt dich? Ist's geschehen? Ist zum König er erwählt?
Hat das Volk den Herrn erkoren? Ist nun seiner Väter Thron
Davids Enkel angefallen? Ist nun Gottes heilig Reich
Endiglich errichtet worden? Bist du sprachlos? Hat die Hast
Dir den Atem ganz benommen? Nun, so nicke nur ein Ja! —
Du verneinst mit Kopf und Händen! Was bedeutet dies, o Gott?
Ist denn wiederum verschoben, was so bänglich ward erharrt?
Zögert er noch immer? Hält er sich denn immer noch zurück?
Wie, du ringst voll Gram die Hände? Wär vereitelt all der Plan?
Haben sich umsonst die Freunde für den Hohen eingesetzt?
War der Feinde Macht zu mächtig? Mußt' er weichen ihrem Drang?
Ach, sind gar vielleicht die Unsern abgeschlagen? Mußt er fliehn?
Irrt er nun die wirren Wege in das Wüstenland zurück?

Lia.
Noch viel Ärgres ist geschehen. Weh, gefangen ist der Herr!

Veronika.
Wie, gefangen im Gefechte?

Lia.
Nein, im Garten gestern schon.

Veronika.
An der still verborgnen Stätte?

Lia.
Ja, geheim bei finstrer Nacht.

Veronika.
Dann ist er verraten worden!

Lia.
Ja, von Judas kam der Schlag.

Veronika.
Dem Unwürd'gen! Doch die andern treuen Jünger waren dort.
Sind sie überwunden worden?

Lia.
Ach, sie flohn in alle Welt.

Veronika.
Petrus und Johannes flohen? Er, der Fels des Gottesreichs?
Und der liebste Freund des Freundes? Weh, Philippus, Thomas floh?
Und der Heiland, er der mächt'ge, der dem Sturm, dem Tod gebeut,
Er schlug nicht mit einem Blicke nieder all die freche Schar?

Digitized by Google

Lia. Ohne Murren gab er seine Hände hin den Banden, ach!
Veronika.
Ließ sich führen aus dem Garten, in die Stadt? Wohin, wohin?
Wohl zum Hohenpriester Kaiphas?
Lia. Ja, du sagst es, doch vorher hat ihn Annas noch verhöret.
Veronika.
Alles dies in finstrer Nacht,
Wo nach unseren Gesetzen doch nie Rat gehalten wird?
Lia.
Dies in neuer Ratsversammlung ward heut morgens nachgeholt.
Veronika.
Eine Nacht in ihren Händen! Doch sie hatten, hoff' ich, Scheu
Vor dem Mann aus Davids Hause, vor dem Meister im Gesetz,
Vor dem Heiland aller Kranken, vor dem Totenwecker doch,
Vor dem Lehrer, dem Propheten, vor dem Liebling seines Volks?
Lia.
Keine Scheu! Unwürd'ge Taten duldete der Gottesheld.
Laß mich davon schweigen! Nimmer, nimmer trüg' es euer Ohr.
Veronika.
Ist es möglich, daß so lange dies dem Volk verborgen blieb?
Wüßte man's, die Menge würde sich erheben, um den Herrn,
Ihren König zu befreien, ihn, den vor fünf Tagen sie
Laut und offen jubelnd grüßten! Weiß es keiner? Kann es sein?
Lia.
Ganz Jerusalem schon weiß es. Doch es regt sich keine Hand.
Veronika.
Und hat keiner der Getreusten es gewagt, in seine Näh'
Vorzudringen, ihn zu fragen, was nun alles werden soll,
Was er seinen Treuen rate, was er wolle, daß sie tun?
Lia.
In des Hohenpriesters Vorhof hat den Petrus man erkannt;
Doch er hat sich von dem Meister laut und fluchend losgesagt.
Veronika.
Ach, was wollen nun die Juden mit dem guten Meister tun?
Denn kein Recht an seinem Leben haben sie, seit Römermacht
Hier gebietet.
Lia.
Zu Pilatus führten sie darum ihn hin.
Veronika.
Und der Römer? Er, ich weiß es, ist den Juden wenig Freund.
Ihnen zu gefallen wird er nie dem Heiland Unrecht tun.
Lia.
Dennoch fürchtet er ihr Drohen. Zu Herodes sandt' er ihn,
Der des Galiläerlandes Herrscher ist.

Digitized by Google

Veronika. Herodes, weh,
Ist dem Meister Feind, denn wenig schonte der den falschen Fuchs.
Lia.
Nicht Herodes will ihm übel. Nein, er sandt' ihn bald zurück
An Pilatus, und bei diesem steht des Meisters Schicksal nun.
Veronika.
Dann ist alles gut. Ich atme wieder frei und freudig auf.
Wollte doch der Römer einmal schonen, wird ein zweitesmal
Er ihn nimmer richten können. Nein, er läßt ihn baldig frei.
Nichts ist dann verloren. Fester steht dann Jesus als vorher.
Immerhin kann ich's nicht fassen, daß es also mußte sein.
Gegen all Erwarten, Hoffen ist dies heute so gediehn.
Peinlich ist's, daran zu denken, denn es füget sich gar schlecht
Meinem Sinnen, meinem Sehnen, das voll heil'ger Ungeduld
Schon dem Sieg entgegen harret! Ach, das war des Zögerns Frucht.
Lieber Meister, warum hast du nicht schon längst die Tat getan!
Ach, warum hast du so lange hier in Armut und in Not
Dich verweilt bei kleinen Dingen in der stillen Dunkelheit!
Warum hast du allzulange Schweigen aufgetragen mir,
Deinen Jüngern, allen Freunden, daß sie deine Wundermacht
Nicht verraten sollten! Alles dies hat ihren ganzen Mut,
Ihren Glauben so verkümmern lassen. Ach, warum hast du
Dir die Hohen so verfeindet, warst mit Sündern so vertraut!
Warum wirktest du, dem wahrlich keine Tat unmöglich ist,
Größre Wunder nicht? O Meister, meinem armen Sinne schien
Jenes großen Gottesreiches Anfang immer zu gering. —
Aber komm herein, o Lia! Setze dich und labe dich!
Dann erzähle mir noch mehres, ist es auch zu hören hart.
Wohl nicht alles scheint mir rätlich, schwachen Seelen kund zu tun.
Mir magst du doch alles sagen, denn mein Glaube ist erprobt,
Scheint mir auch gar unergründlich Gottes tief verborgnes Ziel.
(Sie geht mit Lia ins Haus.)

Zweiter Chorgesang.

Unerforschlich fürwahr scheint mir des Himmels Plan.
Unerwartetes tritt schrecklich und furchtbar ein.
Und was alle begehrten,
Bleibet immer noch unerfüllt.

Heilig herrschet der Herr droben in Himmelshöhn,
Doch wie spärlich und karg zeigt sich sein Finger hier!
Seine Sonne, die reine,
Scheinet Sündern und Frommen gleich.

Digitized by Google

Voll von Geistern des Lichts sind die Gestirne all,
Legionen gerecht-williger Engel sind
Allezeit bei dem Guten
Und behüten ihm Haupt und Haar.

Aber warum verwehrst, Herrscher der Scharen, Du
Jenen, flammendes Schwert stets für das Recht zu ziehn
Und die Gewebe der Bosheit
Zu zerhauen mit einem Streich?

Wir erharren das Reich Gottes auf Erden hier.
Voll Vertrauen auf Dich, Jesus, erwarten wir,
Daß die Krone der Väter
Du mit mächtiger Hand ergreifst.

Doch statt Ehren und Macht wird Dir der bittre Hohn.
Statt des Thrones, o Leid, wird Dir des Kerkers Haft.
Du nicht richtest die Völker;
Nein, der Richterspruch droht dir selbst.

Wehe, wehe der Welt! Also von Anfang an
Gingen Gottes gewalt-herrliche Werke so
Jammerselig zugrunde.
Nur das Schlechte bestand und blieb.

Ward die Fülle der Welt, Himmel und Erde doch,
Paradiesesgenuß, Schönes und Liebliches
Nur mit Mühe geschaffen
Für die Dauer des ersten Tags.

Jenes hehre Geschlecht, himmlischem Heer fast gleich,
Das die Erde zuerst mächtig erfüllte, sieh,
Sank in Tiefe der Fluten.
Nur acht Sterbliche blieben heil.

Das erlesene Volk, das seines Gottes Hand
Seit Jahrtausenden schon mühsam erzog und liebt',
Ward am schrecklichen Tage
Hingeführt in Gefangenschaft.

Trauer fasset das Herz, wenn ich bedenke, wie
Spurlos alles vergeht, was sich erhebt mit Müh'.
Was, ihr Menschen, der Grund sei?
Ach, ich weiß es, es ist unsre Schuld.

Digitized by Google

Unsre Sünden fürwahr haben auch diesesmal,
Wie schon öfter zuvor, Gottes Gebild zerstört.
Wurde darum geschaffen,
Mächt'ger Schöpfer, die bunte Welt?

Doch, verstehen wir auch nimmer die dunkle Schrift,
Die der Finger des Herrn über den Sternen schreibt,
Laßt uns hoffen nnd glauben,
Einmal werde sie offenbar!

Veronika (kommt mit Lia wieder heraus).
Weit schrecklicher scheint mir jetzt die Gefahr,
weil alles von dir ich vernommen.
Weit drängender ist hier Hilfe nun not,
und sie wird und sie muß ihm auch werden.
Mir ward es nun klar, daß zur Prüfung nur
Er erduldet so grausige Nöten,
Die wahrsten Genossen aus seinem Gefolg
zu erkennen und reich zu belohnen.
Was bei mir steht, es sei nun getan! Ich will nicht ruhen und rasten.
Ich will hier versammeln in mein Haus
die Freunde, die zweifeln und bangen.
Geh, Lia, Schwester, o eile dahin und berufe sie alle zur Hilfe!
Zu Petrus eile zuerst; er sei der Führer der gläubigen Menge!
Johannes suche, den edlen, dann; er wird dem Freunde nicht fehlen.
Die andern der Zwölfe berufe sie all;
selbst Judas sollst du nicht missen.
Denn unerklärlich erscheint es mir, daß ihn ein Erwählter verraten.
Nein, sicher im Einverständnis mit ihm
gab er sich den Schein des Verräters.
Vielleicht auch tat er's in Ungeduld, zu beschleunigen drängende Taten.
Zu Nikodemus, dem Ratsherrn, geh, zu Josef von Arimathäa!
Ihr Ansehn ist beim Volke gar groß; sie dürfen das Äußerste wagen.
Zu Lazarus gehe sodann; er wird zum zweitenmale zu sterben
Nicht scheuen für ihn, der das Leben ihm gab.
Auch Magdalena wie Martha,
Sie können ihm helfen; denn in der Stadt,
in der Burg sind sie vielen befreundet.
Doch den wichtigsten Weg, ihn walle zuerst: zu Pilatus' Palast hin eile!
Des Römers Gemahlin, Claudia, scheint gar innig geneiget dem Meister.
Oft kam sie zu mir und erfragete viel
vom Heiland, nicht nur aus Neugier.
Sie gilt beim Gatten viel; wenn sie fleht,
wird gern' ihn retten Pilatus.

Digitized by Google

Nun fort, nur fort! Es ist höchste Zeit! Zu lang schon wurde gezaudert.
Nur fort! Sonst würde der Meister befreit ohne uns und unsere Hilfe.
Und beschämt dann stünden wir Feigen da,
unwürdig des göttlichen Reiches.
(Lia geht ab.)
Ja neue Zuversicht hebet den Mut! Es kann nicht sein, daß der Edle
Zugrunde geht. Dies Leid ist ihm nur Pforte des höchsten Triumphes.
Er hat es ja selber so häufig gesagt, daß er leiden müsse, bevor er
Erhöht zum Throne des Vaters sei. So gab er uns gütige Warnung.
Es ist nicht möglich, daß also zerging seine göttliche Macht, die so häufig
Er allen gezeigt! Das ist mein Trost, mit dem ich, Schwestern, euch tröste.
Gedenkt der heiligen Weissagung, jahrhundertelangen Bereitens!
Was alles geschah seit der Schöpfung der Welt,
für den heutigen Tag ist's geschehen.
Dies sollte scheitern? Unmöglich ist's, daß Gott die Plane der Schöpfung
So leichtlich aufgäb, daß umsonst geweissagt worden, geharret.
Bedenkt, was alles die Fülle der Zeit bei Juden und Heiden erwartet!
Der Propheten Spruch, der Sibyllen Sang,
sie sind in dem Einzigen einig,
Daß unserm Geschlecht der Heiland mußt' geboren werden auf Erden
Von der Jungfrau wunderbarlicher Art,
daß die lange verheißenen Zeiten
Des goldenen Alters wieder der Welt
aufdämmern aus Not und Bedrängnis.
Und hat sich das alles nicht herrlich erfüllt im heiligen Sohne Marias,
Der, allen ein Wunder, auf Erden erschien
in Wundern verkündigt, in Wundern
Geboren, in Wundern aus Todesgefahr gerettet und tausend Gefahren,
In Wundern dem Volke geoffenbart, vom heiligen Geiste bestätigt?
Ein Wunder sind ja die Worte des Herrn,
nie früher vernommen auf Erden,
Ein Wunder die Macht, die des Hohen Hand
ob Siechtum hat und Dämonen.
Ein Wunder ist es, daß wir gesamt als Sünder, gebrechliche Menschen
Das ganze Leben veränderten, nur auf wenige Worte der Milde!
Drum zweifelt nicht mehr! Was so wunderbar
begann und so wunderbar fortfuhr,
Es wird auch wunderbar endigen heut
zum Heile, zu Gottes Triumphe. —
Ich höre pochen ans untere Tor. —
Wär's neue Kunde vom Meister? —
Nein, bleibt ihr hier! Ich selber will
hingehn und dem Harrenden öffnen,
Was er mir bringt, vernehmen und dann, was allen nütze, berichten.

Digitized by Google

Verharret dieweil in Gebet und Gesang.
Es stärke die zweifelnden Herzen der Geist
zu seligem Glaubens Gewinne!
(Sie geht ab.)

Dritter Chorgesang.

Vom Himmel schwebe, heilige Muse, nun
Herab und stürme laut in das Saitenspiel!
Durchwehe mächtig unsre Herzen!
Löse die Lippen zu hohem Sange!

Es gilt, dem hehren König der Ehren heut
Das Festlied anzustimmen mit Königspracht,
Und mit dem Lied in höhern Chore
Festlich zu weihen das Reich der Liebe.

Eröffnet euch, ihr Riegel der Zukunft, auf!
Hoch tut euch auf, ihr Pforten der Gegenwart!
Reißt auf, ihr Tore des Jahrhunderts!
Bebe, du Schwelle der neuen Zeiten.

Heut ist der Tag, da Zeiten und Ewigkeit
Die Hand sich reichen. Heut ist der große Tag,
Wo unsre Erde wird zum Himmel,
Wo sich der Himmel herniedersenket.

Nur dieses Tages heutige Pracht zu sehn,
Erschuf der Schöpfer, heilige Sonne, dich.
Die Sterne zündete der Hohe,
Daß sie dem Abend des Tages leuchten.

Als dieses Schauspiels herrliche Bühne schuf
Dich, Mutter Erde, heilig der Himmelsfürst.
Den Wundern dieses Tags zu staunen,
Ließ Er die Wasser der Tiefe rauschen.

Nur dir, o Mensch, zu dienen an diesem Tag,
Entwanden sich auf Gottes Gebot dem Grund
Die Tiere. Diesen Tag zu schmücken,
Grünete Laub und erblüten Blumen.

Nur dich, o großer Tag, zu bekränzen, ward
Gesonnen durch Jahrtausende mühevoll.
Was weise Künstler jemals schufen,
Dir nur zu Füßen gelegt zu werden.

Digitized by Google

Hat es Erinnerung treulichen Sinns bewahrt.
In einen Göttertempel, in einen Dom
Vereinigst du nun, Tag, das ganze
Glänzende Wirken der müden Menschheit.

Aus dir, Ägypten, rief seinen Sohn der Herr,
Weil Du am treusten wahrtest von Anfang an,
Was der Urväter Kunst und Weisheit
Vom Paradiese gerettet hatte.

Du, Hellas, bau' die Tempel dem neuen Herrn
Reif ist dein Meißel, heiligerm Dienst bereit.
Du hast die Schönheit ausgefunden,
Würdig den neuen Palast zu schmücken.

Gewalt'ges Rom, du hast dir die Welt gekirrt.
Doch nein, nicht dir! Auf jenen erlauchten Thron
Des Cäsar wird sich einer setzen,
Dessen Gewalt über Cäsar waltet.

Kommt alle Völker, kommet von ferne her,
Vom kalten Thule, kommt von des Herkules
Berühmten Säulen, von Atlantis,
Von Tabropane, von Sabas Küsten!

Auch ihr, o fromme Hyperboreer, kommt,
Noch hausend in kimmerischer Dämmerung!
Kommt, euren Herzog hier zu sehen,
Dem ihr euch neigen in Zukunft werdet.

Ihr aber, schwarze Mächte der Unterwelt,
Erbebt auf euren Sitzen im Tartarus,
Denn heute wird die Decke reißen
Eueres grausigen Höllenreiches.

Geschändet, offen strahlendem Sonnenblick
Wird all der Graus und Schrecken des Abgrunds heut
Zerworfen werden, wie der gift'gen
Wespen verborgenes Nest wir treten.

Ihr aber, Schwestern, stellet als Erstlinge
Von vielen Scharen euch an des Meisters Thron,
Nachdem der Held in leichtem Spiele
Schlingen und Ketten des Feinds zerrissen.

Digitized by Google

Veronika (kommt wieder).

Voll der Hoffnung ging ich, wieder kehr' ich nun verzweiflungsvoll.
Denn der Unsern einer flüchtend sprach zu mir an unserm Tor.
Er hat alles mir verkündet, wie's nun steh' mit Jesu dort.
Nicht zu sagen sind die Leiden, die der Allverlassene litt.
Fast versteh' ich nun der feigen Freunde Furchtsamkeit und Flucht.
Denn, wer kann, nachdem so Grauses hier an Gottes Sohn geschah,
Noch im ganz zerschlagnen Menschen jetzt erkennen Gottes Sohn!
Ob nur Furcht es ist, ob Schwachheit, oder ob es Zweifel sei
An dem Meister, weiß ich nimmer. Zur Besinnung komm ich kaum,
Ach, so wenig wie die andern. Schrecken, Grausen, stummes Graun,
Das ist alles, was noch Platz hat in der Führerlosen Herz. —
Wisset denn: der hehre Meister, dem wir anderes Los erdacht,
Ist verurteilt, weh zum Tode. Aber, ach, schon eher tot
Als lebendig ist zu nennen der Gegeißelte. O Schmach!
Er, den wir als Gott erkannten, wird kaum mehr als Mensch erkannt.
Aber, um das Graun zu häufen — wer, o, hätte das gedacht! —
Jenes Volk, das so viel Gutes seinem Geber danken muß,
Brüllet laut nach seinem Tode, zwingt den Richter selber gar.
Einen ganz verworfnen Mörder zog es ihm, dem König, vor,
Nichts half, was Pilatus' milder Sinn versuchte. Nichts auch half,
Was des Römers edle Gattin, jenen zu befreien, tat. —
Ach, hier kommt auch Lia! Schweige, Gute! Alles weiß ich schon.
Weiß, daß alle Jünger flohen, daß du keinen, keinen trafst.
Weiß, daß man den Mann des Todes hin zur Kreuzigung schon führt,
Selbst Ihn zwingt, das Kreuz zu tragen; Weiß, daß er bald hier vorbei
Muß an unserm Hause wallen diesen schmerzenreichen Weg
Hin zur nahen Schädelstätte, zum beweinten Golgatha.
Ach, was soll ich Arme machen, wenn er blutend kommt vorbei?
Soll ich mit den andern fliehen? Mich verbergen tief im Haus?
Trag' ich's wohl, sein edel Antlitz, das so oft mir Tröstung gab,
Hier in unsagbarem Schmerze, in der tiefsten Schmach zu sehn?
Wenn er nun sein trübes Auge auf mich richtet, werd' ich nicht
Gleich vor großer Angst vergehen? Aber wird er denn auch selbst,
Wird er es ertragen können, seine Treusten hier zu sehn,
Die so sicher an ihn glaubten, an sein gottgeboten Amt,
Seine Gottheit, seine Würde, sein erlauchtes Königtum?
Wird er's tragen, nun in solcher tiefen Schmach vor uns zu stehn,
Die wir glaubten, mit der Krone schon gekrönet ihn zu schaun?
Wird er's tragen, unterm Kreuze als der Menschen Niedrigster
Hin zum Tod geschleppt zu werden, er, der heute diesen Tag,
Alle Völker hehr zu richten, kühn das Zepter nehmen sollt'? —
Aber was auch schweres sinne mein und meines Meisters Geist,
Eines muß erfüllet werden: dieses wird mir plötzlich klar.

Digitized by Google

Wie's nun dort auch sei gefallen, jene Treue, die wir oft
Ihm gelobten, muß gehalten werden treulich bis zum Tod!
Wenn ihn alle sonst verließen, dürfen wir es wahrlich nicht.
Wär' er auch nicht der Messias, wär' er nimmer Gottes Sohn,
Haben wir auch höher Hoffen an sein Königtum geknüpft,
Unser war er, war uns Führer, war uns Geber, Heiland, Gott.
Drum in seinen schwersten Leiden fehl' ihm unser Mitleid nicht
Er, der Menschensohn, der arme Mensch verdienet diesen Zoll.
Darum will ich nun mich fassen und mit Mut, was sein muß, tun.
Schande brächt' es mir und allen, tät ich anders, als ich soll.
Ihm entgegen will ich treten, wie im Glück ich oftmals tat,
Will ihn grüßen, ihn verehren, wie ich tat in Hoffens Luft.
Will mit Wein den Müden laben, wie so oft ich ihn gelabt,
Will den Schweiß vom Haupt ihm trocknen, wie nach langer Wanderschaft
Ich ihm oftmals tat; ihn trösten will ich, wie sein holder Mund
Öfter mich getröstet hatte. Wer mir folgen will, der geh!
Lia, du bist starken Mutes; bring mir jenen Becher Weins
Aus der Kammer! Bring mir schleunig meinen Schleier! Eile dich!
Eile, denn ich hör', so dünkt mich, schon den Lärm der Nahenden,
Ruf der Krieger, der Trompeten und Posaunen hellen Hall,
Wutgeschrei des Volkes, Jammern. Wehe! Komm, o folge mir!

(Sie geht ab, von Lia gefolgt.)

Vierter Chorgesang.

Sollen wir folgen der Frau? Die Seele, sie wünscht es; doch nimmer
Erträgt es unser schwacher Sinn.
Fort in das letzte Gemach, um nimmer zu sehen das Schrecknis!
Doch ach, es zieht den scheuen Blick
Unwiderstehlich dahin, zu schauen, und doch nicht zu schauen.
Gern ließ ich's, doch ich muß es tun.
Hier von den Stufen des Hofes erblick' ich die wimmelnde Straße.
Schon läuft das wilde Volk voran,
Niederträchtig und frech. Das gräßliche Schauspiel ist ihnen
Ein heitres Fest. Da sprengen her
Reiter! Die Eifrigen sind Pharisäer; sie bahnen die Wege
Voll Ungeduld nach seinem Tod.
Nun ein Herold! Er hält die Posaune zum Munde. Nun ruft er.
Das Urteil ruft er dröhnend aus.
Doch ich versteh' nicht den Sinn. Soldaten folgen. Der Römer
Führt an der fremden Krieger Schar,
Trotzig, nicht achtend des Volks. Nun folget ein wirres Gesindel.
Sie tragen Stricke, Nägel, Korb,
Stangen und Leitern, und dort trägt einer ein Brett mit der Inschrift
Wie prangend vor der Brust. Drauf steht:

Digitized by Google

Jesus von Nazareth, König der Juden. Und den sie bedeutet,
O weh, er wankt nun selbst heran!
Unter des Kreuzes Last, gebeugt, zergeißelt, zerschlagen,
Erschöpft von unnennbarem Leid.
Auf den verwundeten Füßen erhält er sich kaum. Ihn halten
An den Stricken fest der Schergen vier.
Blutiger Schweiß bedeckt sein Angesicht starrend. Die Haare
Mit Blut verklebt, zerrauft, zerzaust.
An dem verwundeten Leib fest klebt die wollene Kleidung.
Doch liebend mild und hoheitvoll,
Eben wie stets ist sein Blick. Sein Mund ist betend, vergebend
Ist die Geberde seiner Hand.
Bosheit umgibt ihn und Hohn. Mit Steinen und Kot beworfen,
Ist er ein Spielball seines Volks. —
Welch ein wimmernder Ton? O wehe, das ist seine Mutter,
Die zitternd ihn von ferne schaut.
Henker und Kreuz sieht sie nicht, sie sieht nur das liebliche Kindlein
Und ringt die Hände, streckt sie hin,
Ihrem gemarterten Sohn entgegen. Der Anblick erbarmte
Wohl selbst den allerhärt'sten Stein.
Nimmer erträgt er den Blick. Er sinkt unterm Kreuze. Die Schergen,
Sie zwingen einen Bauer dort,
Tragen zu helfen den Stamm. Doch wenig hilft es dem Armen,
Er sinkt zum andernmale hin. —
Fort, ihr Schwestern, o fort! Erträgt es die blutende Seele,
Den Greuel länger anzusehn? —
Aber Veronika naht! Seht unsere Mutter und Freundin!
Sie tritt durch Volk und Menge hin,
Drängt sich durch Krieger hindurch und Schergen. Sie steht vor dem Heiland
Die Maid hält sich an ihr Gewand.
Fänden wir gleichen Mut! O, könnten wir dort auch stehen!
Sie fällt vor Jesu auf die Knie,
Reicht den Schleier ihm dar. Er ergreift ihn mit bebenden Händen
Und drückt ihn auf sein Angesicht, —
Reicht ihn dankbar zurück. Nun bietet sie jenem vom Weine,
Jedoch umsonst; denn ungestüm
Treiben die Knechte aufs neue den schwankenden Dulder von dannen.
Verschüttet, trinkt den Wein der Grund.
Weiter wallet der Zug. Ihn treiben ergrimmt Pharisäer.
Doch was geschah mit unsrer Frau?
Ist sie's, die zum Hof hereinkommt wankenden Schrittes,
Das Angesicht entstellt und bleich,
Starr in Geberden und Blick, entgeistert, entseelet, von Sinnen?
Bist du es, Frau und Schwester, du?

Digitized by Google

Veronika (kommt).
Es ist zu viel! Ich sinke. Meine ganze Kraft
Ist längst zu Ende. Weiter kann ich nimmer mehr.
Hier muß ich bleiben. Bis zur Schädelstätte hin
Kann ich nicht folgen. Bin ich hier? In meinem Haus?
Bei meinen Freunden? Ist denn dies der selbe Ort,
Den ich vor kurzer Weile hochgefaßt verließ?
Bin ich's noch selber? — Aber nein, vernichtet ist
Mein ganzes Sein, vernichtet Hoffen, Glauben, ach!
Nur hehres Mitleid, heil'ge Liebe blieb zurück.
Ich sah ihn, Schwestern, sah ihn in der tiefsten Schmach,
Den wir als Gottgesandten ehrten, blutig und
Zerschlagen, selber zagen. Ach, ich sah die Angst
Auf seiner Stirne, sah das Beben seiner Hand,
Ich sah der Glieder Zittern, sah den flehnden Blick,
Hilflos sich heben, wie beim Opferlamm ich's sah,
Das man zur Schlachtbank hinschleppt. Nein, ich sah nicht mehr
Den Gott, den Heiland, Gottes Sohn, den Friedensfürst,
Den Sprossen Davids, unsern König, unsern Herrn.
Entsetzen faßte meine Seele da. Mir schwand
Fast die Besinnung. Nur das Mitleid hielt mich noch,
Das Mitleid für den Menschen, den ich nur mehr sah.
Das Tüchlein reichte zitternd meine Hand ihm dar,
Und er empfing es, drückte tief sein Haupt hinein,
Das blutumronnene, gleich, als weint' er still geheim, —
Und gab mir's wieder mit unglaublich mildem Blick.
Was weiter aus mir wurde, weiß ich wahrlich nicht.
Ich sah mich plötzlich wieder mitten unter euch. —
Bewußtlos, nicht von meinem Willen mehr beherrscht,
Hertrugen mich die Füße. Doch, was will ich hier?
Was bleibt mir auf der Erde, da mein Hoffen schwand?
Was nützt mir weitres Leben, da mein Glaube floh?
In Wüsten möcht' ich fliehen, wo kein Leben zuckt.
Zu Stein möcht' ich erstarren, der nicht fühlet mehr,
Zur Wellenflut zerfließen in das Meer hinab,
In Luft und Rauch zergehen und vom Wind bewegt
Dort oben mit den Dünsten um die Erde rings
Geschwungen werden! Doch am' liebsten möcht' ich doch
In Nichts vergehen mit der ganzen bunten Welt,
Als ob ich nie geboren, nie gewesen wär,
Als ob die ganze sinnlos eitle Wirbelwelt
Nie sei gewesen, auch zum Scheine nie, nein nie!
Doch, das ist nimmer möglich. Warum warst du dann,
O Welt, wenn all dein Zielen nimmer sich erzielt?

Digitized by Google

Was hilft das Jammern! Ich bin nur ein armes Weib.
Nach Menschenweise wuchs ich und nach Menschenart
Werd ich verwelken. Hoffnungsschein und Glücksziel
Ist mir das Grab. Die Tröstung blieb mir einzig noch.
Der will ich nun mein Leben und mein Sinnen weihn.
Erfüllt sie sich, dann gebt mir, Schwestern, in mein Grab
Den blut'gen Schleier. Ihn von allen Schätzen mein
Will ich allein bewahren als mein höchstes Gut,
Als Zeichen, wie zur Erde gutes Hoffen narrt,
Als Warnung, nimmer über Sterne hin den Blick
Hinauf zu heben, aus der Erde nächt'gem Leid
Erlösung je zu hoffen. Seht, ihr Schwestern, her!
Seht her, ihr Menschen! Sieh nur her, du stolze Welt,
Was übrig bleibt von aller bangen Erdenmüh'!
Nur blut'ger Schweiß, in Todesängsten eingedrückt
Hier diesem Tuch! — Doch sieht mein Auge gramumhüllt,
Nicht mehr, was wirklich? Ward mein Geist vor Schrecken irr?
Oder ist es Wahrheit, was ich dort am Schleier schau?
Des Meisters Antlitz ist dem Tüchlein eingedrückt,
Wie kaum des Malers höchste Kunst vermöchte! Seht,
Mit seinem Blute scheint es eingemalt. O sagt,
Ist er es wirklich? Lebend scheint das Wunderbild.
Er ist's, und ist es wieder nicht; denn nicht der Mensch,
Der ganz zerschlagne, scheint er, voll Verzweiflung, nein,
Der Held, der König, Heiland, Triumphierer, Gott!
Nicht zagend, nein, gebietend ist der hohe Blick.
Verwirrt von Todesbangen sind die Züge nicht,
Nein, voll der Ordnung, wie der Schöpfung Urbild. Ja,
Des Weltgebäudes Harmonie umschwingt sein Haupt.
Die wirren Haare, dort von Blut und Schweiß verklebt,
Erscheinen goldnen Strahlen gleich um Stirn zu glühn,
Um Aug' und Wange, um den weisheitvollen Mund.
Zum Rosenkranze wurde, scheint's das Dorngeflecht,
Und Rosen blühen aus den tiefen Wunden auf.
Verklärung leuchtet aus Verwüstung, Schande, Schmach.
Ha, nun versteh' ich, holder Heiland, Deinen Sinn.
Dein Wort, es wird wie Sonnenglut mir licht und heiß.
Das Wesen alles Wesens wird mir nun enthüllt.
Es fällt der schwere Schleier, es ertönt das Wort
Der Lösung, ja, der Schöpfung Rätsel ist gelöst!
O alle Pracht der Erde, Reichtum, Königtum,
Gewalt und Ehre, Macht und Wissen, Schönheit, Zier,
Genuß und Freude, Lust und Wonne, Sinn und Kunst,
Hier, hier im Leid schaut euren Überwinder an!

Digitized by Google

Ihm beuget euch! Was alles herrlich ihr gewährt,
Es ist ein Nichtiges, gegen dieses Leidens Wert.
Ha, dieser Anblick muß entfachen neuen Mut.
Was scheu' ich weiter, noch das Ärgste anzusehn?
Zum Richtplatz hin, zur Schädelstätte laßt uns ziehn,
Den Gott am Kreuz zu sehen, wie er stirbt und siegt,
Die Welt erlöset von der Welt und ihrem Drohn,
Die Schöpfung heut vollendet, und das wahre Reich
Des Geistes siegend gründet, das nie wird vergehn,
Wenn auch die Welt mit aller ihrer Pracht vergeht,
Wenn Reiche, Völker schwinden, Pyramiden hin
In Staub zerfallen, Berge schmelzen, und in Rauch
Aufgeht, was alles Menschenlist und Kunst ersann.
Dies Tüchlein voll von Blute will ich aller Welt
Nun zeigen. Das wird alle Schmerzen heilen. Kommt,
Bekennt mit mir den Heiland, der am heut'gen Tag
Ganz gegen unser Sinnen sich geoffenbart!
Zu ihm! Zu ihm! Er, der zu Tod und Niedrigkeit
Herabkam auf die Erde in der Knechtsgestalt,
Er ist ob allen Götzen weit der wahre Gott,
Er ist der Schöpfer, und sein Welterlösungstod
Ist seiner Liebe höchste Lust und Seligkeit.

Schlußchor.

Sie hat ihn erkannt; so zögert nicht, mit ihr den Gott zu bekennen!
Wir folgen ihr nach, mit gläubigem Sinn
beim blutigen Kreuze zu stehen
Und dort auf nimmer wankenden Grund
Das Reich zu baun, das siegend beherrscht
der frohesten Botschaft Verkünder.

Vorübergang . . .

Die Abendsonne schreitet hin durch den Wiesengrund
Und andachtüberbreitet schweigt still nun jeder Mund . . .

Und so mit seiner Fülle von Strahlen mancherlei
Zieht nochmals durch die Stille in mir der Tag vorbei! . . .

P. Bruckner.

OOOOOO

Digitized by Google

Über die Möglichkeit einer katholischen Literatur.

Von Herman Hefele.

Nicht für jene Leser, die mit gründlicher Versenkung in die ganz eigene Gedankenwelt des Verfassers dieser Abhandlung folgen, sondern für jene, die allzusehr an scharf zugespitzten, zum Widerspruch herausfordernden Behauptungen hängen bleiben, muß ich die Gründe andeuten, die uns bestimmten, dieser charaktervollen Bekenntnisschrift gerade durch den „Gral" den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Erstens sind einige der wesentlichsten Grundgedanken unseres „Gralprogramms" hier mit einer Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen, die wir außerhalb unseres Kreises oft schmerzlich vermißt haben; so der Gedanke, daß die erste und einzige Voraussetzung einer katholischen Literatur die ungetrübte Reinheit, ja die Radikalisierung katholischen Wesens ist, daß dieses Wesen im festumgrenzten Glaubensinhalt, im Dogma, im Grundsätzlichen ruht; die daraus sich ergebende Auffassung der Tendenzfrage, nämlich daß die katholische Tendenz eines Werkes nicht aus bewußtem äußerlichen Streben, sondern aus innerlich notwendiger Offenbarung der tiefsten Kräfte katholischen Lebens erwachsen muß. Andere Berührungspunkte herauszufinden sei dem Leser überlassen.

Zweitens scheint es mir notwendig, im „Gral", als der derzeit einzigen, das ganze Gebiet der schönen Literatur und nur dieses in Wort und Wert erfassenden katholischen Literaturzeitschrift deutscher Zunge, auch einer klärenden, fördernden Aussprache über Zeit- und Lebensfragen der katholischen Literatur Raum zu gewähren. Die Stellung des Verfassers zur Romantik ist gewiß eine außerordentlich scharf formulierte, auch den im „Gral" bisher vertretenen Anschauungen widersprechende, aber das Bekenntnis zur Romantik ist kein Dogma und es kann im Hinblick auf manche Übertreibungen, die außer der Romantik kein Heil für die katholische Literatur sehen, gewiß nicht schaden, auch einmal die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Als eine harte, schwer zu hörende Rede dürften die meisten Leser das ganz absprechende Urteil des Verfassers über die katholische Dichtung der Vergangenheit und Gegenwart empfinden. Es ist ja unzweifelhaft richtig, daß jene Literatur, die man als Ausdruck katholischen Lebens bezeichnen kann, bisher hinter der Gesamtheit der Nationalliteratur weit zurückgetreten ist, es kann auch zugegeben werden, daß Werke der katholischen Dichtkunst, die den ungewöhnlich hohen Anforderungen des Verfassers entsprechen, ebenso selten hervorgebracht werden, als hohe Kunstwerte der Nationalliteratur. Nichtsdestoweniger müssen wir ausdrücklich unsere Nichtübereinstimmung mit den Urteilen des Verfassers über den Unwert der katholischen Literatur der Vergangenheit und Gegenwart hervorheben. — Diese Einschränkung soll uns aber nicht abhalten, von der Fülle neuer und wertvoller Anregungen, die der folgende Aufsatz bietet, soviel Gutes zu erwarten, daß wir es ruhig verantworten können, die von der breiten Straße abweichenden, durchaus eigenen Anschauungen des Verfassers zur Diskussion zu stellen. Franz Eichert.

Über die Möglichkeit einer katholischen Literatur ist nicht zu streiten. Wie es eine nationale Dichtung und Literatur gibt, die als Ausdruck nationaler Art aus dem ganzen Komplex des nationalen Lebens herausgewachsen und als Symbol auf eben diesen ganzen Komplex hin wiederum eingestellt ist, so mag auch, theoretisch und abstrakt genommen, eine Dichtung und Literatur gedacht werden, die aus einem anderen Sammelpunkt geistiger und seelischer Kräfte fließt, als aus dem nationalen, etwa aus einem solchen des politischen Willens oder des religiösen Glaubens, eine Literatur, die nicht der Ausdruck und das sprachgewordene Symbol von Himmel und Klima, Landschaft und Geschichte des individuellen Volksganzen ist, sondern Ausdruck und Symbol einer Summe von Erinnerungen und Traditionen, Strebungen und Überzeugungen, wie sie im Herzen eines zu geschichtlicher Wirklichkeit gewordenen poli-

Digitized by Google

tischen Willens oder religiösen Glaubens leben. Eine solche Literatur wird gegenüber der nationalen von vornherein weniger breit fundiert und weniger unmittelbar gestaltet sein, aber sie würde, verglichen mit dieser, stofflich sowohl als formal ein größeres Maß von Bewußtsein und geistiger Stärke, von Charakter der Herkunft und Bestimmtheit des Zieles aufweisen und damit mehr als jene geeignet sein, über den bloßen Ausdruck des Lebensgefühls hinaus zu dessen gestaltetem Symbol zu werden. In Wirklichkeit freilich kann von einer katholischen Literatur im eigentlichen Sinne nicht wohl gesprochen werden. Im Leben der europäischen Menschheit hat, während der letztvergangenen Jahrhunderte vor allem, das nationale Leben einen viel zu breiten Raum eingenommen und hat ein viel zu großes Maß seelischer Kräfte aufgesogen, als daß es im Bereich des Sprachlichen einer stofflich wie formal anders gerichteten Gestaltung Raum gelassen hätte. Dazu kommt, daß das Nationale viel stärker als irgendein anderer seelischer Inhalt mit dem sprachlichen Element verkettet und verwachsen ist. Jede Sprache ist ihrer Natur nach Ausdruck des Nationalen, eine nationale Literatur trägt also schon von vornherein in sich selbst das Material ihrer Gestaltung, das jeder andere seelische Inhalt sich erst borgen und für den eigenen Zweck zum bestimmten Gestus umgießen und umgestalten muß. So kam es, daß während überall das Nationale in seiner zur Literatur erhobenen Sprache einen vollen, fast restlosen Ausdruck gefunden hatte, die katholische Literatur — außerhalb des Bezirks der toten lateinischen Sprache, wovon hier nicht die Rede sein soll — von armen Ansätzen lehrhaften Inhalts abgesehen, nirgendwo ins Leben trat. Freilich wäre es irrig, darin eine Begleiterscheinung gerade des katholischen Lebensgefühls und der katholischen Lebenshaltung zu sehen; das Schicksal der sprachlichen Armut teilt der Katholizismus mit jedem seelischen Inhalt des Volkslebens, der nicht aus dem Nationalen erwachsen ist und der über das Nationale hinausstrebt. Zwar hat der Protestantismus in seinen Anfängen durch Predigt, Streitschrift und Kirchenlied, vor allem durch Luthers Bibelübersetzung, eine ungemein schöpferische Verbindung mit dem Element des Sprachlichen eingegangen, aber was daraus an flutendem Leben erstand, war bald versiegt und vertrocknet, und zu Beginn unserer nationalen Literaturwerdung war im Bezirk des Sprachlichen der protestantische Gedanke, von lockeren genetischen Zusammenhängen abgesehen, nicht weniger tot als der katholische. Auch was später an Bewegungen eigentlicher geistiger und politischer Richtungen lebendig wurde, die Aufklärung etwa, der Liberalismus, der Monismus, der Sozialismus, blieb in Deutschland wie im übrigen Europa, — einzig und allein von Rußland abgesehen, wo der liberale und der sozialistische Gedanke nationale Erscheinungen sind — sprachlich steril und kam als sprachliche Gestaltung und als Literatur nirgends über kümmerliche und jämmerliche Erzeugnisse tendenziöser Mache hinaus.

Digitized by Google

Heute scheint das Nationale sich festgelaufen zu haben; geistige Werte und Ideen allgemeinmenschlicher Art haben die alten Schranken zerbrochen und sind mitten in die Sphäre des lebendigsten Lebens eingetreten. Es mag sein, daß nun diese Ideen ihre Sprachwerdung erleben und im Bereich der einzelnen nationalen Sprachen sich Literaturen eigensten Lebens schaffen. Und es ist sehr wohl denkbar, daß dann auch der Katholizismus, ist er erst unterm Druck der Gegensätze und Gegnerschaften erstarkt und bewußter geworden, in jedem einzelnen Sprachbereich sich Ausdruck sucht und für seine letzten und tiefsten Wesensinhalte sich das Kleid literarischer Gestaltung schafft. In Italien und Spanien, wo der Katholizismus, ähnlich wie der Protestantismus in Deutschland, an der Wiege der Volkssprache stand und die alten lebendigen Zusammenhänge nie verlor, mag dies ungehemmt und leicht geschehen; in Frankreich und in seiner gegenwärtigen Literatur hat der Katholizismus, stofflich wenigstens, an Gewicht und Kraft gewonnen; in Deutschland und im Bezirk der deutschen Literatur hat er die schwerste und hemmungsreichste Phase einer erst werdenden sprachlichen Gestaltung noch vor sich.

Was in Deutschland bisher an Versuchen bewußter Art geschah, eine katholische Literatur zu schaffen, zu fördern und zu stützen, hatte wenig Erfolg aufzuweisen, vielleicht in erster Linie deshalb, weil diese Versuche zu krampfhaft tendiert waren: eine Literatur wird nicht gemacht, sie wächst; und eine deutsche Sprachwerdung der katholischen Idee wird auch durch Programmsätze nicht und noch weniger durch negative Umschreibungen und kritische Einstellungen ins Leben gerufen und gefördert. Diese Versuche gingen auch selten tief und auf das Wesentliche. Ich erinnere mich nicht, während des ganzen sogenannten Literaturstreits auch nur eine einzige Abhandlung gelesen zu haben, die das Problem an seiner doppelten Wurzel, an einer Klarstellung des Wesens des Katholizismus sowohl als des Wesens der Sprache und ihrer Funktion als Ausdruck und als Symbolmaterial, gefaßt hätte. Man blieb peripherisch und drängte die ganze Angelegenheit auf das Gebiet kulturpolitischer Geschäfte, auf Opportunitätsprobleme, die schließlich nur darauf hinausliefen, wie weit die bewußte Tendenz gehen dürfe.

Gerade die Frage der Tendenz aber barg den folgenschwersten Irrtum in sich: der katholische Charakter dieser Literatur müßte ja viel mehr ihr Ausgang als ihr Ziel sein; sie müßte aus dem erfaßten und gelebten Wesen der katholischen Idee herausgewachsen sein, wie eine Pflanze aus dem Erdreich, und müßte, gemäß den Gesetzen ihres Wachstums katholischen Charakter tragen, nicht gemäß dem Gesetz eines zielbewußten politischen Willens. Bloße Tendenzliteratur ist als Literatur immer schlecht, nicht weil sie Tendenz wäre, sondern weil sie zumeist nicht zugleich etwas anderes ist, nämlich Ausdruck des bestehenden Lebens, weil sie ohne vitale seelische Resonanz gesprochen und gehört

Digitized by Google

wird, weil sie konstruiert und nicht gestaltet ist. Dies ist auf dem Boden nationaler Literatur nicht anders; auch hier ist die Tendenzliteratur im engeren Sinn, die patriotisch-pädagogische Literatur, literarisch minderwertig, und das aus dem nämlichen Grund. Der Punkt, wo Literatur entsteht, liegt viel tiefer als jeder politische Wille und als jede erzieherische Absicht, er liegt in der Wurzel des Sprachlichen, dort, wo die innerste lebendige Seele zum Ausdruck drängt: die Sprachwerdung geht vor sich, wenn das Herz übervoll ist. Wäre ein Herz in Deutschland von der katholischen Idee übervoll — vorausgesetzt daß es zugleich im Bezirk des Sprachlichschöpferischen und Dichterischen bildnerische Kraft besäße —, so hätten wir eine katholische Dichtung. So aber bleibts entweder bei katholischen Herzen, die von anderen Dingen übervoll sind, oder bei der Mischung von tiefem Empfinden und mattem Können, oder endlich bei einem Willen, der mechanisch ein Ziel pädagogischen Inhalts erreichen will, bei einer Absicht, die verstimmt.

Die Frage der katholischen Literatur ist also letzten Endes nur die: ist der Katholizismus in Deutschland sprachlich und sprachschöpferisch lebendig und stark genug, eigenen Ausdruck zu gewinnen? Birgt er in sich eine Gestaltungskraft, die innere Güte und äußere Überredungsgewalt genug besitzt, den Wettbewerb mit jenen andern Inhalten des Literarischen aufzunehmen, die aus dem nationalen Element hervorgegangen sind? Denn nicht auf die innere Wahrheit der Idee oder auf ihre Lebenskraft kommt es in dieser Sache an, die stehen in diesem Zusammenhang gar nicht in Frage, sondern einzig und allein auf die bildnerische Ausdruckskraft dieser Idee, auf ihre Fähigkeit, symbolisch zu gestalten. Es ist also nicht das Wesen, sondern nur eine Eigenschaft des Katholizismus, die mit seiner Fähigkeit zur Literatur steht und fällt; an innerstem Wert gewinnt und verliert er mit der Bejahung oder der Verneinung dieser Fähigkeit nichts. Auch brauchte diese Fähigkeit, wird sie schon bejaht, keine absolute zu sein; sie könnte räumlich wie zeitlich Begrenzung gefunden haben, und tatsächlich sind auch die europäischen Sprachen, die unmittelbar aus der lateinischen Quelle geflossen sind, einem Ausdruck katholischen Wesens gefügiger als etwa die germanischen oder gar slawischen Sprachkomplexe. Wie stark an sich der Katholizismus an bildnerischer Kraft ist, das zeigen die Baustile, in denen er Ausdruck gesucht und gefunden hat, der romanische und der barocke vor allem, denen an überquellender Stärke und an scharf und klar umrissener Bestimmtheit des Wesensausdrucks nichts anderes zur Seite steht. Daß aber diese bildnerische Kraft des Ausdrucks auf dem Gebiet des Literarischen unwirksam blieb, mag seine Gründe in politischen und allgemein kulturellen Tatsachen gehabt haben. Ob diese Gründe noch bestehen oder ob sich der Zwang ihrer Geltung gelockert hat, und ob sich zugleich mit der Möglichkeit einer hemmungslosen Entfaltung im deutschen Katholizismus die literarischen Kräfte und Fähigkeiten finden, die aus dieser

Digitized by Google

Möglichkeit Nutzen zu ziehen wissen, das alles sind Fragen, über die nur die künftige Entwicklung der Dinge selber Klärung bringen kann.

* * *

Nur ein starkes Lebensgefühl strebt nach Ausdruck und wird Kraft genug besitzen, das spröde und eigenwillige Material des Sprachlichen zu bändigen und zu formen. Also wäre die erste und einzige Voraussetzung einer katholischen Literatur die ungetrübte Reinheit katholischen Wesens, die unzerbrochene Kraft und Fülle eines tiefinnersten Lebensgefühles. Darum heißt auch in stofflicher wie in formaler Hinsicht die Aufgabe eines katholischen Literaturschaffens: nicht nach außen, sondern nach innen zu streben, nicht etwa eine Bereicherung des seelischen Lebens durch fremde Stoffkomplexe und fremde Formgesetze zu suchen, wie dies die romantische Anklammerung an vergangene Zeiten und die noch schwächlichere moderne Hinneigung zu einer wesensfremden Kulturwelt wollen, sondern eine Klärung, Festigung und Vertiefung katholischen Wesens, seine Reinigung von allen fremden und feindlichen Einflüssen und Eindrücken. Nur im vollen Ausschöpfen des innersten Wesens der katholischen Idee liegt die Möglichkeit einer Geburt katholischer Literatur.

Nun hat man in den letztvergangenen Jahren angefangen, aus einem mißverstandenen Begriff des Katholischen heraus die Idee des Universalen als die wesentlich katholische Idee zu propagieren. Nichts könnte für den Katholizismus verhängnisvoller werden, als gerade diese Idee; sie trägt den Keim der Verarmung und Verkümmerung in sich. Der Katholizismus ist in erster Linie römisch, oder er ist gar nicht. Keinesfalls besitzt er jene Universalität, die der Romantiker meint, die hemmungslose, breitausladende Universalität subjektiv orientierten Weltempfindens. Die Universalität des Katholizismus ist die römische, die Universalität des Überblicks und der zuchtvollen Zusammenfassung, der Ordnung und der Einordnung, die Universalität des Gesetzes der Form. Immer wird das menschliche Antlitz des römischen Katholizismus die Züge Roms tragen. Darin liegt gewiß eine Schranke für jedes expansive Streben, ein hemmendes Bleigewicht vor allem in jedem Versuch der sprachlichen Gestaltung außerhalb des Lateinischen; aber es liegt darin auch die größte Kraft des intensiven Auswirkens, eine Totalität der Wesensbildung, die nie aufgegeben werden darf, und die schließlich auch stärker sein wird als alles Widerstrebende und Ungefügige der Sprache. Nie darf um der breiteren Wirkung willen ein Jota vom Wesen preisgegeben werden; denn jede Wirkung, die nicht aus dem echtesten Wesen kommt, ist nur armer Schein. Nur im restlosen Katholischsein, in der restlosen und ausschließlichen römischen Haltung des Geistes liegt die Gewähr der Reinheit des Wesensausdrucks und damit der Reinheit der Wirkung, jene Gewähr, die sonst das Ziel der Tendenz zu sein pflegt, die Gewähr der Wahrheit, der Übereinstimmung des Gestalteten mit der Idee.

Digitized by Google

Jene Universalität, die gewisse moderne Katholiken der katholischen Idee nachrühmen, ist nicht das Wesen des Katholizismus, sondern nur seine expansive Geste gegenüber dem wechselnden Spiel des kulturellen Lebens. Das einzige, letzte und tiefste Wesen des Katholizismus ist das Dogma, die klarbestimmte Objektivierung des religiösen Lebens, der formgewordene Glaube. Und zwar ist diese Objektivierung nicht eine theoretisch-theologische, eine solche der Meinung und der Vorstellung, sie ist vielmehr eine solche des Willens, eine konkrete, fast politische Objektivierung. Nicht Weltanschauung ist der Katholizismus, sondern Kirche, nicht eine Überzeugung, eine geistige Richtung oder ethische Lebenshaltung, sondern eine geschichtlich-wirkliche Gemeinschaft, die gesetzgebend und charakterbestimmend herrscht. Der Katholizismus ist innere Ordnung, seelische Gestaltung und Formung, eine bewußte Kultur des Geistes nach fremdem Gesetz, eine gewollte Gliederung des seelischen Eigenlebens nach einer sicheren, unverrückbaren, ewig geltenden Hierarchie der Werte. Und er ist dies alles aus dem einen und höchsten Begriff des Opfers, der Entsagung und der Weltverneinung heraus, der das innerste Wesen der katholischen Religion, das Herzblut und den tiefsten Lebenssinn des Dogmas ausmacht.

Ist es, abstrakt genommen, möglich, diese kulturfremde und weltabgewandte Innerlichkeit in bildnerischer Weise zu gestalten, diese weltfeindlichste aller Ideen kosmisch werden zu lassen? Gewiß, und mehr als jede andere Denkart, die das Innerliche betont, und die dabei im Subjektiven verharrt. Die Idee der objektiven Geltung ist es, die den Katholizismus in die kosmische Form geführt hat. Das Objektive ist ein metaphysischer Begriff; im Bereich des Geschichtlich-Wirklichen lebt es nur im Leib des Objektivierten. Und tatsächlich ist der Katholizismus kosmisch geworden und hat seine kosmische Haltung in die engste, umrissenste Form gezwungen: als er bewußt anfing römisch zu werden — deshalb bewußt, weil die Gegnerschaft bewußt wurde — hat der Katholizismus den Weg zu Aristoteles gefunden und über diesen kosmischsten aller Philosophen hat er sich den Weg zur Weltwerdung erobert, mit der Gliederung des gedanklich Faßbaren in der Scholastik und mit der Gliederung des politisch Wirklichen in der guelfischen Demokratie, so wie er sich früher schon das Religiöse in der Liturgie, das Sittliche in der Moral der evangelischen Räte objektiviert und formgebunden, zur Welt gestaltet hatte. Von dieser kosmischen Objektivierung aber ist der Weg zur Kunst nur ein einziger, kurzer, notwendiger und folgerichtiger Schritt. So könnte ich mir sehr wohl eine Literatur denken, die stofflich wie formal die Idee des Katholizismus und der Kirche lebte, ausdrückte und zum Symbol gestaltete. Diese Literatur brauchte nicht ein stoffliches Kompendium des kirchlichen Lebens zu sein, so wenig sie formal eine Rekapitulation alter und überkommener Formen sein müßte. Sie wäre durchaus Welt, und kein einziger Rohstoff aus der Summe der tausend-

Digitized by Google

fältigen Splitter weltgewordener Ideen wären ihrer bildenden und gestaltenden Hand unerreichbar; alle Daseinsformen des Wirklichen und alle Probleme und Konflikte des Sittlichen stünden ihr zu Gebote. Aber ihr ganzes Wesen atmete, unausgesprochen und ungewollt, die große Stille des Opfergedankens, die kristallene Reinheit des Dogmas; frei von jedem subjektiven Eigenleben, frei von Brunst und Krampf ungeordneter und gestaltloser Gefühle, von dunkeln Stimmungen und unkontrollierbaren Ahnungen, formte sie das Symbol dessen, woraus sie Kraft und Blut zieht; und sie hätte in ihrer Geste das Zeitlose der ewigen Tradition, die große Linie der beherrschten Form, den Adel urältester Kultur. Markig, gespannt und entschlossen, kühl, bewußt, römisch bis in die letzte Faser ihres Wesens stünde sie als ein Fremdkörper im subjektivistisch bewegten Wirrwarr unserer Zeit, hochfahrend und selbstbewußt gegenüber allem Halben und Zweifelnden, kritisch und abweisend gegenüber allem Wesensfremden, tief, rein, groß und klug, alle Leidenschaft des Schöpferischen zusammengeballt in Zucht und Maß, allen überquellenden Reichtum der Erfindung in Klarheit und schlichter Einfalt zur höchsten Kraft der Wirkung geführt, sich immer dessen bewußt, was sie nach Herkunft und nach Ziel sein sollte: ein Sprößling des alten Felsengeistes, ein Sendling aus dem ewigen Reich der römischen Ordnung.

Und aus dem römisch gestalteten und gestaltenden Geist flösse dieser Literatur auch die große und sichere Technik, die unantastbar reine Methode, das Klare, Gesonderte, Umrissene, Aristotelische, das Gedankengeführte. Etwas vom Geist der Scholastik müßte in dieser Gestaltung liegen, die Freude an der Klarheit und Wesensbestimmtheit der Form und der Formen, der methodischen Wege und technischen Ausdrucksmittel. Diese Literatur vermiede das geistreichelnde aperçühafte Spielen mit den Formen und Mitteln der Darstellung, wie es die Romantik und die Modernen lieben, und sie hielte sich nicht weniger fern von einer willkürlichen Verletzung der eigenlebendigen Form und ihrer Gesetze, von jenem ziellosen technischen Schwanken und von der Unklarheit methodischer Linienführung, die eine haltlose und formfeindliche brünstige Empfindung fordern und für nötig erachten mag. Schule und Überlieferung stellte sie neben und über das bunte Spiel erfinderischer Phantasie, sie achtete das geschulte sichere technische Können höher als den launigen Einfall, und immer hielte sie den starken und hellen Blick auf das Geltende der Form gerichtet, auf die Reinheit der Gestaltung und auf die Klarheit der methodischen Gliederung. So bliebe bei aller Gewalt und Frische der Darstellung, der Ausdruck ihres Schaffens immer kulturhaft und aristokratisch, wesensähnlich und ausdrucksverwandt der größten Kulturform des Katholizismus, der einzigen, die auch eine katholische Literatur von Ewigkeitswert geschaffen hat, der Kultur der italienischen Renaissance.

* * *

Digitized by Google

Legt man an eine gedachte katholische Literatur diese oder ähnliche Maßstäbe an, dann wird man freilich dem gegenwärtigen katholischen Literaturschaffen deutscher Sprache und den Versuchen, es zu heben mit wenig Begeisterung, Befriedigung und Zuversicht gegenüberstehen können. Gewiß ist im einzelnen viel Gutes und auch manches Vortreffliche geleistet worden, viel Geist und Phantasie und viel guter Wille sind dabei am Werk gewesen, aber was im ganzen dieser Literatur, ihren Verfechtern sowohl als ihren wohlmeinenden Kritikern fehlte und fehlt, das ist in allererster Linie Schulung und Kenntnis der literarästhetischen Dinge, ein Mangel, der nicht minder verhängnisvoll ist als der mitunter so peinliche Mangel an Klarheit der Idee, der Anschauung und der Stellungnahme. Gewiß sind alle diese Dichter und Literarkritiker gute Katholiken, begabte Köpfe und voll Eifer und Wärme für literarische Fragen, aber weder ihr Katholizismus, noch ihr literarisches Können und Wollen — ich spreche hier immer ganz im allgemeinen — sind konsequent, noch klar, noch frei von schädlichen Dilettantismen. Gerade die Mängel in literarästhetischer Hinsicht sind zumeist erschreckend. An den ersten und letzten Fragen des Literarästhetischen wird geschlossenen Auges vorübergegangen, kaum, daß da und dort einmal ein gelegentliches Wort jenen kompliziertesten ästhetischen Problemen geschenkt wird, die ein opfervolles und hingebendes Studium von Jahren und Jahrzehnten fordern und verdienen. Fast aus keiner einzigen katholischen Dichtung der letzten Jahrzehnte spricht die volle und restlose Kenntnis dessen, was in der fraglichen Gattung geleistet werden kann und geleistet werden soll, in Tausenden von Fällen sind Verstöße gegen die primitivsten Gesetze und Regeln der Literarästhetik festzustellen, und in ebenso vielen Fällen konstatiert man mit Bedauern, daß ein wertvolles Talent sich selbst im Licht steht und sich im Rahmen armer Manier bewegt, einzig deshalb, weil ihm das technische Können im Dichterischen und Literarischen als Aufgabe nie bewußt geworden ist.

Die breite und überzeugte Stellungnahme in literarischen Dingen, die vielerorts beliebt wird, deckt diesen Mangel nicht, um so weniger als diese Stellungnahme selber voll Unzulänglichkeiten prinzipieller Art ist. Vor allem ist das Kokettieren mit dem modernen Literaturleben durch nichts gerechtfertigt. Die moderne deutsche Literatur ist in ihrer ganzen Breite und oft genug in ihren prätentiösesten Vertretern nicht nur in einer Weltanschauung befangen, die der katholischen fremd und feindlich, jedenfalls aber bedeutungslos ist, sondern sie bewegt sich vor allem auch ästhetisch in heller Willkürlichkeit und lebt in betrübender Armut der Erfindung und Unsauberkeit des Ausdrucks. Dort betteln zu gehen lohnt sich nach keiner Seite hin, und es ist bezeichnend für die Enge und Armut gewisser katholischer Kritiker, daß sie Maßstäbe aus diesem Wust des Zufälligsten an Gestaltung gewinnen wollen und glauben, das, was sich katholische Literatur nennt, könne auch nur den leisesten Nutzen aus einer

Digitized by Google

stofflichen und formalen Anlehnung an diese fremde Welt ziehen. Schule und Vorbild für eine katholische Literatur liegen anderswo, keinesfalls aber im modernen deutschen Schrifttum; dort ist für sie nichts anderes zu holen als Gegensatz und Gegnerschaft. Und seit die moderne deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte, durch ihre bedingungslose Hinneigung zu nordischen und mehr noch zu slawischen Vorbildern der Gesinnung und Mustern der Form, das eigene und eigengesetzliche Weltgefühl preisgegeben und verloren hat, wäre durch sie nicht einmal eine engere und wärmere Berührung mit dem Nationalen und seinem sprachlichen und dichterischen Ausdruck zu gewinnen.

Noch verhängnisvoller freilich für die deutsche katholische Literatur droht ihre Anlehnung an die ganz und gar mißverstandene Romantik zu werden. Nichts ist irriger und für einen, der katholisches Wesen kennt und versteht, unbegreiflicher als der Versuch, in der Romantik eine Äußerung des katholischen Wesens zu sehen. Die Konvertitenfreude ließ den deutschen Katholizismus verkennen, daß die ganze Romantik aus dem Protestantismus, aus echt protestantischen Kreisen und aus rein protestantischem Denken erwachsen ist, und daß für viele Konvertiten romantischer Observanz, für den geistigen Führer der Romantik, Friedrich Schlegel, vor allem, der Katholizismus nur der Durchgangspunkt zu andern, und zwar zu höchst trüben geistigen Provinzen war. Man darf sich durch Kulissenstimmungen der Romantik ebenso wenig täuschen lassen wie durch ihre historistische Art der Verehrung vergangener und geträumter Zeiten oder durch ihre breite und hemmungslose Verschwommenheit des Weltgefühls, die freilich auch für katholische Gefühlswerte und katholische Bilder Platz bot. Romantik ist und bleibt immer Subjektivismus, so wie Gotik und Mystik, die Vorläufer der Reformation, Subjektivismen sind. Man vergesse nie: nicht in der Gotik liegt das wesentlich Katholische, sondern in der gehaltenen, dogmatischen Ruhe des romanischen Baustils, und nicht in der Mystik, sondern in der Scholastik und in den beiden Ästen katholischer Frömmigkeit, der benediktinischen und der jesuitischen, lebt das eigentlich katholische Weltgefühl. Man muß aus diesen Bezirken gekommen sein, um das Unklare, das Ungeordnete, das Muffige und Brünstige, das Unrömische der romantischen Anschauung und Gefühlsweise zu empfinden und zu begreifen. Man halte etwa einen Görres gegen einen Gioberti, einen Schlegel gegen einen Rosmini, das religiöse Empfindeln der Novalis und Brentano gegen die Exerzitien des heiligen Ignatius, um mit Fingern zu greifen, wo das Katholische liegt. Die Romantik war nie etwas anderes als das Sonntagskleid des europäischen Liberalismus, und sie hat ihre Gevatterschaft mit der Aufklärung, mit dem Liberalismus und dem Sozialismus, mit all dem, was moderne Kultur heißt, nie verleugnet und nie verleugnen können. Einzig und allein das Gift der Romantik hat den deutschen Katholizismus entnervt und ihm auf politischem wie auf geistigem Gebiet den klaren

Digitized by Google

Umriß und den reinen Kern zerstört. Eine katholische Literatur, die sich an der Romantik zu orientieren strebt, ist von vornherein zu innerer Schwäche und Verlogenheit, zur Formlosigkeit und zur Auflösung verurteilt.

Was an positiven Vorschlägen zur Bereitung des Bodens und der Luft für eine katholische Literatur gegeben werden könnte, das ist mit dieser Kritik schon gesagt: Klärung und Festigung der Idee, Radikalisierung des katholischen Wesens, eine unermüdliche Schulung des technischen Könnens und Säuberung der künstlerischen Anschauung und statt einer Wiedererweckung der Romantik oder einer Anlehnung an das Moderne, ein Zurückfallen auf die spezifisch römischen Bildungswerte des früheren deutschen Mittelalters und der italienischen Renaissance mit dem bewußten Ziel: katholischer Geist in klassischer Form.

Der Wanderer. — Der Drache.

Gedichte von Konrad Weiß.

Der Wanderer.

Der eine Mensch braucht leichte Hand,
Er beugt sich morgenglanzbetaut,
Der andere wie schwüles Land,
Auf dem Gewitterabend braut,
Verkrampft in Gottes Faust sein Blut,
Die schwer auf Erden ruht.

Ich bin dem Morgen spät erwacht,
Als schon die Sonne Kränze trug,
Gewölkebrut aus Mitternacht
Die Seele feurig überschlug,
Die Tageszeit steht im Zenith,
Verlängre deinen Schritt.

Das wird ein harter Abendgang,
Der Herz an Herz treibt durch die Welt,
Durch Dunkelheit bricht Licht dem Klang
Voraus, der starr in Ufern hält,
Ein banger Groll furcht himmelwärts,
Herr, stärke mir das Herz.

Digitized by Google

Der Drache.

Gaukelwerk zu Häupten mir,
Meines müden Sinns Panier,
Stößt von eines Knaben Griff
In die Lüfte wie ein Schiff.

Wallend mit dem Segler dort
Unerlassen fort und fort
Meiner Seele Bild geschwind
Hebt ein Fittich in den Wind.

Hartes Ding im Himmel rein,
Das ein Kind nun fern und klein
Zu sich und zur Erde zieht, —
Wilde Ruhe, die mich flieht.

Weile, denn das Himmelstor
Tritt geschlossener hervor,
Ehern hängt der Erdensaum
Hängt im grenzenlosen Raum.

Keine Regung, die mehr blieb,
Aus dem hauchhaft leisen Trieb
Stetiger die steile Bahn
Fährt das Schiff gen Himmel an.

Fortgelockt vom schwanken Bild,
Hohe Dauer, Ferne mild,
Ist der Geist im reinsten Flug
Dinglich Wesen nie genug.

Die Legende.

Die Legende ist älter als das älteste Buch, älter als der älteste Dichter. Sie erwachte mit dem ersten Menschen und wird erst mit dem letzten wieder schlafen gehen. Die Legende ist traumgewordenes Leben, ins Vergangene versunkene untödbare Wirklichkeit, dunkelumrauntes, immer wiederkehrendes Geschehen. Die Legende ist das schleierumwobene Schicksalsbuch der Zeit, nachtumschauert und lichtumflutet. Wer das alte Legendenbuch aufschlägt und darin zu lesen beginnt, dem öffnen sich die Tore zu einem wundersamen Garten.

Digitized by Google

Das Leben um ihn versinkt mit seinen Freuden und Schmerzen, mit seinem Lachen und Weh. Andere Stimmen werden laut, Stimmen, die den Ewigen preisen, die die Worte der Liebe und Güte sprechen, die von Schmerzen als kostbarsten Geschenken reden und von Demütigungen als Gnade. Es sind die Stimmen der Söhne und Töchter der Erde, die suchen nach dem ewigen Eiland des Friedens im heiligen Licht. Sie wandeln alle durch Sonnenglut und Kälte, in Armut und Entbehrung barfuß den steinigen Pfad durch das Gespött der Menge. Sie wandeln durch Verachtung und Verleumdung den Weg zu ihrem Ziel, dessen Kraft in ihnen ist. An ihren Pfaden blühen seltsame Blumen auf, die Winde und Wellen lauschen ihren Worten, und alles Getier ist ihnen Bruder. Und durch ihre Liebe wird ihr Wort, ihr Wirken Wunder, das immer wieder den Schöpfer lobt, wie die starrenden Wälder und die rauschenden Ströme, wie die zwitschernden Vöglein, wie die sternhelle Nacht. Klaglos ist der Erdenweg dieser heiligen Pilger. Manchmal ist's, als raste ihr Blick auf den gletscherkühlen Höhen erdenweiter Berge. Und so ertrug ihr Leib Marter, Verfolgung und Verleumdung. Selbst im Tode noch blieb in ihren Zügen ein Lächeln des Dankes, ein Abglanz der rufenden Erlösung. Kinder und Männer, Mütter, Jungfrauen und Greise gingen diese weißen Höhenwege. Alle aber, die uns in den Wundergarten der Legende begegnen, erfüllen das Wort, das einer von ihnen fand: „Die eine Seele sollst du ohne Unterlaß dem einen Gott weihen." Und wo findest du ihn? Im All und in dir! Hans Sturm.

oooooo

Sozialisierte Kunst.

Von F. Mann.

„Sehen Sie, Genossen, das war der Fehler des verflossenen Menschenalters. Sie riefen Persönlichkeit, Persönlichkeit über alles, und nun erleben wir es, daß die Persönlichkeit nichts ist und die Dinge alles sind." Es war der Volksbeauftragte für Kultur, früherer Gastwirt, seit gestern Exzellenz, der so zu einer Versammlung von Dichtern, Journalisten und sonstigen Schreibern der neuen sozialistischen Ära sprach. „Unser Staat scheidet die Persönlichkeit vollkommen aus. Nicht Genie wollen wir, sondern Gleichheit. Die Natur selbst scheint uns zu unterstützen, indem sie uns zur Zeit mit jeglichem Genie verschont. Eine einzige Persönlichkeit, eine große Sache zugleich kennen und anerkennen wir allein: den allmächtigen Staat. Er wird die Fabriken treiben, er wird seinen Namen auf die Schilder unserer Firmen setzen, ihm werden alle Schiffe und Eisenbahnen gehören, er allein wird Häuser, Theater und Kirchen besitzen, er lenkt, leitet, produziert,

Digitized by Google

konsumiert alles und jedes: er wird auch Alleinherrscher in der Kunst. Wir arbeiten eben an einem Gesetz: Privatbetriebe sind auszuschalten. Kein sogenannter Dichter wird mehr das Recht haben Romane zu schreiben auf eigene Faust. Kein Journalist wird es fürder noch wagen können, zu leitartikeln, wie ihm beliebt. Es leben Marx und Engels, Bebel und Liebknecht, hoch Rosa Luxemburg, hoch der Staat! Genossen, Brüder in Apollo, nur keine verdutzten Gesichter! Erst dann werde ich Ihnen erlauben, erstaunt zu sein, wenn Sie das Kunstwerk der Zukunft sehen. Wie beschränkt sind die Mittel der einzelnen Persönlichkeit! Waren nicht die größten Künstler meistens auch die größten Hungerleider? Im imperialistischen Zeitalter ging die Kunst nach Brot. Diese Zeiten sind vorüber. Die immer gefüllte Staatskrippe wird künftig auch denen zur Verfügung stehen, die doch von Nektar und Ambrosia allein nicht leben können. Ja, Ihr werdet zu essen haben, Meister der Zukunft! Ich sehe, wie sich Eure Gesichter verklären. Ihr werdet noch größere Wunder erleben. Die Kunst wird unabhängig von Gefühl und Stimmung. Sie begreifen das nicht? Sie meinen: Stimmung kann doch der Staat nicht kommandieren! Meine Herren, der Staat kann alles. Es wird feste Arbeit geben und eine Art von Arbeit, die der Künstler bei jeder Stimmung leicht auszuführen vermag. Ich habe die Ehre, meinen lorbeergekrönten Genossen heute das erste Staatsinstitut für schaffende Kunst vorzustellen. Bitte, begleiten Sie mich zunächst in jenen Westflügel, in den Saal der untergehenden Sonne. Sie begreifen: In diesem Saal wird nur in Sonnenuntergängen gearbeitet. Jeden Abend werden genau alle Farben registriert, eine zweite Kraft sitzt dort und beschreibt das dazugehörige Wolkenbild. Denn natürlich ist es etwas anderes, ob die Sonne in Wolken taucht oder nur in leichten Nebel, ob diese Wolken schwarz, gelb, rosa oder grün sind. Andere sind hier nebenbeschäftigt, das Element der Stimmung zu bearbeiten. Denn nicht wahr, Genossen, Kunst ist Stimmung. Aber nur nicht die Sache zu mystisch zu nehmen. Diese Dame hier betrachtet Abend für Abend die Sonne durch ein blaues Glas, jene dort durch ein orangefarbenes, die dritte dort durch Violett, die vierte, fünfte bis zur zehnten durch Rot bis zum feurigsten Spartakusglanz. Denn Rot ist die Farbe der Zeit. Und wir sind natürlich zeitgemäß. Nebenan ist ein photographisches Atelier. Da wird auf die Platte gebracht, was hier beschrieben wird. Nachher Vergleich. Beide Muster kommen dann hier — ach sehen Sie diesen Schrank mit den vielen Fächern! Alles schön sortiert. Übrigens können Sie das auch unten im Schaufenster sehen, wo die einzelnen Sonnenuntergänge ausgestellt und käuflich sind. Ein ganzes Warenhaus wird sich mit diesem Kunstbetrieb verbinden. Drüben ist der Saal für Physiognomie. Was konnten einzelne Männer, sagen wir einmal, wie Dickens! Wie begrenzt war die Zahl derer, die von ihnen wirklich studiert werden konnten. Hier

Digitized by Google

gehts sortenweise. Gymnasiallehrer, Zuchthäusler, Pastoren, Landwirte — alles wird hier in Masse skizziert, immer poetisch und malerisch zugleich mit nachfolgender Vergleichsprobe, nebst Ausstellung und Verkauf zu Normalpreisen. Natürlich geht das Spezialisieren weiter. Gibt es Augenärzte, Ohrenärzte, warum nicht auch Augendichter, Ohrendichter usw. Dort die Aufschrift „Schnurrbärte". Wie viel Charakter liegt nicht in einem Schnurrbart. Wie bezeichnend für den Mann, ob die Enden nach oben oder nach unten gehen. Weiter hinten sehen Sie dort das bekränzte Säulentor und die Aufschrift: „Liebe"! Wie bedauernswert waren nicht die Dichter der Vorzeit, die ihre persönlichsten Geheimnisse beschreiben mußten. Denken sie nur, wie viel Affektvergeudung um ein Bändchen Lyrik. Zählen Sie an Ihren Fingern ab die Friederiken, die Lilis, die Charlotten, die v. Stein und so weiter, all die Geliebten, die Goethe brauchte, um seine vom Zukunftsstaate doch bald überholten Gedichte zu machen. Hier herrscht Arbeitsteilung: Mädchen und Jünglinge vor der Verlobung, während der Verlobung, nach der Verlobung, in der ersten Hochzeitsflitterwoche bis zu der Zeit, wo die Leidenschaft flieht — im Zukunftsstaat braucht natürlich dann auch die Liebe nicht zu bleiben — alles wird registriert, die Affektkurven empirisch genau verzeichnet. Der Dichter der Zukunft wird nicht mehr abhängig sein von irgend einer Maienstimmung, von irgend einem Mondschein — das alles liefert ihm der Staat. Erwähnt sei noch drüben das Kabinett, in denen der Niederschlag der Weltanschauungen aufs Gemüt beobachtet wird. Kurzum, hier wird die ganze Welt künstlerisch analysiert, wie es der selige Fechner in der Malerei so glücklich begonnen. In einem zweiten Gebäude geschieht Ähnliches in Kunstgeschichte und Ästhetik. Dort werden registriert sämtliche Sonnenuntergänge bei Zola, sämtliche Mondnächte der Romantiker, sämtliche Winterlandschaften Turgenjews. Ausgeschrieben, sortiert, in den Glaskasten und zu Normalpreisen verkauft. Brüder in Apollo! Ich ließ Euch Einblick tun in die Werkstätte der modernen Kunst. Stellen Sie sich die geistige Höhe der Zeitungen der Zukunft vor, in denen nur die ausgewähltesten Schönheiten aller Jahrhunderte Raum finden werden. Endlich kommt auch hier Gerechtigkeit. Nicht mehr die Phidias, die Lionardos, die Shakespeares werden gekrönt, nein, die Menschheit selber und ihr gewaltigstes Kulturgebilde, der sozialistische Staat. Bitte, schreiben Sie ihre Namen in das hier aufgeschlagene Buch . . . Dauernde Arbeit, feste Anstellung, zwei Drittel Pension wird ihnen sicher sein und dazu das selige Bewußtsein, Persönlichkeit geopfert zu haben der Allgemeinheit, als untergehendes Ich mit einem letzten Seufzer, mit einem ersterbenden glühenden Augenaufschlag das Glückskind ihrer Opfer zu begrüßen, das Kunstwerk der Zukunft, den harrenden Genius marxistischer Ideale . . ."

Digitized by Google

Literarische Umschau.

Von Oskar Katann.

Immer wieder vernimmt man in unserer Zeit der Neugliederung der Berufsstände die Klage, daß die heutige Gesellschaft atomisiert, zerbröckelt und zerbröselt sei; aber die Nurpolitiker vergessen, daß dieser Zustand nichts als Folge und Ausdruck der allgemeinen kulturellen Lage der heutigen Menschheit ist. Wir haben keine Kultur, im wahren Sinne des Wortes, weil wir keine gemeinschaftlichen Grundlagen und Überzeugungen besitzen und wenn auch diese neuerdings von Paul Ernst in ihrer vollen Schärfe wieder aufgerollte Klage nicht neu ist, so dringt sie doch in immer weitere Kreise und es war für mich nichts bezeichnender, als daß auf dem Mitte Mai in Wien stattgefundenen österreichischen Volksbüchereitag der Führer der Leipziger Volksbüchereibewegung Walther Hofmann gerade von dieser Tatsache aus die Problematik aller Volksbildungsarbeit begründete. Wie schmerzlich zerrissen das deutsche Volk ist, daran erinnerte vor kurzem ein Aufsatz Josef Frobergers in der „Kölnischen Volkszeitung" (21. April 1920), der unter dem Titel „Zwei Brüder" die beiden Schriftsteller Thomas und Heinrich Mann als polare Gegensätze des deutschen Geisteslebens einander gegenüberstellte. Während der eine, Heinrich Mann, in seinem Buche „Macht und Menschen" sich als waschechten Großstadtliteraten gibt, für Eisner und Zola schwärmt, alles Heil für Deutschland in der Nachahmung der westlichen, insbesondere französischen Zivilisation erblickt und als glühender Anhänger der Revolution für das deutsche Volk von gestern, besonders den „Bourgeois" und seine Kultur nur tiefe Verachtung hegt, richtet Thomas Mann in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen" gegen die westliche Blickrichtung und die zersetzende Großstadtliteratur seines Bruders die schärfsten Anklagen und sieht gerade in dem deutschen Bürgertum der guten, alten Zeit, mit seinen trotz allem noch immer lebendigen ethischen und religiösen Kräften den Stützpunkt und den Quell der deutschen Kultur. Storm, Keller, Meyer, Mörike schätzt er als die bürgerlichen Künstler, zu denen er sich hingezogen fühlt, in ihnen sieht er mit Georg Lukácz den Primat der Ethik, die Herrschaft der Ordnung über die Stimmung verkörpert. Er will nichts gemein haben „mit Flaubertschen Anachoretentum noch mit der unleidlichen Schönheitsgroßmäuligkeit des d'Annunzio", er will sich in seiner Kunst nie als Ästhet, sondern immer als Moralist gefühlt haben. Mag Thomas Mann immerhin die nicht geringe Gabe Artistentums in seinem Blute verkennen, mag er in manchem von Einflüssen sich abhängig zeigen, die geradezu die Wurzel und der gedankliche Ausgangspunkt für die Zersetzung des Bürgertums und seiner Werte geworden sind, mag er den Bürger auch allzusehr idealisieren, man empfindet ihn trotzdem als Ausdruck einer mächtigen Gegenströmung gegen den Lärm des Tages. Daß seine Stimme ihre Gemeinde findet, zeigt die Tatsache, daß die in F. W. Grunows Verlag (Leipzig) von Hans Martin Elster herausgegebene Monatsschrift „Die Flöte" im ersten Heft ihres dritten Jahrganges gerade jenen Abschnitt aus Thomas Manns Ausführungen abdruckt, der seine „bürgerliche" Richtung deutlich zum Ausdruck bringt.

Der Ruf gegen den „Bourgeois", den Heinrich Mann von der Politik her auf die Dichtung übertragen hat, findet auch bei einem andern Expressionisten, bei Kasimir Edschmid Nachfolge. In der expressionistischen Revue „Feuer", die seit einem halben Jahre in der besten Ausstattung im Verlag Gebrüder Höfer (Saarbrücken, 3 Hefte Mk. 27.—) erscheint, versucht Edschmid in Heft 2/3 die Situation der deutschen Dichtung zu zeichnen; nachdem er festgestellt hat: „Heutige Dichtung der Deutschen ist eine sehr klüftereiche Sache", tadelt er an der deutschen Literatur, daß sie nach der Romantik

Digitized by Google

sich ganz auf „das bürgerliche Weltgefühl" eingerichtet hat, daß sie nur „Schuld und Leid der gesellschaftlichen Konvention", nicht das Leid des einfachen, adamitischen Menschen sah. Der Expressionismus, dessen Dichter sich als Europäer fühlen, wolle den inneren Menschenwert steigern, die großen Ideen der Menschheit pflegen und Liebe lehren. „Der Blick geht auf die Ewigkeit", ruft Edschmid aus, „das ist die Situation der jungen, deutschen Literatur"; denn Expressionismus ist ihm nicht Formangelegenheit, sondern „das stärkste Recken der deutschen Seele nach geistigem Ausdruck". Zeigt sich Edschmid in diesem Aufsatz als Anwalt einer für alle Schichten des Volkes bestimmten Dichtung, woran es der vergangenen deutschen Kunst zweifellos fehlte, so ist er doch in der Wertung eben dieser Dichtung, die er in den folgenden Heften des „Feuer" unternimmt, von alten Vorurteilen befangen und offenbart Zusammenhänge, die seinen Expressionismus in etwas anderem Lichte zeigen. So beschäftigt er sich im Februarheft mit Artur Schnitzler. Da er das Autobiographische, den Individualwahnsinn der vergangenen Literaturperiode mit ihrer Vorliebe für das Krankhafte und die Diagnose tadelt, und der Schriftsteller Schnitzler alles eher als volksmäßig ist, nimmt es nicht wenig Wunder, wie gut dieser ganz aufs Pathologische und ganz auf jüdische Bürgerkreise eingestellte Autor bei ihm wegkommt. Und noch befremdender ist der Grund für diese Bevorzugung durch einen Expressionisten, der das Nationale zugunsten des Internationalen, das Bodenständige zugunsten des Adamitischen zurückstellen will, wenn er Schnitzlers Stärke in einem typischen Österreicher- oder Wienertum sieht und geradezu formuliert: „Man wird in hundert Jahren den Gradmesser der Zeit an den Schnitzlerbüchern nehmen und sagen: Das war Österreich". Mit Verlaub, das ist eine seit langem herumlaufende Legende. Wienerisch ist bei Schnitzler nur ein Adjektiv, ein bestimmendes Beiwort zu dem Hauptwort „Großstadtjude"; nicht für das Wienertum ist Schnitzler ein Gradmesser, sondern für den dekadenten jüdischen Bourgeois Wiens, was gerade Edschmid hätte nicht verkennen dürfen. Aber eine Richtung, die einen Großstadtliteraten wie Heinrich Mann zu ihren Führer zählt, kann an dem sehr verwandten Großstadtliteraten Schnitzler, der ja auch immer nach Paris geblickt hat, allerdings nicht vorübergehen. Wahres Österreichertum findet man fast überhaupt nur mehr in den Ländern. Man findet es bei Enrica Handel-Mazzetti, mit deren neuem Roman sich Josef Rheon in der Reichspost" (22. Februar 1920) auf Grund eines Briefwechsels mit der Dichterin beschäftigt. Er unterrichtet uns davon, daß eine Reise der Dichterin nach Prag und Wien und die Bekanntschaft mit einigen Priestern auf den Roman abfärbte, daß insbesondere die Linzer Revolutionskrawalle bis auf die sprachlichen Ausdrucksformen Einfluß übten. Rheon hält die Gestalten des Romans, in dem ein tief erlebtes Leid gestaltet wurde, für die herrlichsten der Dichterin und erblickt in der Art, wie sie ihre Helden über Krieg und Wehrmacht sprechen läßt, gerade in Hinblick auf die Verhältnisse unserer Zeit unschätzbare, volkserziehliche Werte. Daß ihre Bücher Bekenntnisse und echt österreichische Bücher sind, hebt Hans Zeßner-Spitzenberg in der Wochenschrift „Das Neue Reich" (25. April 1920) hervor, der auch der stolzen, starken Frau seine Huldigung bringt, die in der Zeit, da alle Welt sich gegen den deutschen Helden wendet, zu drei Heldengestalten wie Tessenburg, den kleinen Willy und Erzherzog Karl sich bekennt, die „in der Zeit demagogischen Antimilitarismus" den trotz all seiner offen bekannten Fehler doch so hochstehenden Geist des Offiziers der glorreichen österreichischen Armee verherrlicht, die sich in einer Zeit, da Österreich und sein Kaiserhaus unter dem Schutt einer zusammenbrechenden Gegenwart begraben liegt, zu den schönsten Idealen der dornengekrönten Dynastie Haus Österreich und zum lieben Vaterland in seiner alten Schönheit offen und frei bekennt."

Digitized by Google

Dieselbe Nummer der Wochenschrift „Das Neue Reich" bringt einen Aufsatz Josef Weingartners über Bruder Willram. Obwohl der Verfasser „das Abrücken des Expressionismus von jeder Gemeinverständlichkeit und von allem, was Durchschnittsempfinden unter Schönheit, Harmonie und Poesie versteht" für historisch begründet und zum Teil für berechtigt erklärt, hält er Bruder Willrams Kunst, der sich an den Tiroler Dichtern Gilm, Pichler, Br. Norbert und Seeber gebildet hat, für durchaus lebenskräftig und erblickt seine Stärke vor allem in der exotischen Epik, wo er in der Glut seiner Farbe selbst Seeber und Hamerling überrage; unter den Lebenden habe er in der Verserzählung „keinen ebenbürtigen Rivalen". Auch Bruder Willram ist stets für Ideale eingetreten, die heute gering geschätzt werden: Heimatliebe und Vaterland. Aber auch auf sittlichem Gebiete wird die Reaktion kommen, ja wenn man den Aufsatz von Oskar Walzel über „Sittliche Ziele in der neuesten Dichtung" im Heft 2/3 des „Feuer" liest, sieht man sie innerhalb des Expressionismus schon angebahnt. Walzel erkennt, das Volk der Dichter und Denker sei auf dem besten Weg ein Volk der Hamster, Schieber und Spieler zu werden, wenn nicht geistige Anliegen zu ernsten Fragen werden, wenn nicht insbesondere der sittliche Relativismus, der allen Erscheinungen des Lebens mit gleichem Verständnis entgegensehe, überwunden werde. „Die Zeit strenger sittlicher Maßstäbe in der deutschen Dichtung ist wieder da", die Dichtung setze sich wieder sittliche Ziele, auf der Bühne werde das „Schlimme gegeißelt, das Gute verherrlicht"(?), so werde die Stillosigkeit des Relativismus (von der auch Paul Ernst gesprochen hat) überwunden. „Den Künftigen, die von diesem Willen beseelt sind und ihn bei andern wecken, gehört die Stunde."

Ob sich der Expressionismus schon allgemein zu solchen ethischen Ideen, insbesondere zur Überwindung des ethischen Subjektivismus durchgerungen hat? Wenn man den Aufsatz von Laurenz Kiesgen über Franz Werfel im Märzheft der „Bücherwelt" liest, möchte man es stark bezweifeln. Wenigstens sagt Werfel, der von sich eingenommen ist wie nicht bald ein Dichter, „die Gesetze der Menschen, auch die Moralgesetze, sind nicht die meinigen, weil ich in Beziehungen zu ganz anderen höheren Gewalten stehe", und der sich durch alle seine Bücher hindurchziehende Gedanke vom Brudertum in uns und der Unzulänglichkeit des irdischen Lebens und dessen Verknüpfung mit der Ewigkeit gibt zwar seinem Schaffen einen religiösen Einschlag, aber es ist keine Religion im Sinne des Christentums, keine demütige Erkenntnis, sondern mehr philosophisches Räsonnement. In dem „Antippen der entlegendsten Dinge" liegt seine Stärke, seine innere Unruhe verschafft ihm Eingang besonders in jene Kreise, die von der Unrast des Großstadtlebens und ihres Ethos erfaßt sind. Wie er mit den höchsten philosophischen und theologischen Begriffen fortwährend schillert, so liebt er es auch, die Empfindungen des Geschmacks und Geruchs in den Vordergrund zu schieben, mit Terzinen, Sonetten moderne Strophengebilde wechseln zu lassen und dieses durchgehende Schillern und Flimmern ist so ausschlaggebend für den Gesamteindruck, daß Kiesgen — fast scheue ich mich das Fremdwort nachzusprechen — diese Richtung Aequilibrismus nennen möchte. Dieses Flimmern und Schillern, diese Kinounruhe ist überhaupt für die Lyrik des Expressionismus bezeichnend; auch Theodor Däubler hat es, den Edschmid im Aprilheft des „Feuer" bejubelt als „eine der wenigen Figuren, die heute nicht nur genial sind, sondern eine Größe darstellen, wie sie nur die überlegenen Franzosen mehr besitzen". Edschmid schildert es so: „Wenn Däubler im Nebel der Adria einen Raben schreiend auffliegen sieht, bestürzt ihn der Ton so, daß ihm das Gefühl gibt, dieser sei der erste menschliche Ton. Er schaut im Sanskrit nach, da stimmt der Laut. Auf solchen Bögen läuft hier alles: von den ersten Ursprüngen des Existierens bis in die letzten

Digitized by Google

Gehntheiten der Menschenkugel. Alle Grenzen sind durchbrochen, die eine Handlung, einen Zeitkatafalk bauen könnten" (529). Und: „Er hat in der Sprache keine logische Absicht mehr, sondern vielmehr den Willen, aus ihrer ungeheuren Vielhaftigkeit immer das Sternspiel herauskommen zu lassen, berauscht sich am Anblick und spielt damit immer weiter, bis er rasch in Seelenzustände wieder hineinschwingt" (527). Wie Eschmid mit dieser Bewunderung Däublerscher Seiltänzerei seinen Glauben aufrecht erhalten kann, eine gegenstandslose Kunst sei unmöglich, gehört zu den vielen Widersprüchen der expressionistischen Theorie — und Kritik.

Warum eine gegenstandslose Kunst unmöglich ist, ergibt sich zum Teil aus Hermann Hefeles unter dem Titel „Bildung und Kunst" im Maiheft der Monatsschrift „Der schwäbische Bund" veröffentlichtem Aufsatz. Die Kunst kann von den Bildungswerten der Vergangenheit nicht absehen, sie kann mit der Tradition nicht brechen; sonst würde sie abgeschnitten von der großen geistigen Einheit des Volkes, sie wäre ausgeschlossen vom befruchtenden Austausch der Ideen und Gedanken, sie würde in der Folge verdorren und verkümmern. Wenn man vom Gegenstand und seinen Bildungswerten absieht, verflacht die Kunst, weil sie weder Widerstand noch Aufgabe noch Teilnahme findet. So ergibt sich von diesem Gesichtspunkt aus die Wichtigkeit der Tradition, die Hefele auch in seinem Buche „Gesetz der Form" begründet hat. Mit den Gedanken dieses Buches setzt sich ein Aufsatz aus meiner Feder auseinander, den ich unter dem wenig glücklichen Titel „Wege zu einer klassischen Literatur" im Wiener „Deutschen Volksblatt" (5. April) veröffentlicht habe. Gegenüber der Vorherrschaft des Trieb- und Gefühlslebens in der zeitgenössischen Kunst und Ästhetik erblickt er in Hefeles Objektivismus und Intellektualismus vielfache Beziehungen zu den eigenen Ansichten und sucht anzudeuten, daß die Meisterwerke aller Literaturen einen starken intellektualistischen Charakter haben, daß die klassische Kunst an diesen Meisterwerken mit einem hohen Prozentsatz teilnimmt und daß die Meisterwerke anderer Richtungen sich dem intellektualistischen Charakter der klassischen Kunst nähern. Nichtsdestoweniger kann man der Romantik, insbesondere ihren nationalen und religiösen Inhalten, wesentlich freundlicher als Hefele gegenüberstehen. Es war zu erwarten, daß Christoph Flaskamp sich mit Hermann Hefele auseinandersetzen werde; er tut dies in dem Aufsatze „Deutschtum und Katholizismus" (im Aprilheft des „Literarischen Handweisers"). Geschickt greift er eine schwache Stelle Hefeles heraus, wenn er an ihm tadelt, daß er Katholizismus und Renaissance zu sehr identifiziere; dadurch komme er zu einer gründlichen Verkennung des Deutschtums, das er mehr schmähe als es selbst Fremde tun. Wenn die Renaissancekunst zunächst auch nicht antikirchlich gerichtet gewesen sei, so waren doch von Anfang an antikirchliche Unterströmungen vorhanden, die sich immer mehr vordrängten und schließlich zum Atheismus, zur Aufklärung, zum Liberalismus führten. Nicht am Römisch-romanischen wie Hefele wolle, sondern am tatsächlich Römisch-katholischen müßte die Aufrichtung des deutschen Katholizismus und der katholischen Literatur erfolgen. Und nicht auf die Frühzeit der Romantik, die noch im Banne der Aufklärung gestanden habe, sondern auf die die trügerische Scheinwelt des Klassizismus erkennende, das Objektive betonende Spätromantik sei das Gewicht zu legen.

Hefele und Flaskamp gehen beide von einem entschieden katholischen Kulturwillen aus, der aus einem echt katholischen Gemeinschaftsleben seine Kraft schöpfen will, wie ja auch Max Fischer in seinem zweiten katholischen Literaturbrief im „Literarischen Echo" die katholische Literatur und Kunst aus dem Geist der Liturgie erwachsen lassen will. Daß auch einstmals dieses Wechselverhältnis bestand, daran erinnert ein Schriftchen von Expeditus Schmidt O. F. M. „Das Theater als Quelle der Freude in Vergangenheit und

Digitized by Google

Gegenwart" (Herausgegeben vom Bühnenvolksbund, 16. S.), das den Festcharakter des Dramas stark herausarbeitet und insbesondere der mittelalterlichen Mysterienbühne, des spanischen Frohnleichnamsspiels, des Jesuitendramas gedenkt, denen ebenso wie dem griechischen Drama eine geschlossene Weltanschauung zugrunde lag. Er erinnert auch an den Betsaal Philipps von Neri, von dem das Oratorium seinen Ursprung und Namen herleitet. Eine andere Bundesschrift des Volksbühnenbundes von Wilhelm C. Gerst „Das Theater der Kulturgemeinschaft" (Verlag Tyrolia, Innsbruck, 16 S.) führt aus, daß das neuere Theater einen Klassencharakter hatte, für die Bourgeois bestimmt war, daß eine Einheit zwischen Volk und Kunstübung nicht bestand. Nun, da das alte Theaterpublikum zusammengebrochen sei (— hat es nicht nur ebenso gewechselt wie die Bourgoisie gewechselt hat?) müsse das Theater Kulturgemeinschaft werden, es müsse sich den kulturellen Zielen ein- und unterordnen. Daher dürfen die Symbole der Dichtung nicht so unverstanden sein und bleiben wie es bei den Expressionisten der Fall sei, deren Symbole keine gemeinschaftsbildende Kraft haben. Die großen Aufgaben der Katholiken auf dem Gebiete des Theaters faßt auch ein Schriftchen von Jakob Overmans S. J. „Roman, Theater und Kino im neuen Deutschland" (Herdersche Verlagsbuchhandlung, 35 S., Mk. 1.—) zusammen, das überdies alle die Punkte erörtert, die für die Literaturpflege breiterer Kreise in Betracht kommen. Er warnt die christlichen Dichter davor, zu glauben, „das Geistige, von dem sie bisher ohne Satzverrenkungen sprechen konnten, müsse nun auf einmal in einer wildgewordenen Sprache ausgedrückt werden" und zeigt, daß der expressionistische Geist ein sehr unklarer Begriff sei, der bei vielen keinen Gegensatz zum Sinnlichen bedeute. Und diese Bemerkung trifft den Kern der Sache. Auch Hans Brandenburg spricht in seinem Aufruf „Das Theater und das neue Deutschland" (E. Diederichs, Jena 1919, 41 S., Mk. 2·—) von einem neuen Geiste, der für das Theater notwendig sei; er spricht auch von der geschlossenen Kultureinheit, die wir nicht haben, von dem Festcharakter der echten Theaterkunst; aber wenn er auch formuliert: „Eine allgemeine durchgängige Erneuerung des Theaters kann nur von einer Erneuerung des Geistes und von einer Erneuerung durch den Geist geschaffen werden", so versteht er darunter doch nichts anders als eine Erneuerung des Theaters durch das Wiedererwachen der Tanzkunst; er sagt, die dramatische Handlung muß wieder Tanz werden, muß ganz auf dem Charakter des räumlich bewegten Menschen aufgebaut werden. Ich glaube nicht an den Aufruf Brandenburgs, weil ich nur einen Tanz mit Musik für ästhetisch und eine ästhetische Verbindung desselben mit der Wortkunst nur im Reigenlied oder einer Spielart der Oper für möglich halte; und ich glaube nicht, daß die Aufführungen Brandenburgs vor einem andern als einem Bourgeois- oder Kapitalistenpublikum Beifall erzielen würden. Nein; die Bühnenkunst, die auf ein Volk wirken soll, verlangt ein festlich gestimmtes Publikum, das durch eine gemeinsame Kultur geeint ist, die wieder ohne große gemeinsame Ideale und Symbole nicht denkbar ist. Solange diese Voraussetzungen nicht erfüllt oder wenigstens nicht annähernd erfüllt sind, vermag keine formelle Neuerung nachhaltige und tiefgreifende Wirkung auszuüben.

Digitized by Google

Von neuen Büchern.

Lyrische Dichtung.

Peter Bauer, Der heilige Bund. Gedichte. Fredebeul & Koenen, Essen 1920. Mk. 3.—.

Nun legt Peter Bauer, dessen schlichte und starke Verse man schon seit Jahren in führenden katholischen Zeitschriften fand, seine erste lyrische Buchveröffentlichung vor. Eine karge Auslese von 80 Seiten, in der manches liebe Gedicht fehlt.

Peter Bauer ist ein harmonisches Talent, der auch dort, wo er Töne anderer aufnimmt und weiterbildet (manche Motive und Klänge gemahnen an Däubler, Dehmel und Schaukal), stets einschmeichelnde volksliedhafte Weisen findet und sich fast ganz von modernem Artistentum befreit hat. Mit großer Zartheit und Innigkeit sind besonders Bauers Naturschilderungen gestaltet und die Gedichte an seine Frau sind von einer scheuen Keuschheit, die man in der modernen Liebeslyrik sonst kaum findet. Mehr als irgend ein anderer katholischer Dichter der jüngsten Generation sollte und wird Peter Bauers Schaffen in weiteste Kreise auch ganz unintellektueller Leser dringen, weil nicht Kompliziertheiten überfeinerter Großstadtmenschen, sondern das Empfindungsleben des schlichten Menschen aus dem Volke sich in ihm spiegelt. Ein frommer, nie frömmelnder Ton klingt in Bauers Gedichten zuweilen leise und innig, zuweilen in gequältem Aufschrei wie in dem Kriegsgedichte: „Die Mütter."

Schaut her, ob ein Leid, das ihr gelitten,
Euch so schmerzlich wie uns ins Herz geschnitten!
Maria, Mutter, wir wissen Dein Weh
Von Bethlehem bis Gethsemane.
Wir standen mit Dir in Nächten der Qual
Auf Golgatha unterm Kreuzespfahl!
Es drang des Kindes kleinster Schmerz
Uns siebenfach weher ins Mutterherz.
Doch eines, Mutter, ertragen wir schwer: —
Und war Dein Leid wie Himmel, wie Meer
So groß und das unsre nur erdenklein —
Du durftest dem Toten noch einmal Mutter sein:
Noch einmal hieltest Du ihn auf den Knien wie ein hilfloses Kind,
Aber unsre zuckenden Hände greifen leer in den Wind.

Der Eindruck dieses Gedichtes beim Leser wird uns viele Worte ersparen. Selbst wenn Peter Bauer nichts geschrieben hätte als diese Verse, hätte er bewiesen, daß er ein Dichter ist. Maria Fischer-Wingendorff.

Karl Emmerich Hirt, Das Kriegstagebuch eines Deutschen. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München 1919. 184 S. Mk. 8.—.

Niederschläge eines gläubigen Dichterherzens, das durch des Weltkriegs Leid zutiefst aufgewühlt wurde. Auseinandersetzungen mit dem kranken Zeitgeist, in dessen Gefolgschaft der Krieg seinen Blutweg genommen, ein Spiegel, den der Dichter bald der Weltseele, bald der eigenen vorhält! Und über allem die große Trauer eines im Menschheitsglauben enttäuschten und doch schließlich „das völkersegnende Gesetz der Menschlichkeit" heiß ersehnenden und erwartenden Dichters. Es ist ein Kriegstagebuch, wie es auch Hirt nennt. Kriegstage haben die Verse ans Licht geschürft und den heiligen Gefühlen eines Volk- und Heimatliebenden entrungen. Dieser bemerkenswerte

Digitized by Google

Umstand muß festgehalten werden als Leuchte eines Bekenntnisses, das nicht erst im Nachhinein abgelegt wurde. Ich verweise hier auf das Gedichtbuch desselben Verfassers: „Der Heereszug Gottes", „Das Bekenntnis eines Deutschen". Nur wenige Gedichte fallen aus dem vorhin fixierten Rahmen heraus (die einzige Ballade erinnert durch Strophe 7 in etwas an R. M. Rilke, „Erste Gedichte", „Gaben", S. 114). In verstechnischer Hinsicht liebt Hirt meist breitgebaute Verse, die er nach berechneter Wirkung manchmal zeilenweise verkürzt. Etliche Gedichte klingen mit ihrem einfachen Bau und Rhythmus an den Volkston an. Formell betrachtet, scheinen viele Alliterationen auf, von denen ich einige prägnante herausgreife, wie auf Seite 36: windet wimmernd — wundes Weinen, Seite 44: schwer — schwarz — schwül, Seite 79: wimmert wirre Worte — Weib, Seite 139: verwundet Weinen — überwachen — harmgewelkt, Seite 116: Starr — steht — Stillen. Aufgabe einer Neuauflage wird es sein, die vielen Druckfehler auszumerzen, die sich störend eingeschlichen und deren ich, abgesehen von den Besserungen des Verfassers auf dem Lesezeichen, noch 17 weitere gezählt habe. Oskar Lorenzoni.

Johannes Schräpel und **Eugen Grosche, Ewigkeitssucher, zwei Wanderer auf dem Wege der Erkenntnis.** Mit Zeichnung von Fidus. Bücherverlag „Juventa", Berlin 1919. 77 S., Mk. 8.—.

Mir scheinen diese beiden Ewigkeitssucher noch recht weit ab vom Wege der Erkenntnis. So weit wie der im „Lichtgebet" (Zeichnung von Fidus) von höchster Bergeskuppe auf Zehenspitzen emporgestellte Mensch, der den ewig flatternden Wölkchen der Frühe die Arme entgegenbreitet. Mit großer Geste und lautem Pathos recken auch Schräpel und Grosche die Arme weit ins „Strahlen-All" zu „Gottheitsbronnen", zu „fernen Sternen". Monistelnd tasten sie im Dunkel von „Menschenhaß (!)" und „Ekel über dies Geschlecht" erfüllt hilflos nach Licht. Ebenso unsicher und vag wie ihre „Erkenntnisse" sind auch ihre formalen Kenntnisse. Die freien Rhythmen, die sie fast durchwegs verwenden, sind meist nur willkürlich in Zeilen gesetzte Prosa. Schräpel, zweifellos der sprachlich Stärkere, hat die Manier, schmückende Beiwörter, geschmacklose Zusammensetzungen, in übelster Weise zu häufen: „feuertautönende" „abendklarheitüberströmte" „spätfackelschleudender (!)". Ich will gerne annehmen, daß die letzte Mißbildung einem Korrekturübersehen zur Last fällt ebenso wie Groschens folgende Zeile: „Da fing eine Frauenhand am Flügel zu spielen (!)" Oder sollte er nicht wissen, daß das mit „beginnen" gleichbedeutende Verbum nicht „fangen" sondern „anfangen" heißt? Der einzige Eindruck, der mir von diesem Buche blieb, sind die (siehe Zeichnung von Fidus) ins Nichts gereckten Arme. Peter Bauer.

Dramatische Dichtung.

Waldemar Bonsels, Norby. Eine dramatische Dichtung. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Mk. 7.—.

Der Lotse Bernd Oerlsund hat einst als einziger Überlebender eines Schiffbruches das kleine Mädchen Naemi gerettet und als Pflegetochter angenommen. Nun, da sie erwachsen ist und Holger, Bernds Sohn, sie liebt, ist sie in des evangelischen Pfarrers Haus als dessen Geliebte gezogen. Im Gewissen fühlt sich der Pfarrer frei oder redet sich wenigstens in eine gewisse Freiheit hinein; Naemi sieht in dem Verhältnis nichts Sündhaftes. Aber Bernd und Holger, die Gemeinde und die kirchlichen Vorgesetzten des Pfarrers nehmen schweres Ärgernis und wollen den Pfarrer, jeder auf seine Art, maßregeln. Bernd stirbt mit einem Fluch auf den Pfarrer und Naemi auf den Lippen. Dem Kirchenrat gegenüber, der den Pfarrer auf andere

Digitized by Google

Bahnen lenken will, spricht sich der Pfarrer aus; zuerst entwickelt er sehr freie und moderne Ideen, dann aber gesteht er, daß ihm sein Leben innerlich doch eine Last ist. Naemi lauscht an der Türe; sie zieht aus dem Gehörten die Schlußfolgerung auf ihre Art und flieht voll Haß zu Holger. Der will mit seinen Kameraden den Pfarrer ermorden und sein Haus anzünden. Die drohende Gefahr treibt aber Naemi wieder zum Pfarrer und sie stirbt mit ihm, der sich in letzter Stunde tiefreuevoll zu Gott wendet, vor dem Altar in der Kirche. — Ich kann mir denken, daß viele Zuschauer beim Fallen des Vorhanges nach Beendigung des Stückes tief erschüttert sind und im Geiste auch an ihre Brust schlagen in der Einsicht, daß falsche moderne sittliche Ideen, mag man sie sich auch noch so oft vorreden, die alte christliche Sittlichkeit nicht aus der Welt und den Gewissen fortzuschaffen vermögen. — Im Verein mit dieser Grundidee des Werkes, werden die sehr bühnenwirksamen und in feingeschliffene gereimte Verse gekleideten Szenen den Aufführungen innern und äußern Erfolg gewährleisten.

Wilhelm Wiesebach S. J

Stephan Zweig, Legende eines Lebens. Ein Kammerspiel in drei Aufzügen. Inselverlag zu Leipzig 1919. Mk. 6.—.

Wenn auch das Milieu dieses Kammerspieles weiten Kreisen unseres Volkes fern liegt, so wird das Werk doch auf moderne Menschen und auch auf geistig älter gerichtete, die feinhörig sind, einen tiefen, wenn nicht sogar erschütternden Eindruck ausüben. Ohne auf die äußere Handlung weiter einzugehen, möchte ich den Kern, die Idee des Ganzen herausschälen: Unsere moderne Jugend empfindet ehrlich vieles als Unehrlichkeit, was in der letzten Generation lebte. Sie sagt, man habe äußerlich tadellos gelebt oder sich wenigstens den Schein gegeben als lebe man tadellos, innerlich und im Verborgenen habe man doch die Taten getan, die man an der heutigen Jugend mit flammender Entrüstung tadelt und verdammt, die Jugend von heute bekenne sich offen und ehrlich zu dem, was sie tue und treibe, und diese Ehrlichkeit sei ein sittlicher Fortschritt. Gewiß steckt in diesem Gedanken ein gut Stück Wahrheit. Weil der „Gral" keine pädagogische, sondern eine literarische Zeitschrift ist, brauchen wir darauf nicht weiter einzugehen. Stephan Zweig hat diesen Gedanken dramatisch im Sinne des modernen psychologischen Dramas gestaltet, und zwar nicht nur so, daß das Interesse des Lesers und Zuschauers vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt wird, sondern auch so überzeugend, daß kein Widerspruch aufstehen kann. Nur einen Wunsch hätte ich, daß in der Charakterführung des jungen Friedrich Marius Franck, besonders im ersten Akt, mehr dem Nichtliteraten verständliche Natürlichkeit platzgriffe. — Karl Amadeus Franck, der größte und verehrteste Dichter seiner Zeit, wird noch nach seinem Tode von seiner Gattin so verehrt, daß er wie ein göttlicher Geist im Hause weilt. So göttlich ist der Dichter, daß nie ein Schimmer von Erdenstaub ihn berührt haben darf; Frau Franck sorgt im Verein mit dem Biographen dafür, daß peinliche Erlebnisse im Leben ihres Gatten für die Öffentlichkeit unterdrückt werden und so ein vollständig falsches Idealbild entsteht. Der Sohn leidet unter dieser Unwahrhaftigkeit, die er instinktiv fühlt, zumal die Mutter ihm zu gelegener und ungelegener Zeit immer wieder den Vater als Muster aller Tugenden vorhält. Er hat eine Geliebte, die seinem Stande nicht ebenbürtig ist und die Geliebte trägt ein Kind von ihm unter dem Herzen. Sein ganzes Wesen bäumt sich dagegen auf, das Mädchen zu verlassen und zu verleugnen, aber die Furcht vor Entdeckung und besonders das verzerrte Idealbild des Vaters treiben ihn dazu, die werdende Mutter zu veranlassen, die Frucht zu vernichten. Da erscheint plötzlich die Jugendgeliebte des Vaters, und durch sie

Digitized by Google

erfährt er, daß der Vater einst mit ihr ebenso gesündigt hat, wie er jetzt sündigen will. Das gibt ihm einen Ruck zur Ehrlichkeit hin; er bekennt sich vor der Mutter zu der Geliebten und dem Kinde und er wird das Mädchen heiraten. Die frühere Geliebte des großen Dichters, jetzt eine alte, durch die Schuld der Ehegattin des Dichters gebrochene Frau, bringt durch ihre Seelengröße und Güte diese selbst zur Einsicht. — Sowohl in Stephan Zweigs Schaffen sowie im Gesamtbilde der modernen Dramatik ist dieses Kammerspiel ein Schritt nach aufwärts. Doch noch ein Gedanke dem Dichter zur Beherzigung: Er kennt zweifellos das Milieu, in das er die Handlung hineinsetzt, ausgezeichnet. Ein Dichter darf sich nicht in ein Milieu hineinwagen, das er nicht von Grund auf kennt. Dieser Grundsatz gilt für alle gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Dinge. Auch für das Religiöse? Ich meine, Schnitzer wie der auf Seite 37 sollten in einem ernst zu nehmenden Dichtwerk nicht vorkommen.

Wilhelm Wiesebach S. J.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Clara Abel, Das Madönnlein zu Grünwies. Roman. Mit Scherenschnitten von Gerti Abel. Verlag Hugo Permüller, Berlin-Lichterfelde. 292 S. Mk. 6.—.

Eine schlichte Bauernerzählung, die wohl irgendwo im bayrischen Oberland spielt. Viel Kunst ist nicht darin aufgewandt, aber viel Herz und Liebe zu einfachen und reinen Menschen. Die Charakteristik des Milieus, in dem der Roman spielt, ist zu verschwommen. Man hat den Eindruck, daß die Verfasserin einmal zu kurzem Sommerfrischenaufenthalt in der Gegend weilte und von den Bauerntypen stark beeindruckt wurde, aber zu wenig in ihre Seele eindrang, um sie scharf umrissen vor den Leser zu stellen. An derselben Schwäche wie das Milieu, kranken auch die Einzelfiguren. Trotzdem möchte ich das Buch für die reiferen Leser unserer Volksbibliotheken warm empfehlen. Ist es auch keine hochkünstlerische, so doch eine tapfere menschliche Tat.

Wilhelm Wiesebach S. J.

L. Audnal, Ahasver. Roman. Verlag Erich Reiß, Berlin 1920. Mk. 8.—.

„Ahasver" ist ein ganz ausgesprochener Tendenzroman, der sich zur Aufgabe stellt, den Geist, den man bei vielen in deutschen Landen lebenden Juden während des Krieges beobachten konnte, zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung ergibt sich nach dem Verfasser aus dem kosmopolitischen Charakter des Israeliten, der mit seinem verfeinerten Kulturinstinkt in schroffem Gegensatz zu der dem Deutschen wesentlich verbundenen Unkultur steht. Die ganze Charakterentwicklung des Helden läßt eigentlich alles andere eher vermuten, als daß er sich am Schluß der Erzählung als Freiwilliger stellt. Sein Beweggrund ist weniger Begeisterung für das Land seiner Geburt als vielmehr die Untreue seiner belgischen Braut und die Einwirkung eines jüdischen Mädchens, das sich in bequemer Kriegshilfe gefällt. Wenn nicht die allzu aufdringliche Tendenz des Buches jeden Kunstgenuß ausschaltete, so würde er durch die Gemeinheiten, die dem Deutschen und dem Christen an den Kopf geschleudert werden, erdrosselt. Dazu kommt die Unausgeglichenheit des Stils und der Mangel an Abrundung der ganzen Form; athemlose Hast wechselt in der Darstellung mit langathmiger Breite in der Beschreibung unwichtiger Dinge, und diese Beschreibung ist nicht die Frucht künstlerischen Schauens und Erlebens. Wenn der Haß diktierend hinter dem Dichter steht, kann nie ein Kunstwerk gedeihen.

Wilhelm Wiesebach S. J.

Digitized by Google

Artur Babillotte, Irrfahrten des Lebens und der Liebe. Roman. Verlag von F. W. Grunow, Leipzig. Geheftet Mk., 12.—, im Geschenkbande Mk. 14.50.

Dieser Roman ist die Geschichte eines unruhigen, rastlosen Geistes. Lehr- und Wanderjahre werden trotz behaglicher Goetheſcher Breite lebendig und anschaulich erzählt: Wir haben es bei dem Helden mit dem rollenden Stein zu tun, der kein Moos ansetzt. Er vollendet kein begonnenes Werk, spinnt kaum einen Lebensfaden sorgsam zu Ende. Kulturbilder wechseln mit intimen Familienszenen. Es ist viel von der Liebe der Sinne die Rede — die Liebe des Herzens bleibt schwach und ohne Tiefe. Den Müttern wird manch gutes Wort gesagt, außerdem scheinen die Erfahrungen des Dichters an den Frauen nicht immer die glücklichsten gewesen zu sein. Die Sittenschilderung streift hier sehr nahe an das Unerlaubte, Zigeunerhafte. Als Romanschriftsteller hätte der Verfasser nicht so verächtlich vom Wert des Schrifttums reden sollen. Ihm ist das große Gebet der Worte fremd:

Und eine Feder laß mich nur
Betrachten mit geheimem Beben,
Bedenkend, daß der schwarzen Spur
Folgt leise schleichend Tod und Leben.

Das religiöse Leben ist kein Faktor in der Entwicklung des Helden; der Glaube seiner Kindheit ward ihm zur Sorge. Er meint schließlich als Lenker eines Flugzeugs das höchste Ideal des Lebens erreicht, alle Möglichkeiten damit erschöpft zu haben. Aber der Flug seiner Seele bleibt matt und mühsam. Trotz interessanter Einzelheiten und gelungener Schilderungen der Elsässer Kleinwelt, wird man kaum zu dem Buche zurückkehren. Ihm fehlt das Letzte und Höchste der Kunst: Die Kraft zu läutern und den Leser über sich selbst hinauszuheben. Auf diese Art werden die Bücher des Jungverstorbenen dem Volke keine Ewigkeitswerte übermitteln. M. Herbert.

Albert Ehrenstein, Zaubermärchen. Verlag S. Fischer, Berlin 1919. 83 S. Geheftet Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.50.

Die Prosastücke bestätigen mir, den Eindruck, den ich längst — aus seinen Gedichten her — von dem Jungösterreicher Ehrenstein gewonnen hatte: Er ist trotz aller Posaunenstöße einiger moderner Kritiker kein großer Dichter. Einen unangenehmen, widerlichen Geschmack hinterlassen diese grotesk und geistreich sein wollenden „Erfindungen". Welche Verstiegenheit, sie Zaubermärchen zu nennen! Ein gewisser Schmiß in der Sprache soll über die Dürftigkeit der Gedanken hinwegtäuschen. Reichliche Würze mit Geilheiten und Zynismen soll das Ungenießbare schmackhafter machen. Ein Stück „Erziehungsroman" beginnt er so: „Ich bin einer Familie entsprossen. Meine Mutter war eine Geborene. Auch mein Vater war ein Mensch. Im übrigen habe ich diese Leute nie kennen gelernt." Später fährt er fort: „Ich mag mich an die kargen Tage der Kindheit und geschändeten Jugend nicht erinnern. Die Fußbälle waren schlecht, die Wochenkleider verschlissen, die Feste verregnet, man durfte noch nicht einmal onanieren: Hände auf die Decke (!!)" In welchem Sumpf leben wir, wenn sich solche Verirrungen als „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit" gebärden dürfen! Peter Bauer.

Robert Kohlrausch, Das große Geheimnis. Roman. Verlag Paul List, Leipzig 1919. 234 S. Mk. 8.—.

Eine Liebesgeschichte. Aber nicht die alte: Daß zwei junge Menschen ringen und kämpfen müssen, um zueinander zu kommen. Wunschloses Glück eint sie von der ersten Seite an. Bis ein grausames Schicksal eingreift, um ein

Digitized by Google

tolles Spiel mit den beiden zu treiben. Zur furchtbaren Gewißheit erweckt, daß sie Geschwister sind, reißt sich der junge Mann los, um den Tod zu suchen. Er findet ihn ebensowenig wie das Mädchen. Ihre übergroße Liebe, das tiefe Erfülltsein voneinander, entreißt sie dem Abgrund und gibt ihnen Kraft, die Einsamkeit zu suchen und zu ertragen. Und nun lächelt ihnen das Schicksal wieder. Es läßt die beiden einander tot Wähnenden zu neuer glücklicher Lebensgemeinschaft auferstehen, indem es ihnen ein Dokument in die Hände spielt, worin die Unmöglichkeit ihrer Geschwisterschaft zweifelfrei bekundet wird. Man sieht: Mehr Dichtung als Wahrheit, viel Zufälle, viel äußere Ereignisse müssen die Handlung fortbewegen. Ein Brief zertrümmert der Liebenden Glück, ein Brief führt sie auch wieder zusammen. Trotz alledem und trotz vieler Flachheiten bleibt der Roman ob seiner schichten, herben Schönheit, besonders in der Charakterisierung des Liebespaares eine erfreuliche Gabe. Wann begegneten uns in unserer zur krankhaften Sinnlichkeit entarteten Zeit zwei Liebende von so sorglos heiterer, sonniger Natur, von solch lauterer Gesinnung, wie in Kohlrauschs „Großem Geheimnis"?

Peter Bauer.

Karl von Perfall, Wellermanns Ehenot. Roman. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1919. 278 S. Mk. 5.—.

Ein Roman mit jener Fülle von Tatsachen, wie sie die breiten Schichten jener wollen, die an einer primitiven und oberflächlichen Technik keinen Anstoß nehmen und es dem Verfasser nicht nachtragen, daß er Vergangenes häufig erst dann erzählt, wenn er zum Fortschritt der Handlung die nacherzählte Vergangenheit unbedingt notwendig hat. Ein Roman, der mit seiner nüchternen, schmucklosen Sprache über den Durchschnitt der Unterhaltungslektüre nicht hinausreicht und doch zur Kenntnis des psychischen Lebens beiträgt und auch den Wert der Selbstzucht und sittlichen Würde ahnen und wissen läßt. Man muß das ausdrücklich erwähnen, weil das Problem von „Wellermanns Ehenot" verzwickt genug ist. An eine kranke Frau gekettet, fühlt sich Magistratsrat Wellermann zu zwei Mädchen, der burschikosen Sidonie und der gemütvollen Eva gleichzeitig hingezogen und begeht in Gedanken und Begierden einen doppelten Ehebruch; aber er ermannt sich und wendet sich der Pflege seines Söhnchens zu, das der Verfasser plötzlich aus dem Hintergrund hervortreten läßt. Durch eine Giftgeschichte, die dem Roman kriminalistische Anklänge gibt, wird dann der Faden weitergesponnen: Die Gattin Wellermanns, die die Neigung ihres Mannes bemerkt hat, nimmt Gift und abermals schwankt Wellermann zwischen einem „Verhältnis" mit der mittlerweile unglücklich verheirateten Sidonie, aus dem ihn wieder das Kind rettet, und der Liebe zu Eva, die er schließlich heiratet. Aber damit ist Wellermann nur in eine neue Ehenot gekommen; denn nun wird es offenbar, daß Evas Mutter an der Herbeischaffung des Giftes nicht ganz unbeteiligt war. Zum drittenmal ist es nun das Kind, das eine Wendung herbeiführt und beiden Gatten den Mut zum Leben und zur Sühne der Schuld gibt, die sie durch ihren ersten Ehebruch, der Keim und letzter Anlaß für die Giftgeschichte war, auf sich genommen haben. Man spürt an den Motiven und an der Gruppierung der Personen Perfalls Zusammenhang mit dem Naturalismus deutlich. Die Haupthandlung spielt im Vorderhaus, in den Kreisen der Beamtenschaft und Kaufmannswelt, während die Giftgeschichte hauptsächlich dem Hinterhaus zugeteilt ist, das in der Gestalt einer ehemaligen Abwaschfrau und späteren Barbesitzerin, einem verlumpten Studenten, einer Näherin mit ihrer Tochter charakteristische Figuren aufweist. Als Episodenfiguren fallen ein ganz sympathisch gezeichneter Franziskaner und ein Missionspriester auf; durch sie kommt auch die Religion und Lourdes zur Sprache, während der zwischen Vorder- und

Digitized by Google

Hinterhaus stehende Apotheker sich mit Hypnose und Suggestion abgibt. Aber trotz dieser Zusammenhänge — wie stark abgeblaßt ist das naturalistische Schema, wie abgeschliffen der Stil; eine Annäherung an die Linie Heimburg-Eschtruth-Werner ist unverkennbar, wenn auch offen bleiben mag, wie weit der immerhin kräftigere und männlichere Perfall von dieser Linie noch entfernt ist. Oskar Katann.

Will Vesper, Traumgewalten. Novellen. C. H. Beckscher Verlag, München 1920. Geb. Mk. 6.—.

Der Novellenband von Will Vesper ist das Dokument einer unzweifelhaft großen Dichterbegabung und von mancherlei Lebenskenntnis. Ein zarter lyrischer Zug, ein Hauch von der Romantik Eichendorffs und dem Gefühlsleben Max Müllers (siehe die erste Novelle des Bandes) ist in den traumhaft weichen, zerfließenden Kristallbildern, deren Inhalt meistens die Schicksale einer Liebe schildert. Sinnliche Liebe kommt dabei nicht zu kurz. Es muß gesagt sein, daß diese verdämmernden Traumbilder sich nicht an dem Hintergrunde einer Weltanschauung abheben, die in Gott und Ewigkeit verankert ist. Es ist Goethesche Diesseitspoesie, mit der wir es zu tun haben. Ein Note von Skepsis wird da und dort angeschlagen. Eine Poesie von hoher künstlerischer Qualität, aber dem Religiösen abgewandt, ob auch dem Mystischen hold. Als Perle der Sammlung möchte ich die Novelle „Heimkehr" bezeichnen. Mit wunderbarer Innigkeit ist hier die Rückkehr eines Achtzigjährigen in das Paradies und die Heimat seiner Kindheit geschildert. Großes Einfühlen in andre, wehmütige Betrachtung der Unzulänglichkeiten des Lebens geben dem Buch die Signatur. M. Herbert.

Wilhelm Weigand, Die Löffelstelze. Roman. Verlag Georg Müller, München 1919. 475 S. Geb. Mk. 15.—.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß große Zeitwenden, in denen das Alte stürzt und Neues chaotisch zum Licht drängt, nur von solchen Menschen ohne inneren Schaden überwunden werden können, in denen eine auf langer Tradition beruhende organisch gewachsene Kultur lebendig ist. Wer die nicht hat, fühlt sich entwurzelt, wird über den inneren Zwiespalt, die Vergangenheit überwunden zu wissen, ohne Sinn und Strebungen der neuen Zeit ergründen oder erfühlen zu können, nicht hinüberkommen und Schiffbruch leiden. Dieses seelische Problem der Zeitkrisis erleben wir Heutigen besonders brennend, es liegt auch dem neuen Roman Weigands zugrunde. Rein äußerlich ist das Buch ein Entwicklungsroman, sein Held der junge Baron Anshelm aus dem fränkischen Geschlecht der Löffelstelze, der, wie die meisten seiner Familie, schon in der Jugend eine gewisse gemessene Besinnlichkeit und vornehm-lässige Zurückhaltung als Grundzug seines Charakters aufweist, geistig nicht gerade bedeutend, aber ein lieber Kerl, dessen Entwicklung von seiner Geburt über eine im Rahmen der Familienüberlieferung verlaufende sorgfältige Erziehung und die in reiner Torheit verbrachten Universitätsjahre bis zur Verlobung mit einem feinen lieblich-herben Mädchen geführt wird. Die eigentliche Hauptperson ist aber nicht der junge Freiherr, sondern sein Onkel Klemens. Das ist ein alter Junggeselle, der in einem Patrizierhause in Nürnberg sein stilles Dasein lebt, ein eifriger Sammler, Darsteller der Geschichte seines schicksalreichen Hauses und seines eigenen Lebens, ein entzückender, humorvoller Plauderer und eigenartiger Lebensphilosoph voll schöner, abgeklärter Weisheit. Er handelt eigentlich gar nicht und doch greift er gerade in den entscheidenden Wendepunkten nur durch den Zauber seiner Persönlichkeit, in der Schicksale, Stimmungen und Empfindungen ganzer Generationen zu einer neuen lebendigen Einheit vereinigt erscheinen, führend in das Leben seines Neffen ein und freut sich, alles zum Guten

Digitized by Google

lenken zu können. Diesem Prachtmenschen, der in der neueren Literatur nicht so bald seinesgleichen hat, steht gegenüber der Maler Schwiemel, eine problematische Natur, genial, aber nicht verwurzelt in altererbter Kultur, dessen Leben in der großen Krisis des neunzehnten Jahrhunderts, der Zeitwende vom romantischen Idealismus zum Naturalismus in sinnloser Kräftevergeudung zerrinnt. Das Buch ist erzählt mit einer ganz auserlesenen stilistischen Klarheit, mit einer abgeklärten Einfachheit, die heute doppelt und dreifach wohltut: ein wirkliches Kunstwerk von vollendetster Reife, das aber gerade deshalb wohl kein großes Publikum finden dürfte.

Anton Lesowsky.

Literaturwissenschaft.

Adolf Winds, Quer über die Bühnen. Verlag Schuster & Löffler, Berlin. 181 S., Mk. 5.—.

Die hochtrabende und zugleich seichte Anpreisung des Buches auf dem Schutzumschlag läßt uns seinen Inhalt richtig ahnen. Irgendwelchen Wert hat es nicht, da es nur Schauspielernamen und nichtssagende Kulissenanekdoten bringt. Nur im Zusammenhang mit anderen Schauspielerbüchern, wie z. B. der langatmigen Selbstbiographie Ernst von Possarts, ist das Buch interessant, da es unsere Kenntnis vom Durchschnittsschauspieler bestätigt, daß er nämlich seine Welt für ungeheuer wichtig hält und daher von einer unbändigen Eitelkeit befangen ist, obschon seine Kenntnisse von der wirklichen Welt und dem wirklichen Leben ungeheuer gering sind. Wer sich mit Theaterdingen befaßt, sollte aus diesem Grunde einmal dieses oder ein anderes Schauspielerbuch lesen. Wilhelm Wiesebach S. J.

Alois Wurm, Worauf es bei der Kunst ankommt. Eine leichtfaßliche Einführung in die moderne Malerei, Plastik und Architektur für Laien, insbesondere Ausstellungsbesucher, „Ars sacra", Josef Müller, München 1919. 112 S. Mk. 2.40.

Den vielen guten Einführungen in den Genuß der bildenden Künste von Potpeschnigg, Brandt u. a. fügt Alois Wurm ein liebes, kleines Buch hinzu, das wie kein anderes geeignet ist, ein breites Publikum zum Kunstgenuß zu erziehen. In anheimelnder Sprache plaudert er von der Malerei und ihren Arten; auch vom Relief, der Plastik und Architektur, aber seine eigentliche Liebe gehört doch der Malerei, die er am erschöpfendsten behandelt, sie ist ja auch bei den Ausstellungen seit langem die bevorzugte Kunst. Wie jede Zeit ihren Weg zur Kunst geht, so ist natürlich auch Wurms Anleitung zum Kunstgenuß auf die ästhetische Einstellung unserer Zeit und ihre Art zu genießen, zugeschnitten. Wurms Büchlein baut sich ganz auf der „Einfühlung" auf, obwohl dieses vieldeutige Wort nirgends vorkommt. Kunstgenuß ist ihm Wesenserhöhung, Steigerung, Kräftigung irgendeiner Seite unseres Wesens und Fühlen dieser Steigerung, dieser Lebensbejahung. Was von diesem Begriff aus Grundlegendes über die Kunst gesagt werden kann, findet sich in diesem geschmackvollen Kunstbrevier, das jeden Kunstkenner ansprechen wird, traut und heimlich beisammen. Unsere literarischen Kunsterziehungsbestrebungen sind leider noch nicht soweit gediehen, wie die des Nachbargebietes, freilich sind sie auch schwieriger zu lösen. Dank der „wechselseitigen Erhellung der Künste" kann aber Wurms Büchlein auch dem Literaturfreund manches sagen; die Beziehungen zwischen Kunst und Literatur sind ja im 19. Jahrhundert so enge geworden, daß man die eine nicht ganz verstehen kann, ohne die andere wenigstens in den Grundzügen zu verfolgen.

Oskar Katann.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Anton Lohr ist am 22. April 1920 in München gestorben.* Mit ihm verliert die katholische Literaturwissenschaft einen ihrer fähigsten Vertreter. Geboren am 2. Jänner 1878 zu Roth a. R., studierte er in Dillingen und an der Universität zu München, wo er mit einer Untersuchung über Richard Flecknoes Leben und Werke (Leipzig 1905) das Doktorat erlangte. Schon vor dieser Zeit hatte er auf literarischem Gebiete eine umfangreiche Tätigkeit entwickelt. In den „Streiflichtern auf die moderne Literatur" (1900) beleuchtete er mit reichem Verständnis interessante Persönlichkeiten der zeitgenössischen Literatur (zum Beispiel Rosegger) und nahm zu brennenden Kunstfragen selbständig Stellung. Eine mutige und hervorragende Tat war die Gründung der „Literarischen Warte" (Jahrgang 1 bis 6 von 1900 bis 1905) und des „Literarischen Ratgebers", von dem er drei Jahrgänge (1902 bis 1904) herausgab. Damit brachte er Leben und Bewegung und vor allem eine literarisch vertiefte Auffassung in die breiten Kreise des deutschen katholischen Volkes hinein. Überblickt man die sechs Jahrgänge der „Warte" mit ihren tief schürfenden literarhistorischen und ästhetischen Aufsätzen, ihrer reichhaltigen kritischen Bücher- und Zeitschriftenschau, ihren anregenden polemischen Auseinandersetzungen mit literarischen Gegnern, so muß man vor der Reife, der Schaffenskraft, dem Organisationstalent und der vornehmen Sachlichkeit des „Studenten", als welcher vielfach der unbequeme Mahner abgetan wurde, trotz gelegentlicher Entgleisungen, Hochachtung empfinden. Die literarische Erziehungsarbeit, die damit geleistet wurde, ist jedenfalls nicht gering zu bewerten. In dem unter dem Hehlnamen Raimund Maurer herausgegebenen Büchlein über „Meine lyrischen Zeitgenossen" (Augsburg 1903) musterte Lohr kenntnisreich die katholische Lyrik der Gegenwart, freilich mit unzureichendem ästhetischen Urteil. Lohrs Versuch im Sittenroman „Geistig defekt?" (München 1901) blieb ein interessantes Experiment. Glücklicher war er in der Vermittlung der ausländischen Literatur, namentlich ist seine Übersetzung des Romans „Lukas Delmege" des irischen Priesterdichters Sheehan eine hervorragende Leistung. Lohr war überhaupt ein gelehrter Kenner der englischen Dichtung und seine kompendiöse „Geschichte der englischen Literatur" (Sammlung Kösel 44—45, Kempten und München 1911) verschafft einen vorzüglichen Überblick über den Entwicklungsgang der englischen Kultur im Spiegel seiner Literatur. Auf literarhistorischem Gebiete war Lohr außerdem in der Umarbeitung von Heinrich Keiters „Heine" (2. Auflage, 1906), in der literarischen Skizze „Prinz Emil von Schoenaich-Carolath" (Leipzig 1907) und in zahlreichen Aufsätzen und Charakteristiken deutscher und ausländischer Dichter, die in den mannigfachsten literarischen Zeitschriften erschienen, aufs anregendste tätig. Die Mehrzahl dieser verdient eine Zusammenfassung in einem eigenen Buche. Der um die Klärung der Frage unseres Verhältnisses zu Heine verdiente Verfasser hat 1906 auch eine feinsinnige Auswahl von Heines „Dichtungen" für die Familie veranstaltet. Lohr wirkte im höheren Schulwesen in Kempten im Allgäu, Kronach in Oberfranken und schließlich in München. Seine Hauptstärke lag auf dem literarhistorischen Gebiet. Hier fesselte er durch klares Herausarbeiten der inneren Zusammenhänge, scharfes Erfassen der geistesgeschichtlichen Grundlagen, feinsinnige Kritik der Form. Das katholische Deutschland ist auf diesem Gebiete nicht so reich an Talenten, als daß es diesen Verlust nicht aufs tiefste beklagen müßte.

Franz Ranegger.

* Die im vorliegenden Hefte veröffentlichte Studie über Robert Hugh Benson war seine letzte Arbeit. Es sollte die erste einer Reihe ähnlicher Arbeiten über englische Literatur sein, die er dem „Gral" zugesagt hatte. Auch die regelmäßige Berichterstattung über die katholische Literatur der Angelsachsen hätte er übernehmen sollen. Sein Ableben bedeutet für den „Gral" einen schwer zu ersetzenden Verlust. Die Redaktion.

Digitized by Google

Walther von der Vogelweide ist im Grunde erst im 19. Jahrhundert wieder entdeckt worden und hat dann auch in der Folge eine Reihe Übersetzer gefunden, unter denen Simrok (1833), Schroeter (1881), Pannier und Samhaber (1882), am bekanntesten geworden sind. Die Übersetzung von Schroeter legt Karl Heinemann seiner Auswahl von Liedern und Sprüchen zugrunde, die er (Walther von der Vogelweide. Minnelieder. In der Urschrift und in der Nachdichtung Adalbert Schroeters. C. F. Amelangs Verlag Leipzig 1919) in der geschmackvoll ausgestatteten Taschenbibliothek für Bücherliebhaber (128 S., gebunden Mk. 4.—) herausgibt. Da Schroeter sich zum Programm setzte: „Volle Aufnahme des dichterischen Gehaltes der geschilderten Situation in Anschauung und Gemüt, dann aber freie Wiedergabe dieses Empfindens in den Formen und in der Sprache, in denen wir die analoge Stimmung heute auszudrücken gewohnt sind", macht die Nachdichtung einen modernen Eindruck und ist geeignet, etwas dazu mitzuhelfen, daß uns die schönsten Lieder Walthers, wie Schönbach verlangte, ebenso von den Lippen fließen, wie den Italienern die Terzinen Dantes.

Die Wahrheit über Anna Blume bemüht sich der Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift „Der Zweemann", Christof Spengemann, in einem Schriftchen auszusprechen, das nach dem Untertitel zugleich eine „Kritik der Kunst, Kritik der Kritik, Kritik der Zeit" sein will („Der Zweemann", Verlag Hannover 1920, 29 S.). Es ist den Kritikern, die Anna Blume nicht verstehen, „den betrübten Lohgerbern aller Länder leise weinend zugeeignet". Der Dadaismus ist dem Verfasser „der Wille, durch Humbug die Kunst zu vernichten, weil man sie für morsch hält". Schwitters, der das Grundprinzip von Picasso in der Dichtung anwendte, ist nach Spengemann kein Dadaist, denn er will die Kunst nicht vernichten, sondern „durch Heiterkeit verjüngen . . . Er übernimmt Worte, Sätze — irgendwoher, die ihm nicht dem Sinne, aber der Klangwirkung nach in seine Äußerungen passen. Er steht noch unter dem Druck der Sinnlosigkeit unserer Zeit und tönt sie aus in seinen Gedichten. Ihr Grundton ist die Heiterkeit seiner Seele, ihr Gesicht ist das Groteske . . . Als Zeitdokument betrachtet, wird Anna Blume noch nach hundert Jahren eine ergreifendere Sprache reden, als alle Geschichtsberichte es vermögen. Nach dreißig Jahren wird man die heutige Kritik in ihrer Stellung gegen Anna Blume empfinden, wie wir die Zeiten der Hexenprozesse. In zehn Jahren schon werden wir uns schütteln bei dem Gedanken, daß es eine Zeit gab, da alle Heiterkeit verlöscht war". So Schwitters Prophet Spengemann, den wir nach zehn, dreißig und hundert Jahren gewiß ebenso kräftig wie Anna Blume bestaunen werden.

Ein erfolgreiches englisches Theaterstück verspricht das Drama „The higher Court" (Die höhere Instanz) der Miß M. E. M. Jomeg zu werden, das eine Apologie der katholischen Sittenlehre darstellt. Sein Inhalt ist nach der „Katholischen Kirchenzeitung" (12. Mai 1920, Seite 150) etwa folgender: Ein Millionär gelangt durch einen Unfall in eine Londoner Kleinbürgerfamilie, die ihn trotz ihrer Armut wochenlang liebevoll pflegt. Er verliebt sich in die seine Liebe erwidernde Tochter des Hauses, die mit dem Protestanten den Katechismus durchgeht und dabei auf das Schriftwort stößt: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen." Als er bekennt, daß seine Frau lebt, von der ihn die Gesetze Englands befreit haben, erwidert das Mädchen, es gebe noch eine höhere Instanz als die englischen Gerichte. So scheiden sie voneinander, nicht ohne ihrer Liebe sich zu versichern; der Liebhaber aber, durch die Standhaftigkeit des Mädchens erschüttert, hebt den zu Boden geworfenen Katechismus wieder auf und bekehrt sich zum katholischen Glauben. Das Drama, dessen Charaktere sehr gerühmt werden, erschien gerade zur rechten Zeit, da die Ehescheidung in England abermals durch ein Gesetz erleichtert wurde.

Digitized by Google

Die „Dichtung der Gegenwart" für die Schule nutzbar zu machen, bemüht sich ein Buch dieses Titels, das M. Gertraud Fauth und Georg Wolff zu Verfassern hat und das mit dem Untertitel „Bausteine zu dem neuen künstlerischen Lesebuch. Einstimmungen, Anregungen und Beispiele zur Darbietung moderner Gedichte" im Verlage Julius Beltz (Langensalza 1920, 253 S., Mk. 16.—) erschienen ist. Die Verfasser „glauben in heiliger Überzeugung an unsere neue Dichtung" und wenden die Methoden der Gedichtbehandlung Alfred M. Schmidts an, Gedichte von Falke, Dehmel, Strauß-Torney, Miegel, Lissauer, ja selbst ganz moderner Dichter wie Ernst Stadler und Franz Werfel an; im wesentlichen handelt es sich ihnen, wie es die Schule nahelegt, um inhaltliches und stoffliches Einfühlen und Verstehen. Die Einleitung steht auf dem Standpunkt des Expressionismus, dem jedoch die behandelten Gedichte nur zum kleinsten Teile zugerechnet werden können.

Friedrich Wilhelm Waiblingers „Phaeton" ist in H. v. Canitz' Ausgabe seiner Werke (1839—40, 9 Bde.) nicht enthalten. Umso dankenswerter ist ein von Arthur Schurig, Dresden 1920, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (287 S., im Einband der Urauflage, Mk. 18.—. herausgegebener Neudruck dieses 1823 erschienenen Hölderlin-Romans. Waiblinger hat das Werk in deutlicher Nachbildung des Hölderlinschen „Hyperion" in seinem 18. Lebensjahre geschrieben und im ersten Teil ein fesselndes Selbstbildnis, im zweiten ein Abbild des unglücklichen Hölderlin entworfen. Das altgriechische Leben und Denken zeigt bei ihm nicht entfernt die gleiche Durchdringung wie in Hölderlins „Hyperion", nichtsdestoweniger fesselt die frühreife Schöpfung durch ihre schöne Sprache und die starke Gefühlsgetragenheit. Einige arge Geschmacklosigkeiten stören das Ebenmaß der Dichtung. Freunde der Romantik und der Antike werden dankerfüllt zu diesem im Buchhandel schon lange vergriffen gewesenen Roman greifen.

Paul Ernst ließ vor kurzem seinem „Zusammenbruch des deutschen Idealismus" ein im Verlage Georg Müller, München (209 S., Mk. 5.50) erschienenes Buch „Der Zusammenbruch des Marxismus" folgen, das nicht nur die glänzendsten und tiefsten sozialpolitischen Betrachtungen zur heutigen Lage darstellt, sondern vor allem auch des Dichters Paul Ernst wegen Wichtigkeit hat; denn der Verfasser spricht überall „als Dichter, der viele Menschen, viele Stände und Klassen beobachtet hat" (66), und ist gerade darum in der Lage, mit scharfen Worten den Sozialismus, dem er seine Jugend widmete, als „die zur Karikatur gesteigerte heutige Gesellschaft" zu zeichnen.

Die Freunde des „Gral" werden gebeten für die Verbreitung der „Zeitschrift" zu wirken. Der Gralverlag (Buchhandlung Canisiuswerk, Wien, XIV., Sechshauserstraße 44) ersucht um Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Bezug Prospekte oder Probenummern versendet werden können.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Franz Eichert, Wien, XVIII., Klostergasse 11. — Verlag: Gralverlag (Buchhandlg. Canisiuswerk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44. — Druck: Buch- und Kunstdruckerei, Wien, VI., Mariahilferstraße 49.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur
Herausgegeben von Franz Eichert

Aus dem Inhalt:

Miriam Eck † / Francis Tompson — Herman Hefele / Clemens in Rom — Friedrich Muckermann / Eine Heiligsprechung und die Literatur — Oswald Menghin / Der dicke Goldschmied — Josef Müller / Schillers Weltanschauung — Christoph Flaskamp / Tantum dic verbo — Hans Steiger / Der Vorspruch — Dichtungen von Josef Georg Oberkofler, M. Herbert, Ilse Franke-Oehl, Herbert Tiaden.

---

14. Jahrgang • Heft 9/10 • August 1920

Gralverlag: (Buchhandlung Canisius-Werk), Wien, XIV.

Digitized by Google

Heft 9/10. 14. Jahr.

Inhalt:

Seite

Eine Heiligsprechung und die Literatur. Von Friedrich Muckermann . . 261
Sechs Sonette. Von Josef Georg Oberkofler 264
Clemens von Rom. Von Herman Hefele 267
Abschiede. Von M. Herbert 271
Francis Thompson. Von Miriam Eck † 272
Dichtungen von Francis Thompson. Übertragen von Miriam Eck † . . 278
Die Brückenpfeiler. Von Herbert Tiaden 285
Der dicke Goldschmied. Von Oswald Menghin 286
Das geflügelte Kind. Von Leo Sternberg 293
Sommer. Gedichte von Ilse Franke-Oehl 294
Schillers Weltanschauung. Von Josef Müller 297
Mondnachtzauber. Von Josef Feiten 304
Der Vorspruch. Von Hans Steiger 305
Tantum dic verbo, zur Frage einer neuen christlichen Dichtung. Von Christoph Flaskamp 308
Von neuen Büchern. (Besprechungen von Oskar Katann, Anton Lesowsky, Oskar Lorenzoni, Hans Steiger, Sebastian Wieser) 312
Kleine Mitteilungen: Konrad v. Bolanden. — Die österreichische Literatur der Gegenwart. — Die poetische Sportfläche. — Johann Rothensteiner. 320
Katholische Literaturtafel 322

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, die Post und der unterzeichnete Gralverlag.

Ganzjährige Bezugspreise:

Für Deutschland: 12 Mark.
„ Österreich, Ungarn und den Südslawenstaat: 20 deutschösterr. Kronen.
„ die tschechoslowakische Republik: 18 tschechoslowakische Kronen.
„ die Schweiz: 6 Franken. Für Holland: 6 Gulden. (Diese Preise sind den landesüblichen angepaßt.)

Halbjährig und vierteljährig die Hälfte, bezw. ein Viertel obiger Preise.
Einzel-(Doppel-)Nummern: 3,50 d.-ö. Kr., 3 tschechoslow. Kr., 2 Mk., 1 Fr., 1 Gulden.

Bestell- und Auslieferungsorte:

Für Deutschland und die ehemaligen Länder Österreich-Ungarns.
Gralverlag (Buchhandlung Carl Schulz-Wien), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44.
Für die Schweiz: Verlag Otto Walter, Olten.
Für Holland: Het Nederlandsche Boeknuis, Tilburg, Industriestraat 1.

Alle Einsendungen werden erbeten an die
Hauptleitung des „Gral", Wien, XVIII/1, Klostergasse 11.
Für unverlangt eingesendete Beiträge kann eine rechtliche Haftung nicht übernommen werden. — Nachdruck der Beiträge im Hauptteil nur mit Zustimmung der Hauptleitung gestattet.

Wir bitten alle Gralfreunde um die Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Erfolg Probehefte versendet werden könnten.

Digitized by Google

Der Gral

14. Jahrgang. Heft 9/10. August 1920.

Eine Heiligsprechung und die Literatur.

Von Friedrich Muckermann S. J.

Am 13. Mai ist die selige Margaretha Alacoque heilig gesprochen worden. Hat dieser feierliche Akt in der katholischen Dichtung ein Echo geweckt?

Wenn eine Rosa Luxemburg stirbt, dann steigen die Hymnen:

> Triumph Dir, durch die Welten blase ich . . .
> Dir Einzige!! Du Heilige!! O Weib!! (Franz Werfel.)

Und der katholische Werfel, der die katholische Heilige besingt?

Wir haben keinen Sinn mehr für das einfach Große, wir lauschen nicht mehr den stillschaffenden Kräften der Natur, dem leisen Wirken des Geistes in der Seele, den Frühlingen, die über Gottes Kirche kommen. Das muß bei uns heute knallen und brodeln, das muß Giftflamme sein, Pestodem, Leichengeruch, Pfarrhauskomödie und Wedekind, sonst gehts nicht mehr auf die Nerven . . .

Oder täusche ich mich? Ich sitze hier in einer weltfremden Einsiedelei . . . Was weiß ich von deutscher Literatur? Gewiß, es werden sich wenigstens die katholischen Dichter dieses Ereignis nicht entgehen lassen. Sie sind sich dessen bewußt, daß es keine Schmach ist, eine Schönheit zu feiern, die unser Schiller in der Jungfrau von Orleans verherrlicht hat. Sie erinnern sich an die bezaubernden Verse über Roms Größe in „Maria Stuart", und wenn schon alles nach „modernen" Mustern gemacht werden muß — Oskar Wilde ist doch auch nach Rom gepilgert und Stefan George hat Leo XIII. besungen . . . Es steht in einem prächtigen Buch mit mystisch violettem Umschlag, mit großen goldenen Lettern im Titel und ist so ganz apart . . . Katholische Dichter werden den Augenblick wahrnehmen. Millionen und Millionen in allen Ländern, bestes, edelstes Publikum wird begierig dem Sänger lauschen, der eines solchen Festes innere Größe in berauschende Rhythmen zwingt . . .

Gewiß, man hat sich diese einzige Gelegenheit nicht entgehen lassen: Es sind Oratorien geschrieben worden, die mit feinstem Verständnis das innere Leben jener großen Mystikerin in

Digitized by Google

schwermütige und doch triumphierende Weisen kleiden. Hat sie nicht selbst, durch den Gehorsam genötigt, ihre Geheimnisse preisgegeben, besitzen wir nicht eine Selbstbiographie von ihr, so echt und ehrlich und so tiefgründig und zart, so menschlich und doch göttlich, daß jenes kleine Büchlein ganze Bibliotheken Steinerscher Phantastik aufwiegt? Sie war an den Quellen des inneren Lebens. Sie hat an der Brust des Heilandes geruht, wie Johannes, der Liebesjünger. In gewaltigen Visionen hat sie in Gottes furchtbare Majestät geschaut. Und an dem anderen Strome hat sie gestanden, der durch das Grausen hindurch die Liebe führt, die erbarmende, welterlösende Liebe . . . Sie war bei ihm, als er sich unter die weinenden Ölbäume hinbeugte und zum Vater flehte und auch von jenes Kelches Trost hat sie gekostet, der Menschen stärker macht als all ihr Leid . . .

Katholische Dichter, habt Ihr gekniet vor dem Zelte Gottes und beim leisen Flackern des ewigen Lichtes es durchbetrachtet, was hier geschehen? Wie hier im stillen Klostergarten ein Quell entsprang, wie er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt weitersprudelte, ganz stille, aber überall Lilien weckend und unvergängliche Lenze. Bis die Bächlein zu Flüsse und die Flüsse zu Strömen wurden und die alten grauen Mauern der Kirche Gottes sich wie verjüngt in seinen Spiegeln sahen, und es wurde offenbar, wie ihre Gärten ewig blühen, und wie ein Geschlecht von Heiligen nach dem andern trinkt von den Wassern des Heils . . .

Ja, so ist es gewesen, und dann kam eine dramatische Stelle. Ihr habt den Geist Voltaires geschildert, der in eben jener Zeit umging. Von den Enzyklopädisten schritt die Handlung stürmisch vor durch die Revolutionen, die in Jahrhundertabständen einander folgten, eine der anderen innerlichst verwandt, wie Ausbrüche aus gleichen Vulkanen. Aber über Satans Drachensaat und über die unbändigen Riesen, die sich nun zerfleischen, hinweg wuchs die stärkere Kraft, wie Sprossen des Grüns durch Moder und Schutt, die Naturkraft, die Übernaturkraft des heiligen Geistes, der in der großen Stille schafft, seinem Wesen gemäß, das jubelnde Tat in ewiger Ruhe ist.

Ja — so sagt mir mein Herz — das alles wurde durchdacht, durchbetet, gedichtet und komponiert. Und die großen Tageszeitungen — die ich nicht immer so genau verfolgen kann — wie tiefsinnige, religiöse Abhandlungen werden sie an die mit aller Ausführlichkeit behandelten Berichte geknüpft haben! Sie können es doch nicht den Sonntagsblättern der Provinz überlassen, von dem heiligen Festjubel der Kirche zu reden. Die besten Federn werden sich bemüht haben, nicht nur den Festakt zu schildern — wirkliche Feste sind doch in der sozialistischen Ära

Digitized by Google

eine Seltenheit geworden, geradezu eine Oase in dieser wirtschaftlichen Wüste — und sie werden dieses Festaktes gewaltigen Sinn erschließen. Kirche Gottes, du siegreiche! Du hebst die Jungfrau auf den Altar in einem Zeitalter, wo die Dirne wiederum unsere Großstädte beherrscht. Du feierst das Wunderbare, kühn und frei, wo wir im Allzunatürlichen, im Gemeinen ersticken. Du glaubst noch an die Fürbitte deiner Heiligen, an den Sieg der Tugend, an die Werbekraft der Ideale mitten in diesem moralischen, politischen, kulturellen Bankerott, du einzige Weltmacht im Endruin des zwanzigsten Jahrhunderts.

Wie singt Wilhelm Klemm:

O meine Zeit! So namenlos zerrissen,
So ohne Stern, so daseinsarm an Wissen
Wie du, will keine, keine mir erscheinen.

Noch hob ihr Haupt so hoch niemals die Sphinx!
Du aber siehst am Wege rechts und links
Furchtlos vor Qual des Wahnsinns Abgrund weinen!

Sie aber, die unvergleichliche Braut Christi, geht tiefsten Leides und doch ewiger Jugend voll durch die Ruinen, und sie baut ihre Altäre und stellt ihre Heiligenbilder auf, und schmückt sie mit Blumen, ein wunderbares Lied auf den Lippen, das nicht von dieser Welt ist.

Gewiß, darüber haben unsere großen führenden Zeitungen berichtet. Das ist doch mehr als sozialistische Maifeier.

Richtig, da steht schon etwas. Ein wenig hinten auf der dritten Seite. Aber doch: „Die Heiligsprechung der seligen Maria Margaretha Alacoque“ . . . Wohl nur eine vorläufige Mitteilung. Oder sollte das alles sein? Wirklich? Dieses Weltereignis, dieses Kulturereignis ersten Ranges? . . . Ich zähle. Fünf Kleindruckzeilen und dann folgt ein langer paragraphenreicher Tarifvertrag . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die katholischen Dichter?

Keine Antwort.

Nur eine scharfe Stimme — Stimme des Übelwollens, des Neides? — flüstert: „Sie sind stumm.“ Nein, ich glaube es nicht.

Sie sammeln nur in den Tiefen ihrer Seele, überwältigt noch von dem tiefen Sinn dieses Geschehens, die Kräfte der Gestaltung, des künstlerischen Ausdrucks einer Größe, einer Größe, wie die Welt nicht ihresgleichen hat!

Digitized by Google

Sechs Sonette*.

Von Josef Georg Oberkofler.

Die Weihnacht der Seele.

Bitter Weh der Seele, das ich trage!
Ist die Sehnsucht ihm ein goldner Ring,
Daß es sich in lichte Höhen schwing'
Als die Lerche froh am Maientage.

Ach, es ist, daß Freude mich umfing,
Lausche ich dem Nachtigallenschlage.
Nie so weh ist also bange Klage,
Daß nicht Licht durch solche Weise ging.

Mir ist ein Spiel der Wehmut aufgestellt
In der Seele. Klingt in tiefster Nacht.
Gott hat seine Saiten all gezählt.

Oft im Schmerz beginnt es also sacht,
Daß die Seele sich dem Lied vermählt,
Das Gottes Engel Weihnachten gebracht.

Der Pilger.

Bald fahre ich zur Ruhe Länder hin
Gen eine Stadt voll Liebreiz ohne Maßen,
Die hat geziert mit Rosen alle Straßen,
Schalmein und Glockenläuten immer drin.

Ihr' Fürstin ist die Maienkönigin.
Ich möchte wohl an mir geschehen lassen
Den Minnetod. In ihre Anmut fassen
Soll sie in Treuen meinen armen Sinn.

Sagt Wolken, wenn es golden in euch weht
Von vielen Lichtern abends allzumal,
Ist dies die Stadt, die mir im Sinne steht?

O Abendstern, bist du der Fürstin Saal?
Bist du es, Mond? — Ach, schon ist's wanderspät
Tau fällt und Nacht und Schweigen überall.

* Aus: „Gebein aller Dinge."

Digitized by Google

Die ewige Stadt.

Weide, Rößlein, nun im grünen Klee.
Schon mein Herze schier verzagen will.
Burgen sah ich, hohe Städte viel —
Keine Herberg, drin ich mich ergeh.

Wanderschaft ist mir ein Tanzgespiel;
Schlingt den Reigen immer in mein Weh.
Ach, wenn ich Jerusalem ersehe,
So kein Strom ergießt ins Meer sich still.

Sterne gehn herauf so manche Nacht.
Jahr um Jahre trägt ein Lenzbeginnen
Heidewärts den Blumenteppich sacht.

Trabe, Rößlein! Heimwärts geht mein Sinnen,
Müd von Kampf und Liebe. Aus der Nacht
Einmal, einmal blühn die goldnen Zinnen.

Des Ritters letzte Fahrt.

Armer Ritter, ohne Burg und Lehn!
Nun die Auen ziert ein Silberreis,
Ward auch mir des holden Maien Preis,
Da ich dich sah in meiner Seele stehn.

Herrin, als ein Glockenspiel so leis
Die Seele ist gestellt nach fernen Höhn.
Die sollst du als dein Königreich ersehn,
Jerusalem. Die feste Stadt ich weiß.

Laß fahren mich, du schöne Himmelsfrau!
Es ist im Anger schon ein Schwalbenlied.
Der Stare Heerbann ist im Himmelsblau.

Gib Burg und Lehn! Ein köstliches Gebiet,
Jerusalem, Geschmeide du der Au!
Dort will ich rasten, Herrin, fahremüd.

Ave, Ave, Königin.

Glocken läuten also süß dahin,
Daß die Vöglein alle heben an,
Einzustimmen auf dem Wiesenplan:
Ave, Ave, Friedens-Königin.

Digitized by Google

Wohl mit Sternen züchtig angetan,
Holde Frau du, und mit Veilchenblühn,
Ach, es sinkt in dich mein armer Sinn.
So kein Wunder ihn bescheiden kann.

Ave, Ave, Friedens-Königin.
Alles Land mit Blumen ist bestellt.
Pilger singen nach der Heerfahrt Mühn.

Burg und Weiler ist von Licht erhellt.
Jede Kammer duftet Rosmarin.
Bleib zu Gast uns, Fürstin du der Welt.

Das Nachtgebet zu Maria.

Golden ist ein Lämpchen angefacht
In meiner Kammer. Deiner will ich warten,
Königin, wenn du im Sternengarten
Droben wandelst einsam durch die Nacht.

Ei, mein Vogel pickt schon an die zarten
Silberstäblein. Hätt' ich aufgemacht,
Flög er weit und hielte Minnewacht,
Wann du kommst in Pracht und Engelfahrten.

Vielleicht, daß du am Stadttor schon verweilst.
Noch ist verhallt nicht aller Menschen Tritt.
Und daß du dann zu mir herniedereilst,

Wenn Stadt und Land in Schlummerträume glitt.
Erbarme dich, so du dich mir erteilst
Und nimm mich ganz in deinen Himmel mit.

Digitized by Google

Clemens von Rom.

(Aus einem Zyklus liturgischer Legenden*.)

Von Herman Hefele.

Der heilige Clemens war Papst zu Rom in den Jahren, da Kaiser Trajan regierte. Er war von Geburt Römer, Sohn des Faustinus aus dem Stadtviertel des Mons Coelius. Er hatte, ein Schüler und Freund der Apostel Petrus und Paulus, ein langes und opferreiches Leben dem Dienst des Kreuzes gewidmet. Und als er Papst geworden war, glühte er in ganzer Seele vom Eifer für die arme und schwache Kirche, die langsam aus dem Blut der Heiligen erwuchs. So pflegte er auch mit besonderer Liebe das Andenken derer, die mit ihrem Blut den Samen des Wortes befeuchtet hatten. Er bestimmte aus der Gemeinde Männer, die schreiben konnten und wies sie den sieben Stadtvierteln zu, jedem einen; die sollten treu und fleißig sammeln und niederschreiben, was sie vom Leiden der Blutzeugen und von ihrem Leben erführen. Vieles davon schrieb er auch selbst zu Nutz und Frommen der Gläubigen und zur Erleuchtung des christlichen Glaubens. Und sein heiliges Werk wuchs inmitten der Weltstadt.

* * *

Seine Liebe gehörte dieser Stadt. Sein ganzes Wesen lebte mit diesem seinem Mutterboden, und in seinem römischen Herzen verband sich der Glaube des Kreuzes mit dem Willen zur weltbeherrschenden Ordnung Roms. Und er betete zu Gott, daß die kleine Pflanzung, die er seinen Händen anvertraut, einst stark genug werde, das Erbe der ewigen Stadt anzutreten. Wohl war die Gemeinde derer, die sich um ihn geschart, arm und schwach, aber ihr Glaube war stark und siegesgewiß. Und wenn er dann arbeitend und sorgend und im stillen betend durch die Straßen, Plätze und Gassen schritt, inmitten des Lärms der Menge, dachte er bei sich selbst, daß dies alles, Straßen, Häuser und Menschen, schon gottgeweiht sei um des Glaubens willen, dem die wenigen lebten.

So mochte es wohl sein, daß er einst an einem sonnenschönen, glühendheißen Sommerabend, matt vom Staub der Straßen und müde von der Arbeit um die Seelen, auf einem der Hügel der ewigen Stadt saß, unter schattiger Zypresse und umweht vom leisen Duft der Mimosen und hinabsah auf die unendliche Stadt, die drunten lag, summend und brausend in Hast und Unruhe. Sein Auge glitt über die Tempel und Paläste, die Bogen und

* Der Autor schreibt uns: „Ich plane von dieser Gattung vier Zyklen, neben den frühchristlichen, dem Clemens angehört, einen romanischen, einen gotischen und einen barocken, um so die ganze Fülle des Heiligentypus zu durchlaufen, immer aber unter der Gesetzmäßigkeit der liturgischen Gestaltung. Es ist nicht auszudenken, wieviel der schaffende Dichter aus der Kunstform der katholischen Liturgie lernen kann!"

Digitized by Google

Säulen, über die schimmernden Dächer und die stolzen Mauerwände, bemalt in Glanz und Pracht der Kunst, die nun im letzten roten Leuchten der Sonne strahlten. Und seine Seele fragte: „Herr, willst du hier dein Reich errichten?“ Die Sonne war hinter einem der Hügel versunken, das Rot, das über dem Marmor der Tempel leuchtete, war dunkler geworden, fast schwarz erschienen die Bäume drüben vor dem lichten blaugelb strahlenden Abendhimmel.

Der Heilige hatte die Augen geschlossen, müd und träumend. Da führte der Geist seine Seele hinweg in weite ferne Zeiten. Und er sah das Kreuz aufgerichtet in Herrlichkeit über dieser Stadt. Und er sah, was seiner Seele Traum war, einen Tempel, dem Ewigen geweiht, gebaut von Engelshand, weit, umfassend, hochgereckt, marmorernst und doch im Glanz der Schönheit; strebende Säulen und gewölbte Bogen, strenge Mauern, sonnenbestrahlt, und ins Blau des Himmels getürmte Zinnen, dunkle Fenster und ernste, königliche Tore, geöffnet, geheimnisvoll in heilige Schatten führend.

Die silberne Nacht hatte sich über die Stadt gesenkt, als der Heilige erwachte. Betend und glücklich schritt er durch die abendlichen Straßen, die voll waren vom Lärm und Treiben heidnischen Volkes. Droben aber vom leuchtenden Himmel grüßten die Sterne der ewigen Verheißung.

* * *

Da nun Clemens so durch Lehre und durch Heiligkeit des Wandels viele zum Glauben an Christus bekehrte, ward er vom Kaiser Trajan verbannt, in trübe Fernen, weit übers pontische Meer, in die Einsamkeit der Stadt Cherson.

Da er Rom verließ, war ihm, als würde ihm der ganze Reichtum seiner Seele genommen. Zu Ostia bestieg er das Schiff. Langsam ging die Fahrt über Meer, an den sonnigen Gestaden Italiens vorüber und durch den griechischen Archipelagus, tiefblau und golden.

In die Seele des Verbannten hatte sich tiefer und tiefer Weh und Trauer gesenkt. Doch sein Glaube blieb treu und stark. Wenn er an heiteren Abenden in die spiegelnden Fluten sah, das Herz überschwer und voll dessen, was ihm geraubt, da war seine Seele bitter und freudlos. Aber aus dem Singen und Summen der Ruderknechte, das in der Unendlichkeit von Meer und Himmel versank, klang ihm das alte Lied: „Selig der Mann, der Versuchung leidet, denn hat er bestanden, wird er die Krone des Lebens erringen, die Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Und sein Auge füllte sich mit lieben Tränen. Langsam erlosch der Tag. Wie eine goldene Straße im dunkelnden Meer leuchtete das Kielwasser des Schiffes, in Unendlichkeiten weisend. Und Clemens sprach in der Tiefe seiner Seele: „Deinem Heiligen hast du einen

Digitized by Google

Weg durchs Meer gegeben, einen Pfad durch Meeresfluten." Und er dachte, daß auch hier ein Ziel sei und eine Gemeinschaft. Und aus seinem Herzen stieg der Opferbrand eines reinen Willens, empor aus ewigem Meer in die Abendstille des Himmels.

* * *

In der Stadt Cherson fand er zweitausend Christen an, die gleich ihm von Trajan dorthin verbannt waren. Und sie hatten neue Gemeinschaft in alter Liebe. Sie brachen und schnitten Marmor in den Steinbrüchen, Marmor, aus dem sie in fernen stolzen Städten überm Meer Tempel für fremde Götter bauten. Ihnen aber war Tempel das steinicht öde Land der Arbeit und Verbannung.

Clemens war unter ihnen mit Würde und Liebe, mit Hilfe und Gebet. Und gar oft litten die Verbannten in der Sonnenglut des Landes argen Durst, denn nirgends war Wasser. Und obschon sie schweigend litten, war dem Heiligen doch, als dringe das stumme Bitten der Duldenden an sein Ohr, pochend, ob er Kühlung geben könnte. Aber was er geben konnte, war nur Liebe und Ermahnung.

Einmal aber, da die Hitze allzu drückend lastete und die Arbeitenden stumm, traurig und hilflos litten, da rief er in der Not seines Herzens zum Herrn: „Sieh, Herr, so durstig sind ihre Lippen, daß sie versagen, dein Lob zu singen." Und betend erhob er die Augen und sah unterm hellen, heißen Mittagshimmel einen nahen Hügel. Und da er hinaufschritt, sah er droben ein Lamm, das mit dem rechten Fuß an einen Quell süßen Wassers rührte, der dort sprudelte. Da löschten nun alle ihren Durst und dankend umringten sie den Heiligen. Er aber sprach: „Nicht mein Verdienst ist's, daß mich zu euch der Herr geschickt hat, teilhaftig zu werden der Kronen eures Leidens."

* * *

Durch dies Wunder aber wurden viele Ungläubige zum Glauben Christi bekehrt und fingen an, die Heiligkeit Clemens' zu verehren. Als Trajan aber davon erfuhr, sandte er Leute dorthin, ihn zu töten. Sie sollten ihn fassen und binden und hinaus auf die hohe See führen, an seinen Hals einen schweren Anker hängen und ihn ins tiefe Meer versenken.

Und die Häscher kamen und banden ihn und führten ihn hinab zum Meer. In Trauer und Angst folgten ihm die Gläubigen.

Und Clemens sah das ewige Meer, schimmernd und glitzernd in der Sonne, wie lauter Ferne und Unendlichkeit. Und er dachte der Verbannung und ihm war, als gehe es nun wieder nach Rom, der Siebenhügelstadt, bei der seine Seele weilte.

Das Volk, das ihm folgte, eine verscheuchte Herde dem Hirten, der ihr genommen wird, weinte und rief laut: „Herr Jesus Christus,

Digitized by Google

hilf ihm!“ Und Clemens bestieg den Nachen und mit Tränen im Auge sagte er: „Nimm auf, Vater, meine Seele.“ Der Nachen stieß vom Ufer und langsam trieben ihn die Ruder der Schergen hinaus aufs hohe Meer. Die am Ufer waren in die Knie gesunken und hielten die schwieligen Hände gefaltet oder vor die Augen gepreßt und beteten: „Einer Palme gleich wird der Heilige blühen, reich wie die Ceder vom Libanon.“

Draußen aber geschah das Opfer und der Leib des Heiligen glitt hinab in die dunkel kühlen Fluten.

* * *

Seine Liebe aber war bei seinem Volk geblieben. Und als der Abend über die weißen Kalkfelsen des öden Landes herabsank und das Meer blauer und blauer wurde und die schmale Mondsichel und die silbernen Sterne im dunklen Spiegel glänzten, da zog es in die Herzen der Gläubigen, die noch immer am Ufer beteten, wie frohe Zuversicht. Und vom Land her wehte ein sanfter Wind. Das Meer aber begann sich zu heben und zu senken gleich einer atmenden Brust und es wich wie in Scheu zurück, wohl drei Meilen weit. Und in der schwarzen Tiefe, schimmernd im dünnen Mondlicht erhob sich ein Tempel, gebaut wie von Engelshand, weit, umfassend, hochgereckt, marmorernst und doch im Glanz der Schönheit; strebende Säulen und gewölbte Bogen, strenge Mauern, sternenlichtbestrahlt, und in die Nacht des Himmels getürmte Zinnen, dunkle Fenster und ernste königliche Tore, geheimnisvoll in heilige Schatten führend.

Und staunend liefen die Gläubigen herzu und fanden drin im Tempel einen steinernen Sarg, darin die Leiche des Blutzeugen ruhte, und daneben den Anker, womit er versenkt worden. Und sie knieten nieder und priesen Gott und Glaube zog in aller Herzen, die es sahen. Droben aber vom leuchtenden Himmel grüßten die Sterne der ewigen Verheißung.

* * *

Der Leib des Heiligen ward später, da Nikolaus der Erste Papst war, nach Rom gebracht und beigesetzt in der Kirche, die den Namen San Clemente führt. Auch auf der Insel an der Stelle, da der wunderbare Quell hervorgeflossen, ward ein Kirchlein seinem Namen geweiht. Das Kirchlein ist längst zerfallen, zu Rom aber steht noch heute das ernste Heiligtum von San Clemente.

Neun Jahre und sechs Monate und sechs Tage war Clemens Papst gewesen. Sein Werk aber währte über diese kurze Spanne hinüber in Jahrhundertferne und sein Andenken ist Erquickung, gleich dem Sprudel, der die Stadt des Herrn erfreut.

Digitized by Google

Abschiede.

Von M. Herbert.

I.

Herr, da ich griff nach meines Lebens Kelch,
Mit heißer Hand ihn an den Mund zu führen,
Begann ich schon des Trankes Herbigkeit
Im langen Zuge ersten Glücks zu spüren.

Und setzte doch den Becher nicht herab
Von gier'ger Lippe. Ach mein Durst ward schwerer,
Je mehr ich trank. In aller Fülle blieb —
Du weißt es, Gott — ich fiebernder Entbehrer.

II.

Nun — da ich, ew'ger Geber, dein Gebot
Am Herzen fühle: „Stelle hin den Becher!
Denn deine Zeit ist um!" kommt es, o Herr,
Wie großes Staunen über deinen Zecher.

War dies des Kelches ganze Seligkeit?
Wo ist die heilge Trunkenheit geblieben?
Ist dies das Ende! Der Enttäuschung Qual?
Nicht eine Stund' randvoll von großem Lieben?

Nicht eine Stund' erfüllter Sehnsuchtsnot?
Laß mich zu deinen Füßen lautlos weinen,
Daß meine Tränen sich der letzten Glut,
Der letzten Bitternis geheimnistief vereinen.

III.

Du aber mischtest mir das Elixier.
Du hobst das Glas zum goldnen Sonnenlichte.
Da brach aus seinem hundertjährgen Wein
Auf mich herab die Fülle der Gesichte:

„Und ob du gehst verbraucht, verstaubt und fahl —
Ich hielt doch deinem armen, niedren Leben
Den Trunk bereit. Den Trunk der andern Welt.
Und will dir Stunden reinsten Schauens geben."

Digitized by Google

Kein Undankbarer kniet vor dir im Staub,
Um seiner Tage Abschied, Herr, zu nehmen.
Ich fühle löschen, Herr, in deiner Glut
Mein armes Weinen und mein letztes Grämen.

Francis Thompson.

Von Miriam Eck †.

Im Frühling des Jahres 1909 wurde mir in Berlin die zufällige Begegnung mit einem englischen Literaten, der Gottfried Keller in seine Landessprache übersetzt hatte. Er war mein Nachbar an der gemeinsamen Mittagstafel einer klugen und liebenswürdigen Pensions-Inhaberin. Sein Deutsch war mühsam geworden durch jahrelange Abwesenheit von der Heimat Goethes. Ich war müde und mit anderen Dingen beschäftigt, darum war es natürlich, daß meine Gedanken eigene Wege gingen. Selbst der Name Thompson, den er oft nannte, sagte mir nicht viel. Ich hatte ihn nie gehört. Er war einer von vielen. Da schlugen Worte an mein Ohr, die Offenbarung bedeuteten. „Der Jagdhund des Himmels"* hatte angeschlagen. Und ließ nicht mehr los.

Diese seltsame und mystische Poesie mußte mir Eigentum werden. Der englische Literat wußte derzeit auch nicht viel mehr zu sagen, als daß Thompson im Jahre 1907 in London gestorben war und daß sein Leben schwer und einsam gewesen, daß ihm erst nach harten Jahren äußerster Entbehrung eine Schicksalswendung und zum mindesten ideale Erfolge zu Teil geworden seien. Daß aber trotzdem zwei Jahre nach seinem Tode der Name Francis Thompson, in England nur von Wenigen, wenn auch von den Besten gewertet werde. Und daß der in Odenform verfaßte „Jagdhund des Himmels" anerkanntermaßen das Hauptwerk dieses seltenen und seltsamen katholischen Dichters sei.

Unsere gemeinsame Wirtin erinnerte sich einer Nummer der englischen Zeitschrift „Review of Reviews" vom August 1908, in welcher der Auszug einer Studie Thompsons über Shelley erschienen war. Einer Studie, die die „Dublin Review" als „posthumes Werk" nach dem Tode des Dichters veröffentlicht hatte. Diese Nummer der „Review of Reviews" befand sich im Besitz der Dame. Sie hatte die Güte, sie mir zu schenken. Diese Zeitschrift und die mir von dem englischen Herrn aufgeschriebenen Adressen der

* Eine deutsche Übertragung brachte der „Gral" im XIII. Jahrgang, Heft 1/2.

Digitized by Google

Verleger Thompsonscher Werke in London waren Schätze, die ich jahrelang als Heiligtümer gehütet habe. Zu ihnen kamen im Laufe der Jahre andere: Biographien, Skizzen und kurze Essays. Und vor allem die ausgewählten Gedichte mit der vorhergehenden biographischen Note Wilfrid Meynells, des Verlegers, der Thompson in seiner schwersten Zeit ein Retter werden sollte und seinem Leben der treueste Freund.

Und so darf ich nun von Francis Thompson sprechen. Erzählen, daß er der Sohn eines Arztes war und 1859 in Preston geboren wurde. Daß er, wohl auf Wunsch des Vaters, das medizinische Studium wählte. Und daß ihm dieses Studium eine Qual bedeutete. Fast acht Jahre verbrachte er in Owens College bei Manchester. Die Hörsäle der Medizin sahen ihn kaum, desto mehr die Räume der Universitätsbibliothek. Nach Verlauf dieser acht Jahre hatte Francis eine sehr ernste Auseinandersetzung mit seinem Vater. Es kam zum Bruche. Der Sohn floh nach London. Und es begann eine Zeit des Elends und der Entbehrung für ihn. Er fristete sein Leben mit dem Verkauf von Streichhölzern, von Zeitungen. Er wurde Kommissionär für ein Schuhwarengeschäft und Ausgeher für einen Buchladen. Er schlief nicht selten des Nachts auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen. In der ärmlichsten Kleidung ging er einher, dieser begeisterte Priester der Dichtkunst, „der arme Sängerdieb der Jungfrau Maria". Seine einzigen Bücherschätze waren der von ihm verehrte „Blake" und „Aeschylus". Wer die reiferen Thompsonschen Werke liest, so: „Der Jagdhund des Himmels", „Die Ode an die untergehende Sonne", „Assumpta Maria" u. a., wird trotz des großen Eigenwertes dieser Dichtungen oft in überraschender Weise an Shakespeare und Dante erinnert. Blake, der sehr ungleich ist, könnte nur in seinen besten Schöpfungen, namentlich in seinen Kindergedichten ein Vorläufer Thompsons genannt werden.

Nachdem Francis Thompson an zweiundeinhalb Jahre seine Prüfungszeit für die von ihm über alles geliebte Dichtkunst erdarbt und erstritten hatte, wurde er, wie schon gesagt, von dem Redakteur Meynell „entdeckt". Die erste Begegnung der beiden Männer war überaus rührend. Eine verlumpte, bettelhafte, gleichgiltig ergebene und doch stolze Erscheinung stand vor dem Redakteur, der, überwältigt von der Gewalt der Sprache eines eingesandten Essays und von dieser gegenwirkenden Erscheinung den Dichter nicht mehr los ließ. Er vermittelte ihm die Verbindung mit einer empfänglichen Welt, so gleichsam einem der Welt gegenüber Hilflosen andere Lebensmöglichkeiten gewährend. Auch erschloß er ihm sein Heim und die sorgende Freundschaft seiner Gattin Alice Meynell, die Thompson wie eine Heilige verehrte. Ihr hat er den Gedicht-Zyklus „Love in Dian's Lap" zugeeignet. Selten ist eine Frau mit innigerer, reinerer,

Digitized by Google

rührenderer Liebe verehrt worden als Alice Meynell von ihrem Dichter. Francis Thompson hat wohl die ganze Dankbarkeit, Hingebung und Zuneigung, die er für Wesen dieser irdischen Welt zu geben hatte, in den Namen Meynell hineingelegt. Er nennt seinen Retter in einem ihm gewidmeten Gedicht: „Vater, Freund und Bruder." Er fühlt sich ihm angeheftet, eingeheftet, wie der Zweig dem Baum. Besondere Liebe und Zärtlichkeit schenkt er den Kindern der verehrten Eltern, die ihm Anregung zu den duftigsten Liedern gegeben haben. Er war wie fast alle echten Künstler ein großer Bewunderer des Kindes, und das schöne Wort, das er selbst geprägt, war wert, daß man es als einzigen Schmuck auf seinen Grabstein setzte: „Look for me in the nurseries of heaven." (Sucht nach mir in den Spielzimmern des Himmels.) Das ist der endliche tiefste Herzenswunsch des Mannes, der kosmische Ideen, der Gedanken und Bilder von erschütternder Lebens- und Todesgewalt gestaltet hat.

Ehe Thompson die Universität bezog, war er jahrelang Schüler des katholischen Seminars in Ushaw. Er sollte sich hier auf den Priesterstand vorbereiten. Aber seine Erzieher fanden ihn zu träumerisch und unpraktisch für diesen Beruf. Doch erhielt er tiefe religiöse Eindrücke. Hier trat er auch den Klassikern nahe. Er dichtete, er war ein guter Schüler im Griechischen, im Essay- und Aufsatzschreiben. Arithmetik und Mathematik dagegen machten ihm Schwierigkeit. Erholung suchte er bei dem unter seinen Mitschülern beliebten Cricket-Spiel. Gesundheitlich zu zart, um selbst ein großer Mitkämpfer zu sein, verherrlichte er, ein leidenschaftlicher Bewunderer, die Siege seiner Freunde in schwungvollen Versen, die freilich noch nichts gemein hatten mit seiner späteren reifen und außerordentlichen Kunst. Während der Universitätszeit brachte seine schwankende Gesundheit, der innere Zwiespalt zwischen Sohnespflicht und unüberwindlicher Abneigung gegen seinen Beruf ihn zum Opiumgenuß, der in der dortigen Gegend ein ziemlich gewohntes Laster zu sein schien. In seiner Londoner Leidenszeit war er gezwungen, allzuoft zu diesem Linderungsmittel zu greifen. Unter der sanften Fürsorge seiner Freunde schränkte er das gefährliche Mittel ein, ohne es jemals ganz entbehren zu können. Das erklärt wohl manche dunkle Geheimnisse seiner Dichtung.

Der Dichter lebte abwechselnd in verschiedenen englischen Klöstern und bei seinen Freunden Meynell, Ruhe und Muse für seine dichterischen Arbeiten suchend und findend. Er hatte keine praktischen Lebenssorgen mehr, die bewundernde und außergewöhnliche Anerkennung der Erwählten seiner Zeit hat er noch erleben dürfen.

Dichter wie Thompson brauchen lange Zeit, ehe sie Gemeingut der Besten ihres Volkes und der Menschheit werden. Ihr Ruhm

Digitized by Google

wächst langsam, aber stetig und kann nur durch die Vermittlung Eingeweihter erstritten und befestigt werden. Am meisten hat wohl die große Biographie von Evzard Meynell, die zu einem der begehrtesten Bücher Englands geworden ist, zur Erkenntnis seiner eigenartigen Kunst beigetragen. Eines der Thompsonschen Versbücher hat es in England auf mehr als 40.000 Absatz-Exemplare gebracht.

Thompson ist ein Neuschöpfer dichterischer Worte und Werte. Er ist Dichter in ureigenstem Sinne. Selbst seine Prosa-Arbeiten — von ihnen seien hier nur der wundersame Essay an Shelley und sein Werk über Ignatius von Loyola erwähnt — sind lyrisch-epische Offenbarungen von dauerndem Wert.

Thompson starb an der Auszehrung im November 1907, im St. Elisabeth-Hospital in London. Er verlöschte wie ein Licht, dessen Flamme sich verzehrt hatte. „Sanft und selbstlos" nannte die Krankenschwester ihren Pflegling, der kaum vierzehn Tage ihrer Obhut anvertraut gewesen war. Er starb in dem Glauben, in dem er gelebt, aus dem heraus er gedichtet hat. Er war Katholik im esoterischsten Sinne des Wortes. Die Flammen der Dichtkunst und des Glaubens loderten in gleicher Stärke in ihm zu einer einzigen empor.

Von Francis Thompsons Werken sind „Der Jagdhund des Himmels" und die „Ode an die untergehende Sonne" auch in Deutschland bekannt geworden. In der ersten dieser beiden Oden flieht die Seele wie ein Wild vor dem Verfolger, vor der Liebe Gottes, die sich hinter der Davonjagenden herstürzt, wohin sie sich auch verbergen mag. In faustischem Drange sucht diese fliehende Seele alle Höhen und alle Fernen zu erraffen. Natur und Kunst, Mann, Weib und Kind, nichts genüget ihr. Nirgends findet sie den Schutzwall, der sie vor dem immer wieder anstürmenden Verfolger, dem „Jagdhund", schützt, bis sie endlich zitternd, zu Tode matt, von diesem „fürchterlichen Freier" eingeholt wird. Und nun erkennt sie, daß das Dunkel, das sie überall zu umgehen schien, nur „der Schatten der zärtlich nach ihr, der Seele, ausgestreckten Hand Gottes" war. Thompson ist sehr kühn in seinen Bildern und kühn auch in dem schnellen Wechsel des Begrifflichen, denn einmal ist es der Jagdhund, dann wieder Gott, dann der ungestüme Freier, der die Seele verfolgt.

Das verwegene Wort: „Der Jagdhund des Himmels" ist nicht einmal ganz neu. Wurden doch seiner Zeit die Dominikaner in einem geschickten Wortspiel: „Die Hunde Gottes" genannt, weil sie Seelen für Gott zu gewinnen oder einzufangen berufen waren. Der Thompsonsche Jagdhund erweitert, vertieft und veredelt die Idee.

In der „Ode an die untergehende Sonne" wird Thompsons frühe Liebe für Griechenland erkenntlich, für die „wesenhaften Offenbarungen", die Wald, Flur und Feld versinnbildlichen, für das Wunder-

Digitized by Google

gestirn der Sonne, die es selbst ihm, „dem innigst Glaubenden", begreiflich erscheinen läßt, daß sie dereinst als eine Gottheit verehrt wurde, denn:

„Was wissen wir, das älter ist als Du?
Als Du hervorbrachst aus der Öde und den Raum bezwangst
Und einer Löwin gleich der Dämmerung an die Kehle sprangst" —

sie, die Erweckerin allen Seins, des Zartesten und des Gewaltigsten.

Im Hochgesang, dem dritten Teil der Ode, bekennt sich der Dichter dann zu der andern Liedersonne seiner Seele, zu Christus, der, wie sein Ebenbild, die Sonne, in „einem Pomp von Blut am Kreuz des Westens" hängt, untergeht wie sie, um wie sie, am jenseitigen Himmel wieder aufzuerstehen. Beide Dichtwerke, „Jagdhund" und „Ode an die untergehende Sonne", sind von erstaunlicher Kraft, Glut und Innerlichkeit.

Das kleine duftige Kindergedicht „Ex ore infantium", dessen Übertragung in der „Christlichen Frau" erschienen ist und dort eine nicht ganz entsprechende Titelveränderung erfahren hat, heißt eigentlich wörtlich: „Aus dem Gebet eines Kindes." Hier hat Thompson den Zauber des Kinderhaften wiedergegeben, der bestehen bleibt, selbst wenn manches ein wenig aus der Optik des Erwachsenen heraus gesehen scheint. Es war nicht möglich den ganzen Duft, der im englischen Original liegt, mit hinüber zu nehmen ins Deutsche. Wie denn jede Sprache, gerade wo es sich um das Zarteste handelt, ihre eigene feine Note hat*.

Die vier Thompsonschen Gedichte, die der „Gral" heute seinen Lesern darbietet, sind: ein Bruchstück aus „Assumpta Maria", „Beschwingtes Lied", „Die Entstehung Violas" und „Einer Schneeflocke". Die kleine „Schneeflocke" bedarf keines Kommentars. Sie ist einfach und doch voll Thompsonschen Geistes. „Die Entstehung Violas" gleicht einem Wechselgesang der himmlischen höchsten Wesen, die in irdischer Geschäftigkeit bestrebt sind, das holde Kind, Viola, zu formen. Die Engel nehmen in aller Bescheidenheit und in allem Übermut den Endreim wieder auf. Man beachte die Betonung der Rangunterschiede. Während Gott Vater seine „Tochter Maria", anspornt zum Werk, verwandeln die Engel das Wort „Tochter" in „Königin". Und das zum Sohne gesprochene Kosewort: „Jesus, mein Knabe hold", bei allem Übermut ehrerbietig in: „Prinz Jesus". Und doch welch wehmütigen Schlußton hat das Gedicht, indem Viola dem Himmel entnommen, zur Erde getragen wird und das erste Geschenk ihrer irdischen Eltern entgegennehmen muß, „die Gabe der Tränen".

Sicherlich hat die kleine Viola Meynell, die Tochter von Thompsons „Freund und Bruder", Veranlassung zu diesem Liede gegeben. Nun

* Von diesem Gesichtspunkte aus möge man auch die nachfolgenden Übertragungen einiger Gedichte Thompsons beurteilen.

Digitized by Google

ist sie längst der Kindheit entwachsen und schon als Dichterin an die Öffentlichkeit getreten.

„Beschwingtes Lied" gehört der Sammlung: „Love in Dian's Lap" an, ist also ein Lobgesang auf die von dem Dichter innig verehrte Wohltäterin. Da scheut er sich nicht, die Seraphine zu sich herabzubitten, auf daß sie, zu seinen Füßen sitzend, das Harfenspiel der Sterblichen erlernen möchten. So weihevoll scheint ihm seine irdische Liebe, daß Engel sich in Ehrfurcht vor ihr neigen sollten. Darum weist er wohl auch der Liebe (Amor) den Sitz auf den Knien der Diana an, der keuschesten Göttin: „Love in Dian's Lap."

Der Schluß dieses Gedichtes, das für einen katholischen Dichter seltsame Geständnis, daß er seinen Himmel nur in der von ihm (in selbstloser, reiner Liebe) geliebten Frau sehe, ist wohl auf Rechnung eines Überschwangs im Ausdruck zu setzen. Der Deutung, daß der Dichter frevelhaft mit den Heiligen spielte, widerspricht wohl die scheue Ehrfurcht, mit der er in anderen Gedichten die ewigen Dinge behandelt.

Zu den mystischesten, großartigsten, kühnsten und seltsamsten Schöpfungen Thompsonscher Kunst gehört „Assumpta Maria".

Wir können uns „Assumpta Maria" am besten vergegenwärtigen, wenn wir uns das Bild der Murilloschen „Immaculata" in Madrid vor die seelischen Augen führen. Thompson war vielleicht weit entfernt davon, dieses Bild bewußt zu kopieren. Aber das Bild drängt sich unwillkürlich auf, wenn wir die königliche Frau zwischen Mond und Sternen dem Himmel zuschweben sehen. Freilich hat Murillo mehr das Magdliche im Ausdruck betont. Thompsons Grundstimmung ist eine andere. Seine Königin des Himmels ist Herrscherin, ist sich ihrer einzigen Mission bewußt. Ist Trägerin der mystischen Weib-Idee, des All-Weiblichen, das uns wie Faust hinanzieht, aber sie ist noch mehr: sie ist Trägerin, Umhegerin jeden Seins, jeder Idee, jedes Wunders. Sie ist die Umhüllung, der Ursprung jedes Kostbarsten. Sie ist durch ihre göttliche Mutterschaft aller Dinge Quelle, Ausgang und Heimat, Alpha und Omega. Sie ist die Bundeslade, in welcher das Gesetz (Christus) beschlossen liegt. In diesem Gesetz die Zweiheit: Gott und Mensch. Sie ist die Quelle der vier Flüsse, die das Paradies beleben. Sie ist die Heimstatt der Sonne, die, wie das „mystische Licht" (Christus) von ihr ausgeht, um zu ihr zurückzukehren. Sie ist das heilige Geheimnis der göttlichen Mutterschaft. Sie ist fast schrecklich in diesem überirdischen Glanz, aber sie trägt uns: „Ihr seid Ich", trägt uns in einem unendlichen Allgefühl der Liebe. Und die „zu so süßer Macht Geborene" wird sich ihres Sängers, Thompsons, der wie ein armer wilder Vogel die Beeren, ihr zum Ruhme die Lieder stiehlt, wohl erinnern. („Langsam sinkt der Stern zum Haine.")

Denn dieser Sänger ist durch dunkle Erdentäler gegangen und gestiegen zu den reinen Höhen einer hohen Kunst.

Digitized by Google

Dichtungen von Francis Thompson.

Übertragen von Mariam Eck †.

Aus: „Assumpta Maria."

„Thon needst not sing new songs, but say the old."
Cowley.

Staubgeborene, seht Ihr schweben
Zwischen Sonn' und Mond die Frau;
Wer bin Ich, die Himmel heben
Hoch zu ihrer reinen Au?
Hoch zu ihrer Gluten Reine?
Bin ein All und doch nur Eine.

Tausendfältig aufwärts steig Ich,
Hehr wie aufgereihte Schlacht,
Meinem Ziele zu Euch trag Ich,
Ihr seid Ich. Ich halte Wacht!
Ich, die Lade, die da tragen
Bundestafeln durft' in Frieden:
Menschenherz und Himmel waren
Beide meinem Schoß beschieden.
Hier ruht Anteros mit Eros,
Himmel und Mensch in einem Schoß, —
Zweiheit im Gesetz, Ischyros,
Agios Athanatos.

Ich, ein Paradiesesgarten,
Den der neue Adam hegt,
Den Er liebt, in holden Arten
Schmuck ihm leihend, den Er pflegt.
Ich, die uferlose Weide,
Die frohlockend Gott durchschritt;
Himmel Ich, aus dem im Leide
Über Israel Mannah glitt.
Er der Anteros und Eros,
Körper Ich, Er Kreuz-Genoß;
Er erhebet mich, Ischyros,
Agios Athanatos.

Daniels mystische Bergesseele
Bin Ich, da der Stein gesprengt;
Ich bin der vier Flüsse Quelle,
Die das Paradies getränkt.

Digitized by Google

Tauete den Gerechten nieder
Wie Gold strömt auf Danaes Weg,
Ich der Sonne Heimstatt wieder.
Er das Lamm, Ich das Geheg.
Er der Anteros und Eros,
Körper Ich, Er Kreuz-Genoß;
Angeheftet mir, Ischyros,
Agios Athanatos.

Ich, der Engel Königshalle,
Wo sie ihren Herrn umkreisen,
Meine Träume selbst, sie alle
Schwingen Ihm in Lieder-Weisen.
Aus des Himmels Tiefe tauche
Ich, ein Eden. Am Gelände
Liegt mit letztem gift'gem Hauche
Alter Fluch, daß er verende.
Denn die erzne Schlange schon
Spricht erhöht dem Giftwurm Hohn.
Tot sein Wissen. Mein, Ischyros,
Ward die Weisheit, Agathon.

Dann befahl und sprach zu mir,
Er, der Alles formt und hüllet;
Mich durchschreitend ward bei mir
Er im Zelt zu ruhn gewillet.
Er ist Liebster mir und Bruder,
Weilt in mir wie Glück beim Traum,
Er erhebt mich, wo die Mutter
Einstens fiel am Apfelbaum.
Hoch durch Anteros und Eros
Blut und Wasser, Mond und Sonn'
Trägt nun Er mich, Er, Ischyros,
Trag Ich Ihn, Athanaton!

* * *

Sagt, wo ist der Herr geblieben?
Fahle Nacht scheint unser Los.
Ob entsprungene Sonnen glühten,
Keiner sah ihr Werde-Schloß.
Nennt die Heimstatt unserer Lieben?
Nur ein Grab gähnt leer und groß.
„Seinen Ursprung fand Er wieder,
Mystisches Licht: Der Jungfrau Schoß."
Und doch unsichtbar sein Licht floß

Digitized by Google

Durch verhüllende Wolken groß —
Unser Suchen heischt Ischyros,
Heut wie eh — Athanatos!

Engelsheimat, lichtumwoben!
Selbst den Zweifel hegen wir,
Ob zum Himmel Du erhoben
Oder er, der Himmel zu Dir!
Consummatum. Der Erkorene
Deines Jungfraun-Reichs ward Dein!
Denk, zu süßer Macht Geborene,
Deines armen Sängers — mein!
Langsam sinkt der Stern zum Haine: —
Staubgeborene, seht Ihr schweben
Zwischen Sonn' und Mond die Frau?
Wer bin Ich, die Himmel heben
Hoch zu ihrer reinen Au,
Hoch zu ihrer Gluten Reine?
Bin ein All — und doch nur Eine.

Die Entstehung Violas.

I.

Der Vater im Himmel:

Spinne, Tochter Maria, spinne,
Drehe Dein Rad mit Silbergeklinge;
Spinne, Tochter Maria, spinne,
Spinn' eine Locke für Viola.

Die Engel:

Spinne, Königin Maria,
Eine braune Locke für Viola!

II.

Der Vater im Himmel:

Engelshände, voll Anmut und Stille,
Webet von Fleisch und von Blut eine Hülle —
Webt ein Gewebe, Ihr Hände, in Stille —
Für die zarten Glieder von Viola.

Die Engel:

Webt, Ihr singenden Brüder, ja,
Eine Hülle von Samt für Viola!

Digitized by Google

III.

Der Vater im Himmel:
Schöpfe, Jesus, mein Knabe, hold,
Aus dem Waldsee des Paradieses, wie Gold
So braun-klar, schöpfe, mein Jesus, hold,
Gold für die Augen von Viola.

Die Engel: Male, Prinz Jesus, das Auge, da,
Ein dunkeles Auge für Viola!

IV.

Der Vater im Himmel:
Wirf einen Stern, auf daß er versinke,
In ihre Bronnen, auf daß er ertrinke,
Wie die Fackel im Abgrund. Der brennende sinke
Zutiefst in die Augen von Viola.

Die Engel: Eja, Prinz Jesus, Prinz Jesus, eja!
Den Stern in die Augen von Viola!

V.

Der Vater im Himmel:
Atme, atme, o heiliger Geist,
Atme die Hauche, kristallne zumeist —
Göttlicher Paraklet, heiliger Geist —
Kristallene Seele für Viola.

Die Engel: Atme, königlicher Geist! — Empfah':
Eine flammende Seele, o Viola!

VI.

Der Vater im Himmel:
Kindliche Engel, von Eueren Schwingen,
Lasset die rosigen Flaumfedern klingen,
Kindliche Engel, von Euern Schwingen
Auf die zarten Wangen von Viola.

Die Engel: Weile, rosiger Hauch, allda,
Auf den zarten Wangen von Viola!

VII.

Als alle Dinge vollendet sind, sagt der Vater im Himmel:
Tragt sie hinab und singet Lieder,
Tragt sie hinab auf Unschuldsgefieder,
Tragt sie hinab und singet Lieder
Zu dem süßen Wohllaut der Viola.

Digitized by Google

Die Engel: Musik wie ihr Name, Musik ist, ah,
Der süße Wohllaut der Viola.

VIII.

Schwebende Engel, die Kundschaft gebracht,
Tanzen mit ihr zu der Erdennacht,
Mit dem Viola-Klang haben sie Kundschaft gebracht,
Die Engel singen nur „Viola".

Die Engel: Singt uns im Gefolge, singt: Do, re, fa, la,
Singt liebliche Strophen auf „Viola"!

IX.

Das Kindlein lächelt, die Mutter muß klagen,
Während herab wird das Holde getragen;
Die Mutter lächelt, das Kind muß klagen,
Da die Erde es grüßt. Arme Viola!

Und ihre Eltern sollen sagen:

Nun lehrten wir neue Weise Dich, ja, —
Die Weise der Tränen, o Viola!

X.

Lächle, süß Kindlein, lächle uns heut
Zum Weinen bleibt Dir noch lange Zeit.
Himmelsglanz birgt Dein Lächeln heut. —
Doch Dein Weinen, Viola?

Wir kennen des Lächelns Heimat ja —
Doch die der Tränen, Viola?
Unser Erstgeschenk für Dich geht uns nah,
Wir gaben Dir Tränen, Viola,
O unsre Viola!

Beschwingtes Lied.

Seit Du entschwunden bist,
Schönste der Frauen!
Bin ich ein dunkles Haus,
Öde zu schauen.
Wie mein Sang Dir, so folgt
Vogel dem Sommer;
Ach! bring ihn wieder her,
Bald, lieber Kommer!

Digitized by Google

Seraphinen
Dir zu dienen,
Mögen verlassen
Ihr hohes Goldportal,
Um zu erfassen
Harfende Klänge
Irdischer Sänge ...

Wo je Dein Engel weilt,
Folgt ihm der Meine;
Ich wurde führerlos,
Innigste, Reine!
Mir blieb kein Himmel mehr
Sünden zu klagen;
Du trugst den Himmel fort
Aus meinen Tagen.
Seraphinen
Dir zu dienen,
Mögen verlassen
Ihr hohes Goldportal,
Um zu erfassen
Harfende Klänge
Irdischer Sänge ...

Mir blieb kein Engel mehr,
Süße, zum Beten:
Zu Deinem Heiltum sind
Alle getreten.
Haben des Himmels Zelt
Niedergezwungen,
Dich zu bedecken, Lieb,
Sanft es geschwungen:
Wo Deine Huld zu Haus
Spannt sich der Himmel aus!
Seraphinen
Dir zu dienen,
Mögen verlassen
Ihr hohes Goldportal,
Um zu erfassen
Harfende Klänge
Irdischer Sänge ...

Des Himmels Königin
Leiht Kron' und Kerzen,
Auf daß Du mitleidsvoll

Digitized by Google

Trügst unsere Schmerzen.
Daß Du, Regina mein,
Spes infirmorum,
Seist, also leidgeschmückt,
Mater dolorum!
Seraphinen,
Dir zu dienen,
Mögen verlassen
Ihr hohes Goldportal,
Um zu erfassen
Harfende Klänge
Irdischer Sänge . . .

Doch, Du Begierige
Um Anderer Schmerzen!
Einzig mein Sehnen nur
Schweigt Deinem Herzen.
Ach! einem Sünder
Den Himmel zu rauben!
Löscht das Dein Lächeln aus
Reue und Glauben?
Seraphinen,
Dir zu dienen,
Mögen verlassen
Ihr hohes Goldportal,
Um zu erfassen
Harfende Klänge
Irdischer Sänge . . .

Huldvoll gib wieder mir
Himmlische Wiesen,
Gib Dein geraubtes Selbst
Und sei gepriesen!
Wie trenn' ich denn von Dir
Den gütigen Himmel, Lieb?
Seh' ihn doch nur in Dir,
Ihn nur in Dir, Lieb!
Seraphinen,
Dir zu dienen,
Mögen verlassen
Ihr hohes Goldportal,
Um zu erfassen
Harfende Klänge
Irdischer Sänge . . .

Digitized by Google

Einer Schneeflocke.

Welch Herz kann dich denken? —
Wer ermessen dein Sein,
Du Blatt einer Blüte
Von Filigran!
Geformet so rein,
So zart und so sicher
Aus paradiesischem,
Unersinnbarem Edelmetall,
Zu wertvoll für Wert?
Wer hat dich gehämmert,
Wer hat dich geschaffen
Aus silbernen Düften? —
Gott war mein Schöpfer,
Über Menschenkönnen
Hat Er mich gemeißelt,
Hat Er mich gehämmert
Aus brodelnden, wogenden
Silbernen Dünsten,
Ihm selber zur Lust.
Du kannst mich nicht denken!
So rein und so bleich,
So zierlich, so sicher,
Erhaben und reich.
Mich schmiedet und meißelt,
Gleich hauchzartem Rost,
Sein Hammer von Wind
Und sein Stichel von Frost.

Die Brückenpfeiler.

Breiten Fußes stehen wir stark im wandernden Strom.
Fester Fuß verwuchs mit des Grundes Erstarrung.
Massiger Glieder Gebäude wehrt der Wasser Bedrängnis
Und in der Flut der ewig zerfließenden Fülle,
Sind wir die Wucht beständiger Dauer und unveränderten Wollens.
Rastlos reckt sich des Armes Spannbogen im Tragewillen,
Qualfroh stemmt sich des Nackens Masse erdgerichtetem Lastdruck.
Unerschütterlich tragen wir stark des Brückenbogens Erleben:
Geplapper des Radwerks — schriller Aufschrei gefesselter Bremse —
Hupengeheul — des Bahnzugs lästiges Schellengekeife,
Geduldig, langatmig wie Marktschreierdrängen,
Verärgert, auch unwirsch, wie schreckverstörtes Erwachen.
Klappen der Hufe, gedämpft von hastender Schrittzahl Schaben
Und alles umjohlt, umbraust von Menschen- und Tierschrei,
Durchpulst vom Heißstrom ruhlos rinnenden Lebens. —
Breiten Fußes stehen wir stark im wandernden Strom,
Umbraust von der Wasser Prall und nagender Freßgier,
Tragend auf unseren Gliedern die Welt, die uns maßlos deckt
Mit Geräuschflut ihres brandenden Lebens, mit Wucht ihrer lastenden Erdschwere.
Stärker sind wir als sie. — Und ihre Erhalter sind wir
Und Gott! — —

Herbert Liaden.

Digitized by Google

Der dicke Goldschmied.

Eine Geschichte aus der Völkerwanderungszeit von Oswald Menghin.

In jener grausamen Zeit, als die Rugier im Lande Niederösterreich die Herrschaft innehatten und ihre Willkür nur durch des heiligen Mönches Severin erhabene Gestalt im Zaume gehalten wurde, lebte in dem kleinen Kastell Favianis, an dessen Platz sich nachmals das Städtchen Mautern erhob, ein Bürger namens Aulus Aemilius Pansa, seines Zeichens ein Goldschmied. Das Bemerkenswerteste an diesem Manne war sein unerhörter Leibesumfang, um dessen willen er manchen guten und schlechten Witz erdulden mußte. Die Leute sagten, er habe das Gewicht einer Mastsau vor dem Abstechen und aus diesem Grunde sei es auch begreiflich, wenn er immer von ängstlichen Gedanken geplagt werde und am liebsten von seinem bald anzuhoffenden Tode spreche. Wenn er durch die engen Gassen des befestigten Städtleins ging, schallten ihm allerlei Spottreden nach. Die einen kicherten: er geht nicht, er rollt, und wenn er über eine Stiege schritt, sagten andere gar: er tropft herunter. Die meisten wußten nicht einmal seinen rechten Namen, denn alle Welt rief ihn einfach Crassus, das heißt: Dicker.

Aber der Goldschmied ließ sich durch solche Reden nicht im mindesten anfechten. Sein Geschäft ging gut und darüber hinaus verlangte er von der Welt nichts, als Zeit und Raum für die vielen Schrullen, mit denen er seine ganze Lebensführung behangen hatte. Er war der gutmütigste und gefälligste Mensch, den man sich denken konnte. Nur in seine Freiheit, oder das, was er dafür hielt, duldete er keinen Eingriff. Um seiner Ungebundenheit willen konnte er bösartig und tückisch werden und ein jeder kam zu Schaden, der dessen nicht achten wollte. Er war auch der einzige in dem ganzen Städtlein, der sich um den ehrwürdigen Mönch Severinus nicht im mindesten kümmerte, nie in die Kirche ging und für die mahnenden Worte seiner Mitbürger nur taube Ohren hatte. —

„Gott wird dich strafen!" drohte ihm an einem schönen Sommerabende sein Nachbar Magentius, der ihn öfters besuchte und die Rede gerne auf fromme Dinge hinlenkte. Eben war wieder ein Bekehrungsversuch an der dicken Haut des Goldschmieds abgeprallt. „Er hat mich schon gestraft!" erwiderte Crassus, gleichmütig an einem Schinken herumschnitzelnd. „Sieh Magentius, diesen Schinken habe ich um einen silbernen Fingerring eingetauscht in der Annahme, er wäre fünfzehn Pfund schwer. Indessen wägt er nur dreizehn. Ist das nicht ein augenscheinliches Strafgericht?"

„Du lästerst!" rief der Nachbar und schlug ein Kreuz. „Du wirst noch das Verderben auf die ganze Stadt herabziehen."

Digitized by Google

„Ihr guten Christen seid schon imstande, mich harmlosen Mann dafür verantwortlich zu machen, wenn einmal die Rugier euern ganzen Kram in Schutt und Asche legen. Und doch lebt in dieser Stadt niemand gottgefälliger als ich. Wem tue ich etwas zu leide? Wen betrüge ich? Wann sandte ich je einen Bettler ohne reiche Gabe von meiner Tür? Wer lebt kärglicher als ich, obgleich ich mir keinen Genuß zu versagen brauchte? Ich weiß es wohl, weil ich dick bin, redet man mir nach, daß ich über Bedarf esse. Das ist eine Lüge. Ich schwöre, kein Mensch in dieser Stadt wird von dem wenigen, das ich esse, satt. Was kann ich dafür, wenn es mir so gut anschlägt?"

Damit war der Goldschmied auf sein Lieblingsgespräch gekommen. Über den Zustand seines Leibes konnte er sich stundenlang ereifern, dabei erging er sich immer wieder in Beteuerungen, daß er wenig, fast nichts esse, ja manchmal ganze Tage buchstäblich hungere. Er glaubte selbst daran. Denn ein Schinken, zwei, drei Brathühner, einige Torten, drei Liter Milch, ein paar Pfund Äpfel oder Pfirsiche, etliche Schüsseln feinen Gebäcks und was man sonst noch so im Laufe eines Tages ißt, das galt ihm wirklich nicht der Rede wert, das war doch nichts.

Der Nachbar ging lachend, denn er wußte wohl, was der Goldschmied verzehrte, und wie er ängstlich um die Erhaltung jeder Unze seines Schmeers besorgt war. Von der Krankheit Hypochondria befallen, wähnte der Dicke, ein zehrendes Übel nage an seinem Leben, wenn er abnahm. Drum wog er sich auch von Zeit zu Zeit und ward bleich vor Angst, so oft von den üblichen zweihundertachzig Pfund etwas fehlte.

Maxentius drückte gerade die Klinke seiner Haustür nieder, als er Waffenklirren und Geschrei die Gasse heraufhallen hörte. Rasch schlüpfte er ins Haus, schloß hinter sich zu und lugte durchs Guckfenster. Es durchfuhr ihn kein gelinder Schrecken, als er auf einmal einen ganzen Rudel rugischer Krieger herantollen und alle Häuser mustern sah.

„Da wohnt er, da sind wir schon!" schrie nun der Anführer und pochte ungestüm an die Türe des Goldschmieds. Als sich nichts rührte, schlugen sie mit ihren Äxten die Bretter ein und stürmten ins Haus.

„Jetzt ist's um ihn geschehen", dachte sich Maxentius, „denn verstecken kann sich der Dicke nicht".

Richtig! Da zogen sie ihn schon heraus, so heftig er sich auch sträubte.

„Was wollt ihr denn von mir?" schrie Crassus händeringend. „Ich habe euch doch nichts getan. Ich bin ein freier Mann."

„Geht uns alles nichts an!" sagte der Häuptling und versetzte ihm ein paar derbe Püffe. „Wir handeln auf Befehl der Königin Giso."

Unterdessen hatte sich eine große Menschenmenge gesammelt. Denn als die Leute erkannten, daß es nur dem Goldschmied galt, strömten sie von allen Seiten aus den Häusern. Es war doch zu lächerlich anzusehen, wie die wilden Gesellen den unbeholfenen Mann hin- und

Digitized by Google

herzerrten, weil er sich noch immer nicht gefangen geben wollte. Sie versuchten ihm die Hände auf den Rücken zu pressen und ihn zu binden; allein es ging nicht, überall stand das Fett im Wege.

Ein paar beherzte Männer wollten sich nun dazwischen werfen; denn dieser Menschenraub schrie zum Himmel. Heut galt es diesem, morgen konnte es jeden anderen treffen. Allein es fanden sich nur wenige, die Mut hatten. Der große Haufe weidete sich an der Not des reichen Mitbürgers. Etliche gutherzige Frauen waren freilich davongerannt, um Severinus zu holen, dessen Klösterlein in den Weinbergen außerhalb der Mauern lag. Vor einer halben Stunde konnten sie aber nicht zurück sein.

Der Anführer der Rugier schäumte schon vor Wut. „Ich schlüge das feiste Schwein zu Boden, wenn ich ihn der Königin nicht lebend bringen müßte, weil sie eines geschickten Goldschmieds bedarf", schrie er voll Ingrimm und stieß dem Dicken mit der Faust in die Weichen.

Als dieser aber die Rede des Hauptmanns vernahm und erkannte, daß es ihm nicht an sein kostbares Leben gehen sollte, gab er seinen Widerstand auf und schien sogar heiteren Mutes zu werden. „Ich gehe gutwillig mit", sagte er und begann auszuschreiten.

„Halt, halt!" schrie der Anführer der Rotte. „Ich weiß, du bist ein listiger Mann und könntest uns entkommen. Ganz ohne Bande lassen wir dich nicht gehen."

Mit diesen Worten nahm er einen langen Strick, band ihn um den rechten Fuß seines Gefangenen und hielt das Ende lose in der Hand.

„So! Jetzt vorwärts."

Der gute Crassus! Nun wurde er wirklich wie ein Schwein, das man zum Markte bringt, durch die Stadt getrieben. Viele von denen, die ihn jetzt lachend und spottend begleiteten, hatten an seinem Tische gegessen, von seinem Weine getrunken, mit seinem Gelde sich einen guten Tag gemacht. Dies empörte den Goldschmied in tiefster Seele und so begann auch er zu schmähen und zu höhnen:

„Christengesindel, wo bleibt denn jetzt eure Nächstenliebe? Das ist euer Dank? Wo steckt denn jetzt euer Meister, der famose Severinus? Rächt er sich jetzt an dem Heiden und Gotteslängner? Was läßt er sich für eine Gelegenheit entgehen, mich zu bekehren! Ein kleines Wunder nur und ich bin gerettet! Ein kleines Wunder, etwa einen Donnerschlag, der diese Meute hier zu Boden wirft, und ich glaube. So ein Brocken wie ich verlohnt sich doch. Zweihundertachzig Pfund Christenfleisch auf einmal kann er durch ein Wunderchen für den Himmel gewinnen. Wäre das nicht ein gutes Geschäft?"

Unter solchen Reden, die ihm die andern tüchtig heimzahlten, kam man bis zum Stadttor. Die Rugier und der Gefangene wurden hinausgelassen; die andern blieben zurück und die Tore fielen donnernd

Digitized by Google

ins Schloß. Die Neugierigsten sahen noch von den Mauern aus dem Zuge nach, bis die Dämmerung den Ausblick wehrte. —

Giso, die Frau des Rugenkönigs Feva, war eine stolze und prunkliebende Fürstin, die auf das armselige Geschlecht der Römer mit Verachtung niederschaute. Ihre Kunstfertigkeit freilich wußte sie zu schätzen und vor allem waren es die römischen Goldschmiede, deren sie habhaft zu werden versuchte, wo sie nur konnte. Seit sich die Anwohner des südlichen Donauufers unter den Schutz ihres Mannes gestellt hatten, weil sie durch dessen Macht immerhin vor den unvorhergesehenen Überfällen streifender Kriegsscharen leidlich geschützt waren, hob sie bald hier bald dort einen kunstreichen Mann aus und sperrte ihn in den Zwinger, wo er für sie arbeiten mußte. Mancher von ihren Gefangenen sehnte sich schon jahrelang nach der Freiheit, die ihm Giso für jedes neue Kleinod versprach und doch nie zu gewähren willens war.

Wenn man von den Mauern des Kastells Favianis nach Norden schaute, sah man am andern Ufer der Donau die Burg des Rugenkönigs aufragen. Ein alter römischer Wartturm, von dem die Gegend heute noch „am Stein" heißt, diente als Mittelpunkt der weitläufigen Holzgebäude. Dahin ward nun Crassus gebracht, nicht ohne vorher bei der Stromfahrt im schaukelnden Kahne Todesangst ausgestanden zu haben.

Zuerst führten sie ihn der Königin vor. Im Gefühle, ein freier Mann zu sein und gerechte Behandlung fordern zu können, trat der Goldschmied an den Thron, auf den sie sich gesetzt hatte, und sagte: „Ich bin Aulus Ämilius Pansa, genannt Crassus, römischer Bürger."

Weiter sprechen konnte er nicht. Denn die Fürstin herrschte ihn an: „Schweig! Vergiß nicht, daß du kein freier Mann mehr, sondern mein Sklave bist, der nur zu sprechen hat, wenn er gefragt wird."

Diese Rede klang dem wackern Crassus hart in die Ohren. Aber er hielt wohlweislich seinen Mund und kniff nur die Äuglein zusammen, als wollte er sagen: „Wart nur, dir drehe ich schon noch eine Nase!"

Er mußte sich vor der Königin und ihren Mägden ein paarmal umdrehen, wobei ihn sein Wächter immer noch an dem Stricke hielt, und konnte dann gehen. Sie führten ihn in den Zwinger, wo die andern Goldschmiede gefangen saßen. Der neue Genosse im Unglück ward freudig begrüßt. War doch solcher Zuwachs die einzige Abwechslung in ihrem öden Dasein. Als sie nun gar sahen, wie fröhlichen Mutes sich Crassus hielt, da doch bisher jeder nur zähneknirschend diesen Raum betreten hatte, erhob sich ihr Jubel um so lauter. Nach längerem Fragen und Erzählen begehrte Crassus zu essen. Zu Favianis war er ja mitten in seinem Schinken gestört worden und er fühlte sich noch nicht halb gesättigt. Allein die Goldschmiede hatten ihr Nachtmahl schon aufgezehrt und konnten ihm nichts geben. Da ließ Crassus

Digitized by Google

einen tiefen Seufzer hören, zog sich in einen Winkel zurück und sprach kein Wort mehr. Er glaubte, am nächsten Tage werde man ihn verhungert auffinden.

Unterdessen war es spät geworden und über das Land senkte sich die Nacht. Die Königin ging eben mit zwei Mägden in ihr Schlafgemach, um sich zur Ruhe zu legen, als gemeldet wurde, ein Mann sei draußen und verlange im Namen des ehrwürdigen Severinus augenblicklich Gehör. Giso hätte den ungestümen Boten gerne mit Hunden aus dem Schlosse hetzen lassen. Allein das durfte sie nicht wagen; denn ihr Gemahl hegte hohe Achtung vor dem ehrwürdigen Mönche und hätte solches Beginnen scharf getadelt. So ließ sie den Mann eintreten und frug ihn barsch, was sein Begehr sei.

„Du hast heute einen Bürger von Favianis entführen lassen, einen freien Mann, auf den du kein Anrecht hast. Severinus fordert, daß du ihn sofort entläßt."

Da schrie die stolze Königin voll Zorn: „Melde ihm zurück: der Knecht Gottes bete für sich in seiner Zelle; uns aber gestatte er, mit unseren Knechten zu schalten, wie wir wollen."

Da erwiderte der Bote: „Severinus vertraut auf den Herrn Jesus, daß du durch Not gezwungen, erfüllen wirst, was freiwillig zu gewähren dein böser Sinn verweigert."

Damit verließ er die Königsburg. —

Als die Goldschmiede sich am andern Morgen vom Lager erhoben und an die Arbeit gingen, sprang ein blondgelocktes Knäblein zur Tür herein, hing sich an einen der Meister und sah neugierig seinen Verrichtungen zu.

„Wer ist der Junge, den die Wächter zu uns lassen?" frug Crassus.

Die Männer erzählten, das sei das Söhnchen der Königin, ein holdes Kind, traulich wie ein zahmes Reh. Fast jeden Morgen komme der Knabe auf ein Stündlein. Als Crassus dies hörte, setzte er sich auf einen Stuhl und begann fürchterlich zu lachen. So laut lachte er, daß die Goldschmiede von ihren Werken liefen und herbeistürzten, um zu sehen, was es gebe. Aber wie sie Crassus auch bestürmten zu sagen, warum er so entsetzlich lache, er lachte immer weiter und die Tränen kollerten unaufhörlich über seine feisten Wangen. Erst nach geraumer Zeit, vermochte er sich zu fassen, um sagen zu können:

„Was ihr doch für Toren seid! Jeden Tag habt ihr es in der Hand, euch die Freiheit zu verschaffen und ihr tut es nicht."

Die Meister sahen sich an und verstanden nicht.

„So hört!", sagte er und spähte herum, ob kein Lauscher in der Nähe sei. „Diesen Knaben ergreifen wir und setzen ihm ein Schwert an die Brust. Einer geht hinaus und entbietet der Königin: wenn ihr das Leben ihres Sohnes wert ist, kann sie es erhalten um den Preis, daß sie uns allen die Freiheit wiedergibt."

Digitized by Google

Jetzt riefen die Männer: Ja, das tun wir. Haltet den Knaben! Doch wer geht zur Königin?"

„Ich!" sagte Crassus. „Dieses Vergnügen habe ich mir verdient."

Als die Wächter hörten, um was es sich handle, führten sie den Dicken eilends zu Giso.

„Was willst du?", fuhr ihn die stolze Frau an. „Habe ich dir nicht Arbeit zugewiesen?"

Crassus lächelte demütig und sagte: „Ich kann die Arbeit nicht übernehmen."

„Warum nicht?", rief Giso drohend.

„Weil ich heute wieder nach Favianis zurückkehre", entgegnete Crassus ruhig.

Giso sah den dicken Mann verständnislos an. Dieser aber richtete sich nun aus seiner gebückten Haltung hoch auf, aus seinen Augen zuckte es wie Messer und er rief mit drohender Stimme: „Dein Sohn ist in unserer Gewalt. Gibst du uns frei, so erhältst du ihn lebend zurück, sobald wir in Sicherheit sind. Willst du uns weiter in grausamer Haft behalten, so wisse, daß wir zuerst den Knaben und dann uns selber töten. Wähle!"

Damit wandte er sich um und ging hinaus.

Giso saß zuerst wie versteinert. Dann sprang sie auf, zerriß vor Schmerz ihre Kleider und schrie: „O Severin, Knecht des Herrn, so straft dein Gott Beleidigungen? Solche Rache hast du erfleht, weil ich dein Gebot mißachtete? Eilt! Rettet meinen Sohn, denn er leidet um meiner Gottlosigkeit willen!"

Das ganze Schloß rannte zusammen und erfuhr, was vorgefallen. Der König befahl, die Goldschmiede augenblicklich in Freiheit zu setzen und aufs andere Ufer zu schaffen.

Da nahmen die Meister das Gold, das ihnen zur Verarbeitung übergeben war und verteilten es unter sich; der Knabe aber mußte mit ihnen das Bot besteigen, auf daß die Ruderknechte an ihnen nicht Rache nehmen konnten. Erst als sie am andern Ufer angelangt und ein gutes Stück landeinwärts gegangen waren, ließen sie den Königssohn zurückkehren. —

Als Crassus als letzter von den Befreiten durch das Tor von Favianis schritt, kam ihm ein lärmender Zug von Gratulanten entgegen. Er würdigte sie keines Blickes und ging gemessen auf sein Haus zu, das er gestern unter so schrecklichen Umständen hatte verlassen müssen. Einer allein hatte sich seiner angenommen: Severinus, den er nie beschenkt, den er noch gestern geschmäht. Das mußte belohnt werden, gleich belohnt werden. Der ehrwürdige Mann sollte keinen Augenblick glauben, der reiche Goldschmied Aulus Ämilius Pansa, genannt Crassus, sei ein undankbarer Mensch. Er suchte einen prachtvollen goldenen Kelch aus, ein altes Stück, das ein Vermögen wert

Digitized by Google

war. Den barg er unter seinem Mantel und wandte sich den Weinbergen zu, in deren Mitte Severinus' Klösterlein versteckt lag.

„Ich bin Aulus Ämilius Pansa, der Goldschmied", begann er, als er vor dem erhabenen Greise stand. „Ich habe vernommen, daß du dich für meine Befreiung eingesetzt hast. Sie ist zwar meiner eigenen List gelungen, allein schon dein guter Wille macht mich zu deinem Schuldner. Ich weiß, dein Sinn steht nicht nach irdischen Gütern. Doch der Schmuck deiner Kirche liegt dir am Herzen. Darum nimm dies Gefäß und verwende es nach deinem Belieben."

Severinus nahm den Kelch entgegen und sprach: „Viel tausendmal mehr Freude als dieses kostbare Gerät bereitet mir die Zuversicht, daß dein starrer Sinn sich nun gewendet und dein Herz der Lehre des Heils sich öffnet."

„Verehrungswürdiger Vater!" erwiederte Crassus, „ich weiß nicht, woraus du deine Schlüsse ziehst. Mein Sinn hat sich nicht geändert".

„Hast du nicht erst gestern gelobt zu glauben, wenn das Wunder deiner Befreiung geschieht? Siehe, ich habe die ganze Nacht gebetet und heute schon bist du deiner Bande ledig."

„Ich höre, daß auch das Volk so spricht", sagte Crassus, „doch ich wäre frei, auch wenn du nicht gebetet hättest. Daß des Königs Sohn hereinlief, war meine Rettung".

„Aber daß er hereinlief — war das dein Verdienst?"

Der Dicke schwieg.

„Ämilius, du bist ein gottloser Mann", klagte nun Severinus und sah den Verstockten mit traurigen Augen an. „Sprich, was ehrst du in mir, wenn nicht den Diener des Herrn?"

„Ehrwürdiger Vater, du hast die Menschen in dieser Stadt zu Christen gemacht — sind sie nun ein Haar besser, als sie es früher waren? Lügen, betrügen, stehlen, schmälen, hassen, prassen, geizen und neiden sie nicht wie ehemals? Bin ich schlechter als sie? Wärest du schlechter, wenn du nicht deinen Herrn Jesus Christus anbetetest? Es ist nicht der Priester des Herrn, den ich in dir verehre, es ist der gute Mensch, der du bist."

„Du sprichst wie einer, dessen Seele von der Nacht des Unglaubens verfinstert ist. Was mich betrifft, so frage ich dich: was weißt du, von wannen ich komme, was weißt du, wer ich war? Das Volk dieser Stadt aber wäre längst in seinem Elende verzweifelt, wenn ihm nicht die Hoffnung auf ein besseres Jenseits Halt und Kraft gäbe. Längst hätten sie dich erschlagen und deine Reichtümer geraubt, wären sie Heiden wie jene auf der anderen Seite des Stromes. Nicht gut bist du, Crassus, sondern selbstgerecht. Gut ist, wessen Streben über seine natürliche Anlage hinaussteigt. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Gnade wird finden vor Gott der mitleidige Räuber, der unter Räubern geboren ward. Wer aber, zum Heiligen geboren, in den Schwächen des täglichen Lebens untergeht, den wird er von seinem Angesichte verstoßen."

Digitized by Google

„Ich glaube an keinen Gott", erwiederte Craſſus hartnäckig.

Da blickte Severinus dem Dicken tief in die Augen und ſprach: „Du glaubſt an keinen Gott. Aber glaubſt du auch, daß nach dem Tode alles aus iſt und nichts von dir fortleben wird?"

„Hm", brummte jetzt Craſſus, „es wäre eigentlich ſchade um mich".

Da ſagte Severinus ernſt: „Alſo bei der Eitelkeit muß man dich packen, um zu einem Punkt zu gelangen, von dem aus man dich überzeugen kann!"

„Herr", ſagte der Dicke, „ich bin ein einfacher Goldſchmied".

„Eine koſtbare Seele! Willſt du dich nicht öfter mit mir über ſolche Dinge unterhalten?"

„Gern! Aber es hat Eile, Vater, denn meine Tage ſind gezählt."

„Was ſprichſt du da, Craſſus?" rief Severinus erſchrocken. „Du ſiehſt ja geſund und blühend aus."

„Nichts als Schein! Die Aufregungen dieſer Nacht haben meiner ſchwankenden Geſundheit den Reſt gegeben. Ich habe mich heute gewogen, als ich in mein Haus zurückkehrte. Zwanzig Unzen meines Gewichtes fehlen. Seit geſtern früh! Die Schwindſucht, die ich immer herankommen ſah, iſt da: ich bin ein toter Mann."

Da mußte ſelbſt der ſtrenge Heilige hell auflachen. „Craſſus, du biſt ein ſeltſamer Koſtgänger unſeres Herrn", ſagte er milde. „Doch mich dünkt, wir werden das Geſchäft machen und die zweihundertachtzig Pfund ins Himmelreich einführen. Sieh nur zu, daß du die zwanzig Unzen wieder hinaufbringſt!"

ooooo

Das geflügelte Kind.

Im Dunkel lag ich, wie wir Menſchen ſind,
Wenn wir abſtürzen von dem Wolkengrat
Gottſucheriſchen Aufſtiegs . . . Sieh, da tat
Ein Licht ſich auf — und das geflügelte Kind
Ritt leicht auf meiner eingeſunkenen Bruſt, wie eben
Daraus hervorgeflattert, und es ſprach:
„Was kletterſt du den Himmeln draußen nach?
Ich bin doch in dir! . . . Können Fernen geben,
Was in dir wohnt? . . . Aus deiner Mitte ſpielen
Sonnen und Weltenkugeln über allen Menſchenzielen!"

Da tat ich einen Atemzug,
Wie Atemzug des Meers und trug
Schaukelnd das Leben . . .

Leo Sternberg.

Digitized by Google

Sommer.

Gedichte von Ilse Franke-Oehl.

Heimkehr.

Ein Sonntag wars mit tiefem Glockenklang.
Da trat ich in das Reich der Himmelshelle.
Geblendet stand ich auf der goldnen Schwelle.
O Tag von Gott, da ich mein Herz bezwang.

Ich kannte deine Heimat längst von fern.
Mein Ohr vernahm durchs Tor das süße Singen.
Ich sah ein Licht durch alle Fugen dringen
Und liebte scheu den allerhöchsten Herrn.

Doch war mein Herz ein seltsam trotzig Ding
Und hat in Einsamkeit von fern gelitten.
Es ließ vergebens alle Engel bitten,
Bis Gott sich selbst den wilden Vogel fing.

Nun hält er mich mit seiner starken Hand
Und lauscht den bangen, wilden Flügelschlägen.
Sie werden still, denn seine Hand ist Segen.
Rings seh ich nun ein reifes Sommerland.

Ich fühle eine heilige Bruderschaft
Und weiß mich nun in meiner engen Klause
So süß geborgen und so tief zu Hause,
So sanft getragen von der Liebe Kraft.

Ich darf mit dir zum Heiligtume gehn,
Ich darf dich tiefer als nur je umfassen,
Du liebster Mann, ich bin nicht mehr verlassen,
Seit wir vereint vor Gottes Antlitz stehn.

Geheimnis.

Ein süß Geheimnis ward mir kundgetan.
Ihr seht es wohl nur meinem Lächeln an.

Ich kann es keinem von euch Dunklen zeigen.
Es wohnt im Lichte und im seligen Schweigen.

Digitized by Google

Es ist so groß, daß es die Welt umfaßt.
Von Erden ist's und doch ein Himmelsgast.

Mit keinem Menschennamen ist's zu nennen,
Und rührt ihrs an, es würde euch verbrennen.

Es trägt mich hoch und ist selbst schwer zu tragen.
Soll ich ein Wort von meinem Wunder sagen?

Begreift ihrs denn, daß sich das heilige Leben
In Liebe hat auf ewig mir ergeben?

Gottesruhe.

Jesus, süßer Morgenstern,
Der mir leuchtend aufgegangen,
Ewiger Glanz des Himmelsherrn,
Fange herrlich an zu prangen,
Daß der Tag, der nie vergeht,
Mir ersteht.

Jesus, o wie dank' ich dir,
Heilige Heimat meiner Seele!
Liebreich riefest du nach mir,
Daß ich nicht mein Ziel verfehle.
Hast mich aus der Todesnacht
Heimgebracht.

Irrend ging ich durch den Graus,
Wirr von Winden umgetrieben.
Endlich ist mein Herz zuhaus,
Und ich darf dich ewig lieben.
Darf nach friedelosem Tun
Selig ruhn.

Goldner Nachmittag.

Es träumt der goldne Nachmittag
Mild lächelnd auf den Hängen.
Licht strahlt durchs Blau der Lerchenschlag
Hoch ob den Herdenklängen.

Digitized by Google

Die Rosen opfern süßen Duft
Aus tausend Liebesseelen.
Ein scheuer Wind huscht durch die Luft,
Hat Wunder zu erzählen.

Der alte Kirchturm hebt sein Haupt.
Ein Strom von heiligen Tönen
Will, was da müde und bestaubt,
Mit seinem Klang versöhnen.

Die Erde ruht so selig schwer,
In Segenslast begraben.
Du aber, Seele, willst noch mehr —
Du willst den Himmel haben.

Du willst nicht Hülle, willst nicht Kleid,
Du ringst nach tiefrem Bunde.
Du stumme Braut der Ewigkeit
Trinkst Gott das Wort vom Munde.

Die Tanne.

Von Grün umwiegt, von blauem Duft bedeckt,
Lieg' ich am Wald auf buntgetupfter Wiese.
Hoch über mir ein starker Tannenriese,
Der seine Säule in die Sonne reckt.

So schlank der Schaft, so fest und ernst und kühn,
Wie edle Kraft, in Harmonie geglättet,
In dunkle Zweige weich und treu gebettet.
Nur an den Spitzen treibt ein lichtes Grün,

So federfein, daß es im Lufthauch bebt.
Wie breite Flügel tief die Äste hängen,
Die sanft und zärtlich seinen Stamm umdrängen.
Wie er so stark, in sich geschlossen, lebt,

Seh' ich in ihm ein schönes Menschenbild,
Dess' Kraft und Zartheit zwingen, ihm zu dienen.
Du dunkler Baum, von Sonnengold beschienen,
Welch warmer Strom von Güte dir entquillt!

Digitized by Google

Schillers Weltanschauung.

Von Josef Müller.

„Welche Philosophie einer erwählt, das kommt darauf an, was für ein Mensch einer ist", sagt Fichte. Die Denkweise des Menschen hat ihre Wurzeln im Charakter und in den Lebenserfahrungen. Wir müssen also, um Schiller, den Denker, zu verstehen, seinen Lebensgang eingehend betrachten.

Friedrich Schiller, geboren am 10. November 1759, war das Kind frommer, christlicher Leute. Der Vater, Feldscherer bei der württembergischen Armee, hatte sich durch Selbstbildung über sein Fach hinaus wertvolle Kenntnisse angeeignet, über Obstbau geschrieben und selbst 60.000 Obstbäume als herrschaftlicher Obergärtner gesetzt. Der Vater las mit den Kindern die Bibel und betete mit ihnen das Morgen- und Abendgebet. Ein rührendes poetisches Gebet, eine Art Morgenpsalm, das er selbst verfaßte, wird in den Schillerbiographien überliefert; es zeugt nicht nur von tiefer Frömmigkeit, sondern auch von poetischem Gefühl.

Auch die Mutter war fromm und pflegte den Kindern auf dem Kirchweg das Sonntagsevangelium zu erklären. In dem Pfarrer von Schwäbisch-Gmünd, wo Schiller die erste Schulzeit verlebte, Philipp Ulrich Moser, traf er auch einen tüchtigen Religionslehrer, so daß es ganz natürlich war, daß der junge Friedrich sich zum künftigen Theologen berufen fühlte; ein Wunsch, der den Eltern sehr willkommen war. Da machte der Herr des Landes einen Strich durch die Rechnung, indem er den begabten Knaben für die neu errichtete Karlschule sich erbat, welcher Ruf, mehrmals abgelehnt, schließlich doch angenommen werden mußte.

So wurde die Entwicklung des jungen Genius in eine ganz andere Richtung gedrängt. Ist es vorteilhaft oder verhängnisvoll gewesen? Schiller als Prediger, als Verkünder göttlicher Heilswahrheit! Die Macht seiner Beredsamkeit, seines feurigen Geistes im Dienste der Kirche — was wäre das für eine Erscheinung gewesen!

Doch es ist müßig, darüber Betrachtungen anzustellen. Das evangelische Christentum zeugte in jener Zeit nicht die Männer, welche das Werk des Heilandes in seiner Tiefe der Welt darlegen konnten, und der Fortschritt der Wissenschaft schien über die Wunder des Evangeliums hinwegzugehen. In dieses Fahrwasser gelangte auch der junge Eleve der Karlsschule; der Geist dieser Anstalt erstickte rettungslos den naiven Kinderglauben des elterlichen Hauses. Rousseau und ähnliche Geister brachten ein neues Evangelium, das begierig eingesogen wurde, und der lästige Zwang der Anstalt zeitigte heftigen Freiheitssinn und Haß gegen alle Fesseln jugendlicher Kraft. Auch die beginnende Pubertät war dem religiösen Trieb gefährlich; Leidenschaften sind, wie Jean Paul sagt, geborene Atheisten.

Digitized by Google

Was die ganze Zeit vor 1789, die Zeit des staatlichen Despotismus, in dumpfer Gärung erhielt und in verhängnisvoller Gewitterschwüle vorbereitete, das rang in dem jungen Schiller, dessen Freiheitstrieb gewaltsam niedergehalten wurde, mächtig zum Ausbruch. So war bald der Dichter der „Räuber" fertig. Das Stück ist die ungezügelte Explosion eines Geistes, der sich nicht klar über ein festes Ziel war, aber vor allem nach Luft, Licht, Freiheit aus ödem Gefängnis verlangte.

Später (1784 im „Deutschen Museum") sagte der Dichter über sein Erstlingsdrama: „Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt einzutauschen, die ich eben nur durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurteilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist stark wie die erste Liebe; was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und desselben Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich losgesagt — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will — unbekannt mit dem schönen Geschlecht . . ., unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Ehe der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die ‚Räuber'".

Schiller urteilt hier ziemlich abfällig über sein Erstlingsstück. In der Tat leidet es an Unkenntnis der Welt und der Menschen und verliert sich in Extreme. Aber es hat einen Vorzug vor gereifteren späteren Schöpfungen voraus, den Vorzug, den ein echtes Kunstwerk haben muß, durch den es die Welt hinreißt: es war ein elementarer Ausbruch der innersten Seele; nichts Gekünsteltes, Anempfundenes, Gemachtes. Es war auch ein packendes Thema, das die Zeit verstand: die Empörung einer unterdrückten Seele — schade, daß sie sich nur negativ in Klagen über das „tintenkleckſende Säkulum" Luft machte und gar in die Zerstörung der sittlichen Weltordnung mündete, die mit dem Zauber einer falschen Romantik umgossen wurde. „Räuber und Mörder! Ja, bei dem tausendarmigen Tod! Das wollen wir, das müssen wir!" — wer so spricht, der kann sich nicht auf Plutarch und dessen „große Menschen" berufen.

Digitized by Google

Etwas Positives liegt doch in den „Räubern“, was auch auf die Weltanschauung des Dichters zu jener Zeit helles Licht wirft. In der berühmten Szene des fünften Aktes, wo Franz Moor seinen Traum vom Weltgericht erzählt und dem Pastor Beweise vom Dasein Gottes und einem künftigen Gericht abverlangt, kommt die Idee einer moralischen Weltregierung zum ergreifenden Ausdruck. Es sind allerdings zunächst nur Gefühlsmomente, Postulate der praktischen Vernunft, die sich im Gewissen ankündigen; aber sie sind stark genug, die Überzeugung eines höheren Daseins zu begründen und die materialistische Philosophie, wie sie Franz Moor im Anfang des zweiten Aktes sich plausibel macht, zu widerlegen.

Es ist hier von Wichtigkeit, auf den ziemlich gleichzeitig erschienenen Aufsatz „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ zu blicken. Es war die Dissertation, welche der Dichter 1780 vor seinem Abgang von der Akademie lieferte. Schiller schildert sehr lichtvoll und unter Verwertung der Dichter den engen Zusammenhang zwischen Seele und Leib. Er betont die Berechtigung des letzteren, der keineswegs nur der Kerker des Geistes sei. „Wer bewundert nicht den Starksinn eines Kato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurelius, den Gleichmut eines Epiktet und Seneka? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Teil des Menschen allzu drastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen.“ Die menschliche Seele ist in ihrer Betätigung an die Tätigkeit der Materie geknüpft; die organischen Kräfte, die Sinne und Muskeln vermitteln die Korrespondenz zwischen Ich und Außenwelt und die sinnliche Empfindung mahnt den Geist, die ihn umgebende tierische Hülle nicht gering zu achten. „Den Physiker, der die Mechanik des Sonnensystems zergliedert und den irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelstich zu seiner mütterlichen Erde zurück; den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wähnt, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch seine baufällige Hütte streicht, zu sich zurück und lehrt ihn, daß er das unselige Mittelding von Vieh und Engel sei.“ Und dem liegt, wie Schiller meint, eine weise Absicht zugrunde. Der Geist, der in höhere Regionen gedrungen, würde die niederen Bedürfnisse des Daseins verachten und sein Leben gefährden, wenn das tierische Gefühl ihn nicht gebieterisch an die Pflichten gegen den Leib mahnte. Tierische Empfindung ist auch eine Hilfe des Geistes; sie dient, das Uhrwerk des Geistes in Gang zu bringen; nur durch die Sinne erwacht der Geist. Das sinnliche Wohlgefühl dient den Lebenszwecken und indirekt auch den höheren Trieben; geistiges Vergnügen befördert umgekehrt das Wohl der Maschine und geistiger Schmerz

Digitized by Google

untergräbt den Körper. „Im Leib spiegelt sich die Seele; der innere Charakter verschönert oder entstellt das physiognomische Außenbild und nur in der Harmonie zwischen beiden — mens sana in corpore sano — besteht das rechte Leben." Bemerkenswert ist, daß der Autor der Seele ein Leben nach dem Tode in Aussicht stellt, wo sie „in anderen Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von anderen Seiten zu beschauen" in den Stand gesetzt wird.

Es ist begreiflich, daß der Mediziner Schiller auf das Physiologische Wert legt und daß der Künstler und Dichter bei allem idealen Schwung die schöne und harmonische Gestalt nicht vergißt. Auch die Rousseausche Naturschwärmerei trug zu dieser Tendenz bei, in der die natürlichen Triebe, vor allem die Liebe, in einer Verklärung erschienen, die sie niemals sonst, auch nicht im klassischen Altertum, erfahren hatten. Der junge Schiller war sehr empfänglich für weibliche Schönheit, er neigte auch stark zur Ausgelassenheit. Wüste Trinkgelage in zweifelhafter Gesellschaft zeitigten jenen zynischen Geist, der sich in den „Räubern" und in manchen Gedichten der ersten Periode so widerlich Luft macht; es war ein Glück, daß Schiller noch Kraft besaß, sich dieser Atmosphäre rechtzeitig zu entziehen und seinen Genius zu edlerer Entfaltung zu bringen. Der 1782 entstandene Hymnus „Triumph der Liebe" drückt das Evangelium des Dichters zu jener Zeit poetisch aus. „Selig durch die Liebe Götter — durch die Liebe Menschen Göttern gleich." Es ist nicht die höhere Liebe, die christliche Tugend, wie sie Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes preist; es ist auch nicht der platonische Eros der Weisheit, sondern Aphrodite, welcher hier Schiller huldigt:

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!" —

und die Götter des Olymps sind hier genannt, nicht der Gott der Christen, wie denn die Koketterie mit den Göttern des Heidentums bei Schiller bis ins Äußerste geht. Nicht bloß die famosen „Götter Griechenlands" meine ich; auch bei christlichen Stoffen kann sichs Schiller nicht versagen, eine Anleihe beim Heidentum zu machen und die Ritter und Knappen des Mittelalters wie Personen eines antiken Dramas reden zu lassen. Das gibt der Muse Schillers etwas Gemachtes, Gekünsteltes, Unwahres, abgesehen von dem Affront für christliche Gemüter. Schiller verschließt seine Augen vor den Schatten des Klassizismus und hebt unehrlicherweise seine Vorzüge über die Errungenschaften des Christentums. Da ihm das aufklärerische Ideal seiner Zeit zu kahl ist, verbrämt er es mit dem Goldglanz, in dem für uns die klassische Zeit prangt, ohne doch das ernste aszetische Ethos der Alten, eines Pythagoras, Epiktet, Seneca aufzunehmen; nur der fröhliche Festestaumel des Heidentums, die Vergötterung der Sinne und der Sinnesfreude steht ihm vor Augen und entflammt seine dichterische Kraft.

Digitized by Google

Wie oft ist bei Schiller das Wort „Wollust" im natürlichen wie übertragenen Sinne gebraucht! Selbst bei rein geistigen Entzückungen wendet er es mit Vorliebe an; und wenn die Nachtseiten der Erotik im „Venuswagen", in „Kastraten und Männer" sowie in den „Räubern" so kraß gezeichnet werden, so ist dies psychologisch sehr bemerkenswert; es zeigt, wo die Phantasie in jener Periode am liebsten verweilte.

Am befremdlichsten erscheint Schiller in den beiden Gedichten „Kampf" (früher „Freigeisterei der Leidenschaft") und „Resignation", welche er 1786 in die „Thalia" einrückte. Sie sind aber schon früher entstanden, das erste nach Wilhelm von Maltzahn 1782, das andere 1784, als Charlotte von Kalb das zu stürmische Begehren des Dichters zurückwies. Der Titel „Freigeisterei der Leidenschaft" ist so recht bezeichnend. Man wird meist Freigeist aus ethischen oder vielmehr anti-ethischen Gründen; und so wirkt bei Schiller die sinnliche Leidenschaft sofort auf die Zerstörung des religiösen Ideals, besonders des Glaubens an Unsterblichkeit. In der „Resignation" sieht der Dichter die glühendsten Wünsche von den Forderungen der Ethik zurückgestoßen, seine Freuden welken und zugunsten jenseitigen Glückes aufgegeben. Er fingiert einen so Entsagenden an der Pforte der Ewigkeit:

„Da steh ich schon auf deiner finsteren Brücke
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke."

Auf alles hat er verzichtet in seinem Leben, auf die Freuden der Jugend, auf die Liebe, auf den Genuß irdischen Glückes. Er erzählt, wie „das Schlangenheer der Spötter" ihn verhöhnte:

„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter*,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht?
Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Die Riesenschatten unserer eigenen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung tat von der Vergelterin?"

Der Entsagende meldet, daß er alle Freuden des Jenseits geopfert, den Spott der Ungläubigen verachtet und nur die himmlischen Güter

* Man beachte auch hier den Plural!

Digitized by Google

im Auge gehabt habe. Und nun, da er seinen Lohn fordert, muß er das Donnerwort hören, daß er ihn bereits erhalten habe:

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewogenes Glück."

Zwei Blumen, Hoffnung und Genuß, blühen dem Sterblichen. Wer die eine brach, begehre die andere nicht: „Genieße, wer nicht glauben kann . . . Wer glauben kann, entbehre!" „Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Es ist klar, daß dies nur ein Hohn auf Tugend und Unsterblichkeitsglaube ist. Es klingt wie eine Ironie auf die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Schiller hat in einer erst 1808 im „Cottaschen Morgenblatt" Nr. 207 gedruckten Note erklärt, das Gedicht sei nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die „Religionstugend" gerichtet, „welche mit dem Weltenschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleiht, und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius". Das mag ja sein; aber die echte „Religionstugend" ist auch kein solches Lohnchristentum, sondern hat die uneigennützige Liebe, die Begeisterung für das Edle zum Triebquell; und andererseits muß doch auch eine Harmonie, ein Ausgleich zwischen Tugend und Glück, Laster und Strafe in der Weltordnung existieren, wie er eben hienieden nicht besteht; denn das Schillersche berühmte Diktum, das in diesem Gedicht proklamiert wird; „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", weckt doch höchst bedenkliche Zweifel. Das Schlimmste aber ist, daß in dem Gedicht der Unsterblichkeitsglaube als Wahn verachtet und die Tugend kalt auf sich selbst gestellt wird. Und was ist Glaube, was ist Hoffnung, wenn ihnen keine Realitäten entsprechen? Was ein Gott, der so seine treuen Diener irreführt, indem er ihnen Triebe eingab, die Täuschungen sind? Wir gelangen so zum Feuerbachischen Evangelium des Sinnengenusses und des Wahns als lügnerischer Triebfeder der Religion.

Das andere Gedicht ist noch schlimmer; es ist der freudige Jubelruf einer vom „Riesenkampf der Pflicht" erschöpften Seele, die den „Flammentrieb des Herzens" nicht mehr bändigen will:

„Geschworen hab' ichs, ja ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen!"

In einer Note zum ersten Abdruck schämt sich Schiller dieser Gedichte und bittet, „eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das „Glaubensbekenntnis des Dichters anzusehen". So ganz „erdichtet" war nun freilich der Liebhaber nicht; aber immerhin mag man es glauben, daß der Unglaube nicht die dauernde Weltanschauung Schillers und die sittliche Ausschweifung nicht sein praktisches Evangelium

Digitized by Google

war. In der „Hoffnung", in „Thekla", in vielen Stellen seiner Dramen spricht Schiller den Glauben an ein jenseitiges Leben aus; auffallend freilich ist, daß er unter die „Worte des Glaubens" nicht aufgenommen ist (Gott, Freiheit, Tugend ist die Trias — Gott nur als „heiliger Wille", „höchster Gedanke!") und daß in den „Idealen" nur Freundschaft und Arbeit, aber absolut nichts von religiösen Idealen als bleibende Errungenschaft erscheint. Wie kalt ist auch in der „Glocke" (gedichtet 1799) die eigentlich religiöse Bestimmung übergangen! Nur das Menschliche ist in den einzelnen Lebensepochen betont; kaum, daß in den Worten „Noch köstlicheren Samen bergen — wir trauernd in der Erde Schoß" der Unsterblichkeitsgedanke leise anklingt, aber nur als Hoffnung! Zuversichtlicher heißt es in dem aus 1785 stammenden „Lied an die Freude":

„Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen."

Auch in dem 1788 geschaffenen Lehrgedicht „Die Künstler" wird uns die „Wahrheit" im Jenseits verheißen, nachdem wir hienieden nur ihr Kleid, die Schönheit, schauen konnten. Und das 1782 gedichtete Lied „Elegie auf den Tod eines Jünglings" stellt ein Wiedersehen und eine Auferstehung der Toten in Aussicht:

„Fahr denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsren Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und nach aufgeriss'nen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt."

Freilich mögen hier Zugeständnisse an das fromme Empfinden der Eltern liegen, daher auch, wie in den Worten des Pastors (!) Moser an Franz Moor die Anbequemung an die kirchliche Auferstehungslehre. Auch die bekannten Worte in Tell „Rasch tritt der Tod den Menschen an" usw. sind noch kein individuelles Bekenntnis des Dichters.

Noch zu erwähnen wäre das 1803, also ziemlich am Ende der Laufbahn Schillers entstandene Gedicht „Der Pilgrim", wo der Dichter eine Art Rückblick auf sein Erdenwallen wirft:

„Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus.
All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin ...
Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort,
Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.
Abend wars und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer bliebs verborgen,
Was ich suche, was ich will."

Digitized by Google

Das Gedicht endet resigniert:

„Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier.

Man vergleiche „Die Sehnsucht" mit dem Schluß:

„Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland."

Für Schiller waren die metaphysischen Worte Postulate des Herzens im Kantischen Sinn, keine sicheren Erweise der Vernunft. Ihm fehlte die Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Offenbarung. Der wahre Christ besitzt wohl „Pfänder" der jenseitigen Güter und die unbefangene Prüfung der historischen Grundlagen der Heilswahrheit gewährt sichere Überzeugung, wie sie nur irgendwie für eine Vernunftwahrheit gegeben werden kann. Aber Schiller hatte die religiösen Traditionen seiner Kindheit längst abgestreift und auch mit Philosophie sich nur soweit befaßt, als es seine künstlerische Tätigkeit nahelegte. (Schluß folgt.)

□□□□□

Mondnachtzauber.

Tau der Mondnacht für die Welt:
Trinke Milch der Unschuld, Kindlein,
Das die Mutter lächelnd hält.

Wäre so das Leid ertrunken!
Kaum nur geht man eine Zeit,
Wachen hoch und tief die Funken.

Und dann auf den weißen Weg
Fällt von dem Gespinst der Bäume
Ein schreckhafter Schatten schräg.

Bannende Hieroglyphe
Fängt den armen Menschen ein —
Da steht er in Rätselstiefe.

Josef Feiten.

Digitized by Google

Der Vorspruch*.

Zum Fest einer akademischen Vereinigung.

Von Hans Steiger.

(Von Zweien zu sprechen:)

Beisammensein baut Stufen schön in uns
Empor . . .
Die Wände flammen. Und die Herzen
Sind laut, ach! schon ein Chor! —
Nach altem Brauch
Zum Fest, o seht, ein Sänger auch gerufen.
Es meistern seine Hände zwar kein Spiel
Auf Saiten, doch sein Mund malt Bilder bunt
Und wundervoll und seine Seele singt
Aus sel'gem Sinn. Und voll vom Feierklang
Des Reimes dringt sein Sang ihm aus der Kehle. —
O, wie im Sonnenglanz ein reifer Baum
Mit Früchten, so bist Dichtersprache, du!
Verspüren doch kann dich nur ganz, wer dich
In Züchten liebgewann; ihm zügelst der
Gedanken Rosse du zu stolzem Lauf,
Ihm riegelst du in aller Gotteswelt
Versteckte Türen heimlich leise auf.
. . . Fühlt ihr's? —
Sind eure Herzen aufgetan?
So komm, o Dichter, nun!
Tritt vor, heb an!

(Der Gerufene tritt vor:)

Die ihr gekommen seid zum frohen Feste,
Ihr Freunde, Gäste und Kommilitonen,
Ein herzliches Grüßgott voraus euch allen!

(Eine leise Musik begleitet das Folgende.)

Er, das unerdenkliche
Meer,
Worin wir treiben, so
Seltsam beglückt (heut jubelnd
Steigen und morgen geschmettert
Fallen); Er, der die Stundenreigen

* Diese zum Fest der fünfundzwanzig Semester Akademischer Vereinigung in Graz beigesteuerte Dichtung ist in einem engeren — oder weiteren Sinne, wie man es nimmt — auch eine Erfüllung der von P. Friedrich Muckermann im „Gral" (Heft 5/6) den Dichtern gestellten Aufgabe, festliche Vereinsveranstaltungen durch edle Dichtung zu weihen und zu krönen. Es ist nicht das, was P. Muckermann will, aber es ist ein Schritt auf dem Wege zum Ziele, ein Stein im Tempelbau und als solcher einladend zum Weiterbauen. Zudem funkelt aus diesem Stück die ganze phantastische Fülle der Bildersprache und klingt die geheime Musik des Wohllauts einer ganz eigenartigen Dichterseele. F. E.

Digitized by Google

Herrlich denkt und über die bunten
Scheiben der Länder die Millionen
Sternbänder furchtbar
Zückt und schwenkt;
Er, der rennende
Sonnenriesen läßt kostbar
Brennende Kreise um sich beschreiben;
Er, der Große, der Gütige, der Reine,
Mög' dies Fest überdachen mit
Seines Vatersegens
Wonnigem Scheine!

(Die Musik hört auf. Ein Paukenschlag. Ein Hornstoß.)

Hei, jetzt macht Platz!
Rückt rasch die Stühle! — Ich
Bin nicht allein . . . Vergangene Jahre
Wollen herein —
O seht, das frohlebendige
Gewühl! Diese schalkvollen Gebärden: „Nein nein,
Wir werden hier nicht Richter sein!"
Seht nur, die vom
Gefühl des heitern Wiedersehns schier erneuten
Gesichter! Und diese Alten da betrachtet
Genau, wie stolz sie deuten, wie sie euch anblinken
Mit ihrem Geschau! Und dort, zur Linken, diese Jungen!
Trotzig, wie Brüder in einem gestrandeten Schiff,
Halten sie sich mit den Armen umschlungen. (In den
Warmen Blicken glänzt schon Rettung vom Riff.) Aber auch
Jene schwarzgewandeten Gestalten lächeln
Leise heut, nicken euch zu: „Nun haben wir Ruh! Ein
Freundlicher Frühling netzt die roten Wunden, die uns
Unreine Sündenlaugen geätzt. Und kleine
Blumen im blauen Wind, die aus toten Augen
Sprießen, verkünden wieder, wie schön die lieben
Liedertage des Lebens sind . . ."
Ach, wißt —! sie, die
Abgerufnen, ließen uns, die Gerufenen,
Grüßen durch die süßen Osterveilchen am Bach . . .
Tote ehrt man nicht durch Klagen und Jammer.
Tote ehrt man durch Weiterwagen; und das, was
Ihren wackern Fäusten jäh entfallen, muß
Unter dem Hammer keckeren Mutes von
Neuem erschallen! muß werden Gutes, wie
Sie sich's dachten, muß werden in Fülle, muß
Werden zu Frachten! —

Digitized by Google

(Der Körper ist Dunst, ist
Hülle. Der Geist ist Kern.) Menschsein heißt nicht:
Ernten . . . Menschsein heißt: Pflanzen!! — O, und glaubt,
Nichts ist nah und nichts ist fern. O, alles
Ist ja so plötzlich da! —
Und spult einst der
Sternball, worauf Wachsende wir tanzen,
Seine entkräfteten Sandmuskeln donnernd ab,
— es ist kein Grab! — Was dann wird ganz kalt und
Weiß entschwinden, werden junge Grashalme
Bald in benachbarten Räumen heißatmend
Wiederfinden . . .
Wir aber werden in goldnem
Schweben davon träumen, — vielleicht es wissen,
O, vielleicht es sehn — denn alles Leben da,
Es verwelkt nur, um viel schöner, schöner
Aufzuerstehn . . .
So bleibt nun beinander im
Kreise. Und ratet. Und werkt! (Jedoch seid
Niemandem Geld!) Seid wie die frommen Bienen
Draußen im Feld —! Und merkt, was ihr tatet, muß
Kommenden Geschlechtern dienen zur Reise.

(Eine leise Musik beginnt wiederum zu tönen.)

Heut seid ihr noch heiß! Heut ist es noch Zeit! Und
Fleiß ist dem Herrgott das liebste Gebet . . . So
Kommt ihr zu keinem Wunder zu spät! So
Schaut ihr wie die Dichter, was ohne Zahl! So
Schaut ihr, woher die Schneeflocke weht, und den
Himmelssaal . . .

(Die Musik wird lauter.)

So hört ihr, was der Sturmwolf
Bellt! So seid ihr wie ich: ein glücklicher
Bräutigam der Welt!

(Langsam und immer leiser werdend, klingt die Musik aus.)

Digitized by Google

Tantum dic verbo, zur Frage einer neuen christlichen Dichtung.

Von Christoph Flaskamp.

Menschen werden ins Leben geboren, stehen im Leben, gehen hindurch, sehen es, aber berühren es nicht, beleben es nicht mit ihrer sonderen Kraft, bleiben scheinbar unbelebt, unberührt vom Leben. Wie wandelnde Bilder wechselt es an ihnen vorüber, nicht durch sie hindurch und, vermehrt um ihren Eigenwillen, ihre Eigenkraft, aus ihnen wieder hinaus in die Gemeinschaft. Sie stehen abseits vom Leben, untätig; nicht in ihren beruflichen Verrichtungen untätig, aber mechanisch nur ihnen hingegeben, nicht mit ihrer Seelenkraft ihres und des Heiles der Gemeinschaft dabei bedacht, losgelöst von ihrem Menschentume. Ihr Menschentum hüten sie in sich vor dem Leben, vor der Berührung mit dem Leben, sie setzen es nicht daran und darein, als fürchteten sie für es, wenn es sich ins Leben mengt, drängte und gedrängt werde, scheuen die Kämpfe in ihrem Innern und nach Außen und von Außen, die Verwicklungen, Auseinandersetzungen, die greifbaren Bewährungen. Aber das Leben läßt keinen in ungestörter Ruhe sein Einzelmenschentum sondern und der übrigen Welt, teilnahmslos zuschauend, genüßlich oder verdrüßlich sein; die jagenden Bilder des Lebens zehren und nagen doch, zehren immer mehr die untätige Kraft des eigenen Menschentums auf oder ersticken sie unter ihrem steten Ansturm, unter ihrer Überhäufung; sie siecht dem geistigen Tode entgegen: oder der Mensch erwacht und lebt mit den Bildern des Lebens, in den Bildern, scheidet, wählt, ordnet, bildet sich eine Einheit aus ihnen, ein Lebensbild. Auch das kann noch, wenn auch nicht so leicht, ohne Einsatz des eigenen Menschentums geschehen, abseits vom Leben: was geht das mich an, da seht ihr zu. Es erwächst nicht notwendig eine Verantwortlichkeit daraus. Wie anders, wenn dem Menschen plötzlich über dieser bilderjagenden Fläche des gegenwärtigen Lebens der sie zu einem Zusammenhange verkettende Raum der Geschichte aufgetan wird, in der eine scheinbar eigengesetzlich folgehafte, Zeit an Zeit bindende Zielstrebigkeit nach einer zu erahnenden Vollkommenheit herrscht: da regt sich schon der Wille, mitzuwirken im Grade und Maße der Eigenkraft und der Zeit, und wird sich des wie einer Pflicht bewußt. Doch auch die Geschichte hat keine unbedingte Gewißheit in sich allein. Ist nicht das Bild einer steten Höherentwicklung der Menschheit aus sich selbst heraus schon oft genug und sein erhitzter Optimismus als Trugbild entlarvt, verspottet und in sein Gegenteil, in vereisenden Pessimismus, verkehrt worden? Auch ein aus der Zeit oder der Geschichte als bloßer Seins- und Denkformen gezogener Einheitsbegriff hat, lösgelöst von der Übernatur, nie eine allverbindliche Kraft bewährt und sich immer wieder als eine leere metaphysische Folgerung, als ein Wahn, als nutzlose Beschönigung des Lebens erwiesen, in dessen unvereinbare Teile er immer wieder auseinanderklaffte. Ganz anders, wenn dann dem Menschen das katholische Weltbild aufgetan wird und ihm aufgeht: die übernatürliche Einheit, vor aller Schöpfung und Geschichte ewig an und für sich und aus sich selbst seiend, Gott, zugleich aber in der Schöpfung und in der Geschichte sich offenbarend, der Mensch im Ursprung ihm verhaftet, sein Ebenbild, frei durch ihn, den Menschen selbst, verderbt, neu durch die Kreuzung der unendlichen Einheit des Lebens mit dem menschlichen

* Konrad Weiß, Tantum dic verbo. Gedichte. Verlag Kurt Wolff, Leipzig. Mk. 12.—.

Digitized by Google

Leben in der Aufnahme des Kreuzes durch den Gottmenschen ererbt und so neu als vergöttlichende Ebenbildlichung des Lebens dem Einzelnen in der Zeit und der Zeit in der Geschichte zur Aufgabe, zum Wege, zum Ziele gegeben, der menschlichen Bewährung aufs neue anheimgestellt. Da gibt es kein entschuldbares Ausweichen mehr aus der allverbindlichen Aufgabe der Menschheit, kein Ablehnen der Kreuzeslast der Menschheit, des Mit- und Abtragens daran. Der Mensch tritt aus der bloßen Bildlichkeit der Zeit, von der er eigensüchtig in Selbstbewährung eines rein persönlich empfundenen Menschentums sich pfleglich absondern mochte, heraus in die Verantwortlichkeit für das Geschehen, für die Zeitgeschichte und für die Gesamtgeschichte, der er in steter Verebenbildlichung des Lebens zum Göttlichen im Mittel und Maße seiner Zeit, durch seinen Ausbau, Weiterbau verpflichtet ist für die Werdung des neuen Tempels, des neuen Gottesreiches auf Erden. Da gilt kein bloßes Lebensbeschauen mehr, nun heißt es bauen; der sich gehenlassende oder selbstgenüßliche Lebenssinn weitet sich in den göttlichen Weltplan, strebt zur Auswirkung der Gnadengaben in die Tat, zur Umsetzung des Zeitstoffes in den göttlichen Plan der Weltform, der Stoffbedrängungen und Erkenntnisempfängnisse ins bildende Werk, des Rufes in die dienende Berufenheit, der Beschaffenheit in die neue Geschaffenheit:

Die Seele tritt aus ihrem dunklen Bild heraus
Nachtlied. S 9.

in den neuen Willen zum Leben ein, dem Leben, das nur eines ist: Gott und die Einheit mit ihm; das zeitempfangene und -beladene Leben gärt, gräbt, sprudelt ins Leben hinaus zu neuer Bewährung und Verklärung. Aber die der opfervollen Hingabe ungewohnte, das Meer der Zeit bisher nur betrachtende, doch nicht sich hineinstürzende, es teilende Seele erschrickt, zittert, so plötzlich in den Strudel des Zeitgeschehens getrieben:

Ertrinkst du oder tauchst du auf?
Vorübergang. S. 10.

Sie wagt es und spürt: sie ertrinkt nicht, sie taucht auf, ins Leben. Und sieht, daß dies erst das Leben ist: das Leiden, das Mittragen an der Menschheitsschuld, das Abtragen des Babelturmes und Aufbauen des Gottestempels im Menschen, in der Menschheit. Es klingt wie ein Jubellied, unter der Last eines zum Schicksal aller geweiteten Familienleides:

Nun kommt Mensch zu Mensch,
Adam ich trage dein Gesicht.
Kalvaria. S. 11.

„Adam ich trage dein Gesicht": das ist die Last des alten und die Beseligung des neuen Adam. Doch die Seele mißtraut noch der eben erst in der Erschlossenheit der wahren Welteinheit und Entschlossenheit zur neuen Bindung des Lebens darin inne gewordenen begeisternden, alles vergottgeistigenden Gnade der Kraft und betet:

Kraft, die mir im Blute sproß,
Daß sie haften blieb.
Bestockung. S. 13.

Sie sieht, rückblickend auf ihr im göttlichen Weltzusammenhangssinn, bisher untriebsames Leben: der ausgestreute Samen des Wortes Gottes lag im Seelengrunde wie tot, sie hat ihn nicht aufgetrieben zu Halm und Frucht:

Bitter grünen Klee und Ried
Bis der Quell entbricht
Einer Träne unterm Lid:
Ernte siehst du nicht.
Bestockung. S. 13.

Digitized by Google

Sie fühlt das neue Sollen und Wollen, das doch noch nicht ins Leben hineinwächst, nur erst, von dem sie voll ist, den neuen Drang genießt, anstatt ihn ins Werk umzusetzen:

Die Seele, voller, als erfüllt,
Gießt bloß sich in sich selber aus.
Mondschein im Fenster. S. 17.

Mehr als aus mir heraus,
Sinkt es in mich zurück.
Menschwerdung. S. 34.

Und immer wieder kehrt das Verzagen, Versagen, das Ausweichen vor dem rücksichtslos neuen Tun, Gestalten, Formen des Zeitstoffes in die erkannte Form entgegen allem üblichen Zeitcharakter oder vielmehr landläufigen Zeitcharakterlosigkeit. Sie traut ihrer Erkenntnis der wahren und notwendigen Form, sie glaubt, aber sie traut sich nicht die Tat zu, sie faßt den Stoff nicht an, bleibt in sich, in ihrem Seelenkampfe befangen, scheut vor der Gewaltanwendung nicht gegen sich, aber gegen das Leben außer ihr, um sie herum; sie bringt die Kraft nicht auf, nicht bloß in sich der Zeit zu widerstehen und zu widersprechen, sondern ihr den Stoff zu entreißen, ihn ihr entgegen neuzuformen; ihr Wille zerquält und zerreibt sich nur immer in sich selbst, bewältigt kein außer ihr stehendes Leben. Das ist die innere Qual in diesen Gedichten; das aus sich Herausgehenwollen, aber nicht-können, über die Selbstformung und Erkenntnis hinaus zur Formung des Zeitstoffes. Und in solcher Selbstqual bittet die Seele um Vorübergang des Kelches, um Abnahme des Auftrages, den sie wohl an sich selbst, aber an der Welt vollziehen zu können sich nicht schöpferisch genug fühlt:

Laß mich, nimm dem späten Keim
Seinen wilden Blick
Lade mich zu dir zurück,
Gerne ging ich heim! Später Keim. S. 18.

Dazwischen wieder drangvolles Gebet, den Kelch annehmen, ihn leeren zu wollen:

Walle Wehe ohne Bande,
Brande über Zeit,
Sei kein Bord, an dem ich lande,
Walle mir zu leid,
Bis ein Meer mich wandelnd trüge,
Dem ich ganz mich gab. Ein Meer. S. 19.

Aber alsbald wieder ein um so heftigeres Locken wider den göttlichen Antrieb, wider die Qual der Erkenntnis, Belastung, Berufung:

Still lag ich geborene Zeit
Lange und war von Gram befreit,
Tief in Ruhe lag ich bloß,
Wann war der erste Spatenstoß?
Keine Furche liegt mehr brach,
Immer gräbst du mir weiter nach,
Hebst mit Schollen mein Gebein,
Sieh, ich stürze nur tiefer ein.
Warum hast du mich erkannt,
Warum hat mich dein Arm übermannt?
Aus der Tiefe. S. 20.

Und dann die härteste Erkenntnis:

Grab ist jede Geburt:
Wer sich gürtet seinen Gurt,
Muß die eigne Seele morden;
Warum bin ich Mensch geworden?
Aus der Tiefe. S. 20.

Digitized by Google

Bis sie sich der Gnade ergibt:

Hier sind die Hände, Gott.
Neue Einkehr 4.

Denn zuvor schon hat sie das tiefste Erlebnis empfangen in einer „Weile am Weg", daß nur aus dem mittragenden Verhaftetsein dem Menschheitswege der Hymnus aufsteigt, der sie dem Herrn zu sein gedachte, und daß dies ein stetes neues immerwährendes Zuendetragen der Belastungen, ein inneres bereites Auf-sich-Nehmen des Menschheitskreuzes sei, dem sie sich nun unterworfen weiß mit einer unnachahmlichen Gebärde ergebenen Humors, daß jede Seele da selbst zusehen muß, wie sie sichs mit dem ihr aufgeladenen Teil der Menschheitsaufgabe am besten einrichte und bequem mache:

Nie geht das Feld zu Ende dieses Gangs
Und nie verlierst du auch die Last des Hangs,
Die Not des Sagens,
So weiter geh den Weg, die Last des Tragens
Von einem Fuße auf den andern legend.
Weile am Weg. S. 15.

An die Stelle der Unentschiedenheit der bloßen Anschauung tritt die Erkenntnis der Pflicht harten Tuns, unablässigen Werdens:

Nicht sammle: werde.

Und vor diesem Aufwachsen in die Menschheitsbahn, in die vollbeladene Menschwerdung erkennt sie die Harm-, aber auch Schwerelosigkeit ihres bisherigen Daseins („Zur Kirche"):

Bevor ich Mensch ward gegen Gottes Erde,
War ich ein Kind, Begleiter und Gefährte

nur: daß sie nun aber, voller Mensch, alter und neuer Adam, die Last der Erde, der Geschichte, in deren Organismus sie sich gebunden fühlen lernte, an ihrem Teil mittragen, abtragen und emportragen muß, sosehr sich die Last nun auch vom bloß persönlich Verantwortungsvollen um das Menschheitsgesamte vermehrt hat:

Der Stamm noch dunkler schwärzt
Sich, wie er weißer blüht,
Schon sammelt das Gemüt,
Was es bewußter schmerzt.
Frost 3, S. 64.

Man sieht: die Natur und das Leben sind hier nicht künstlerisches Nachbild ihrerselbst in ihrem gewöhnlichen alltäglichen und rein irdischen Sinne sondern Zeichen, Abbild des Lebens der Seele in ihrer geschichtlichen und, offenbart eingeschlossen, übernatürlichen Verhaftung mit dem Ursprung allen Lebens und ansetzender, sich selbst und die Zeit ebenbildlichender Wille: es ist die Sprache einer neuen christlichen Mystik, die vor der deutschen mittelalterlichen Mystik die Nutzung der negativen Erfahrungen des Schmerzensweges der geschichts- und offenbarungslosen Natur- und Geistzersetzung und -zerreibung seit Beginn der neuen Zeit im Humanismus und in der Renaissance und die Wendung dieser Erfahrungen ins Positive der Erkenntnis und der Bewährung des geschichts- und offenbarungshaften wahren Weltzusammenhangs voraushaben könnte, wenn sie der zeitlichen Gefahr des Beharrens in bloßen Erkenntnisergebnissen ausweicht, wie hier, in den schöpferischen Bewährungswillen hinein und der Gefahr der mittelalterlichen Mystik begegnet, statt der allein notwendigen Menschwerdung, Ebenbildlichung des Göttlichen im gegebenen Bewährungs-Erddasein, schon hier die „Vergottung" von der Erde weg zu erstreben, also statt persönlichkeitsbejahend

Digitized by Google

organisch-aktivistisch zu werden, „lebensverneinend" kontemplativ, quietistisch, pietistisch zu verharren (vergl. des im übrigen vorsichtig zu nehmenden Heiler, Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligion), vor welcher Gefahr ein stärkeres Erinnern der frühchristlichen, intellektuell reiferen, logistischeren Mystik, wie sie im römisch-basikalen und dogmatischen Bau grundfestet, in vielem schützen könnte.

Denn erst durch die Erfassung des in allem Menschlichen stets zeitgeschichtlich genau und bestimmt gelagerten Menschheitsorganismus, der Geschichte, ihrer ursprünglichen Einheit in ihrem übernatürlichen Ausgang aus Gott, ihrer Loslösung aus ihm durch Freiheit und Schuld, Wiedervereinigung im gottmenschlichen Weltheiland und der nun in ihm, durch ihn möglichen fortwährenden neuen Verwirklichung, Ebenbildlichung des Endlichen zum Unendlichen, durch das katholische Weltbild erst ist die Grundhaltung der Weißschen Gedichte gegeben, die von einem bloßen Übertragen des Natürlichen und Menschlichen in sein geschichtliches und übernatürliches Verhältnis sich immer mehr zu dem schweren Eintragen der offenbarten göttlichen Lebensform in das Natürliche und Menschliche, in die Zeitgeschichte, sich verhartnäckigen zu wollen scheinen. Sie sind ein innerer Kampf um diesen Willen zur Verwirklichung und um die zeitgeschichtlichen Notwendigkeiten und Möglichkeiten solcher Verwirklichung, die nur durch die neue Geschaffenheit, Menschwerdung, durch das Wachsen ins „Wort" möglich ist. Um diese Wortwerdung ringen die Gedichte, die sie allerdings mehr in musikalisch-symphonischer Formwerdung andeuten als in unmittelbarer Gestaltwerdung, in lebensvollen Inkarnationen erreichen. In dieser ihrer musikalischen, nicht, wie man gemeint hat, musivisch-bildlichen Form sind sie ein psalmenartig wundervoller Ausdruck, menschheitsbeladen ruhlos zielstrebigen christlichen Geistes für den, der ihren kräftigen Grundakkorden, harten Takten, kreißenden Rhythmen und heimlichen Melodien zu lauschen versteht.

Die beigegebenen Steinzeichnungen Karl Caspars, des stärksten christlichen Künstlers der Gegenwart — weshalb öffnen sich seinem Schaffen unsere Kirchen immer noch nicht? — sind innerlich verwandte, allerdings gestaltstärkere Offenbarungen und das farbige Deckelbild wirkt wie eine vorweggenommene Vision und wie eine Initiale eines solchen neuen christlichen Weltverhältnisses.

Von neuen Büchern.

Lyrische Dichtung.

J. E. Kappel, Heiligenwallfahrt. Eine Legende. Bild- und Wortdichtung. Bayrische Druckerei und Verlagsanstalt, München. 100 S., Kart. Mk. 5.—.

Eine glückliche, erfreuliche und auch hübsch angepackte Idee: Allerheiligen-Abend ... Bruder Pilgrim sitzt in seiner Zelle am schweren Eichentisch. Sein Atem geht langsam auf und ab. Eine andächtige Versunkenheit und ein wonniges Entzücken hält seine Mienen gefangen. Seine Augen ruhen auf einem geschlossenen Folianten, dessen schwere Metallschließen noch offen sind. Ein Wertstück der Klosterbibliothek: Eine Legende der lieben Heiligen Gottes. Eine heimliche, gottselige Sagenstimmung hebt zu zaubern an ... Der silberne Mond, mit den trippelnden, weißen Sternkindern an der Hand, kommt vors Fenster und führt den Sinnenden fort ... zwischen rauschen-

Digitized by Google

den Wolkenschleiern empor ... in einen goldenen Schimmer hinein ... fünfundzwanzig Glöcklein fangen zu läuten an ... lichtblaue Wesen schweben näher ... horch und sieh! — Die guten Heiligen sinds — — —. Jetzt aber zerbröckelt der feierliche, duftige Sprachhimmel und in holperigen, oft sogar bemitleidenswert schlechten Versen berichtet eine raunende Stimme kurze Heiligengeschichten. Die fein gezeichneten Silhouetten der Heiligen, die verzückt von der ewigen Anschauung Gottes daherwandeln, mögen die undichterischen Reime vielleicht überhören; wir aber müssen sie hören, und es aussprechen, daß der talentvolle Zeichner Kappel zum wichtigsten Teil seiner glänzenden Idee sich einen Dichter hätte suchen sollen oder doch zumindest einen Schriftsteller, dem nicht allein die Heiligen, sondern auch das Ansehen der deutschen Versprache lieb und wert ist. Zum Schluß rettet sich der Verfasser allerdings wieder in eine klare, reine Prosa zurück und schließt das Buch vielleicht in der Hoffnung, daß der Rezensent sagen wird: Ende gut, alles gut. — Nein, er sagt es nicht. Er darf es nicht sagen ... Hans Steiger.

Tilly Lindner, Musik der Millionen. Soziale Dichtungen. Mit dem Bildnis des Verfassers. Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg 1920. 55 S., Mk. 2.50.

Es gibt eine doppelte soziale Lyrik, je nachdem der Arbeiter oder Bauer nur Objekt oder auch Subjekt der lyrischen Aussprache ist. Zur letzten Art gehört alle Ständepoesie, gehören alle Arbeiterlieder und alle Rollenlieder; in ihnen bringt ein wirklicher oder angeblicher Angehöriger des betreffenden Standes eigene Erlebnisse mit jener Färbung zum Ausdruck, die einem Angehörigen dieses Standes oder Berufes zukommen. Die ständische Poesie des Volksliedes gehört durchaus zu dieser Art, während die moderne soziale Lyrik meistens jener sozialen Lyrik zuzurechnen ist, in der der Arbeiter oder Bauer lediglich das Objekt der lyrischen Aussprache, lediglich der Gegenstand der Bewunderung oder des Mitleids eines Lyrikers ist, der diesem Berufe selber nicht angehört. Tilly Lindners soziale Dichtungen „Musik der Millionen" zählen meistens zur letzteren Art. Wenn er in dem Gedichte „Der Proletarier" beginnt: „Weißer Mondschein, graue Dämmerwende fällt ihm über Herz und Hirn und Leib, ein gebräuntes, hünenstarkes Weib atmet unterm Schutze seiner Hände", so steht er dem Arbeiter gegenüber, den er in seiner Art, seiner Kraft, seiner Sehnsucht, seinem Elend beschreibt, und zu dem er in irgendeiner Art bewundernd oder teilnehmend aufblickt. Lindner weiß „um ihres Lebens Inbegriff" und „spürt im Blut das hohe Wissen, das schauend über ihnen schwebt", er besingt den Roßknecht, dem „vor Schwielen und vor Schrunden" nicht graut, den schwer dahinschreitenden Taglöhner, den Schmied, wie er den Hammer schwingt, die Bauern, deren Schweiß die Körner befruchtet, kurz, Lindner ist den Millionen schwer Arbeitender teilnehmend verbunden. Und wie er den verschiedenen arbeitenden Ständen, dem Maschinisten und Kohlenarbeiter ebenso wie dem Gewerbetreibenden und besonders dem Bauern seine Teilnahme, sein Mitleid und etwas spärlich seine Mitfreude schenkt, so kommen auch die Situationen und Einschnitte des Arbeiterlebens: Feierstunde, Heimkehr von der Arbeit, Frühарbeit, Sterbestunde, Sommerszeit, Gewitterschwüle und anderes zu Worte. Manchmal pflegt der Dichter auch das Rollenlied, so in dem Gedicht „Proletariernacht" und „Ackersmann", wo er die Worte einem Proletarier und Ackersmann in den Mund legt, aber nicht so überzeugend, daß wir ganz vergessen könnten, daß nicht ein Ackersmann, sondern Dr. Lindner die Verse spricht. Unser Dichter, der nun schon das fünfte Buch verlegt hat, verfügt über eine sehr schöne Sprache, die voll kräftiger, gut angebrachter Alliterationen ist: so schürfen, schaffen, schauen sie; und Fuß und Faust war herb zerschunden; nur wenn der Schweiß die Stirne schliff (8).

Digitized by Google

Besonders wirksam scheinen mir seine Zweizeiler zu sein; mit dieser knappen Versform steht seine gedrängte, sparsame Sprache in gutem Einklang. Das schmale Gedichtbändchen gehört zweifellos zu den bemerkenswertesten Lyrikbüchern, die in den letzten Jahren auf katholischer Seite erschienen sind.
Oskar Katann.

Albert H. Rausch, Kassiopeia. Hymnen, Elegien, Oden aus den Jahren 1909—1919. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1919. 212 S., Mk. 8.—.

Wenn man sich von dem Titel des Buches leiten läßt oder von der ganz im antiken Sinn getroffenen Einteilung der Gedichte in Hymnen, Elegien und Oden, die mit unseren Fachausdrücken nur wenig gemein haben, oder von der gedanklichen Abgeklärtheit einiger „Lothringer Elegien", dann möchte man in Rausch am liebsten einen Neuklassizisten erblicken. Und da der Neuklassizismus sich meistens nicht darauf beschränkt, formale Eigenschaften der antiken Kunst zu übernehmen, sondern auch den heidnischen Geist der Sinnenfreude und des Schicksalglaubens gerne annimmt, so sieht man in der Trauer des Gedichtes über entschwundene Götter Griechenlands (20), in der atheistischen Gleichsetzung von Gott und Schicksal, Gott und Leidenschaft, in der Verachtung des Frohnes der Ehe (62), in dem Lob nächtlicher Abenteuer (123), in dem Preis der Liebe in ihren verschiedensten Gestalten, in der wiederholten Verherrlichung des Antinous und in der südlichen Oleander- und Epheulandschaft, zunächst nur eine Bestätigung dieses Eindruckes. Aber das schäumende Gefühl des Dichters, seine weiche überaus geschwätzige, breite Darstellung, seine Verschleierung der gegenständlichen Erlebnisse, hinsichtlich derer er sich gern in ganz allgemeinen, abgeblaßten Gedankengängen bewegt, die rethorische schauspielernde Sprachgewalt seiner Jamben lassen nicht verkennen, daß der Einfluß der modernen Lyrik auf ihn letzten Endes doch ein viel ausschlaggebenderer ist. Und die neuheidnische Stimmung, die über dem Ganzen liegt, läßt sich auch aus der Moderne ableiten.
Oskar Katann.

Dramatische Dichtung.

Georg Kaiser, Der gerettete Alkibiades. Stück in drei Teilen. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam. 110 S. Mk. 8.—, gebd. Mk. 11.—.

Kaiser hätte sein Stück ebensogut den „travestierten Sokrates" nennen können, denn er bemüht sich, die Lichtgestalt des Sokrates, wie sie uns bei Platon und Xenophon überliefert ist, in den trivialsten Alltag zu stecken und seine Rettung des Alkibiades in der Schlacht, seine Lehre und seinen Tod aus zufälligen und unbedeutenden Anlässen abzuleiten. Nun, es ist das Prinzip der Travestie, das Erhabene herabzuziehen, und wäre Georg Kaiser nicht ein so großer Skeptiker, dann wäre sein Stück wohl auch eine ausgesprochene Travestie geworden; so aber läßt er Sokrates am Schluß fragen: „Gebe ich ein Schauspiel? Ist es eine Tragödie oder spielt sich Lachen hinein? — Wer unterscheidet? Ihr nicht — und ich nicht — das Große ist im Kleinen verborgen und aus Geringem türmt sich Erhabenes". Dieser Satz spielt auf die Tragikomödie an und will das Verfahren Kaisers rechtfertigen. Aber wir bestaunen und belächeln es ebenso skeptisch, wie Kaiser das Leben und die Meinungen des Sokrates. Denn der Widerspruch zwischen der Idealgestalt Sokrates, wie sie uns vor Augen schwebt, zu dem Zerrbild Kaisers ist doch zu groß, als daß uns eine relative „Erhabenheit" dieses Zerrbildes einnehmen könnte. Kaiser erklärt sozusagen den ganzen Sokrates aus einem Kakteendorn, den er sich in der Schlacht in den Fuß getreten hat; vor Schmerz bleibt er in der Schlacht zurück, haut

Digitized by Google

wütend um sich, um zu verhindern, daß er aufstehen muß und rettet dadurch zufällig den Alkibiades. Mehr deshalb, weil ihm jede Bewegung schmerzt, als weil er sich der unverdienten Ehrung schämt, schenkt er diesem den dafür erhaltenen Ehrenkranz. Er selber sagt einmal: Die Heldentat „besteht nicht. Ich habe den Alkibiades nicht retten wollen und dem Alkibiades den Goldkranz nicht schenken wollen". Er ist ein „Opfer der Verhältnisse". Um den Schein zu retten, läßt er sich den Dorn trotz der heftigsten Schmerzen nicht ziehen, erst im Gefängnis und auch da nur, als er bereits das Gift genommen hat, um einen angenehmen Tod zu haben. Zum Dank dafür opfert er dem Asklepios einen Hahn und es bleibt dem jugendlichen Platon vorbehalten, in knabenhafter Begeisterung das letzte Wort des Sokrates dahin zu erklären, daß Sokrates damit dem „Tode wie einem Arzt danke, der ihn von schwerem Leide erlöse". In solchem Sinne ist es auch gehalten, wenn Sokrates den Fischweibern die Nützlichkeit des Begriffes beibringt, bei einem Gastmahl über den Ruhm spricht und in einer sehr lüsternen Szene die Geliebte des Alkibiades verschmäht. Ich habe nicht viel übrig für Travestien, die sich nicht auf Scheingrößen beschränken, sondern wirklich Großes und Erhabenes lächerlich machen; noch viel weniger aber für eine mit den Zügen der Travestie ausgestattete Tragikomödie, mag im übrigen auch dieses „expressionistische" Stück (endlich einmal eins) verständlich und klar aufgebaut sein. Oskar Katann.

Sebastian Paintner, St. Wulfswintha. Ein Martyrdrama in fünf Akten. Als Manuskript gedruckt. Verlag Alexander Uri, Eggenfelden, Niederbayern.

Der Verfasser ist ein katholischer Geistlicher, Expositus in Oberviehbach, Diözese Regensburg. Dieser geborene Dramatiker lebt also als Seelsorger in einem niederbayrischen Bauerndorf und schreibt — auf Bestellung — für den Markt Reisbach ein Heimatstück, dessen Spieldauer fünf bis sechs Stunden umfaßt. Ein schöner Plan, ein großer Wurf, der freilich nur halb gelang, weil der Verfasser sich nicht emanzipieren konnte von den Vereinsbühnen, weil ihm die praktische Bühnenerfahrung fehlt. Aber die ganz respektable Leistung, die ein beträchtliches dramatisches Talent verrät, ist es wert, daß sie in der Literatur genannt werde. Paintner wird sicherlich weiterschreiben und deshalb will ich hier kurz anführen, was ich zu bemängeln habe. Das ganze Drama ist zu breit angelegt und es hätte mich interessiert, die gekürzte Ausgabe kennen zu lernen. Die Aufführung ist sehr erschwert dadurch, daß jeder der fünf Akte dreimaligen Szenenwechsel verlangt, also etwa fünfzehn verschiedene Szenerien. Ein Volksschauspiel soll höchstens zwei bis drei verschiedene Szenen haben. Paintner wendet wiederholt das häßliche, bühnenwidrige und unnatürliche „Beiseitesprechen" an. Die Sprache ist sehr verschieden, ausgezeichnet im Dialekt, dagegen oft hölzern, wenn in Versen geredet wird. Ich anerkenne, daß auch einige poetisch schwungvolle Stellen nicht mangeln. Allein, Verse wie Seite 26: „Der Himmel finst'r, im Ost ein Schimmer — Licht's —" oder Seite 149: „Verschwind'n Theodrich will's, der große König —", die beleidigen Aug und Ohr. Paintner hat das Zeug zu einem Volksdichter. Da ist er in seinem Element, wie die herrlichen Szenen Seite 58, 60 und 97, um nur einige zu nennen, schlagend beweisen. Humor und Witz sprudeln wie Quellen, ein Beweis dafür, daß der Dichter den Charakter des Volksschauspiels erfaßt hat. Möchte er darin weiterfahren und seine freien Stunden in Oberviehbach nur dazu verwenden, Volksstücke, vielleicht im Dialekt, zu schreiben, oder auch Martyrdramen in gedrängterer Form. Einstweilen wird man sich den Namen Paintner merken. Sebastian Wieser.

Digitized by Google

Romane, Novellen, Erzählungen.

Fritz Brehmer, Nebel der Andromeda. Das merkwürdige Vermächtnis eines Irdischen. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1920. 203 S. Mk. 5.—.

Zukunftsromane waren immer eine beliebte Unterhaltungslektüre, da ihr Stoff einerseits der menschlichen Neugierde entgegenkommt, andererseits der Phantasie Nahrung und Anreiz gibt. Eine Bedingung muß dabei allerdings erfüllt sein: Auch die kühnsten Zukunftsphantasien müssen im Bereich, wenn auch nicht des Wahrscheinlichen, so doch wenigstens des logisch Möglichen bleiben; gehen sie darüber hinaus, so wagen sie den Schritt ins Lächerliche und bringen sich selbst um ihre Wirkungen. Das ist leider auch dem Autor des vorliegenden Werkchens passiert. Daß jemand infolge einer lange fortgesetzten Übung der Willensenergie befähigt wird, innerhalb gewisser Grenzen den Naturkräften entgegenzuwirken, zum Beispiel die Schwerkraft unwirksam zu machen, ist zwar wenig wahrscheinlich, immerhin aber als möglich denkbar. Völlig undenkbar aber bleibt es, daß ein Mensch, auch ein solcher von höchster Willensenergie, auf diese Weise bis auf einen der Planeten im Nebel der Andromeda gelangen kann. Dort trifft er eine Menschheit an, der dieselben Lebensbedingungen gesetzt sind wie der Menschheit auf der Erde, nur ist sie schon auf einer bedeutend späteren Entwicklungsstufe angelangt. Das Zeitalter der Technik und damit auch der Übervölkerung und der Kriege ist dort oben schon ein überwundener Standpunkt, auch Religion und Staat sind nicht mehr notwendig, weil durch eine systematische Ausbildung des Intellekts eine Vergeistigung des Menschen eingetreten ist. Das ganze Zusammenleben der dortigen Menschen ist rationalisiert. Natürlich ist mit der Religion auch die Ehe abgeschafft worden; die Frau bestimmt, ob aus ihrem Verkehr mit Männern Kinder entstehen sollen oder nicht, sie bestimmt auch das Geschlecht der Kinder. Es ist also eine Art Zukunftsstaat mit anarchistischem Anstrich, der sich auf dem Andromeda-Planeten etabliert hat. Eines der dortigen Mädchen, das der Erzähler gewonnen hat, sehnt sich nach den zwar barbarischen, aber jugendlich-kräftigen Zuständen der Erde und so beschließt das Paar zu dieser zu reisen. Das tun sie nun auch auf dieselbe Art, wie der Erzähler einst zur Andromeda kam, nur geht es diesmal nicht so glücklich aus: Das Mädchen überlebt die Fahrt nicht, der Mann wird bei der Landung auf der Erde schwer verletzt und verlebt den Rest seines Daseins in einer Wildnis Südamerikas in Trauer um seine Geliebte. So die Fabel, die auf unbefangene Leser nicht so wirken wird, wie die ganz merkwürdige aus allen möglichen Philosophien zusammengeleimte Weltanschauung — materialistisch-energetisch-okkultistisch etwa — von der die Erzählung getragen wird. Da zudem erotische Szenen von sehr weitgehender Rücksichtslosigkeit nicht fehlen, müssen wir das Buch auf das Entschiedenste ablehnen.

Anton Lesowsky.

G. K. Chesterton, Priester und Detektiv. Ins Deutsche übertragen von H. M. von Lama. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1920. 410 S. Mk. 7.80, gebd. Mk. 12.50.

Der Zug vieler Leser nach Dunklem, Rätselhaftem, Nervenaufpeitschendem ist unleugbar. Nach den Sherlock Holmes-Detektivgeschichten des Conan Doyle stellte sich der Lutzverlag mit seinen Kriminalgeschichten ein, ebenso die Engelhorn-Romanbücherei. Manche andere wären noch zu nennen, wie der Verlag Georg Müller (München), der der Vorliebe für die Phantasten- und Groteskenliteratur, die überall sich breit macht, Rechnung trägt. Beweise genug eines nervös-überreizten, krankhaften Zeitalters. Es ist anerkennenswert, daß sich der große katholische Verlag Pustet müht, dem Lesebedürfnis

Digitized by Google

der Allgemeinheit auch in dieser Richtung durch gute Werke entgegenzukommen. Stofflich ist der Versuch des englischen Verfassers sehr bemerkenswert und originell: er will seinen Landsleuten den römischen Priester und mit ihm die katholische Kirche mit Hilfe des Kriminalromans näher bringen, indem er beweist, welche Menschenkenntnis und Erfahrung der katholische Geistliche sich neben seiner gründlichen umfassenden Vorbildung durch den Umgang mit allen Schattierungen der Menschenklassen, im öffentlichen Leben, im Beichtstuhle, aneignet. Der eigentliche Held des Buches ist Father Brown, ein einfältig, beinahe tölpelhaft erscheinender Priester, der durch nichts aus seiner Ruhe zu bringen ist, an dessen klarer Auffassungsgabe und sicherem Kombinationsvermögen, mit denen er die verwickeltsten Kriminalfälle spielend löst, die berühmtesten Detektive lernen. Die Schreibart entspricht ganz dem originellen Stoff. Mag manches auch dem geübten Leser gewaltsam herangezogen erscheinen, diese Schwäche gehört nun einmal zum Wesen jedes Kriminalromans. Die Geschichte „Der Unsichtbare" läßt, auch inhaltlich, an den gleichlautenden Roman des Engländers Wells denken. Es wäre schwer, die zwölf Erzählungen nach ihrer besonderen Güte zu sondern, sie werden jeden Leser, der sich durch diese Art der Erzählungsliteratur zerstreuen will, gleich befriedigen. Oskar Lorenzoni.

M. E. delle Grazie, Eines Lebens Sterne. Roman. Zwei Bücher in einem Bande. Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig 1919. 515 S. Mk. 16.—, gebd. Mk. 20.—.

Vom künstlerischen Standpunkt aus bin ich kein Freund der Schlüsselromane und zwar deswegen nicht, weil bei ihnen sich der Genuß nicht im Werke erschöpft, sondern immer wieder zu den hinter dem Roman liegenden Gestalten und Verhältnissen zurückkehrt, von welchen man doch wieder nicht weiß, inwieweit das geschilderte Bild der Wirklichkeit entspricht und inwieweit der Dichter von dem Recht der Phantasie Gebrauch gemacht hat. Dieses grundsätzliche Bedenken muß man auch delle Grazies Roman gegenüber aussprechen, umsomehr, als man der Dichterin, wie ihre Romane wiederholt bewiesen haben, eine starke Vorliebe für den Schlüsselroman zuerkennen muß. Trotz dieses grundsätzlichen Vorbehaltes habe ich den vorliegenden Roman mit großer Anteilnahme gelesen und zwar seiner autobiographischen Prägung willen. Denn in der breiten Schilderung der fruchtbaren ungarischen Landschaft hat die Dichterin ein Bild ihrer Heimat gegeben und in der Heldin des Romans ihre eigene Jugend gezeichnet. Schön hat sie namentlich ausgeführt, wie sie frühzeitig in ein pantheistisches Verhältnis zur Natur trat und wie ihr die Sterne als Symbol der Ordnung und der Gesetze erschienen. Aber gerade in diesen Teilen empfinden wir trotz aller Frühreife des Mädchens, zu dem die Dichterin, wie überhaupt zu ihren Gestalten, gerne bewundernd aufblickt, daß sie manchmal (wie auch im „Homo") dem Kinde Worte in den Mund legt, die wir uns schwer in Kindesmund denken können. „Des Lebens Sterne" gehen der Heldin in Wien auf, als ihr ein junger Priester in den Weg tritt, der sich ihrer dichterischen und seelischen Entwicklung fürsorglich annimmt. Und auch hier folgt unsere persönliche Teilnahme, da wir in diesem Priester gar bald Laurenz Müllner erkennen, dessen Andenken das Buch gewidmet ist, den Wiener Philosophieprofessor und Schüler Karl Werners und Wilhelm Rosenkranz', dessen Bedeutung in seiner höchst anregenden Lehrtätigkeit zu erblicken ist. In diesem zweiten Teile des Buches sind es die Stellen über den Zölibat, die Einsamkeit des Priesters, die Strenge und Konsequenz der Kirche, das Verhältnis der Kirche zur Wissenschaft, besonders zur Philosophie und viele feine in diesen Rahmen fallende Bemerkungen, die unsere besondere Hingabe wachhalten. Der Roman, der mit den bekannten

Digitized by Google

satten, sinnlichen Farben delle Grazies auch das Wiener Bürgertum scharf kennzeichnet, ist im Grunde ein Fragment oder besser ein erster Teil, er schildert nur einen Lebensauftakt; aber schon hier sind, zum Beispiel in der Stellung des Helden zum Pantheismus (369), vielfache später zu erwartende Konflikte vorbereitet, auf deren Mitteilung und Gestaltung die Dichterin viele Sorgfalt wird verwenden müssen, soll auch über diesen jene versöhnende, milde, weiche, melodische Stimmung die Oberhand behalten, die in dem sehr breit angelegten ersten Teile durchaus obwaltet und uns die einzelnen feinen seelischen Beobachtungen doppelt stark empfinden läßt. Oskar Katann.

Alfred Huggenberger, Die heimliche Macht. Geschichten auf der Heubühne. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1919. 242 S. Mk. 5.—, gebd. Mk. 8.50.

Während der Heuernte auf den Gemeindewesen werden von den Bauernburschen nach getaner Arbeit des Abends selbsterlebte Geschichten erzählt, natürlich Liebesgeschichten. Fünf solcher Dorfnovellen sind hier durch eine kleine Rahmenerzählung zu einem hübschen, frischen Ganzen zusammengebunden. Der Bauernsohn, der sich in die junge Dienstmagd verschaut und sie von seinem alternden Vater erkämpfen muß, der selbst an ihr Gefallen gefunden hat und sie zu seiner Frau machen will; der Knecht, welcher mit der armen Magd glücklich wird, die sein Herr ins Unglück gebracht hat; der junge Bauer, dem eine reiche Erbin zugedacht ist, die er zu lieben glaubt, bis er durch Zufall eine arme Häuslerstochter kennen lernt, mit der er glücklich wird; der arme Knecht, den sein Mädchen verabschiedet, weil er in einer dummen Stunde seiner Base zu tief in die Augen geschaut hat und als heiteres Intermezzo die Geschichte von dem Burschen, den man als Rache für einen Ulk als Hochzeiter bei zwei Bauerstöchtern einschmuggelt, die weder durch Jugend, noch Schönheit, noch Reichtum ausgezeichnet sind, der bei dieser Gelegenheit aber doch die richtige als Braut nach Hause bringt. Es sind alte, bekannte Motive, welche den Erzählungen zugrunde liegen und auf den gemeinsamen Grundton, der die Macht der Liebe verkündet*, abgestimmt sind. Technisch bedeutet das Buch einen weiteren Fortschritt. Knapp und bildhaft, wie das Landvolk spricht, ist auch Huggenbergers Sprache, und das nicht nur im Dialog. Es gibt vielleicht keinen Satz im ganzen Buche, in dem ein Wort zuviel wäre. Auch seine Gestalten haben diese knappe, herbe, wortkarge Eigenart, durch die nur zeitweise, dann aber überwältigend, der ganze Reichtum des Innenlebens der verschlossenen Bergbauern hindurchbricht. Anton Lesowsky.

Thomas Mann, Herr und Hund. Gesang vom Kindchen. Zwei Idyllen. Verlag S. Fischer, Berlin 1919. 190 S., Mk. 5.50.

Wie Goethe sich zur Zeit, da die Völker aufeinander schlugen, „der Enge" zukehrte, die uns allein beglückt, so ist auch in Thomas Mann inmitten unserer Tage das Bedürfnis entstanden, sich von der großen Welt abzuschließen und einfachen Verhältnissen zuzuwenden. Mag auch die Zusammenstellung zweier Idyllen, deren erste ihren Stoff aus dem Leben des Hundes nimmt, während die zweite dem Kindchen Manns gewidmet ist, anfänglich überraschen, in den ersten Monaten der Kindheit steht einmal das animalische Leben im Vordergrunde und die idyllische Freude an der Erscheinung und Entfaltung dieses Kleinlebens ist in beiden Fällen enge mit einander verwandt. Kam es Thomas Mann in seinen bisherigen Werken auf die Zergliederung der Menschenseele an, so mußte er schließlich bei seinem Zerfasern die Welt des Alltags entdecken und auf die Idylle kommen. Nachdem sich

* Ob dabei immer die Grenze eingehalten wird, die katholische Leser bindet, bleibe dahingestellt. Die Redaktion.

Digitized by Google

seine psychologische Analyse am Menschen erschöpft hatte, mußte sie sich dem Tiere zuwenden und, da eine exakte Schilderung des tierischen Innenlebens nicht möglich ist, ohne in Phantastik zu münden oder das Tier zu vermenschlichen, wie es die Tierdichtung aller Zeiten getan hat, so kam es, wenn man das nicht wollte, umsomehr auf eine treue und reiche Beobachtung an. In der Tat gibt sich die Prosa-Idylle „Herr und Hund" in erster Linie als eine überaus peinlich genaue Beobachtung des Hundelebens. Es ist geradezu staunenswert, wie Thomas Mann es versteht, seinen Hund in der reichen Fülle der möglichen Bewegungen vorzuführen: er zeigt uns den Hund am Morgenspaziergang, auf der Jagd, in einer Krankheit und immer wieder sind es einzig die Bewegungen des Hundes sowie die Gedanken des begleitenden und sich an der Bewegung erfreuenden Herrn, die uns beschäftigen, denn eine durchlaufende Handlung, eine Geschichte etwa ist nicht gegeben; dadurch dürfte sich diese Tierdichtung von den meisten anderen unterscheiden und die Idylle, die bisher in der Ausmalung einer genrehaften Episode ihr Ziel sah, der Beschreibung annähern. Die Idylle hat daher auch kein Ende in gewöhnlichem Sinne, weil sie kein Ziel, keinen Schlußakt hat, sondern sie hört auf, nachdem alle wesentlichen Seiten des Hundes vorgeführt sind, sein Wesen allseits beschrieben ist. Die Erzählung Manns plätschert in überaus behaglicher Breite dahin, manchmal geht ihr Rhythmus in einen Hexameter über, zum Beispiel Seite 37: „Aber den Sohn der Ökonomie verwirrte das städtische Treiben." Die zweite Idylle „Gesang vom Kindchen" ist denn auch in Hexametern abgefaßt, von denen Mann (143) meint: „Die Weise blieb mir geläufig"; „sie geht mir bequem von der Lippe". Ob das immer so sicher ist, bleibe angesichts mancher holpriger Verse (Seite 147 und 151 zum Beispiel) dahingestellt, bei denen einem das Diktum August Wilhelm Schlegels einfällt: „Hexameter zu machen, die weder hinken noch krachen, das sind nicht jedermanns Sachen." Auch der Gesang vom Kindchen, der dem Frühbad, der Unterhaltung und Krankheit einen Blick gibt und den größten Raum der Taufe schenkt, macht einen ziemlich fragmentarischen Eindruck, auch hier fehlt die Handlung, die sich erst bei der Taufe einstellt, die aber nicht in die Mitte, sondern an den Schluß gestellt ist, wodurch die Komposition dieses „Gesanges" recht mangelhaft erscheint. Immerhin hat Mann versucht den Hexameterdichtungen Hebbels, Hamerlings und Saars nachzufolgen und den Pastor einige Verse sprechen lassen, die unsern vollen Beifall haben (185):

„Denn gesellig ist die Kunst und menschenverbindend
Unbedingt, sie gebe sich auch noch so gesondert,
Sittigend ist ihr Wesen, befreiend und reinigend. Niemals
Kann sie entgegen sein dem Streben des Menschen zum Bessern;
Und wer um das Vollkommene wirbt, der fördert das Gute."

Oskar Katann.

Leo Weismantel, Das Perlenwunder. Legenden und Märchen. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen 1920. 90 S., Mk. 3.—.

— **Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön.** Eine Legende. Patmos-Verlag, Würzburg 1920. 15 S., Mk. 3.50.

— **Die Kläuse von Niklashausen.** Rhöner Kalendergeschichten. Verlag Hausen, Saarlouis 1920. 90 S., gbd. Mk. 1.—.

Weismantels Name hat in der Geschichte der jüngsten katholischen Literatur besten Klang. Mit gleichem Erfolg hat sich der noch junge Würzburger Dichter als Romanschriftsteller, als Dramatiker, als Novellist betätigt. Es ist „die Sehnsucht nach dem Heiligen", (vgl. „Gral", XIV, 47), welche durch die neueste katholische Literatur geht und die zwei ersten Bändchen geboren hat. Weismantel meistert seinen Stoff in einer Art, die den echten Dichter

Digitized by Google

klar erkennen läßt. Seine Sprache schmiegt und paßt sich dem Inhalt an und verwächst mit ihm zu einem harmonischen Ganzen, steigert sich bis zur satten Fülle biblischer Redeweise und ist getränkt von Vergleichen, die prächtig und wirkungsvoll sind. Jede der Legenden oder Sagen oder Geschichten ist künstlerische Feinarbeit. Eine gewisse Dreiteilung des Vorwurfes, wie sie dem Märchen eignet, ist meist leicht zu ersehen. Auch der naive Volkston scheint uns glücklich abgelauscht zu sein. Für manches alte Motiv hat der Dichter ein neues, köstliches Gefäß gefunden. Wie tief erfaßt er z. B. im „Perlenwunder" das alte Märchen, wie die Träne zur Perle wurde, wenn er es dahin deutet: Jesus Christus ist der Prinz, der ins Meer des Leides und des Todes stieg, um seiner Braut, der Menschheit, der Erlösung Perle zu schenken. Ob er den Verzicht des Jünglings Alexis preist, der die Züge des heiligen Franz von Assisi trägt oder den Eigendünkel der Menschen geißelt oder das Schicksal eines Hochgekommenen festhält, der nahe Fürstenthronen doch einsam bleibt und durch Neiderhand fällt, immer ist ihm das Leben Lehrmeisterin selbst. So lehrt er bei aller Ausdruckfähigkeit unaufdringlich. Ergötzlich ist die Schnurre vom gefoppten Teufel und „Die Geschichte vom schlauen Schäfer, der schönen Kaisertochter und dem dummen Prinzen", die im ersten Teil das Motiv der Glücksblume variiert und besonders an „Die blaue Blume" Hammersteins erinnert. Gleich Simson verliert der Sultan Abdul Hamid in „Leilas Gedicht von der Schönheit des Weibes" seine Heldenkraft durch ein Weib. „Das Nachtstück" steht mit seiner geheimnisvollen Einkleidung im Zeichen E. T. A. Hoffmanns und kündigt dies vielleicht schon in der Aufschrift an. — „Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön" zeigt den Hofnarren als Weisesten und predigt Rückkehr zum Reichtum der Seele gegenüber dem des Leibes, der in Schutt und Asche zerfällt. Auch der ärmste Boden dünkt den Menschen reich, wenn sie genügsam sind. — „Die Kläuse von Niklashausen", zwei Kalendergeschichten. Man müßte anfügen: für Gebildete, denn als Kalendergeschichten im landläufigen Sinne blieben sie wegen ihrer gedanklichen Schwere vielfach unverständlich. Ein Kampf der „Kläuse" gegen die drückende Frohnherrschaft. Ihr Pfarrer führt sie an im guten Glauben seiner Berufung durch Gott und meint, sie dadurch von Gewalttaten abhalten zu können; zu spät sieht er, daß seine Hoffnung eitel war. Voll Reue stirbt er an den Wunden, die er im Kampfe empfangen. In der zweiten Geschichte „Der geisternde Jäger am hohen Rain" streiten die Bauern mit ihren früheren Herren um den Gemeindewald. Sie siegen, aber ein junger Jäger schützt den Wald, selbst als Geist, nachdem er von zwei Wilderern erschossen worden war, deren einer das gleiche Mädchen wie er liebt. Aber Agathe bekennt sich an der Bahre des Jägers laut zu ihm und verschwindet hierauf aus dem Dorfe. Nach vielen Jahren kehrt sie zurück, zündet den nach dem Fluch des Pfarrers verdorrten Wald an und erhängt sich. Mit dem vernichteten Wald ist der Spuk geschwunden. Die gefällige Ausstattung der Bändchen ist durch den Gehaltswert verdient. Man muß es begrüßen, daß sich allenthalben Kräfte regen, der vernachlässigten Prosalegende aufzuhelfen.

Oskar Lorenzoni.

□□□□

Kleine Mitteilungen.

Konrad von Bolanden ist anfangs Juni im 91. Lebensjahr in Speyer gestorben. Mit ihm ist einer der erfolgreichsten katholischen Volksschriftsteller des 19. Jahrhunderts dahingegangen, der einst, insbesondere in der Kultur-

Digitized by Google

kampfzeit, als der „Alban Stolz des deutschen Romans“ galt. Bolanden, der mit seinem bürgerlichen Namen Josef Bischof hieß, geboren am 9. August 1828 zu Niedergailbach in der Rheinpfalz, verfaßte noch als Pfarrer seine ersten erfolgreichen Romane und widmete sich später ganz der Schriftstellerei, der er bis in das höchste Alter huldigte. Anfangs überaus hochgeschätzt, wurde er in den letzten 30 Jahren manchmal sehr gering bewertet. Neuerdings hat kein Geringerer als der Hamerlingforscher Michael Maria Rabenlechner (Wiener „Reichspost“, 6. August 1919) eine Ehrenrettung des Schriftstellers geschrieben. Während Bolandens zahlreiche zeitgeschichtliche Erzählungen („Die Schwarzen und die Roten“, „Kelle und Kreuz“, „Der neue Gott“, „Die Aufgeklärten“ usw.), die in vielen Hunderttausenden verbreitet wurden, nach Rabenlechner „mit Poesie schlechterdings nichts gemein haben, vielmehr lediglich der Tendenz dienen“, übertrifft Bolanden „als Schöpfer historischer Romane an Erfindung und Darstellungskraft alle seine jüngeren katholischen Kollegen ohne Ausnahme und hat den Anspruch auf den Namen eines wahren und bedeutenden Poeten“. Seine Erstlingswerke („Eine Brautfahrt“ 1857, „Franz von Sickingen“ usw.) knüpfen an Wilhelm Meinholds besten Roman „Der getreue Ritter oder Sigismund Hager usw.“ an. Unter seinen zahlreichen späteren Romanen ragen besonders „Gustav Adolf“, „Barbarossa“, „Canossa“, „Urdeutsch“ und „Savonarola“ hervor.

Die österreichische Literatur der Gegenwart, einschließlich der nicht mehr zu Österreich gehörenden Gebiete von Deutschböhmen und Schlesien sowie der Karpathenländer, will das Buch von Alfred Maderno, Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart (Verlag von Theodor Gerstenberg, Leipzig 1920, 328 S., Mk. 22.—) überblicken lehren. Seinem Ziel in der Nennung der Dichter vollständig zu sein, ist der Verfasser in weitem Umfange nahegekommen, auf wissenschaftlichen Wert kann jedoch seine oberflächliche, im einzelnen vielfach fehlerhafte und ungenaue Darstellung keinen Anspruch erheben. Immerhin ist das Handbuch mangels anderer Übersichtswerke ein brauchbarer Behelf, die reiche österreichische Gegenwartsdichtung zu überschauen. Auch die katholische Dichtung hat der Verfasser berücksichtigt, ohne indes überall treffsicher oder vollständig zu sein, von „Gral“mitarbeitern fehlen zum Beispiel Ferdinand Mayer und Oswald Menghin. Nicht nur bei den katholischen Schriftstellern, sondern auch bei den zahlreichen jüdischen Schriftstellern Wiens wäre eine Angabe der Konfession lichtvoll gewesen.

Die poetische Sparküche, die es zuwege bringt, aus einem einzigen, etwa fünf- bis zwanzigmal wiederholtem Gedanken, lange Gedichte zu verfertigen, findet die beste Reklame in den Versen, die im zweiten Hefte des dritten Jahrganges des „Gefährten“, geleitet von Albert Ehrenstein (Genossenschaftsverlag Wien und Prag, 1920, 33 S., Mk. 5.—, K 12.—) gesammelt sind. Im folgenden ein paar Proben (S. 3):

O, niemand wird mehr lachen auf Stern und Erde,
wenn ich nicht lache.
O, niemand wird mehr singen auf Stern und Erde,
wenn ich nicht singe.
O, niemand wird mehr tanzen auf Stern und Erde,
wenn ich nicht tanze.
O, niemand wird mehr lieben auf Stern und Erde,
wenn ich nicht liebe.
O, niemand wird mehr wachsen auf Stern und Erde,
wenn ich nicht wachse.
O, niemand wird mehr sterben auf Stern und Erde,
wenn ich nicht sterbe.

Digitized by Google

Oder (Seite 31):

O schau, Vater, schau, daß ich dir noch begegne.
Doch, wenn ich dir schon nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Weib begegnet.
Doch, wenn dir schon mein Weib nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Kind begegnet.
Doch, wenn dir schon mein Kind nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Eidam begegnet.
Doch, wenn dir schon mein Eidam nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein herzlieber Freund begegnet.
Doch, wenn dir schon mein herzlieber Freund nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir meine Herzallerliebste begegnet.
Doch wenn dir schon meine Herzallerliebste nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir meine Magd begegnet.
Doch, wenn dir schon meine Magd nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Hund begegnet.
Doch, wenn dir schon mein Hund nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Hengst begegnet.
Doch wenn dir schon mein Hengst nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Lamm begegnet.
Doch, wenn dir schon mein Lamm nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Täubchen begegnet.
Doch wenn dir schon mein Täubchen nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir mein Grab begegnet.
Doch, wenn dir schon mein Grab nicht begegnen soll,
So schau, Vater, schau, daß dir der Mond begegnet.

Wer hat da nicht Kopfweh? Dieser mag noch weiter lesen.

Der deutschamerikanische Dichter Johann Rothensteiner, der seinerzeit ein eifriger Mitarbeiter von Tepe van Heemstedes „Dichterstimmen" war, hat unter dem Titel „A Little Garland of Catholic Hymns" eine Anthologie religiöser Lyrik veröffentlicht, die zumeist der deutschen Literatur entnommen ist.

□□□□□

Katholische Literaturtafel.

Die Aufnahme in diese Literaturtafel bedeutet keine literarische Wertung, somit auch keine unbedingte Empfehlung.

Arens Bernard S. J., Das Buch. Zweite und dritte Auflage. Verlag Herder & Co., Freiburg i. B. 154 S., Mk. 5.20, gbd. Mk. 7.20.

Bahr Hermann, Burgtheater. Verlag Wiener Literarische Anstalt. Mk. 12.—.

Bodemer Horst, Heimat. Roman. Verlag Jos. Habbel, Regensburg. 150 S., Mk. 6.—.

Bram Franziska, Auf der Straße der Suchenden. Verlag H. Z. Gonski, Köln. Mk. 8.—.

Brentano Maria Rafaela O. S. B., Amalie Fürstin von Gallitzin. Zweite und dritte Auflage. Verlag Herder & Co., Freiburg i. B. 154 S., Mk. 7.80, gbd. Mk. 10.40.

Calderon de la Barca Don Pedro, Geistliche Schauspiele. 10 Bdch. Verlag J. Pfeiffer, München. Je Mk. —.50.

Claudel Paul, Der Tausch. Übertragen von Jakob Hegner. Verlag J. Hegner, Hellerau. 162 S., Mk. 10.—.

Digitized by Google

D'ham Ernst, Das letzte Bildnis. Novellen. Verlag Hausen, Saarlouis. Mk. 1.50.

Die Psalmen. Übersetzt und kurz erklärt von Athanasius Miller O. S. B. (Ecclesia orans, IV. und V. Bdch.) Erste Abteilung: Das I. und II. Buch der Psalmen (Psalm 1—71). Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 296 S., Mk. 11.50, gbd. Mk. 15.—.

Eckert Erich, Der verlorene Sohn. Parabelspiel in drei Aufzügen. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. 140 S. Mk. 3.—.

Faustmann Karl, Aus tiefem Brunnen. Das deutsche Sprichwort. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 316 S., gbd. Mk. 12.—.

Feiten Josef, Nickel- und Goldköpfchen. Erzählungen. Verlag Hausen, Saarlouis. Mk. 1.50.

Gangl Josef, Das Schwabenhaus in Buchenand, ebenda. Mk. 1.50.

Godin Marie Amelie von, Unser Bruder Kain. Askanischer Verlag, Berlin. Mk. 12.—.

Gotthardt J., Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung. Zeitgemäße Lebens-, Erziehungs- und Literaturfragen. („Frankfurter zeitgemäße Broschüren" XXXIX, Heft 8/9.) Verlag Breer & Thiemann, Hamm, Westfalen. Mk. 1.50.

Greban A., Die Passion. Aus dem Französischen des Jahres 1452. Frei übertragen von W. Schmidtbonn. Verlag Fleischel & Co. 1919. 84 S., Mk. 4.—.

Hahn-Hahn Ida Gräfin, Gesammelte Werke 1/2: Maria Regina. Erzählung. Verlag J. Habbel, Regensburg. 2 Bde., 594 S., Pappband Mk. 16.—.

Heilmann Dr. Alfons, Seelenbuch der Gottesfreunde. Perlen deutscher Mystik. (I. Bd. der Bücher der Einkehr, herausgegeben von Dr. A. Heilmann.) Verlag Herder & Co. i. B. 360 S., Mk. —.—.

Huber Michael O. S. B., Im Reiche der Pharaonen. 2 Bde. Zweite Auflage. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 562 S., Mk. 12.—, gbd. Mk. 19.50.

Kaiser Isabella, Rahels Liebe. Novelle. Verlag J. P. Bachem, Köln. Mk. 6.—, gbd. Mk. 8.—.

Koch Gaudentius O. Cap., Das Büchlein Nazareth. Ein Auszug aus Liebfrauenlobs Marienleben. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck 1920. 48 S., Kr. 6.—.

Krane Anna, Freiin von, Von Weltkindern, armen Sündern und Heiligen. Geschichten. Verlag Jos. Habbel, Regensburg. Mk. 4.—.

— Erträumtes und Erlebtes. Verlag Hausen, Saarlouis. Mk. 2.50.

— Flüchtige Schatten. Verlag Hausen, Saarlouis. Mk. 2.50.

Kreitmeier J. S. J., Im Kampf um die neue Kunst. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 32 S., Mk. 1.50.

Muckermann Hermann S. J., Neues Leben. Ethisch-religiöse Darlegungen. Erstes Buch: Der Urgrund unserer Lebensanschauung. Verlag Herder & Co., Freiburg i. B. 56 S., Mk. 5.60, gbd. Mk. 7.60.

Mönius Georg, Gotik. Gedichte. Görresverlag, Bamberg. 85 S., Mk. 6.—.

Pagés Helene, Großmutters Jugendland. Die Geschichte von Klein Nanni. Verlag Herder & Co., Freiburg i. B. 142 S., gbd. Mk. 7.80.

Pelzer Franz S. J., Kritische Studien zum Leben und zu den Schriften Alberts des Großen. Verlag Herder & Co., Freiburg i. B. XVI., 180 S., Mk. 40.—.

Steiger Hans, Die Zauberbrille. Grotesken, Satiren und lustige Geschichten. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. 160 S., Mk. 9.—, gbd. Mk. 13.50.

Digitized by Google

Steven Maria Stanisla, O. S. B., Gott und die Wahrheit. Lebensbild der Konvertitin Agnes Freifrau von Hermann. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 132 S., Mk. 5.—.

Stubenberg Mathilde, Licht. Roman, II. Bd. Verlag Mosersche Buchhandlung, Graz. Kr. 33.—.

Verkade W., O. S. B., Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Malermönches. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 264 S., Mk. 5.80.

Weismantel Leo, Das Perlenwunder. Legenden und Märchen. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. Mk. 3.—.

Wibbelt Augustin, Ein Familienbuch. Verlag J. Schnell, Warendorff. 320 S., Mk. 13.20.

Wiesebach Wilhelm, Hariolf und Hildegard. Ein Märchen von der Seele. Mit Bildern von Br. Notker Becker O. S. B. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1920. Groß 8^{0}, 51 S., Mk. 8.50, gbd. Mk. 17.—.

Zerkaulen Heinrich, Hans Heinrichs Fahrt ins Leben. Eine Geschichte. Volksvereinsverlag, München-Gladbach. 60 S., Mk. 2.45.

— Der Leuchtturm. Eine Ballade in einem Aufzug. Patmosverlag, Würzburg 1920. 20 S.

Zurkinden O., O. S. B., Wie der Herr so gut gewesen. Erzählung aus Christi Zeit. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 86 S., Mk. 4.80.

oooooooooooo

Druckfehlerberichtigung. In Heft 5/6 war Seite 174 unten statt „Thy eedeo bootner" zu lesen Thy elder boother und statt „Thy fatner" Thy father. In Heft 7/8 sollte es Seite 254 oben statt „Gebet der Worte" Gebet der Droste und statt „Sorge" Sage heißen, Seite 256 statt „Kristallbildern" Pastellbildern. Im Gedichte „Klagende Welt" ist eine Zeile sinnstörend verhoben worden. Auf Seite 211, im dritten Absatz, soll die sechste Zeile als dritte stehen. Richtige Zeilenfolge:

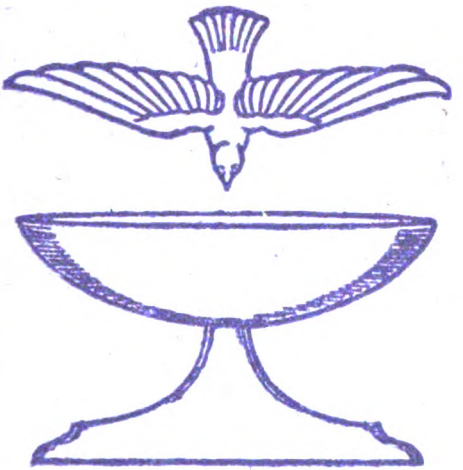
Wärst du rein!
Etwa verklärten sich alle Dinge zu hohen
Gefährten unsäglicher Freude
Für dich, den König, des achten, des ewigen Tags.
Wärst du rein!
Etwa ergösse sich all das weite Sein
Verzückt in dich . . .

In dem Gedichte „Der Drache", Seite 241, ist in der letzten Zeile der vierten Strophe statt „Hängt", zu lesen: „Rings." — Seite 234, elfte Zeile von unten, ist zwischen „gar" und „slawischen" das Wort „die" ausgeblieben. — Seite 236, Zeile 9, von unten, fehlt hinter „Räte" der Beistrich. — Die so häufigen Druckfehler sind teilweise auf die technischen Schwierigkeiten der Herstellung, teilweise auf das Ausbleiben der Autorkorrekturen wegen unzureichender Postverbindung zurückzuführen.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Franz Eichert, Wien, XVIII., Klostergasse 11. — Verlag: Gralverlag (Buchhandlg. Canisiuswerk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44. — Druck: Buch- und Kunstdruckerei, Wien, VI., Mariahilferstraße 49.

Digitized by Google

Der Gral



Monatsschrift für schöne Literatur
Herausgegeben von Franz Eichert

Aus dem Inhalt:

Zum fünfzehnten Graljahrgang. — P. Maurus Carnot / Eine Enrica von Handel-Mazzetti-Stunde. — Josef Müller / Schillers Weltanschauung. — Ferdinand Mayer / Gesang der Gläubigen und andere Gedichte. — Franz Josef Sailer / Berufung. — Heinrich Zerkaulen / Erich Eckerts „Verlorener Sohn". — Gedichte von Hanns Heinrich Bormann, Christoph Flaskamp, Leo Heemstede, Oswald Menghin, Herbert Tiaden.

---

14. Jahrgang • Heft 11/12 • September 1920

Gralverlag: (Buchhandlung Canisius-Werk), Wien, XIV.

Heft 11/12. 14. Jahr.

Inhalt:

Seite

Zum fünfzehnten Graljahrgang 325
Gesang der Gläubigen und andere Gedichte. Von Ferdinand Mayer . . 328
Eine Enrica von Handel-Mazzetti-Stunde. Von P. Maurus Carnot . . 330
Auditu solo. Von Leo van Heemstede 339
Heimkehr. Von Oswald Menghin 339
Schillers Weltanschauung. Von Josef Müller 340
Berufung. Von Franz Josef Sailer 356
Ihr möchtet sprechen. Von Christoph Flaskamp 357
Mittag. Von Hanns Heinrich Bormann 358
Erich Eckerts „Verlorener Sohn". Von Heinrich Zerkaulen 358
Junge Freude. Von Herbert Tiaden 360
Von neuen Büchern: Besprechungen von M. Herbert, Oskar Katann, Anton Lesowsky, Herm. Mailer, Josef Müller, Hans Steiger, Josef Leo Seifert, Sebastian Wieser 361
Kleine Mitteilungen: Dr. Karl Storck †. — Die künstlerische Eigenart Dantes. — Die Dichter ins Volk. — Das Leben und Weben der Sprache. — Ein Bund für geistliche Fest- und Mysterienspiele. — Die neue Bücherei. — Literarische Studentenhefte. — Der jungrheinische Bund „Der weiße Reiter" 369
Druckfehlerberichtigung 372
An unsere Leser 372

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, die Post und der unterzeichnete Gralverlag.

Ganzjährige Bezugspreise:

Für **Deutschland:** 12 Mark.
„ **Österreich, Ungarn** und den **Südslawenstaat:** 20 deutschösterr. **Kronen.**
„ die **tschechoslowakische Republik:** 18 tschechoslowakische **Kronen.**
„ die **Schweiz:** 6 Franken. Für **Holland:** 6 Gulden. (Diese Preise sind **der** landesüblichen angepaßt.)

Halbjährig und **vierteljährig** die Hälfte, bezw. **ein Viertel** obiger Preise.
Einzel-(Doppel-)Nummern: 3.50 d.-ö. Kr., 3 tschechoslow. Kr., 2 Mk., 1 Fr., 1 **Gulden.**

Bestell- und Auslieferungsorte:

Für Deutschland und die ehemaligen Länder Österreich-Ungarns.
Gralverlag (Buchhandlung Cornelius-Werk), Wien, **XIV., Sechshauserstraße 44.**
Für die Schweiz: Verlag Otto Walter, Olten.
Für Holland: **Het Nederlandsche Boekhuis, Tilburg,** Industriestraat 1.

Alle Einsendungen werden erbeten an die
Hauptleitung des „Gral", Wien, XVIII/1, Klostergasse 11.
Für unverlangt eingesendete Beiträge kann eine rechtliche Haftung nicht übernommen werden. — Nachdruck der Beiträge im Hauptteil nur mit Zustimmung der Hauptleitung gestattet.

Wir bitten alle Gralfreunde um die Mitteilung von Adressen, an die mit Aussicht auf Erfolg Probehefte versendet werden könnten.

Digitized by Google

14. Jahrgang. Heft 11/12. September 1920.

Zum fünfzehnten Graljahrgang.

In dem Augenblicke, wo die Auswirkung kulturfeindlicher Programme jegliches Kunstleben zu ersticken droht, wo alles Schrifttum mit ganz unerhörten, unberechenbaren Hindernissen zu kämpfen hat, wagen wir das scheinbar Unmögliche: Einen neuen, den fünfzehnten Graljahrgang! Ja, noch mehr: Die schrittweise Durchführung des kühnen Planes, den Wirkungskreis unserer Zeitschrift — bei Festhaltung ihres deutschen Charakters — auf die große christliche Weltgemeinschaft der katholischen Idee und der daraus geborenen Dichtung zu erstrecken.

Wir brauchen kein neues Programm zu entwerfen: Der Name „Gral" ist ein so klares, entschiedenes, jede Irrung und Wirrung ausschließendes Programm, daß mit ihm alles, aber auch alles gesagt ist, was wir wollen, was wir müssen!

Ja, müssen! Durch die vielen Zuschriften, die das Wiedererscheinen unserer Zeitschrift nach der kurzen Unterbrechung begrüßt haben, zieht sich wie ein roter Faden der eine Gedanke: Hätten wir den „Gral" nicht, jetzt müßte er geschaffen werden! Darum wollen wir nicht kleinmütig fragen: Wird es möglich sein, in der Zeit des allgemeinen Zusammenbruchs den „Gral" zu erhalten, zu retten? — Für uns lautet die Frage nur so: Ist der „Gral" heute notwendig? Ist er dem katholischen deutschen Volke ein Bedürfnis, fordert ihn die Zeit? — Das „Ja" auf diese Frage ist

Digitized by Google

für uns entscheidend: Alles wollen wir einsetzen, um den deutschen Katholiken im Reich, in Österreich und der Schweiz ihre derzeit einzige allgemeine Zeitschrift für schöne Literatur zu erhalten!

Im Gewirr der Meinungen, im raschen Wechsel der Moden, im Ansturm der liberalen Kritik unserer Großstadtpresse, fahren wir fort Literatur zu würdigen nach den Maßstäben großer Traditionen und der katholischen Weltanschauung. Im Bunde mit der Wahrheit halten wir die Schönheit am besten gesichert und im Wirken für das Gute sehen wir ihre naturhafte Aufgabe. Aus dem Glauben an die Unüberwindlichkeit unserer Religion schöpfen wir die Hoffnung auf den Endsieg der aus ihr geborenen Kunst.

Unser Ziel ist ein nationales: Dem Vaterlande, das in seine Provinzen zu zerfallen droht, wollen wir helfen jene Kulturgemeinschaft zu retten, die an den herrlichen Überlieferungen unserer Geschichte festhält. Ein durch widerwärtige Schmutzliteratur bis ins Mark vergiftetes Volk wollen wir zu den Quellen gesunder und reiner Dichtung führen. Im wirtschaftlichen und politischen Chaos unserer Tage wollen wir nicht verstummen lassen Deutschlands starkes, heiliges Lied, die Poesie der Erinnerung an größere, bessere Zeiten und der Sehnsucht nach schönerer Zukunft ...

Unser Ziel ist ein übernationales: Für den katholischen Völkerbund arbeiten wir. Wie sehr auch nationale Verstimmungen, allerlei Folgen des Krieges, ja die Unmöglichkeiten selber sich in den Weg stellen, über die Flut des Hasses hin suchen wir der Liebe einen Weg und der Idee der Weltkirche einen Hymnus aus den Stimmen der Völker.

An die Schaffenden wenden wir uns: Möchten sie uns helfen, den deutschen Katholiken, dem deutschen Volke überhaupt das zu sein, was wir brauchen. Alles, was bei uns an schöner Literatur hervorgebracht wird, alles, was auf unser Interesse Anspruch machen kann,

Digitized by Google

möchten wir in einem Gesamtbilde unserem Volke vor Augen halten und lebendig fördern. Auf das Leben zielen wir, auf lebendigen Austausch, auf lebendige Darstellung, auf Leben aus Leben und zum Leben.

An das Volk wenden wir uns: Nicht an diesen oder jenen Stand. Unser Sehnen ist ein einig Volk mit einer christlichen Literatur, ist die große Bühne, vor der sich christliches Volk versammelt, erschüttert, geläutert, gehoben im künstlerischen Erleben seines Heiligsten und Besten. Der Gehirnkunst moderner Artisten gegenüber treten wir ein für Gemüt und Heimat, für Natur und Romantik. Der Verworrenheit der Form gegenüber halten wir fest an der ästhetischen Linie, an der geistigen Zucht, die wir wie im Leben, so in der Dichtung fordern. Ungesunder Unnatur gegenüber pflegen wir wahre Natürlichkeit und bodenständige Art. Dem wahnwitzigen Sport des Sensationellen und Originellen stellen wir entgegen das innerste persönlichste Neuerleben des Unvergänglichen.

Wir versprechen viel, weil wir an die Kräfte des katholischen deutschen Volkes glauben, weil wir auf Mithilfe unserer Besten rechnen.

Der „Gral" beginnt den neuen Jahrgang in Stunden schwerster nationaler Entscheidungen. Wenn christgläubige Literatur sich nicht sammelt, wird die rote Flut uns alle überstürzen. Kein deutscher Katholik, kein deutscher Mann wird sich der Einsicht verschließen, daß wir zusammenhalten müssen. Alle deutschen Stämme, wie Brüder in schwerster Schlacht, zusammenhalten müssen allüberall, auch in der Literatur, stark im Glauben an die Lebenskraft unseres Volkes und unserer Ideale, hoffend auf die Hilfe des Allmächtigen.

Verlag und Leitung des „Gral".

Eine Bezugs-Einladung für den fünfzehnten Jahrgang, enthaltend wichtige Mitteilungen, liegt diesem Hefte bei.

Digitized by Google

Gesang der Gläubigen und andere Gedichte.

Von Ferdinand Mayer.

Gesang der Gläubigen.

Des Kummers Feuer flammt in ihnen auf
Und ihre Herzen brennen im Gesang,
Der sich wie wogend in den Bogengang
Der Kirche wirft. Rein dröhnt ihr Harm hinauf.

Ehrfürchtig schlüpft das Frühlicht um den Lauf
Der Pfeiler und des Trübsals harter Sang
Durchrollt den Raum und donnert durch den Gang.
Nichts hält den Gram der Erdbedrückten auf.

Der Töne Sturm zerreißt den Strahlenschein
Und schlägt Gewölke um den Giebelchor
Und taumelnd wankt die Wölbung unterm Schall.

Bang bröckelt sich das Gold vom Prunkgestein
Und wie ein schwerer Aufschrei stößt im Schwall
Des Klangs der Schmerz des Menschlichen empor.

oooooo

Du hängst oft bang ...

Du hängst oft bang den ganzen Tag
Der Heimat deiner Seele nach
Und suchst sie heimlich hinterm Hag
In Höhen und erspähst sie nicht,
Bis in die letzte Flut von Licht,
Bis in das Gold am Himmelsdach.

Doch rinnt das Rot in Tropfen fort
Und ringt sich aus dem finstern Hain
Ein früher Stern und strahlt von dort,
Dann findest du in seinem Glanz
Die Heimat und er hüllt dich ganz
Geheiligt in ein andres Sein.

oooo

Digitized by Google

Der Springbrunnen.

Jungfräulich reizend springen fromme Strahlen,
Umgürtet von Girlanden, aus den Schalen
Und stürmen zu dem Schüsselkranz hinauf.

Lebendig neigen sich die Bogenflächen
Der wogenden Gefäße und es brechen
Die Strahlen fröhlich aus dem Röhrenlauf.

Ursprünglich stößt aus jedem Quadernmal
Ein Arm von Muscheln wie vom Schilfgestade
Und wie sich jede an die höchste schließt,

So steigt mein Geist zur Schale größter Gnade,
Aus deren Becken mir ein Gottesstrahl
Als unberührter Bronnen sprießt.

Salve regina!

Salve regina!
Maria, rührendes Gesicht,
Aus mir nur stürzt der Freude Klang,
Durch mich nur dröhnt Triumphgesang,
Erstrahlt mir deiner Reinheit Blick.
O meiner Inbrunst Kraft durchbricht
Im Sturm zu dir mein irdisch Regen
Und ich verspüre deinen Segen
Und berge deiner Gnade Glück.
Salve regina!

Salve regina!
Ein heilig Licht gelassner Glut
Umspiegelt leis dein klares Bild
Und all dein Wesen wirkt so mild
Auf mich, so wohl und wunderweit,
Als wollte eine Fülle Flut
Von tiefster Ruh mein Herz umfangen,
Als lebt' ich ohne Leid und Bangen
Schon über aller Zeit!
Salve regina!

Digitized by Google

Eine Enrica von Handel-Mazzetti-Stunde*.

Von P. Maurus Carnot.

Liebe junge Freunde!**

Nicht in der düsteren Schulstube hinter Büchern und Belegstellen, sondern hier im rheinumrauschten Lärchenwäldchen bei Bronnen und Blumen will ich von der österreichischen Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti zu Euch sprechen. Es sei eine feierabendliche Stunde, keine frachtbeladene Studie!

Der Rhein wird zur Donau; jene lieben Klostermauern von Desertina bedeuten das altehrwürdige Kremsmünster am Klosterberg; drüben schaut Maria-Taferl in die Wachau hinaus, dort liegt das Eisenstädtchen Steyr.

Was ich sage, sei anspruchslos! So hat Uhland es gehalten, als er über die Nibelungen und das Volkslied akademische Vorlesungen hielt. Zudem: unsere Österreicherin, die mit ihrem überragenden Dichtergeist so greifbare Figuren schafft, hat doch wieder etwas so Ungreifbares, so Geheimnisvolles, das sich lieber in der schlichten Rede des einfachen Sinnes, als im schwungvollen Redefluß des volltönenden Rezensenten offenbart.

Mein hochverehrter, Euch nicht unbekannter Ordensmitbruder, der österreichische Benediktiner Anselm Salzer, schließt seine monumentale Geschichte der deutschen Literatur mit Enrica von Handel-Mazzetti. Ein sinnvoller, würdiger Schluß. Umso feiner, da der Literarhistoriker sein Urteil über sie noch nicht abschließt. Das besorgt am besten die Dichterin selbst.

Es hat sich um diese literarische Größe eine große Literatur angesammelt. Fast mußte man befürchten, die zarte Hülle des Dichtergeistes könnte unter den oft stürmischen Einsprechungen leiden, zerbrechen. Aber der treu gehaltene Beruf macht stark. Vom begeisterten Lobe nicht berückt, vom scharfen Tadel nicht zerdrückt, dann im entsetzlichen Weltkrieg wohl tiefbetrübt und leidgeübt, teilt sie fortwährend ihre Gaben aus. Und die Gaben von heute erklären die von gestern.

Zeit- und Streitschriften, Besuche und Versuche mühten sich ab um die persönlich so stille und schüchterne Dichterin, doch sie treten nun mehr und mehr in den Hintergrund. Irgendwo schreibt sie von Freunden, von denen sie nicht überall gelobt, aber doch immer geliebt wurde. Nun steht sie vor uns, nicht bloß als geistreiches Talent, als Künstlerin, sondern als Charakter, als Charakter in der Literatur.

* P. Carnot ist Dichter, ist Lehrer; er kleidet seine Studie in die zwanglose Form eines Vortrages, gehalten in einem Kreise junger Akademiker.

** Sommer-Waldsitzung der Sankta Scholastika 1918 zu Disentis, Schweiz.

Digitized by Google

Ich wünschte nur ein Doppeltes: hätte Friedrich Schlegel nach seiner weiten Wanderung von Jena nach Wien an einem Abend seiner Vorlesungen auch über die Gestalten und Gewalten in den Werken dieser Österreicherin sprechen können! Und hätte Josef von Eichendorff „Stephana Schwertner" noch geschaut, um mit der ihm eigenen Klarheit es auszusprechen, was ich vor aller Welt behaupte: unter allen Frauengestalten der deutschen und vielleicht der Weltliteratur verdient diese jungfräuliche Gestalt das, was der Name Stephana besagt: den Kranz!

Der Dichterin Lebensgeschichte, die 1871 und wie bei Annette von Droste mit dem 10. Jänner beginnt und wie bei dieser den gleichen stillen Pilgerpfad geht, hat sich eigentlich nur mit Werken zu befassen. Freilich wird der Seelenforscher es nicht unbeachtet lassen, daß auch Württemberg, Holland, Italien und Ungarn in geheimnisvoller Beziehung zur Seele der österreichischen Dichterin stehen. Steht doch auch Klemens Brentanos Heimatdörfchen nicht ohne Bedeutung auf der einst graubündnerischen Grenzscheide zwischen Deutsch und Welsch. Verschiedene Volksseelen leben in dieser österreichischen Dichterseele, vieler Länder Glocken läuten in ihren Blättern; betet doch der Pestkranke von Steyr fast so, wie man dort droben im ersten romanischen Dörfchen am Rhein, in Tschamutt, betet!

In diesem von Grillparzer gebrauchten Sinne ist Enrica von Handel-Mazzetti noch mehr als dieser katholisch, d. h. allgemein, ohne aber das Österreichische einzubüßen.

Der Dichterin Mutter muß hier notwendig genannt werden: Irene Eserpheö von Nemes-Tacskand. Diese hat Enrica, ihre zweite Tochter, mit dem ererbten Kunstsinn gefirmt. Dafür hat wohl die größere Tochter in den Frauengestalten ihrer Werke, etwa in Mac Endolls Mutter und in Jesses Gemahlin der Mutter ein Denkmal errichtet. Den wackeren, stramm katholischen Vater Heinrich Hippolyt hat Enrica sehr früh verloren, aber doch immer als Siegelverwahrer des vollen Glaubensschatzes seelennahe gefühlt.

Also ein Wienerkind! Poesie-Album! Gemäldesammlungen! Feste! Der Kahlenberg bei Wien! Das sind so Aufschriften für die Jugendzeit, die dann im Institut der Englischen Fräulein zu St. Pölten Abschluß und Weihe erhielt. Ob wir ohne St. Pölten das erste Hauptwerk der Dichterin: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" hätten? Ob wir ohne St. Pölten „Brüderlein und Schwesterlein" und dieser Erzählung wertvolle Fortsetzung „Ritas Briefe" hätten, diese wunderbar starken und zarten Bändchen, die in der harten Kriegszeit, in den Schützengräben und Lazaretten mit so viel Hingabe gelesen wurden?

Nachdem die Dichterin in den Blättern der Kaiserstadt Proben ihres Talentes veröffentlicht hatte, zog sie von Wien nach Steyr

Digitized by Google

und dann nach Linz. So wäre das äußere Leben zu Ende erzählt. Diese Wanderung ist aber der Pilgergang der Kunstjüngerin zum Volk. Das Edelfräulein muß zum Volk! Von Leuten aus dem Volk muß die Schriftstellerin in die Übungsschule genommen werden, um zu lernen, wie man das Einfache und das Erhabene verbindet, wie man die Schablonen der Kunst zusammenschlägt, um Raum zu schaffen für die Wiege einer Seelenkunst. Darauf kann nicht genug hingewiesen werden, wie die Dichterin als Dichterin in des großen ganzen Volkes Mitte steht! Ich muß an Annette von Droste und ihre „Schulen" denken: sie ist zu „arm", um in den glänzenden Saal neuer Götter zu treten, zu „dumm," um von den beim modernen Obol nickenden Grauhäuptern zu lernen! Was die Form betrifft, bekennt die Dichterin bei Homer, bei den Nibelungen, bei Dante und bei der Bibel gelernt zu haben. Sie sagt selbst: „Ich bin Volksepikerin." Damit will sie auch das andere gesagt haben, daß sie nicht sich selbst in ihren Werken darstellen will, daß sie darstellen will, was Menschen handeln und leiden; der Leser soll von selbst vergeistigend und erklärend darüber nachsinnen müssen. Ja, bei ihr muß der Leser das tun, er kann der Allgewalt einer solchen Kunst nicht widerstehen! Haben doch dichterische Größen wie Federer, Ebner-Eschenbach, Rosegger u. a., Kritiker wie Decurtins, Busse, Widmann, Stegemann u. a., die einen neidlos, die andern widerwillig-willig die ganz eigenartige Kunst der Österreicherin anerkannt.

Ich habe mir in dreißig stillen Jahren diese Gewohnheit (oder Unsitte) angeeignet: habe ich ein Dichterwerk ruhig, lang, allseitig nach meiner Art betrachtet, so frage ich mich: was wäre daraus geworden unter der Hand dieses, jenes Meisters? Bei Enrica von Handel-Mazzetti, besonders nach ihrer Stephana Schwertner, kam mir immer ein doppelter Gedanke: käme sie in die Schweiz, schaute sie von der Habsburg hinaus, durchwanderte sie die Kirche von Königsfelden, was würde sie aus Kaiser Albrecht machen? Und käme sie in unsere Bündnerberge, was würde sie aus Georg Jenatsch machen? Der große Zürcher Meister würde ihr nicht im Wege stehen, den Engadiner wirklich als tiefreligiösen Engadiner aufzufassen, der aufrichtig katholisch wurde, und der ganze theatralische Schluß, wie er bei C. F. Meyer jedem Bündner ein Lächeln und Bedauern aufzwingt, wäre bei ihr einfach eine Unmöglichkeit. Sie hätte einer Renaissancestimmung solche Konzessionen einfach verweigert, sie hätte geschworen: als Volksepikerin einfach in der historischen Dichtung das darzustellen, was aus dem Charakter des Menschen und aus dem Charakter des Volkes heraus nach seinem Rechte schreit. Daraus entsteht die überwältigende Wucht, die überragende Größe der Epikerin Enrica von Handel-Mazzetti. Alles andere, womit geistreiche Literaten bei

Digitized by Google

ihr ein Weites und Breites machen, ist Nebensache. Nenne man die Hauptsache Naivität, Volkskunst, Intuition oder wie man will: das rechte Wort findet man doch nicht. Die Dichterin selbst wird es am wenigsten definieren können! Aber sie wird im alten Homer eine Stelle finden, wie die Menschen nach dem Unendlichen verlangen so wie die jungen Vögel nach der Atzung. Das wird Religion sein, das tiefste und höchste Problem, das den armen Weltweisen Friedrich Nietzsche so quälte, daß er jammerte: „Wir halten es nicht mehr aus" — und sie wird dieses Problem mit Fleisch und Blut bekleiden, die Menschen so handeln und wandeln lassen, daß wir ihre Tritte und Worte, ja ihre Blutströpfchen hören: das ist eben die eigentümliche Kunst der Österreicherin. Der Österreicherin!

Wie kommt mir da Grillparzers Wort vor die Seele, wenn ich an diese österreichische Dichterin denke! Daß nämlich ein Österreicher vor dem Deutschen („Armeedeutschen", würde Handel-Mazzetti lächeln) zwei Vorsprünge habe: er vergrüble seinen Verstand nicht, habe also in der Regel den gesunden, nicht den sogenannten philosophischen Verstand — und dazu das reichere Gemüt. Das sind Österreichs Wiegengaben. Dazu kommt selbstverständlich mit historischer Notwendigkeit das katholische Österreich. Die Macht desselben ist so groß, daß sie selbst einen Hermann von Gilm und Adolf Pichler tributpflichtig machte. Eine unserer allerersten Dichterinnen, die leider nicht nach Gebühr gewürdigte Marie von Buol hat das katholische Österreich in ihrem Tyrol in meist kleineren, aber klassischen Prosa-Epen zur Darstellung gebracht; Handel-Mazzetti hat ein weiteres, wilderes Kampffeld wählen müssen — sie ist ja wie Marie Buol Heimatkünstlerin — das Österreich der Gegenreformation mit den Leupolden, mit den gewaltigeren Kampfeswellen, die sich dann freilich, um kräftig und künstlerisch zu wirken, auf Städtchen und Klöster, ja auf einen Knaben und auf eine Jungfrau Steffi konzentrieren müssen.

Sollte ich nun prüfen, inwieweit Enrica von Handel-Mazzetti dieser ihrer Scholle, der so schwarzerdigen, starkduftigen, fruchtbaren Scholle treu geblieben ist in ihren ersten Werken, im „Engerl", in „Fahrlässig getötet", dann in den großen Prosa-Epen: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr", in der „Armen Margaret" und in „Jesse und Maria", in ihrem „Deutschen Recht" und „Gedichten", in „Rita", in den die ganze Kriegsliteratur überragenden kleinen Büchern vom „Blumenteufel", „Ilko dem Ulanen" und endlich in dem, aus zeitweiligem Niederbruch sich erhebenden österreichischen Nachgesang vom „Deutschen Helden"? Das wäre eine zwecklose Folterung der Muse — und wir haben ja „Stephana Schwertner", den Steyrer Roman, der uns auf seinen 1500 Seiten einen ganzen Wald von Zeugen liefert. Ihr, junge Freunde, wünscht etwas anderes. Nicht weit von uns, wo im Schatten der Trunser Kirche ein Grab-

Digitized by Google

mal steht mit dem Relief des markanten Kopfes, ruht mir ein Freund, dem ich dreißigjährige Treue gehalten habe, um ihm auf diese Weise dankbar zu sein für alles, was er der Kirche, dem Vaterland, dem Kloster dort drüben und dem Stillen hier Gutes getan hat. Und in Linz, Spittelwiese, habe ich auch eine Freundin — ich sage es ohne Anmaßung und ohne einen Schatten auf mein Gelübde fallen zu lassen. So zwischen einem großen Toten und einer großen Lebenden stehend, bin ich Euch, den jungen Freunden, eine Antwort schuldig auf die Frage, die man vielleicht auch vergraben sollte und doch nicht vergraben darf: „Wie kam es denn, daß Kasper Decurtins Handel-Mazzetti des Modernismus bezichtigt hat?"

Decurtins war es, der mit dem Modernismus heldenhaft stritt, bevor dieser von der höchsten Warte zu Rom signalisiert wurde, zuerst auf sozialem, dann auf philosophischem Gebiete. Er war eben ein eminenter Historiker, ein rückwärtsschauender Prophet. Tyrell und Loisy beschäftigten ihn bei Tag und Nacht. Die Behauptung, es gebe in deutschen Landen keinen Modernismus, löste in seiner Seele, in der die Kirchenväter heimisch waren, jedesmal eine eigentliche Rüfe heiligen Zornes vom felsenfesten Glauben ab, der bei ihm um so felsiger wurde, je tiefer der Abend seines arbeitsreichen Lebens sank. So hatte er das Buch des damaligen Jesuiten Henri Bremond vom religiösen Zweifel auch in seine Wachpostenhand bekommen. Dort sagt der modernistische Essayist — ich kann es nicht wörtlich anführen — gegen den Schluß seines Werkes: eine große Dichterin sage in ihrem Roman „Jesse und Maria" mit der Naivität eines Kindes das, was den Philosophen und Theologen von Rom aus leider verboten sei zu sagen. Das war für Decurtins Feuerseele so recht ein Schuß im Hochland — erst unter dem Eindrucke dieser Worte las er „Jesse und Maria". Die Kunst der Darstellung bewunderte er, aber sie erschien ihm verhängnisvoll. Er wäre nicht der temperamentvolle Vorkämpfer gewesen, wenn er geschwiegen hätte. Henri Bremond („Inquiétude réligieuse"), Ordensgenosse und dann Parteigenosse des Ex-Jesuiten und Modernisten Tyrell, bespricht begeistert die Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" und „Jesse und Maria". Wohl sagt er wie Decurtins, die Baronin Handel-Mazzetti würde mit beiden Händen alle Verurteilungen im Syllabus des Papstes Pius IX. unterschreiben. Sie behandle ein weites und gefährliches Problem mit dem friedlich stillen Mute eines Kindes, das am Rande eines Brunnens oder tiefen Schachtes spielt, nicht bewußt der angstvollen Blicke, die es verfolgen, nicht gewarnt, aus Angst, der Anblick der Gefahr könnte dem Kinde das Gleichgewicht rauben!

Das war für Decurtins ein deutliches Signal. Dazu kam, daß gleichzeitig andere literarische Erscheinungen auftraten, die freilich weder mit der Kunst, noch mit der Gesinnung einer so hochstehenden

Digitized by Google

und treugläubigen Dichterin sich vergleichen lassen und daß man „Jesse und Maria" zum protestantischen Roman machen wollte. Ich glaube, besonders seitdem „Stephana Schwertner" erschienen ist, daß die Dichterin, was die innerste Seele betrifft, sich immer gleich war und gleich blieb und daß sie, abgesehen von ihrer starken Künstlerhand und ihrem gründlichen historischen Sinn, auch deshalb in der Farbenverteilung nicht nach jedermanns Wunsch verfuhr, damit der Sieg der Idee nicht auf blonden Haaren und blauen Augen, nicht auf menschlichfeinern Außenseiten, sondern auf innerem Gehalt sich aufbaue. Das bleibt aber der Dichterin Geheimnis, das auch Decurtins immer unangetastet ließ. Handel-Mazzettis Klage war, daß Decurtins sie nicht verstehe; Decurtins Klage, daß man ihn nicht widerlege. So ruhte der Streit, bis „Stephana Schwertner" kam.

Niemand hat Decurtins' edle Absicht in der Folge besser verstanden, als die Angegriffene selbst. Er wußte, daß auch er scharfen Angriffen sich aussetzen werde. Das brach aber, wie niemals, so auch diesmal seinen Mut nicht. Er suchte Schwerter und Schilde im Roman selbst. Aber gleich anfangs war er Ritter genug, sich, wie vor der Kunst, so auch vor der persönlichen Rechtgläubigkeit, vor der integralen Seele der Österreicherin zu beugen. Er war mit P. Albert Weiß — dem vielleicht im P. Albert der „Stephana Schwertner" ein Denkmal entstanden ist — der Ansicht, der Modernismus liege in der Luft, er könne einen weltfremden Eremiten auf der Insel erfassen, er sei eben eine gewisse Entwickelung der ganzen Denkweise. Wer nun weiß, daß der junge Decurtins durch die Kirchenväter der ultramontane Vorkämpfer wurde und sogar mit seiner eigenen geliebten Mutter diese Kämpfe rücksichtslos geführt hat, der begreift, wie der alte Decurtins auch dem österreichischen Edelfräulein gegenüber seine Waffen nicht vergrub. Aber hatte er das Recht, in „Jesse und Maria" Modernismus, ich sage nicht, zu entdecken — denn darauf hat ihn der Franzose hingewiesen — sondern zu beweisen? Es gibt wohl kaum ein Gebetbuch — wenn es nicht einen Heiligen zum Verfasser hat — in dem nicht etwa eine — — Häresie zu finden wäre, jetzt in einem Affekt, dann in einem Superlativ. Dazu war dem Historiker Decurtins die österreichische Gegenreformation eine Glanzperiode, ein kampfesmutiger Kaiser oder Erzherzog besaß seine ganze Sympathie. Und wenn Enrica, die Österreicherin und Heldensängerin, glaubte, man sollte in solchen Kämpfen nicht nur Feuer, sondern auch Liebestau herabrufen: so war es eine Notwendigkeit, daß zwei Große miteinander in Streit gerieten auf einem Gebiete, wo es so schwer ist, die Grenzsteine zu setzen, wie auf dem Gebiete der schönen Literatur.

Die Angegriffene — man gebrauchte sogar das Wort: „die Verwundete" — hat selbst den Streit entschieden, wie nur sie es konnte. Sie schrieb in einem Briefe an Decurtins, wenn Bremond sie zu den

Digitized by Google

Moderniſten zähle, ſo ſei eben der Wunſch der Vater des Gedankens. Kein gereiztes Wort kam von Linz! Da hat Enrica von Handel-Mazzetti in einem noch viel edleren Sinne ihre „Naivität" gezeigt als in ihrer unerreichten Kunſt, als habe ſie an jene Stelle im Korintherbrief (I. Kor. 14, 20) gedacht: „Brüder, werdet nicht Kinder an Einſicht, ſondern an Bosheit werdet Kinder, aber an Einſicht vollkommen!" So war ſie, ſo auch Decurtins. Jede Bosheit lag auch ihm fern. Höchſtens freute er ſich, für die Öſterreicherin eine Warnungstafel errichtet zu haben, ihre herrliche Kunſt ja nicht dem Dienſt des Zeitgeiſtes zu verpflichten. Aber unterdeſſen arbeitete ja die Dichterin an ihrem Hauptwerke, zu dem die vorausgegangenen Epen, auch „Jeſſe und Maria", in jeder Beziehung, in künſtlicher und gedanklicher, nur Vorſtufen waren. „Stephana Schwertner" kam auch ins Bündnerdorf. Ich zweifle, ob ſie auf der ganzen Welt irgendwo mit ſolcher Freude begrüßt wurde, wie beim Ahorn in Truns. Mit welcher Frende hat Decurtins ſie angezeigt! Er dachte an Manzonis „Verlobte", er freute ſich kindlich über den herrlichen katholiſchen Roman. Und da zeigte er ſich wieder als das, was er war: als Mann, der vor allem und in allem an den Glaubensſchatz denkt. Doppelte Freude nun, wenn dieſer im ſchönſten Schreine ſich darbietet!

„Stephana Schwertner" war für Freund Decurtins eine der ſchönſten Freuden ſeines Erdenabends. Und den ſchönſten Erdenkranz hat die Sängerin der Stephana auf den Grabeshügel in Truns gelegt, der ſich am Himmelfahrtsfeſte 1916 mit vielen Gebeten und Kränzen ſchmückte. Anna, die kongeniale Tochter des Verewigten, erhielt aus Linz das ſchöne Wort, das in der Tat eine „Tat" iſt:

„Wie ein Kämpfer auf ſeinem Schilde iſt er geſtorben, der in ſeinen Taten nur Gott und Gottes Ehre, nie ſich ſelbſt ſuchte. Er fiel, im Tode noch ſiegreich. Ich habe immer an ideale Beweggründe Ihres teuren, jetzt in Gott verklärten Vaters geglaubt; als er gegen mich oder vielmehr gegen eines meiner Werke öffentlich das Wort ergriff; aber als er die ‚Stephana' mit gleicher Glut verteidigte, wie er ‚Jeſſe und Maria' einmal angegriffen hatte, da wußte ich, daß er jetzt, wie früher, nur das katholiſche Volk, die katholiſche Sache, das katholiſche Ideal vor Augen hatte, bei jedem Kampf und auch bei dieſem."

Damit war der Streitfall Decurtins-Handel-Mazzetti endgültig und würdig erledigt. Sollte ſich jemand damit nicht zufrieden geben, ſo denke er an J. A. Möhlers Bemerkung zum Streitfall zwiſchen Auguſtinus und Hieronymus, daß ſo wie die beiden auch Kleinere ſtreiten können, daß es aber zwei große Geiſter braucht zu einer ſolchen Verſöhnung.

Wenn ich nun mit den ſchlichteſten Worten der Welt nach ſo vielen Lobrednern der Dichterin einen Dank ausſprechen will für ihre

Digitized by Google

„Stephana Schwertner", so sage ich mir selbst das Wort ihrer Schwester Annette von Droste:

„Ihn klag' ich, dessen Liebe groß
Und dessen Gabe arm und klein."

Die katholische Kirche und Österreich haben diese herrlichste aller Frauengestalten wohl der Weltliteratur geschenkt, Enrica von Handel-Mazzetti aber hat auf ewig ihren Namen mit „Stephana Schwertner" verknüpft. In einer Cervantes-Novelle findet sich eine ähnliche Gestalt, aber mit viel kleineren Konturen. Lotte in Werthers Leiden im Kreise ihrer Geschwister verblaßt vor Steffi im Kreise ihrer Geschwister. Wir wollen nicht vergleichen, wir wollen nur den freudigen Mut haben, es auszurufen mit dem alten Pater, nun vor aller Welt: „Es gibt keine zweite Stephana mehr." Und was die Freude noch tausendmal tiefer macht: solcher gibt's und muß es immer geben auf dem urkräftigen katholischen Boden, so lange man betet: Virgo virginum, ora pro nobis, so lange man singt: Tantum ergo Sacramentum.

Damit ist eigentlich alles gesagt. Aber wie hat die Dichterin diese Gestalt dargestellt, wo sie hineingestellt! Das ist ihr unsterbliches Verdienst, ihr Kranz! Ob sie auch hier einige Kapitel fünf- bis siebenmal überarbeitet, ob sie auch hier höchstens ein Fünftel dessen, was sie geschaut hat, niedergeschrieben hat, darnach fragen wir garnicht. Wir sind überwältigt.

In keinem Prosa-Epos fängt der tiefste Streit, der Streit um das Unendliche, so gewaltig an: das Kaiserhaus, das Händelhaus, selbst wiedererstandene Reformatoren von der Wucht eines Calvin, die breitesten Volksschichten, der Abt Heller von Garsten, der Kompromiß-Karl, der gewaltige Pater Albert: sie alle sind Nebenfiguren! Es kommt eine Dorfmaid, die mit Rute und Liebkosung das störrische Gespann lenkt, sie ist's! Sie ist's, die der sterbende Abt meint, als er von der heiligen katholischen Kirche mit dem letzten Röcheln spricht: „Unam sanctam, eine Heilige!" Aber keine weltferne, passive Heilige! Sie denkt immer weiter als andere, sie beichtet ihre greifbaren Sündlein, sie greift überall zu, sie verzagt nie, sie übertreibt nie, sie steht so fest auf der Erde und ragt so weit in die Verklärung hinein. Vor ihr erblassen die schönsten Frauen irdischen Sinnes, die Verführerinnen, die ganz nüchterne Mutter, vor ihr verblaßt selbst Pater Albert mit seinem Heimweh nach dem Ort der Arbeit, des Kampfes, des Leidens. „Eine so zarte Magd — eine so harte Heldin!"

Ob sie den Kleinen den Katechismus erklärt, ob sie an Heinrich Händels Hahnen stickt, ob sie die Pestprozession führt, das heiligste Sakrament zum Pestkranken trägt (wohl die schönste Szene, die von Dichterhand gezeichnet wurde), ob sie vom strengen Pater Albert den Vorwurf des „Schuhteufels" hinnimmt, ob sie in Unschuld am Pranger steht — oder als Lilie im Blute liegt: sie konnte und mußte

Digitized by Google

immer sagen: „Ich war immer so.“ Das ist das Herrliche an ihr, das Wunderbare und doch so Natürliche: was sie ist und was sie hat, was sie tut und was sie leidet, es ist das Ihrige und doch wieder nicht das Ihrige, sie sagt es selbst: „Die Kirche lebt!“

Hunderte von Stellen habe ich mir angemerkt, eine Flur von Blumen, aber ich pflücke keine einzige. Kein Wort vom Farbenschmelz, das heißt der wundervollen Sprache, die beim Volk, auf dem Bänklein dieses größten Dichters gelernt werden muß und nur dort ganz verstanden werden kann. Noch viel weniger ein Wort von ganz sonderbaren Urteilssprüchen über Stephana Schwertner, die aber ohnmächtig an dieser Gestalt zur Erde fallen. Ich handle nach dem Herzen der Dichterin, wenn ich darüber schweige, aber dafür zwei Worte einer Freundin, der nun auch verklärten Schweizerin Maria Anklin, hier anführe:

„Handel-Mazzetti ist zur Höhe der deutschen Prosakunst emporgestiegen und von dieser Höhe zeigt sie uns nochmals ihr Ideal in reinster, unverhüllter Klarheit; nochmals singt sie uns das Hohelied des katholischen Glaubens und Liebens, aus der Tiefe ihrer Seele, wie sie es zuerst, als unberührte, unverschüchterte, naive Künstlerin sang: Meinrad und Stephana zeigen am echtesten ihre Seele, am unverkünstelten ihr Herz. Die beiden Romane, die dazwischen liegen, sind gewiß, besonders Jesse und Maria, wundervolle Zeugnisse einer mächtigen Begabung; aber wenn jene Werke, die des Künstlers Individualität am schönsten und unverkümmertsten ausprägen, sein bestes Gut sind, dann hat Enrica von Handel-Mazzetti mit Meinrad und Stephana ihr Bestes gegeben.“

„Meinrad, seinem Edwin das Liebesgeheimnis des Königs der Gloria erschließend; Stephana, vor Albertus ihr kindliches Herz entschleiernd, das sind Gestalten und Bilder, die sich tiefer ins Herz graben, als der zornentbrannte Jesse vor der Kommission oder die blonde Margaret im Kampfe mit dem riesigen Kürassier. Bilder sind es, die nicht von einer klügelnden, überlegten Kompositionskunst geschaffen wurden, sondern die aus der Herzensmitte der Dichterin, aus der Fülle ihres Empfindens entsprangen, wie Melusina aus dem klaren Waldbrunnen.“

So hat die wackere, zu früh geschiedene Stauffacherin geurteilt. Fügen wir ergänzend und bekräftigend bei, was der vielleicht feinfühlendste Kritiker, der Franzose Wyzewa, sagt, daß „Jesse und Maria“ und „Die arme Margaret“ treffliche Romane seien, „Stephana Schwertner“ aber das Leben!

Damit schließen wir unsere feierabendliche Stunde, doch wir schließen mit dem Wunsche: noch fern liege für Österreichs Sängerin der Feierabend!

oooooo

Digitized by Google

Auditu solo.

Erfassen nicht, nicht kosten, noch erschauen
Läßt sich, was in den auserlesnen Stoffen
Des Feldes Gottes Liebe barg . . . Erhoffen
Kanns nur das Ohr im gläubigen Vertrauen.

Der Boten Einer aus den selgen Auen
Sang dir das Lied, o Thomas! Und getroffen
Hats mich so süß, als ständ ein Pförtlein offen,
Draus reinster Wonne Klänge niedertauen.

Und sind aus weiter Ferne nur erklungen
Die Töne wie ein Hauch, der in den Kronen
Des Waldes spielt in Maiendämmerungen,

Mir war, als sei von höchsten Himmelsthronen
Des Einen Stimme mir ins Herz gedrungen,
Des Bettlers Liebe königlich zu lohnen!

Leo van Heemstede.

Heimkehr.

Schön ist's gewesen, als ich fuhr.
Lachender Himmel, lachende Flur.
Traumstille Dörfer! Rauschende Stadt.
Frei meine Brust. Mein Herz nie satt,
Alle die Wunder der Welt zu schauen
Und meine Märchen hineinzubauen.

In allen Märchen schritt eine Fee
Über der Wiesen blühenden Klee,
Über der Straßen glühenden Sand,
Durch das seltsam wechselnde Land.
Selbst in der Klöster heiligen Hallen
Sah ich der Traumfee Schleier wallen.

Die Tage sinken. Die Fahrt ist aus
Und führt mich in ein stilles Haus.
Nun blüht die allerschönste Zeit:
Die Märchen werden Wirklichkeit.
Ich darf auf wogenden Frühlingswiesen
Die Fee in meine Arme schließen.

Oswald Menghin.

Digitized by Google

Schillers Weltanschauung.

Von Josef Müller. (Fortsetzung und Schluß.)

Die 1789 zugleich mit den „Künstlern" entstandenen „Philosophischen Briefe" sprechen etwa das aus, was der Dichter auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung als Weltanschauung sich gebildet hatte. Die Briefe enthalten eine Aussprache zweier Freunde. Julius (Schiller) wirft dem Freund Raphael (Körner) vor, daß er ihm den Glauben gestohlen, der ihn beseligt habe. „Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bett des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Ebensoviele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel und ebensoviele haben ebenso freudig ihrem Brahma zu Ehren den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidentum so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?" (Sonderbare Widerlegung! Der Glaube und die Opferwilligkeit des Heidentums weckt doch eher Achtung als Verachtung; nur der unvollkommene Glaube läßt uns den besseren stärker hervortreten. Dem Unglauben des modernen Freigeistes gegenüber ist ja selbst der Götzendienst und der Heroismus ihm zuliebe eine edlere Erscheinung!)

„Glaube niemand als deiner eigenen Vernunft! sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit .... Deine Lehre hat meinem Stolz geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldene Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Aber ... die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Ödipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste ..... Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hast, warum mußtest du mich der Erde entführen? .... Raphael, ich fordere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen."

Raphael antwortet: „Du warst gut aus Instinkt, aus unentweihter, sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war, Undankbarer! Du schmähst die Vernunft; du vergissest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat."

Digitized by Google

Er fordert den Freund auf, ihm ausführlich die Zweifel zu melden, die ihn beunruhigen und Julius überschickt nun ein „Theosophie des Julius" betiteltes Programm an den Freund, in dem wir das Glaubensbekenntnis Schillers zu jener Zeit verstehen können, eben eine „Theosophie", nicht ein strenges Vernunftsystem. „Das Universum ist ein Gedanke Gottes" beginnt es. Es gibt denkende Wesen, und eine Entstehung des Bewußtseins aus der Materie ist ungereimt, also muß ein Allbewußtsein, ein weltlenkender Geist existieren, dem alles den Ursprung verdankt. So wenig wir auch von ihm und dem Zwecke des Alls wissen, wir haben doch in den mächtigen Triebfedern der Liebe und des Wohlwollens, das uns auch zu Opfern treibt, eine Kundgebung sowohl der Gottheit wie einen Antrieb zu reinem Leben. „Liebe ist das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Wiederschein dieser einzigen Urkraft .... Wenn ich hasse, nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens ... Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines Freistaates, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — einerlei vor dem Thron der richtigen Wahrheit, ob auf Genuß des nächstfolgenden Augenblicks oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei ob die Zinsen in diesem Leben oder im anderen fallen! .... Bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?"

„Wie sich im prismatischen Glas ein weißer Lichtstreifen in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Strahlen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreifen wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen ... Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zustande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zur Aufhebung jeder Irrung führen oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist die Liebe. Also Liebe ist die Leiter, auf der wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit.

Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Digitized by Google

Arm in Arm, höher stets und höher,
Vom Barbaren bis zum griechischen Seher*,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmütigen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ewigen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freudlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit."

Also eine Art idealen Pantheismus, eine Höherführung der Menschheit durch Liebe zu einer mystischen Einheit, einer Vergottung! Bekanntlich hat Hegel dieses Gedicht, besonders die Schlußworte, seiner „Phänomenologie des Bewußtseins" zugrunde gelegt, vielleicht aus ihm den Keim seines Systems geschöpft. Auch bei Hegel ist das Universum Gedanke und die Entwicklung der Welt zunehmende Persönlichwerdung Gottes. Noch fügt Schiller-Julius bei: „Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen." In der Tat hat Schiller Philosophie nicht studiert außer Kant; daß er Spinoza kannte, ist nicht nachweisbar.

Raphael erwidert ihm, daß sein Lehrgebäude, wie alle anderen Philosophien, nicht erwiesen, daß dem Menschen der Einblick in das All und seine Zwecke überhaupt versagt sei. Resignation sei hier die Losung. Praktisch bleibe nur das Streben, „alles zu entfernen, was dich im vollen Genusse deines Daseins hindert, den Keim jeder höheren Begeisterung — das Bewußtsein des Adels deiner Seele — in dir zu beleben. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoff noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deine, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann".

Also ein Appell an den „Künstler" und seine Resignation bezüglich der Wahrheitsforschung. Man wird an das verschlossene Bild zu Sais und an die Worte Schillers erinnert, die er am 7. Jänner 1795 an Goethe schrieb: „Soviel ist gewiß, der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn." Eine Mißachtung der Grundwissenschaft, die, wie wir sehen werden, ihre bösen Früchte auch für die Ästhetik Schillers getragen hat!

Gewissermaßen das poetische Resümé obiger Lebensweisheit sind die Parallelgedichte „Die Worte des Glaubens" und „Die Worte des Wahns".

* Also das Griechentum, nicht das Christentum ist höchste Weisheit!

Digitized by Google

Eine Illusion nennt es Schiller, an einen endlichen Sieg des Guten zu glauben, an einen Triumph der edlen Sache im Völker- wie im Einzelleben, und ebenso zu meinen, „daß dem ird'schen Verstand — die Wahrheit je wird erscheinen, ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand — wir können nur raten und meinen". Aber deshalb dürfe man nicht aufhören, für das Gute und die Ewigkeit zu wirken:

Den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen — da sucht es der Tor —
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Freiheit, Tugend, Gott, sind die drei Worte des Glaubens, die dem Menschen und seinem Wirken erst Wert geben; und selbst wenn es keinen Himmel „außer uns" gibt — der niedere Religionsstandpunkt — schon als reine Vernunftideen entfalten sie ihren Zauber für das glühende Herz und befeuern es zu edlem Schaffen; die Tugend hat in sich selbst den schönsten Lohn und das Fortwirken ihres segensvollen Hauchs ist auch eine Unsterblichkeit, um die es sich lohnt, gut zu sein.

„Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt."

Wenn wir noch auf die zwei Gedichte „Die Ideale" und „Die Ideale und das Leben" (ursprünglich „Das Reich der Schatten", beide 1795 entstanden, blicken, so können wir das Fazit der Schillerschen Weltanschauung ziehen.

In den „Idealen" weht ein elegischer, resignierter Hauch; der Dichter schaut auf Illusionen zurück, die ihn früher lockten und rechnet zusammen, was ihm nach der Ernüchterung noch bleibt. Die „Ideale sind zerronnen, die einst das trunkene Herz geschwellt" . . . Wie wenig, ach, hat sich entfaltet — dies Wenige, wie klein und karg! . . .

„Schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt
Des Zweifels finstere Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht;
Ach, allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller wards und immer
Verlassner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg."

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, was für Ruhm und auch äußere behagliche Stellung Schiller nach allerdings hartem Jugendkampfe errang, dazu glückliches Familienleben, die zärtlichste, feingebildete Gattin, die wohlgebildetsten Kinder, Freundschaft der Besten und Ehre seitens der irdischen Machthaber, so ist man befremdet, wie gering das alles der Dichter einschätzt, wie klein gegenüber seinen Aspirationen, wie ihm nur noch Freundschaft und Arbeit als tröstende und wundheilende Genien schätzbar sind, und man wird darin das vanitas vanitatum vanitas des alten Propheten lesen, das immer sich einstellt, wo nicht das Menschenstreben einem letzten Höchsten dient, das seine Früchte erst jenseits trägt. „Beschäftigung, die nie ermattet", ist doch nur ein Wundpflaster, das mehr verdeckt als heilt und auch die Freundschaft schlägt keine Brücke über die Abgründe des Daseins; „des Herzens Durst stillt kein irdischer Bronn'."

Im zweiten Gedicht schlägt Schiller einen anderen Weg ein:

„Wollt ihr hoch auf ihren* Flügeln schweben
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!
— — — — — — — — — — — — — — —
In den heitern Regionen
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr den Leiden,
Nur des Geistes tapferer Gegenwehr."

Es ist viel über den Sinn des Gedichtes gestritten worden. Wenn der Dichter will, wir sollten bei Erdennöten aus der Sinne der Schranken in die Freiheit der Gedanken fliehen,

„Und die Furchterscheinung ist entflohen,
Und der ewige Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät —"

so kann dies wohl nur heißen, wir sollen in stoischem Sinn dem Gebot der Notwendigkeit, des Schicksals uns willig fügen und dem äußeren Sturm die Festigkeit des Charakters entgegensetzen. Auch die Kunst als „Reich der Schatten möge uns erheitern und der schaffende Künstler fühle zumal sich als Göttersohn und Erfreuer der leidenden Menschheit. Ob freilich die Kunst ein allmächtiger Balsam

* Der Gestalt, Idee.

Digitized by Google

für alle Lebenswunden, ob sie eine Panacé oder nicht vielmehr nur ein Quietiv, ein Schlummertrank zur Betäubung sei und ob sie den religiösen Trost ersetze, das dürfte die Frage sein".

Jean Paul bemerkt gegenüber den Ästhetizisten, gegen welche er seinen „Titan" geschrieben: der Regenbogen der Kunst könne nicht haltbarer Schwibbogen der Wirklichkeit werden, und der Kunst die Aufgaben der Erlösung zuteilen, hieße, die Scheinwelt mit der wirklichen verwechseln. Die Rätsel des Daseins verlangen eben gebieterisch ihre Lösung und es ist keine, wenn man mit Blumenguirlanden seine Abgründe überdeckt. Diesen Mangel fühlte Schiller bei allem irdischen Glück und darum der geheime Kummer, die traurige Stimmung in der „Kassandra" („Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?"), im „Ring des Polykrates", wo die antike Vorstellung vom Neid der Götter auftaucht, der Fatalismus, der den „Wallenstein" und die „Braut von Messina" durchzieht und selbst die sonst festgehaltene Freiheitsidee erstickt, die unheimlich drohende Gestalt der Naturmächte im „Taucher" und „Hero und Leander" die Klage in der „Nänie";

„Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget!
Nicht die eherne Brust rührt es dem stygischen Zeus."

Schiller hat sich so in die antike Religionsvorstellung eingelebt, daß er die Schranken derselben als unlösbare Antinomien empfindet, ohne doch auch nur den Trost zu haben, den der Grieche, der Römer in seinem Glauben an Zeus, an Athene und das Elysium besaß. Es ist etwas ganz anderes, von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts auf die antike Welt herabzusehen und ihre Ideen als Kunstformen zu benützen, als im Altertum selbst zu leben und die, wenn auch unvollkommene Weltanschauung doch aufrichtig im Herzen zu tragen und als Wahrheit zu glauben! Ein sentimentales Zurückträumen in jene „schöne Götterwelt" nützt für die Erbauung nichts und die frivole Klage: „Einen zu bereichern, mußte diese Götterwelt vergehen" widerspricht doch der Erfahrung der Jahrtausende. Freilich war es der Ton, auf den die gebildete Welt gestimmt war. Goethe hat in der „Braut zu Korinth" ein Pendant zu Schillers „Götter Griechenlands" gegeben, daher auch das Lob, das ersterer dem Schillerschen Gedicht spendete. Hier war ein Berührungspunkt der sonst sehr verschiedenen Dichternaturen. Wenn Schiller den Freudenkult der Antike betont und die Venus von Amathunt besonders hervorhebt („Finstrer Ernst und trauriges Entsagen — war aus eurem heit'ren Dienst verbannt — Glücklich sollten alle Herzen schlagen — denn euch war der Glückliche verwandt — Damals war nichts heilig als das Schöne usw."), so hebt Goethe raffinierter die Trennung der natürlichen Bande hervor („Keimt ein Glaube neu — wird oft Lieb' und Treu' — wie ein böses Unkraut ausgerauft"), wohl in Beziehung auf Matth. 10, 35,

Digitized by Google

„Ich bin gekommen, zu trennen den Sohn wider den Vater, die Tochter wider die Mutter, die Schnur wider die Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein.“ Raffiniert werden die niederen Naturtriebe gegen die religiöse Bindung und aszetische Zucht in Schutz genommen, damit aber die ganze religiöse Entwicklung in Frage gestellt und selbst die bessere Antike, der Geist eines Plato, der Stoa, Plotins und der Orphika verleugnet. Schiller sagt: „Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher.“ Wirklich? Was sind „menschliche“ Götter? Götter, die dem sittlichen Empfinden tiefstes Ärgernis geben? Cicero sagt viel edler (Tusc. 1, 26) von Homer: „Menschliches“ hat er auf die Götter übertragen; hätte er doch lieber Göttliches auf die Menschen übertragen!“ Welche Beschämung für unsere Humanisten, die nach einer Weltanschauung seufzen, welche tief unter dem Ideal selbst der Besseren des Volkes stand!

Nicht immer war Schiller so ungerecht gegen das Christentum. Im Gedicht „Die vier Weltalter“ heißt es:

„Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die himmlischen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen.
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust
Und der Mensch griff denkend an seine Brust.
— — — — — — — — — — — — — —
Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war
In der Frauen züchtigem Busen.
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.“

Und an Körner schreibt der Dichter am 17. August 1795: „Ich finde in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben erscheinen mir nur deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen des Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt es in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will; es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzig ästhetische Religion.“ Das ist nicht ganz korrekt, aber doch eine feine Beobachtung, da wirklich Christus die Liebe, nicht die Gerechtigkeit Platos und das kalte Pflichtgefühl Kants an die Spitze der Tugenden gesetzt und somit dem flammenden Heroismus die Bahn gebrochen hat. Für Christus war, sagt Jean Paul, das Recht zu unbedeutend; er wollte

Digitized by Google

den Schöpfer des Rechts, die Liebe. So hoch über dem höchsten Gebirge der Adler schwebt, so hoch steht über der schwer ersteigbaren Pflicht die Liebe.

Hier ist der Punkt, wo Schiller Kant verbesserte und gegenüber dem Rigorismus des Königsberger Weisen, der in seiner Ethik nur Kampf gegen die Neigung kennt, in der „schönen Seele" eine Harmonie zwischen Schönheit und Tugend statuiert, welche nur die Strenge des göttlichen Gesetzes etwas vermissen läßt. In den Heiligen der Kirche ist dieses Ideal der schönen Seele, soweit es hienieden möglich ist, verwirklicht und Schiller hatte nachgerade ein Auge auch für diese Region der Schönheit. Im Albumblatt, das er seiner späteren Braut, Charlotte von Lengenfeld, gewidmet, feiert er

„Den holden Zauber nie entweihter Jugend,
Den Talisman der Unschuld und der Tugend"

und mahnt, die Blumen des Lebens zu betrachten, doch nicht zu pflücken Ebenso findet er im „Ideal und Leben", daß Entsagung auch ein Glück und ein nachhaltigeres und edleres als das freudige Genießen sei:

„Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen.
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht."

Und in der Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens gesteht Schiller, daß „wir die Überlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangene geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finsteren Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens ein vorteilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen imstande sind — kostete uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserem Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung

Digitized by Google

in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihre Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmütig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Torheit, wagen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht — wenn diese Löwen im Gefecht hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gotteswillen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören, wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren?"

Das ist gewiß eine glänzende Apologie des Katholizismus. Bemerkenswert ist ferner, daß der Dichter mit Vorliebe in seinen dramatischen Entwürfen katholische Stoffe wählt und wenn er auch die volle Tiefe des kirchlichen Geistes nicht erreicht, zum Beispiel in der „Jungfrau von Orleans" die wirkliche Heldin nicht erschöpft und in Regionen hinabzieht, denen sie weit enthoben war, so ist doch das Bestreben, dem Thema gerecht zu werden, anzuerkennen. Mußte sich doch der Dichter sogar wegen seiner „Maria Stuart" vor dem protestantischen Publikum entschuldigen. Selbst der Herzog Karl August sah das Stück nicht gern auf seiner Bühne. Neuerdings spricht Julian Schmidt, ein verbissener Katholikenfeind, bezüglich der „Maria Stuart" sogar von einer „ungerechten Unparteilichkeit", ein neuer Begriff, der beweist, wie weit, bis zur Unlogik, sich Parteileidenschaft verstiegen kann.

Digitized by Google

Als Körner dem Freunde nahelegte, Friedrich den Großen in einem Drama zu feiern, lehnte es Schiller ab, weil er für diesen Helden kein Interesse fassen könne. Auch den lange selbst gehegten Plan, einen „Gustav Adolf" zu schaffen, legte er zugunsten seines Gegners „Wallenstein" zur Seite, obwohl er in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges letzteren als Frevler, ersteren als edlen Heros geschildert hatte, sehr stark beeinflußt durch die Parteibrille.

Auch die antike Fatumsidee ist wenigstens zeitweise von dem christlichen Gedanken der göttlichen Vorsehung verdrängt worden, so, wenn Schiller in der Beschreibung des dreißigjährigen Krieges beim Tod des Schwedenkönigs sagt: „Die Geschichte, so oft nur auf das freudelose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinanderzulegen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die, gleich einem kühnen Griff aus den Wolken, in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen." In der Einleitung zur Geschichte des Abfalls der Niederlande heißt es noch: „Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall." Ganz anders sagt er anderswo (Don Carlos III, 9):

Was ist der Zufall anders als der rohe Stein,
Der Leben annimmt in des Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorsehung, zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.

Also ein Schwanken in der Frage der Weltleitung, wie auch in anderen metaphysischen Problemen.

In der Antrittsrede seiner Professur zu Jena: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" läßt Schiller das Problem unentschieden. Manche Fälle und Entwicklungen, sagt er, bestätigen, manche widerlegen ein teleologisches Prinzip in der Weltgeschichte. Solange wichtige Verbindungsglieder der Weltveränderungen noch fehlen und der letzte Ausgang noch aussteht, müsse die Frage unentschieden gelassen werden, die optimistische Meinung höchstens als höhere Befriedigung des Verstandes und Herzens gelten. Bemerkenswert ist hier übrigens, daß die christliche Religion als das wichtigste Faktum der Weltgeschichte anerkannt wird, das „weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volk, bei dem sie aufkam", einen „befriedigenden Erklärungsgrund ihrer Erscheinung" hatte.

Was Schiller über die mosaische Urkunde, die Sendung Moses, über Völkerwanderung und Kreuzzüge schrieb, ist freilich ganz rationalistisch gedacht.

Das Verhältnis von Moralität und Religion zur Kunst ist in den ästhetischen Briefen ziemlich im Geist einer Souveränität der

Digitized by Google

Kunst behandelt, welche den Forderungen der Sittlichkeit wie auch den tieferen Grundlagen der Kunst nicht gerecht wird.

In der Anrede an die „Künstler" sagt Schiller:

„Der frei'sten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andere Kronen buhlet nicht!

Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein."

Urania, die himmlische Göttin, ist Mutter von Wahrheit und Schönheit, welche beide sich schließlich in ihr zusammenfinden. Aber Schönheit ist ja nur Form! Sie braucht Ideen. Sie kann an Wissenschaft und Religion nicht vorbeigehen, sie muß sich von ihnen inspirieren lassen, sonst hat sie ja keine Themate! Damit sie würdige Stoffe und Vorwürfe habe, dazu muß der Künstler und Dichter auch Wahrheitsforscher und religiöser Denker sein. Die Geschichte der Kunst lehrt in unwiderleglicher Weise, daß die Kunst stets verlor, sobald sie sich von dem Quell alles Idealismus, von hoher Weltanschauung und Religion entfernte. Erst kommt immer der Gedanke, dann die Darstellung. Schiller entnahm in ziemlich unkritischer Weise seine Stoffe der Geschichte oder dem Volksleben und dachte sich oft in fremde Gedankenweise nur des Reizes wegen, den sie auf ihn als Künstler übten, ein. Das ist aber nicht der rechte Weg. Man muß mit ganzem Herzen an seinen Schöpfungen hängen; sie müssen ein Glaubensbekenntnis sein, ein innerer Besitz, nicht eine Draperie, in die man sich zu Kunstzwecken hüllt, die nach Belieben mit anderen, ja entgegengesetzten vertauscht werden können.

Daß Schiller, wie auch Goethe, kein Letztes, Festes besaßen, in dem der Geist unter dem Ernst der Geschicke Ruhe finden konnte, daß ihr Ideal nur in dem vagen Begriff des „Humanen" umschlossen war, gibt ihrer Muse einen Mangel, den alle Meisterschaft der Form nicht austilgen konnte. Wie kläglich geht der Faust aus, welche Widersprüche zwischen der grauenhaften Verschreibung an den Dämon und der reuelosen Aufnahme in den christlichen Himmel!

Und auch Schiller hat diese Lücke. Immer die Angst, die Moral könne der freien Kunst einreden und ihr enge Schranken setzen. Die Moral ist nicht immer peinlicher Zuchtmeister, sie ist auch Lebensquell und Wegweiser des Schönen. Und ein metaphysischer Stern muß namentlich den Dramatiker leiten, daß er das Gesetz des Lebens mit fester Hand zeichne, tragische Schuld und Sühne einleuchtend darstelle!

Digitized by Google

Schiller schreibt am 25. Dezember 1788 an Körner: „Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt seiner eigenen Schönheitsregel (!) Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Weg auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt." In diesem Urteil wimmelt es von Schiefheiten. Auch wenn man nur „Schönheitsregeln" vom echten Kunstwerk fordert, muß man vom Wahrheitsideal ausgehen, denn Schönheit ist Wahrheit in der Erscheinung. Schiller zäumt den Gaul vom Schwanz auf, indem er sagt: Erst Schönheit, dann wird Moral und Wahrheit von selbst kommen. Nein, erst Wahrheit und Sittlichkeit, dann Darstellung dieser Ideen in der Sinnlichkeit! Schönheit für sich ist nichts, ist ein Baum ohne Wurzel. Nicht Schönheit löst sich zuletzt in Wahrheit auf, sondern umgekehrt, Wahrheit und Tugend sollen sich in Schönheit verkörpern. Kant verwarf die Grazien als moralische Hilfen, diese „Buhlschwestern im Gefolge der Venus Dione, sobald sie sich ins Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfeder dazu hergeben wollen"; er hielt streng auf Trennung und konnte sich bei seiner Annahme eines radikal Bösen im Menschen mit dem Prinzip der „schönen Sittlichkeit" und „schönen Seele" nicht befreunden. Es war dies ein Überbleibsel seiner puritanischen Erziehung und Schiller hatte Recht, hier die Macht der guten Triebe nach Shaftesbury und Herder zu verfechten. Er ging aber zu weit und statuierte die absolute Kunst, die Freiheit des Künstlers und seine Lossprechung von aller moralischen Rücksichtnahme. Damit sind auch der Kunst die Lebensquellen abgeschnitten. Der Dichter, „der sich nur Schönheit zum Zweck setzt", wird keineswegs, wie Schiller meint, „alle anderen Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will und weiß, gleichsam als Zugabe erreichen", sondern der Künstler muß selbst moralisch erzogen sein, um auch nur „schön zu empfinden" und eine „schöne Seele" sein und schildern zu können. So wichtig die ästhetische Kultur, wie sie Schiller in Briefen fordert, für die höhere moralische Bildung ist, so treffliche Dienste ein ästhetischer Sinn gegen die Brutalität der rohen Affekte leistet, auf sich allein läßt sich das Reich der Schönheit nicht bauen und ästhetische Verfeinerung geht auch mit Lastern Hand in Hand, weiß sie sogar, eben durch die schimmernde Hülle der Kunst, anziehend und einschmeichelnd zu machen.

Im zehnten Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen erörtert Schiller glänzend diese Gefahr der Kunst und urteilt da viel skeptischer als sonst über die Macht der ästhetischen Kultur. „Zum Überdruß", sagt er da, „hat man die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast

Digitized by Google

durchgängig mit einem gebildeten Geschmack, Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegenteil verbunden zeigt. Man beruft sich zuversichtlich genug auf das Beispiel der gesittetsten Nationen des Altertums, bei welchen das Schönheitsgefühl seine höchste Entwicklung erreicht, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener teils wilden, teils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch außeren Charakter büßen." Das habe aber doch einen Haken. „Schon im Altertum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohltat hielten und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren." „In der Tat müsse es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre." (Hier schießt übrigens Schiller wieder über das Ziel.)

Welch gefährliche Dialektik hätten nicht die Leidenschaften gelernt, seitdem sie in den Gemälden der Dichter mit den glühendsten Farben prangen und im Kampf mit Gesetz und Pflicht gewöhnlich das Feld behaupten! Der Mensch von verfeinertem Geschmack, dessen Charakter nicht durch feste Grundsätze verwahrt ist, sei daher einer sittlichen Verderbnis fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Roheit gesichert ist. Bei dem letzteren ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und grell und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er zwar der Versuchung unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt und der Vernunft in eben dem Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Worte haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Und selbst wo die Kunst wirklich edel wirkt, die Schaubühne als „moralische Anstalt" erscheint, ist der Zweck des Ergötzens, der hier waltet, einer tieferen Wirkung hinderlich. Schiller bezweifelt, ob Molières Harpagon je einen Wucherer gebessert, ob der Selbstmörder Beverley einen seiner Brüder von der Spielsucht zurückzog, ob Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen sicherer gemacht und kommt zum Schluß: „der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, aber er selbst kann durch seinen Einfluß

Digitized by Google

nie etwas Moralisches erzeugen, und es ist sehr bedenklich, dem Geschmack frühzeitige Ausbildung zu geben, ehe der Verstand geübt und der Kopf mit sicheren Begriffen gefestigt ist." — Konsequenz ist eben etwas, was Schiller oft verletzt hat.

An Goethe schreibt er 9. Juni 1796: „Die gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten ebensogut sagen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu erhalten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Spekulation sich dreht, geben einem sinnlichen und gebildeten Gemüt nur Stoff zu poetischem Spiel, aber sie können nie zu ernstlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen werden."

Dies Geständnis ist sehr bezeichnend, zumal es in einem vertraulichen Briefe erscheint, wo man sich ohnehin freier gibt. Ich zweifle, ob Goethe damit einverstanden war; denn ihm war die Gottheit und Unsterblichkeit doch wirkliches Bedürfnis und ernste Angelegenheit. Nur zum poetischen Spiel will Schiller die metaphysischen Ideen gebrauchen, wie er ja überhaupt zuerst die Kunst mit dem freien Spiel in enge Beziehung gebracht und den Satz gewagt hat: „Der Mensch ist nur da in voller Bedeutung Mensch, wo er spielt. Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen und er soll nur mit der Schönheit spielen." Der Inhalt eines Kunstwerkes soll durch die Form ganz bemeistert werden, sodaß auch der frivolste Gegenstand uns nicht verdrießt und wir von ihm unmittelbar und ungetrübt zum strengsten Ernst übergehen können. Ein gefährlicher Grundsatz! Schiller liebt es, Gegensätze auf die Spitze zu treiben.

Jean Paul sagt viel richtiger: „Nicht einmal ein wahres Spiel ist ohne Ernst denkbar, und um Ernst, nicht um Scherz wird gespielt."

Kunst und Leben, das Reich des Scheins und das der Wirklichkeit, haben viel engere Zusammenhänge, als Schiller zugeben will, und er selbst hat als Dichter von der faszinierenden Macht eines zündenden Stoffes und edler Charaktere viel größeren Gebrauch gemacht als man nach seiner Theorie annehmen möchte. Nicht moralisieren im banausischen Sinne soll der Dichter, nicht Tendenzpoet soll er sein, nicht lehrhaft sei die Kunst; sie lehre nur wie die Blume, die durch Öffnen und Schließen ihres Kelches die Tageszeiten ansagt; aber der Künstler dünke sich nicht erhaben über sittliche Schranken, die Menschheit blickt zu ihm auf als zu einem geistigen Fürsten und Leiter; der Geist der Wahrheit und Sittlichkeit muß auch in seinem Werk zu spüren sein. Das bloße Spiel mit der Seele fremder Gegenstände schädigt auch die ästhetische Vollkommenheit und ist besonders für Schiller verhängnisvoll geworden. So sehr er sich bemühte, dem katholischen Vorstellungskreis gerecht zu werden, ist es ihm keineswegs immer gelungen. Weder seine „Maria Stuart", noch seine „Jungfrau von Orleans"

Digitized by Google

ist so, wie sie ein katholischer Dichter behandelt hätte; nur das Äußere, Augenfällige, der Prunk, die zeremonielle Pracht des Gottesdienstes ist ihm das Gewinnende am Katholizismus (siehe Mortimers Erzählung seiner Konversion und die frostige Schilderung der Messe im „Gang zum Eisenhammer"), in den Kern unseres Glaubens dringt er nicht ein; ja die gröbsten Vorurteile behält er. („Ein Priester hörte unsre Beichte an — Ablaß ist uns erteilt für alle Schulden, — Die wir begingen, Ablaß im Voraus — für alle, die wir noch begehen werden" sagt Mortimer [III, 6] zu Maria Stuart, die es ohne Gegenrede anhört; also Ablaß [! ?] für einen zu begehenden Mord! ! und ähnliche Dinge finden sich in Don Carlos und sonst in Fülle, zum Beispiel Domingo verrät das Beichtgeheimnis dem Großinquisitor.)

Es wäre für Schillers Ruhm und Größe ersprießlicher gewesen, wenn er nicht zu viel mit Stoffen sich gequält hätte, die seinem Herzen und Verständnis fremd waren. So konnten nur Zwitterdinge entstehen, die bei aller Formschönheit und rhetorischen Pracht etwas Kaltes haben. Sowohl die mythologische Draperie seiner Gedichte als die katholisierende Tendenz mancher Dramen ist eine Maske, unter welcher der Autor nicht echt hervortritt. Ja, man kann es überhaupt als eine Verirrung bezeichnen, wenn ein moderner Dichter historische Dramen schreibt. „Was gehen denn den Greif die alten Könige an?" soll Ibsen, der Meister des modernen Gesellschaftsdramas, gesagt haben. Ich gestehe offen, ich bin auch der Ansicht. Der Der Dichter soll nur Stoffe seiner Zeit behandeln und er *kann* nur sie behandeln; denn die Sprache einer Vergangenheit reden und in ganz fremde Anschauungen sich versenken, ist eine Zwangsjacke, die sich am Kunstwerk rächt, und welcher Zuhörer hat für Dinge Interesse, die seinem Empfinden fremd sind! Als Schiller mit seinem Fiesko bald ein Fiasko in Mannheim erlebte, schob er die Schuld auf die Zuhörer und erzürnte sich über den Mangel „republikanischen Geistes" bei den Leuten; aber wie konnte er denn erwarten, daß jene elende Intrigue des genuesischen Rebellen Interesse bei einem deutschen Publikum finde, noch dazu eines so widerlichen Wüstlings und Phrasenhelden! Und der steife Kothurn der späteren „klassischen" Dramen läßt bei aller reifen Form und edlen Gesinnung doch vermissen, was von echter ursprünglicher Kraft und wahrhaft dichterischer Wirkung den beiden nicht gereimten Schauspielen, den „Räubern" und „Kabale und Liebe" innewohnt und was auch den „Menschenfeind" zu einem packenden Zeitdrama gemacht hätte, wenn er leider nicht aufgegeben worden wäre. Hier wäre ein interessantes Problem zu lösen gewesen, wie ein verbitterter Geist wieder zu Menschenachtung und Versöhnung gelangt. Das ist doch etwas Wertvolleres und Spannenderes als die wohlfeilen und gänzlich anachronistischen Tiraden des Marquis Posa und die klägliche Zauberpolitik des abergläubischen Wallenstein

Digitized by Google

oder der Fatalismus der Braut von Messina. „Es kann ernstlich die Frage bestehen", sagt Hettner (Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, III, 1) „ob Schiller später je den echten dramatischen Wurf seiner drei Jugenddramen wieder erreicht hat. Das Streben nach stilvoller Idealität machte sich nunmehr auf Kosten packender Lebensfülle geltend, die Charaktere werden zu schattenhaften Begriffsallgemeinheiten, schön redenden Masken verflüchtigt (vergleiche dagegen die kernige Individualität eines Musikers Miller!), die Anlage zur Komik ging ganz verloren."

Es hat dies aber einen tieferen Grund im Skeptizismus Schillers. Er hatte keine positiven Ideale und mußte fremde entlehnen, um sich in poetische Begeisterung setzen zu können. Daher auch der Stoffhunger, die Jagd nach historischen Charakteren und Situationen, das Antiquarische und der unwahre Enthusiasmus für klassische und romantische Zeiten. Es ist tief zu beklagen, daß ein so ideal angelegter Geist wie unser Dichter infolge Hingabe an die zersetzende Kritik der Zeit nicht das geben konnte, was er bei tiefer religiöser Überzeugung mit seiner mächtigen Phantasie und Sprachmeisterschaft geschaffen hätte; er wäre für uns geworden, was Dante und Tasso für Italien, Calderon für Spanien, Shakespeare für England war und ist. Im „Tell" fand er wenigstens nationale Töne und hier ist er ja am ersten noch lebendig. Wenn patriotische Feste sind, wird stets Schiller an der Spitze stehen; hier sprach er aus dem Herzen seines Volkes, obwohl er eigentlich Weltbürger war und keineswegs Patriot im Sinne eines Arndt und Körner. Aber zu Klarheit bezüglich einer eigentlichen Weltanschauung ist Schiller nicht gekommen; er schwankt zwischen verschiedenen Standpunkten je nach Stimmung und Gesundheit und nur seiner energischen Willenskraft ist es zu danken, daß er uns das wenigstens ist, was er in den Schranken seiner Verhältnisse werden konnte. Heroische Tätigkeit bis zum letzten Hauch, wunderbare Aufopferung für die Kunst ist es, was uns den Dichtergenius so staunenswert erscheinen läßt; er hat sich aus wilden Anfängen zur reinen Höhe emporgearbeitet, uns das Bild eines in edlem Familien- und Freundeskreise waltenden und in unausgesetztem Ringen sich langsam aufzehrenden Genius gegeben, der fortleben wird, so lange sein Volk und die deutsche Sprache besteht. Viele herrliche Gedanken hat er uns gegeben, die uns in der prächtigen Form, so wie er sie geprägt, ganz und gäbe geworden sind; keiner ist so ins Volk gedrungen als Schiller, eben weil er packende Worte für das gefunden, was das Volk schätzte und verehrte, und wenn er uns nicht alles geboten, nicht einmal alles, was in seiner reichen Natur angelegt war, so ist das die Folge der Zeitentwicklung, und des Großen und Erhabenen in seinem Werk ist immer noch genug, daß wir davon zeitlebens zehren können.

Digitized by Google

Berufung.

Von heiliger Stätte wandernd heimatzu
Erfuhr ich auf dem Nil, in seinem Nachen,
Vom Fährmann ein Begebnis wunderbar:

An einem Tag, da zwischen Schlaf und Wachen
Im Ufersand ich lag zu Rast und Ruh,
Grüßte mich einer: „Friede sei mit dir!“ —
„Er sei mit dir!“ Und sieh, ich ward gewahr
Der adligen Gestalt im Bettlerkleide,
Den Stab und Wasserbeutel in der Hand.
Und Fahrt und Mahl, um Gottes willen beide,
Erbat der Heilige des Herrn von mir.
Als er, gespeist, an andern Ufers Rand
Mit Dank und Segnung stieg aus meinem Boot,
Sprach er: „Der Allerbarmer offenbarte
In seiner Gnade mir den nahen Tod.
Du aber tu an mir den Dienst und warte,
Bis morgen hoch die Sonn' im Mittag steht:
Dann komm an jenen Baum zu meiner Leiche
Und wasche sie und hülle sie ins Tuch,
Auf das ich mit dem Haupt gelagert bin,
Und eh' du mich begräbst, sprich ein Gebet.
Allein Gewand und Stab und Flasche reiche
Dem Einen, der sie heischt mit frommem Spruch.“

Er schied. Verwundert schlief ich abends ein,
Und früh war ich geschäftig und versäumte
Den Mittag müßig. Später ging ich hin
Und fand ihn liegen, lächelnd, ob er träumte,
Und fand ein Leichentuch, ganz neu und rein,
Wie Balsam duftend, wusch und hüllt' ihn ein,
Und betete, und brachte ihn zu Grabe,
Und nahm mit mir die anvertraute Habe.
Ich landete nachts am heimischen Ufer an
Und schlief. Und sah das Stadttor auftun morgens,
Und Erster in dem frischen Glanz des Morgens
Schritt aus der Stadt zu mir ein junger Mann
In feinen Kleidern, Farbe an den Händen, —
Der sprach mich um des Bettlers Güter an.

Und weil ich staunte, hub er an und sagte:
„Heut' Nacht, auf einer Hochzeit, sang ich viel

Digitized by Google

Und war vergnügt an schöner Mädchen Spiel
Und weiß nicht, daß mir je so wohlgefiel
Der Hüften Schwimmen und der Glieder Bug,
Und weiß nicht, daß mir einmal mehr behagte
Die süße Weise, die den Reigen trug.
Es dämmerte der Tag, als wir noch sangen.
Da trat ein Engel neben meine Seele
Und sprach zu ihr: „Der Heilige des Herrn
Ist heute in die Seligkeit gegangen.
Sei du sein Folger nun nach dem Befehle!
Geh' hin und sieh, es ist der Weg nicht fern!
Am Fluß der Fährmann gibt, was man dir ließ
Für deine Wanderschaft ins Paradies!"
Worauf ich ihm um Gottes willen gab
Den Wasserbeutel, Bettlerkleid und Stab.
Und er, den nachts die Sünde noch berauschte,
Mir Gold und Seide freudig dafür tauschte
Und tat im Dienst des Herrn der hundert Namen
Den ersten Schritt. Mit ihm sei Frieden! Amen.

Franz Josef Sailer.

▽▽▽▽▽

Ihr möchtet sprechen.

Ihr möchtet sprechen wie die Alten sprachen.
In Wort und Werk sie kannten nur die Dreiheit,
Ihr aber ringt nur immer um die Zweiheit,
Seit des Gesetzes ewige Tafeln brachen.

Mögt ihr euer Tun verhunderttausendfachen,
Wärs letztlich mehr als leere Vielerleiheit?
Wo sind die Flügel menschheitalter Freiheit,
Die euch erhüben über diese Brachen

Des Daseins in den ewigen Ring der Liebe,
Die eures Lebens ödes Umgetriebe
Entgegen aller Schöpfung Ziele schnellten!

Wär doch die Erde, so an sich betrachtet,
Wo schlecht es tagt und besser nachtet,
Nur die erbärmlichste von allen Welten.

Christoph Flaskamp.

□□□□

Digitized by Google

Mittag.

Die Sonne liegt so schwer und breit
Auf Haus und Straße, unbewegt.
Der Himmel hat sein bestes Kleid —
Tiefblaue Seide — angelegt.

Ein Falterpaar tanzt in der Luft
Und eine Biene surrt vorbei.
Vom Garten schmeichelt Rosenduft,
Der Rotdorn blüht auf der Bastei.

Die Straße zittert hell und weiß,
Die müden Augen fallen zu.
Und jedes Ding wird zart und leis
Und alle Wünsche finden Ruh.

Hanns Heinrich Bormann.

Erich Eckerts „Verlorener Sohn".

Von Heinrich Zerkaulen

Gelegentlich einer großen Geistlichen Festspielwoche in Essen fand die Aufführung des neuen Mysterienspiels von Erich Eckert statt: „Der verlorene Sohn." Diese mit außerordentlichem Erfolg sechsmal gezeigte Aufführung ist für die gesamte Entwicklung des geistlichen Bühnenspiels in Deutschland von außerordentlicher Bedeutung. Zum ersten Mal haben sich Bühnenkünstler von Ruf als Träger der Haupthandlungen Erich Eckert zur Verfügung gestellt: Alice Preuß vom Deutschen Theater Max Reinhardts, Eduard Wandrey vom Deutschen Schauspielhaus Friedrich Kayßlers und Dr. Josef Vels. Es ist hiermit der erste Schritt zu einer Eckert-Schule gemacht, das heißt Träger der Haupthandlungen sind Bühnenkünstler, die Nebenrollen übernehmen Dilletanten. Nicht umsonst, daß sich gleichzeitig ein „Bund für geistliche Fest- und Mysterienspiele" gebildet hat unter dem Vorsitz des Prinzen Friedrich zu Solms-Braunfels, der es als seine Aufgabe betrachtet, der Eckertschen Idee den Boden zu bereiten.

Vergleicht man die übrigen geistlichen Spiele Deutschlands mit denen Eckerts, so ist das, was unter „Eckert-Schule" zu verstehen ist, gleich deutlich. Es genügt eben nicht, daß man die äußere Seite der großen Bühne abguckt, es gehört Verinnerlichung dazu. Daneben steht stets im schreienden Gegensatz zum Ideal eine Verkörperung der geheiligten Personen.

Erich Eckert geht anders an die Bühne heran. Ihm ist die Zeit des Spiels, auch für die Spieler selbst, eine Zeit religiöser Selbstbesinnung. Seine Persönlichkeit steht dahinter, die eine Einheit zusammenzwingt. Er

Digitized by Google

war stets bestrebt, wirkliche Bühnenkünstler zu gewinnen, die in dem Gedanken der Mysterienspiele leben, diese einstudieren und leiten. Es war ein weiter, zäher Weg, bis endlich die größten und innerlichsten unserer heutigen Schauspieler sich zu Eckert bekannten. Und der Anfang wurde bei der Essener Aufführung gemacht.

Ein „Parabelspiel" nennt Erich Eckert seine neue Dichtung „Vom verlorenen Sohn". (Als Buchausgabe erschienen in der neugegründeten „Büchersammlung Fredebeul & Koenen", Essen.) Ein verirrter Wanderer, von Zisterziensermönchen aufgefunden, findet Unterkunft in einem einsamen Kloster jenseits der Welt und alles Lärmes. Der ermattete Gast leidet nicht nur leibliche Not, mehr noch seelische Qualen, die der menschenkundige Gastpater mit der Erzählung vom verlorenen Sohn der Bibel zur eindringlichen Selbsterkenntnis steigert. Von Qual und Mattigkeit überwältigt, sinkt der Wanderer in einen Halbschlaf, der ihn die Geschichte seiner „totgeschlagenen" Jugend selbst sinnbildlich erleben läßt. Als dann im Nachspiel der Mönch mit ergrauendem Tageslicht ihn wecken will, findet er einen Menschen, der den eben nur erträumten Weg hell und unerbittlich im Sonnenlicht klar vor sich sieht und ihn gehen will.

Das eigentliche Spiel gliedert sich dazwischen in 3 Akten, die mit höchster, dramatischer Steigerung die Geschichte des „Verlorenen Sohnes" darstellen.

Die Heimat: Patriarchalische Verhältnisse, halb morgenländisch, halb mittelalterlich, ein großer Gutshof mit zahlreichen Knechten, Hirten, alle nur eine einzige Familie bildend mit dem ehrwürdigen Hausvater, dem pflichttreuen älteren Sohn Hus, dessen kleiner Schwester Ruth, und einer Pflegeschwester Mirjah, die an Stelle der verstorbenen Mutter dem Hausstand alles liebe Licht gibt. Nur Buz, der zweite Sohn, strebt hinaus in die Welt, zu Glanz und Genuß. Üppige Bilder hat ihm der Mephisto Kamar vorgegaukelt. Als dieser entlarvt und hinausgewiesen wird, fordert Buz trotzig sein Erbteil. Seine Fahrt in die Welt — und in die Qual nimmt ihren tragischen Anfang.

Die Fremde: Der zweite Akt zeigt stark realistisch das Leben in dem fremden Lande, wo Hungersnot ausgebrochen ist, wo Buz mit seinen Zechkumpanen rücksichtslos sein Verschwenderleben weiterführt. Aber seine Mittel sind am Ende. Kamar, der „Freund", hintergeht ihn und liefert ihn selbst der rasenden Volksmasse aus. Der tragische Höhepunkt spitzt sich hier mit einer faszinierenden Bühnenwirkung zu. Auf dem Gipfel seines Kraftgefühls und seiner ausgelassenen Lust, im Buhlen um die verführerische Tänzerin Arabeth, wird Buz als Betrüger und Falschmünzer entlarvt und von dem verhetzten Volkshaufen geplündert und in die Wüste gestoßen. Um leben zu können, verdingt er sich einem Schweinehirten. Seelisch und körperlich gebrochen, sucht er Erlösung im Gedanken an den Tod — da läßt ihn die Erinnerung an den Vater und an Mirjah, seinen guten Engel, Bilder, die in visionärer Unfaßbarkeit vor ihm erstehen, den Weg in die Heimat finden.

Die Heimkehr: Mit einem wundervollen Stimmungsbild beginnt dieser dritte Akt. Mit breiten Rosenketten schmücken Mägde im Hause des Gutsherrn die Säulen und Stufen. In Vorahnung der Heimkehr des geliebten Sohnes ordnet der Vater in sich überstürzender Freude alles zum festlichen Empfang. Wird der Erwartete als Fürst oder Bettler des Hauses Pforte überschreiten? Schon lachen die Landleute und Bediensteten des närrischen Alten, der den Glauben an den Sieg des Guten wie eine brennende Fackel durch seine Tage trägt. Und wirklich, auch heute scheint er wieder ein Opfer seines närrischen Glaubens zu sein. Wohl kommt einer zurück. Aber ein Landstreicher, zerlumpt und verkommen. Die Hunde werden losgemacht, und selbst die kleine Ruth flieht angstvoll vor dem verstörten Bettler. Aber dann

schreit einer über alle Zweifel hinweg, daß einem das Herzblut stockt: Mein Sohn, mein Sohn! Harfen und Pauken schluchzen auf: Der verlorene Sohn ist wieder daheim.

Das war schon das Erlebnis der Dichtung gelegentlich der Düsseldorfer Uraufführung aus dem Jahre 1918, wenige Tage vor der November-Revolution. Bemerkenswert, daß hier Eckert, wie in keiner seiner bisherigen Bühnendichtungen, so taktvoll und geschickt der Absicht eines bloßen moralisierenden geistlichen Spieles aus dem Wege gegangen ist. Hiezu kam ein völlig neues, offenes Bühnenbild, nach Entwürfen von Toni Kühnen, das großzügig das Spiel selbst ins Monumentale hob. Mit den einfachsten Mitteln waren hier Bilder geschaffen, die jedem Zuschauer unvergeßlich bleiben werden. Endlich die Musik zu dem Spiel von dem jungen Seminarmusiklehrer Schnippering. Sie bedeutete eine Überraschung. Hier war ein Ineinander von Wort und Ton und Sinn, das feinste Wirkung berechtigter Massen austönen mußte.

In stummer Ergriffenheit verließen an jedem der sechs Abende Tausende den dichtgefüllten Saal. Wer von ihnen hätte nicht das große Symbol jedes einzelnen, ja unseres lieben Deutschland herausgefühlt aus diesem Spiel vom „Verlorenen Sohn“: „Ich habe gesündigt, Vater, wider den Himmel und vor dir . . .“

Junge Freude.

Der Tag entflieht und hält mit zagem Schritt
Noch eine Weile Rast auf stiller Wand;
Dann schleicht die Nacht herab mit leisem Tritt,
In ihrem Sternenmantel, bis zum Gartenrand.

Das Heimchen zirpt im Gras ein einsam Lied.
Des Gartens stolze Föhren flüstern leis.
Der Springquell rauscht und schäumt sprühweiß,
Gleichwie der Röhren Fesseln er entflieht.

Wir schreiten schweigend durch die stille Nacht,
Ganz glücklich wie zwei Kinder, Hand in Hand,
Und über uns in wunderbarer Pracht,
Erstrahlt der Sehnsucht ewiges Märchenland.

Herbert Tiaden.

Digitized by Google

Von neuen Büchern.

Dramatische Dichtung.

Heinrich Lilienfein, Das Gericht der Schatten. Vier Einakter. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1919. 94 S. Mk. 2.—.

Diese vier Einakter sind vier Kleinigkeiten und bilden ein dramatisches Gegenstück zu Lilienfeins Geschichtenbuch „Von den Frauen und einer Frau", das ich im „Gral" (VI. Jahrgang) seinerzeit besprochen habe. Lilienfein, dem wir unter anderem ein gutes Prosabuch „Die Ideale des Teufels" und zwei bühnenwirksame Schauspiele „Der Stier von Olivera" und „Hildebrand" verdanken, psychologisiert in diesen Einaktern, die alle Eheprobleme zum Gegenstande haben, etwas stark, freilich nicht in der bohrenden Art Schnitzlers, denn Lilienfein ist wesentlich gesünder und erinnert in mancher Hinsicht an den gewandten, aber auch etwas seichten Ludwig Fulda. Der Sammel-Titel der Einakter ist sehr gut gewählt: Gericht der Schatten. Denn wie im ersten Drama der Heldin aus dem Munde eines Gefallenen „die Botschaft" übermittelt wird, sie sei eine unfruchtbare, der Liebe nicht zugängliche Seele, so enthüllt „Das Fest der entblößten Seelen", daß der Partner der Heldin die Liebe seines verstorbenen Freundes unterschlagen hat, während in der „Mondhellen Stunde" der tote Gemahl über seine treulose Frau eine im Leben nicht gehabte Macht ausübt und die „Fesselloſen" des letzten Aktes an dem Tode des Sohnes erkennen, daß sie doch zusammengehören. Überall ein „Gericht der Schatten", überall ein tragisches Erkennen, durch den Tod einer geliebten Person hervorgerufen. Man hat, wie schon angedeutet, bei den vier Akten oft den Eindruck, daß die Probleme mehr angetastet als erschöpft sind; zum Teil liegt das in dem Charakter des Einakters begründet, zum andern Teil in der allzugroßen Gewandtheit und Flüssigkeit von Lilienfeins Feder. Oskar Katann.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Grete Auer, Gabrielens Spitzen. Zwei Novellen. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1919. 157 S. Mk. 4.—.

Die beiden zu einem hübschen und schön gedruckten Bändchen vereinigten Novellen der Schweizer Dichterin beschäftigen sich mit psychologischen Fragen der Frauenseele. Die erste der beiden Erzählungen, die dem Buch den Titel gegeben hat, ein Unfug, der nachgerade allgemein zu werden scheint — schildert, wie eine arme Spitzenklöpplerin, welche dem Geliebten in die höchsten Gesellschaftsschichten gefolgt ist, bei aller Behaglichkeit der äußeren Lebensumstände und bei aller rastlosen Geschäftigkeit, die die Beaufsichtigung und Leitung eines weitverzweigten Haushaltes von ihr verlangt, doch kein wirkliches Glück findet, bis sie darauf kommt, daß die Betätigung ihrer früher geübten Kunst allein imstande sei, ihr Glückstreben ganz zu befriedigen. (?) Die zweite Erzählung: „Die Tugend der Sabine Ricchiari" führt in tiefere seelische Abgründe, von denen es nicht mehr weit ist zu den Bezirken pathologischer Erscheinungen. Sabine Ricchiari steht im Rufe einer unanfechtbaren Tugend und doch ist diese Tugend nur Heuchelei, denn sie wird nicht geübt aus innerem Drange, nicht aus Liebe zum angetrauten Gatten, nicht einmal aus Pflichtgefühl, sondern nur, um Aufsehen und Bewunderung zu erregen; sie hat auch natürlich, wie alles Unrechte, keinen Bestand. Aber gerade jetzt, wo die unglückliche Frau auf einmal die so lang geübte Selbstbeherrschung verliert und fällt, lernt sie

Digitized by Google

wirkliche Tugend kennen: ihr Gatte, der sie mit jener Liebe liebt, die, weil sie aus dem Herzen stammt, versteht und auch verzeiht, gibt ihr wieder den verlorenen Halt und weckt ihr frauenhaftes Empfinden, das in ihrer bisherigen Lebenslüge verkümmerte und nun erst wieder aufblüht. In Stil und Technik folgt Grete Auer der besten Schweizer Tradition, für die eine klare, edle, leicht ans Nüchterne streifende Linienführung, eindringliche, aber jedes seelische Sezieren vermeidende Charakterisierung und eine reine moralische Atmosphäre bezeichnend sind. Es bedeutet nicht den Vorwurf des Mangels an Originalität, wenn ich sage, daß Grete Auer namentlich in der ersten Erzählung ihrem Vorbilde Gottfried Keller sehr nahe gekommen ist. Anton Lesowsky.

Max Dreyer, Die Insel. Geschichten aus dem Winkel. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Geh. Mk. 7.—, Gebd. Mk. 11.—.

Die Eingangsnovelle dieser Sammlung „Martin Overbecks hundert Tage" ist eine Köstlichkeit. Das Problem des hohen Alters, seiner rührenden Rückkehr zur Jugenderinnerung, seiner Abgeklärtheit, seines Vergessenseins, seines letzten Aufflackerns, sich Bescheidens und klaglosen Verklingens, ist in der Weltliteratur oft behandelt worden. Storm ist Meister in der zarten Zeichnung solcher Gestalten. Alphonse Daudet schrieb in den „Contes du Lundi" sein unvergeßliches „Maison à vendre" etc. Bei Dreyer ist es die Geschichte zweier vornehmer Alten, die im Altersheim der Senatoren einer großen Handelsstadt ihre letzten Tage beschließen. Ein alter, jovialer Herr, ein verbittertes Fräulein geben die Kontraste. Feinste Beobachtungen, schärfste Streiflichter, Dissonanzen, die sich in reinen Wohllaut auflösen, gesunder Humor, eine kleine Würze von Sarkasmus. Naturbeobachtungen voll Kraft und Schönheit. Man lese daraufhin nur die Charakteristik der Möven und des Gevögels überhaupt. Auch außerdem enthält das Buch manches Kabinettstück intimster Schilderung vollendeter Seelenmalerei. Aber alle diese Erzählungen atmen den Hauch der Diesseitskunst. Keine einzige der farbigen Miniaturen hebt sich ab vom großen Hintergrunde der Ewigkeit, so daß eine gewisse Kleinheit und Enge nicht überwunden wird. M. Herbert.

Hans Fallada, Der junge Goedeschal. Ein Pubertätsroman. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. Geh. Mk. 8.50, Pappband Mk. 12.50.

Am besten beschäftigt man sich mit diesem Buche gar nicht. Es gewährt weder Unterhaltung noch Belehrung. Ich muß offen gestehen — und schäme mich dessen gar nicht — ich habe nur 290 Seiten gelesen und auf die letzten 50 Seiten verzichtet. Denn dieses Deutsch, diese zerhackte, nervöse Schreibweise geht einem auf die Nerven. — Freilich: „Pubertätsroman" steht auf dem Umschlag. Das zieht einigermaßen bei jungen Leuten. Der Student Kai Goedeschal steht eben in den Tagen der Reife, zwischen Kind und Jüngling und seine künstlich gequälte, zerschundene, brünstige Seele ist der Gegenstand der Beobachtung. Der lüsterne Leser kommt aber ebensowenig auf seine Rechnung wie der künstlerisch prüfende, trotz einiger schwüler Stellen. Das stete Herumrühren in dem Brei jugendlich überschäumender Gefühle, die über dem Feuer erwachenden Geschlechtstriebes brodeln, stößt ab, selbst wenn manchmal — was ich nicht in Abrede stellen will — weise Reden und blitzende Gedanken die Lektüre angenehmer machen. Ein ungesundes, hysterisches Buch! Sebastian Wieser.

Hans Roselieb, Der Erbe. Roman. Viertes Tausend. Josef Köselsche Buchhandlung, Kempten 1920. 592 S. Mk. 8.75.

Ein Zeitroman, der in Münster spielt und uns das Problem eines christlichen Sozialismus erleben läßt. Der Erbe eines alten Geschlechtes erhebt begründete Zweifel gegen die Ehrlichkeit seines Besitzes, der durch Spiel

und finanzielle Teilnahme an den Erträgnissen eines Kabaretts und einer rein kapitalistisch denkenden Arbeitsweise zustandegekommen ist. Es ist das ein Problem, mit dem sich die katholische Moraltheologie ausführlich beschäftigt; der Moralist Anton Koch gibt die Lösung, daß der Erbe in dem Falle verpflichtet sei, einen Teil den Armen zu geben. Der Kapuzinertheologe, den Graf Asseweth zu Rate zieht, ist der Meinung, daß die Kirche in dem konkreten Falle keine Verpflichtung aufstelle, sondern es dem freien Gewissen des einzelnen überlasse, was er tun wolle. Graf Asseweth nimmt die Sache gründlicher und versteigert und verschenkt sein Hab und Gut und gerät, während scharf gezeichnete Kriegsgewinner aus der Versteigerung Nutzen ziehen, selbst in Not. Roselieb führt uns den „sozialen Narren", wie er vielfach von den Leuten genannt wird, schließlich als einfachen Arbeiter vor, der in franziskanischem Geiste seinen Beruf auffaßt, als Apostel in der Fabrik wirkt und sich soweit läutert, daß er sich auch die berechtigte Notwehr gegen einen Angreifer als Sünde des Hasses anrechnet. Im letzten Teil des Romans findet der Held sein Glück an der Seite eines einfachen Landmädchens, mit der er in der Sphäre der Bauern die soziale Frage praktisch zu lösen versuchen wird. Die Idee des Zeitromanes ist im wesentlichen der Versöhnung von Sozialismus und Christentum gewidmet; freilich nicht in dem Sinne als ob die heutige Sozialdemokratie, deren religionsfeindlichen Geist der Verfasser in scharfen Strichen zeichnet, und als ob die heutige Zentrumspartei, deren konservativen Einschlag der Autor unterstreicht, seinen christlichen Sozialismus verkörpern würde; Roselieb denkt vielmehr an das, was man Missionierung der sozialdemokratischen Massen oder Errichtung eines parteilosen Sozialismus aus dem Geiste der Kirche heraus nennen könnte. In diesen Partien hat der Roman einen etwas lehrhaften Anstrich, so duftig und farbig auch sonst die Welt und Landschaft ist, die Roselieb vor unser Auge zaubert. Manchmal hat man auch den Eindruck, daß Graf Asseweth Dinge vollbringt, die man ihm im Grunde genommen nicht zutraut, wie denn sein Seite 355 einsetzendes Interesse für Politik unerwartet kommt und der Graf trotz aller Idealität in mancher Hinsicht doch wenig ideal handelt (so wenn er sich für das so tief empfundene Geschenk Pothoffs nicht bedankt oder die Kassette der Mutter mit ihrer Rechtfertigung nicht liest), was immer wieder den Eindruck entstehen läßt, daß die Leute mit ihrem Attribut „Sozialer Narr" so ganz unrecht doch nicht haben. Der Dichter weiß über seine Erzählungsart einen eigenartigen, besonders in den Schilderungen, reizenden Schmelz zu verbreiten und versteht es, ursprüngliche Temperamente und Charaktere zu erträumen. Oskar Katann.

Siegfried Trebitsch, Die Frau ohne Dienstag. Novelle. Verlag S. Fischer, Berlin.

Wenn diese Novelle von einem Psychiater für Psychiater geschrieben wäre, also nur ein Krankheitsbild aus der schwärzesten Nachtseite menschlicher Möglichkeit darstellen wollte, hätte sie eine gewisse Berechtigung. Man könnte dann denken, der Verfasser habe die Heldin „Frau Irene", die plötzlich ohne hinreichende Motivierung aus einer ehrbaren und gut erzogenen Frau eine streunende Hündin wird, in ihrem Dämmerzustand beobachtet und seine ärztlichen Erfahrungen für seine Kollegen nutzbar machen wollen. Hier handelt es sich aber um das Zweiseelenproblem. Das Doppelleben der Heldin wird durch keine Vererbung, keine frühere Verirrung, keine herabziehende Lektüre plausibel gemacht. Man greift sich an den Kopf; wie erträgt die Reine, reinlich Gewöhnte, die immer gut Behandelte, nun plötzlich dieses Waten einer Straßendirne durch den brutalsten Schmutz? Und wer vermag zu glauben, daß sie sich wieder zur reinen Gattin und Mutter erheben kann? Dazu ist diese perverse Gestalt, dieses faule und üppige Luxustier einer orientalischen Lebensauf-

Digitized by Google

fassung, dieses im Gelde wühlende Weib des reichen Kriegsgewinnlers niemals fähig. Ihre Mitmenschen sind ihr Hekuba, die Not des Vaterlandes dringt nicht in ihre Gedankenwelt, sie ist nichts als Trieb, Sinnlichkeit, Eitelkeit. Die Erlösung der Frau durch das Kind ist an sich eine schöne, echt menschliche Idee. In diesem Falle wirkt sie grotesk, besonders noch weil die ganze Lösung des Knotens in der Seele des Mannes auf drei kurzen Seiten abgetan ist. Man wundert sich abermals, daß der Verfasser, der ein so ganz feiner Stilist und scharfer Beobachter des Lebens und mancher Seelenzustände ist, eine solche Frau idealisieren und verteidigen konnte. Ohne eigene Qual und tiefe Seelenbuße kam sie wieder an die Oberfläche, nachdem sie unendliches Unheil anrichtete und schuldbeladener ist, als eine gemeine Raubmörderin. Wir stehen vor der Frage: Verbrechen oder Wahnsinn, und haben das Gefühl, daß Menschen aus der Kategorie der Irren am besten im Irrenhaus unschädlich gemacht würden und vor allem keine Kinder haben sollten. Das Buch gehört, wie gesagt, in die Hände des Psychiaters und in keine anderen. Es ist eine deprimierende Lektüre, vor der gewarnt werden muß. M. Herbert.

Lucy Gräfin Uxkull, Der Irisbogen. Verlag Franz Schneider, Berlin-Schöneberg. 186 S. Mk. 15.—.

Sieben schillernde Erzählungen, schillernd bis zur Unklarheit. Kokett spielen sie mit Gefühlen, die aber durchwegs viel zu weit hergeholt und zu verschroben sind, als daß sie das Herz packen und zum Mitfühlen zwingen könnten. Im Gegenteil: unverschrobenes Gefühl muß sich gegen vieles sogar abwehrend sträuben. Wenn in der zweiten Novelle, die den kinohaften Titel: „Das Haus des Hasses" führt, vom Vater, der soeben seinen Sohn ermordet hat, der natürlich sein Nebenbuhler ist, nichts weiter gesagt wird, als daß er ruhig nach Hause geht, so kann sich damit kein reifer Leser zufrieden geben: diese Handlung kann den Anfang eines spannenden Romanes bilden, ist aber keine Novelle, kein in sich abgeschlossenes Werk. Nach diesem Rezept könnte eine Novelle auch dann aufhören, wenn dem Verfasser das Papier ausgeht. Die Verfasserin selbst scheint diese Unzulänglichkeiten zu fühlen: sie weckt in drei weiteren Erzählungen bloß Verdacht und überläßt es dem Leser, selbst zu urteilen, ob es sich um einen Mord oder um einen zufälligen natürlichen Tod handle; ein beliebtes Mittel, sich über alle Konsequenzen hinwegzusetzen. Über dieses Versagen der Gestaltungskraft können auch nicht die farbenprächtigen Schilderungen fremder Länder hinwegtäuschen. Dieselben Mängel können allerdings bei den meisten modernen Autoren festgestellt werden; es muß aber einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß derartige Werke als Dokumente einer hysterischen Zeit interessant sein mögen, nie aber darauf Anspruch haben, als Kunstwerke gewertet zu werden. Hermann Mailler.

Hans Watzlik, Aus wilder Wurzel. Der Roman ist „den Geistern Dr. Sepp Paschers" gewidmet. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1920.

„In öder Qual taumelten die Tiere. Viele brummten; sie hatten sich die Klauen an Wurzeln und Steinen wund getreten. Unerhörte Müdheit glomm in den Augen des duldenden Geschöpfes." So beginnt der Roman und in dieser gezierten Sprache ist das ganze Buch geschrieben. Eine eigentliche Handlung, ein Mittelpunkt mit spannender Entwicklung ist nicht vorhanden. Nur Stimmungsbilder reihen sich aneinander in loser Fügung nach Art Frenssens oder Storms, von welch beiden der Autor stark beeinflußt ist. Der Inhalt ist: Ein Trupp Bauern zieht auf der Flucht vor den Schweden in die unwegsamen Klüfte des Böhmerwaldes. Sie müssen sich erst Bahn machen, die Riesenbäume fällen, notdürftige Kultur schaffen und so späteren

Digitized by Google

Nachkommen den Platz ebnen. „Wald, du stehst so trotzig, du weißt nit, wie stark der Mensch ist." Dieser Kampf des Menschen mit den Naturgewalten, das ist eigentlich alles. Rauhe Menschen sinds, welche Felsen umwerfen und nichts achten als physische Kraft. „Das dritte Gebot sollte lauten: Heilig ist der Werktag." „Die Brunnen setzen am Sonntag nit aus, Vögel und Ameisen bauen fleißig weiter, die Sonn' geht auf und zu. Und ich sollt die Händ' auf die Knie legen? Herrgott, das kannst du nit verlangen", sagt der Helm, der als Kind schon seine Mutter „ausgetrunken" und als Ehemann sein Weib in den riesigen Armen zerbrochen hatte. Und sonderbar, einen Knecht hat er, der keinen Streif arbeitet und den er ernährt. Einmal kommt ein angeblicher Mönch und verkündet den famosen Beschluß des Nürnberger Kreistages, daß jeder Mann zwei Weiber nehmen dürfe, damit die Population sich hebe. Gleich ist ein Kolonist bereit, zwei ihm zugelaufene Weiber gemeinsam zu freien; die eine findet sich aber bald darauf im Besitz des sonderbaren Kapuziners. Der bekommt seine Prügel und wird verjagt, hetzt aber Lodergesindel zum Raubzug in die Kolonie auf, wodurch ein blutiges Gemetzel entsteht. Man hat Watzlik mit Stifter verglichen als zweiten Heimatdichter des Böhmerwaldes; aber die zarten und ruhigen Schilderungen Stifters sind gerade der Gegenpol der klobigen gekünstelten Kraftmeierei des Modernen. Nur in den Schwächen ist Watzlik Stifter ähnlich, besonders im Mangel einer durchgeführten Geschichte. Ich finde solche Poesie ungesund, die Sprache unnatürlich und verschroben. Seltsame Wortbildungen finden sich, zum Beispiel: Keiner arztet da — die Suppe kaltet — der Waldgrund scharlacht von Giftpilzen . . .

Josef Müller.

Robert Weil, Rück' näher, Bruder! Der Roman meines Lebens. 1. bis 20. Tausend. Verlag Wiener literarische Anstalt 1920. 228 S. Kr. 18.–.

Von der ersten Seite an reizt das sonst interessant und flott geschriebene Buch zum Widerspruch, wenn Weil von vornherein die Behauptung aufstellt: „. . . Das menschliche Leben ist so wie die meisten schönen Frauen: zum Sterben langweilig", aber doch „voll der interessantesten Details". Man muß nur etwas anzufangen wissen mit seinem Leben und sich nicht selbst erniedrigen zur Tretmühle des Einerlei und der Einseitigkeit, mag die Zwangsjacke des „Kampfes ums Dasein" noch so bedrohlich unseren Geist bedrücken. Robert Weil schreibt also den Roman seines Lebens. In 23 Kapiteln plaudert er über Dinge, die mit seinem irdischen Dasein zusammenhängen und betont jene Details, die ihm interessant erscheinen, um schließlich auf sich hinzuweisen als auf jenen, der den Weltkrieg vorausgeahnt und über die Zeitverhältnisse am besten Bescheid gewußt habe. Wenn er aber mit seinem kritischen Urteil öfters so danebenhaut, wie mit dem Urteil (S. 45) über Dr. Lueger, dann ist auch über ihn selbst das Urteil gesprochen. Er schreibt da, Lueger sei „eitel, prahlerisch, oberflächlich und brutal, zugleich aber auch voll Schaffenslust, Witz, Herzensgüte und hinreißender Liebenswürdigkeit", ein Mann, „der beständig die Gesinnung wechselt . . . und im Wechseln der Gesinnung konkurrenzlos dastand", der „maßlos ehrgeizige Wiener Advokat" usw. Groteske Sätze, wie auch S. 78: „Ein einziges Laster kann uns das Leben erträglich machen; zehn Tugenden zusammen vermögen uns nicht vor dem Selbstmord zu schützen. Alle gegenteiligen Ausstreuungen der Moralisten sind Lüge". Begriffe wie Familie, Heimat, Nation nennt er einen „jahrtausendealten, ungeheuren Überlieferungsirrtum", einen Irrtum wie „unsere Gottessehnsucht" (192). Über seine Moralbegriffe klärt er den Leser auf, indem er ungeschminkt erzählt, wie er mit Dirnen „Nächte durchluderte". — Ich kann das Buch **nicht** empfehlen.

Sebastian Wieser.

Digitized by Google

Sammelwerke. — Biographisches.

Stefan Hock, Lyrik aus Deutschösterreich vom Mittelalter bis zur Gegenwart. (Amaltheabücherei, 7. Band.) Amaltheaverlag Zürich-Leipzig-Wien. 198 S. Mk. 4.—.

Hocks Auswahl österreichischer Lyrik will keine wissenschaftlichen Zwecke verfolgen, das heißt, es sich nicht zur Aufgabe stellen, ein Bild der Entwicklung der Lyrik in Österreich zu geben, sie in ihren Haupt- und Nebengipfeln in Proben vorzuführen, die historisch bedeutungsvoll sind. Sondern sie will einen von persönlichem Geschmack gewählten Strauß aus der Lyrik Österreichs winden, der nach Hocks Worten von keinem einheitlichen Maßstab beherrscht ist, sondern nur von dem Bestreben sich leiten ließ, nicht unter ein bestimmtes Niveau künstlerischer Gestaltungskraft herabzugehen. Als Höhepunkte österreichischer Lyrik erscheinen Walther von der Vogelweide, Lenau und Rilke. Es begegnen uns natürlich Grillparzer, Anastasius Grün, Gilm, Paoli, Ada Christen, Saar und andere bekannte Lyriker des 19. Jahrhunderts, aber auch Marianne Willemer ist aufgenommen worden und die Lyrik Katharina Regina von Greiffenbergs, die eine dreihundertjährige Lücke verdecken muß, werden viele hier zum erstenmale kennen lernen. Zahlreich sind die Lyriker der Gegenwart vertreten, ich nenne Wallpach, Ginzkey, Hofmannsthal, Petzold, Däubler, Werfel; von katholischen Dichtern haben Eichert, Kralik und Handel-Mazzetti Aufnahme gefunden, warum nicht auch Trabert, der aus der Geschichte der österreichischen Lyrik nicht wegzudenken ist, Richard Schaukal, Domanig und Br. Willram (Anton Müller) berücksichtigt wurden, leuchtet wenig ein, da sie weder ästhetisch noch historisch von Dallago, Alma König, Mell, Kobald und anderen, die sich vorfinden, übertroffen werden. Hinsichtlich der modernsten Lyrik hat sich Hock begreiflicherweise Beschränkungen auferlegt. Denn wie überaus reich der Garten der österreichischen Lyrik in unserer Zeit bebaut wird, läßt ein Blick in den „Almaltheaalmanach auf das Jahr 1920" (255 S., Mk. 8.—) erkennen, der mit seiner nur zur Hälfte an Hocks Anthologie sich anschließenden hundertseitigen Lyrikauswahl fast den Rahmen des Almanaches sprengt, der trotz seines Reichtums und seiner Fülle von dem vorjährigen übertroffen wurde, weil ein handlicher Umfang mir zum Wesen eines Almanaches zu gehören scheint. Oskar Katann.

Alte Heiligenlegenden. Aus dem Kölner Passional vom Jahre 1485. Erster Teil. Übersetzt von **Rosa Breuer.** Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Saedler und Zeichnungen von Karl Köster. Volksvereinsverlag M.-Gladbach 1919. 180 S., gebd. Mk. 8.—.

Zu dem von Severin Rüttgers (beim Inselverlag) herausgegebenen, prächtigen Buche „Der Heiligen Leben und Leiden", das einen ganz bibliophilen Charakter und natürlich auch einen dementsprechend hohen Preis aufweist, gesellt sich jetzt eine vom rührigen und mit erlesenstem Geschmack arbeitenden Volksvereinsverlage hergestellte, etwas einfachere Ausgabe alter Heiligenlegenden, welche tatsächlich eine lang dagewesene Lücke unseres Bücherschatzes schließt. Der schon als Hebbelforscher verdienstvolle Heinrich Saedler und seine begabte Mitarbeiterin haben hier im Verein mit dem genialen Buchkunstgewerbler Karl Köster wirklich das Kunststück zuwege gebracht, sowohl dem Kunstgeschichtler als auch den verwöhnten Bücherliebhaber, vor allem aber das gesunde, im großen und ganzen noch unverbildete Lesebedürfnis des katholischen Volkes zu befriedigen. Richard Benz und Emil Jaffé, die sich ebenfalls die Aufgabe stellten, den dichterischen Reichtum der von P. Jakobus de Voragine (geboren 1230) geschriebenen „Legenda

Digitized by Google

aurea" unserer Zeit wiederzugewinnen, ließen sich allzusehr von ihrer kunstforscherischen Begierde leiten und erreichten es daher auch nicht, aus dem Volksbuch wieder ein Volksbuch zu machen. Rosa Breuer, im Gegensatz zu Richard Benz, der zu seiner bei Eugen Diederichs erscheinenden großartigen Gesamtübersetzung den lateinischen Urtext des 700 Jahre alten Werkes benützte, griff ebenso wie Rüttgers, auf alte deutsche Übertragungen zurück; und zwar war sie so glücklich — infolge des dankwerten Entgegenkommens der Kölner und Düsseldorfer Stadtbüchereien — alle Legenden aus ein- und derselben Quelle schöpfen zu können, nämlich aus dem im Jahre 1485 bei Ludewich van Renschen in Köln verlegten „Passionale". (So nannte man damals die Heiligenlegenden; zu Deutsch: Leidensgeschichten.) Rüttgers jedoch mischte, vielleicht weil ihm, nach der Meinung Saedlers, nur Bruchstücke dieses rheinischen Kodexes in die Hände gekommen waren, ober- und niederdeutsche Quellen durcheinander, was ja nun auch seinen Reiz hat, aber jedenfalls hinter dem kunstforscherisch richtigeren Vorgehen unserer Sammlerin zurücksteht. Schon der alte Kölner Passional-Druck zeigt sich als eine ziemlich selbständige Bearbeitung der „Legenda aurea". Umso weniger also kann man hier von einer Übersetzung sprechen. Wir wollen es vielmehr eine Nachdichtung nennen. Und auch nur so konnte wiederum ein Volksbuch geschaffen werden. Denn um diesen Ehrentitel für ein Buch zu erlangen, genügt es nicht, Gelehrter zu sein; man muß vor allem Dichter sein! Der Wissenschaftler kommt eben immer (und mit Recht) ganz von außen an seine Sache heran; und wenn er auch ihren Kern unverletzt trifft, sie ist dann doch nur: bloßgelegt. Der Dichter aber verkapselt sich in sein Ding hinein. (Er neugiert nicht, er liebt . . .) Auf diese Weise wurde zwar von Rosa Breuer an dem alten, nach unserem Gefühl verschrobenen Satzbau des niederdeutschen Textes gerüttelt und allerhand umgehoben, der poetische Staub der altehrwürdigen Fassung jedoch nirgends fortgewischt. Und noch etwas: der Gelehrte wird zum Beispiel die oft recht drastisch ausgedrückten sinnlichen Derbheiten, eines solch mittelalterlichen Buches, mit Forscherfreude möglichst unberührt seinem Text einverleiben, der Dichter hingegen, dem es hauptsächlich darum geht, das Alte zu verpflanzen und wieder ins belebende Sonnenlicht zu stellen, damit es von neuem fruchtbar werde, wird die mannigfachen Auswüchse einer Zeit, die nun doch tot sind, behutsam und klug entfernen. So haben es schon die zwei Brüder Grimm bei ihrer Märchenlese gehalten und wir wissen, daß sie damit recht taten. Würde unser Märchen-, Sagen- und Legendenschatz nicht fortwährend von und durch die Jugend erfaßt (und die hat, soferne sie nämlich wirklich Jugend ist, keine Freude an „Kulturkuriositäten") so wäre er schon längst nicht mehr da. Schließlich: damit man nun den Ausdruck „Kulturkuriositäten" hinsichtlich der Heiligenlegenden nicht mißverstehe, soll noch gesagt sein, daß ich darunter besonders die greuliche und peinlich genaue Ausmalung der verschiedenen abscheulichen Torturen meine, die in den alten Passionalien einen recht beträchtlichen Platz einnehmen und die heute vielfach nur krankhaft veranlagten Menschen zu Gefallen sein würden. Hans Steiger.

Maxim Gorki, Unter fremden Menschen. Autorisierte Übersetzung von August Scholz. Verlag Ullstein & Co., Berlin. 436 S. Mk. 8.—.

Unter diesem Titel erschien nun die deutsche Übersetzung auch des zweiten Bandes der Selbstbiographie Gorkis, dessen „Kindheit" seinerzeit so begeisterte Aufnahme gefunden hatte. Gorki schildert im zweiten Bande seine Schicksale in den Jahren, da er das Großelternhaus verlassen mußte und sich als 10 bis 15jähriger Knabe als Gehilfe bei einem Bauzeichner, als Aufwäscher auf einem Wolgadampfer und als Laufbursche in einer Heiligenmalerwerkstatt fortzubringen trachtete, immer mit dem sehnsüchtigen Wunsche,

Digitized by Google

endlich Gelegenheit zu einem ordentlichen Schulbesuch und wissenschaftlicher Bildung zu finden. Eine Reihe packender russischer Gestalten gleitet hier am Leser vorüber, oft nur blitzartig charakterisiert und sich doch unauslöschlich dem Gedächtnis einprägend. Gorkis Meisterschaft in der Zeichnung menschlicher Charaktere zeigt sich hier womöglich noch größer als in der „Kindheit". Während aber dort die prächtige Gestalt der Großmutter im Mittelpunkt steht, um den sich die ganze Komposition wie aus einem Gusse aufbaut, ist der zweite Band mehr eine lose Galerie von Bildern „fremder" Menschen, zu denen Gorki nie ein Verhältnis gewinnen kann. Verklärt im ersten Band das Gottvertrauen der Großmutter und ihre grenzenlose Hilfsbereitschaft auch die abstoßendsten Szenen, so durchzieht den zweiten Band der oft an Verzweiflung grenzende Hauch russischer Schwermut. Gorki reißt mit einem Wahrheitsfanatismus, der für ihn immer wieder einnimmt, auch von den scheußlichsten Seiten russischen Lebens den Schleier, aber noch steht er hilflos vor den Abgründen, in die voll Schauder seine jugendliche Seele blickt. Bekanntlich tobte einst Fehde zwischen Gorki und Dostojewskij, der jenem vorwarf, daß er das russische Volk verleumde. Wer aber die Werke beider Dichter vergleicht, wird kaum einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden entdecken. Auch bei Gorki lebt das heiße Mitgefühl für alle Leidenden, das sich bis zu den Tieren erstreckt, auch Gorki ist im tiefsten Grunde religiös, aber er ist aktiver, entschlossener auch wirklich zu helfen als Dostojewskij, dessen Tragik darin liegt, daß er durch das gewaltige Verantwortungsgefühl, das in ihm die ganze Menschheit umspannte, zermürbt und nicht zu Taten angespornt wurde. Gorki war bekanntlich zu Beginn der bolschewikischen Revolution ihr entschlossenster Gegner und geißelte in seiner Petersburger Zeitung die revolutionären Schandtaten mit unerhörtem Mute. Wenn er jetzt den Bolschewismus bejaht, kann es nur so erklärt werden, daß er durch seinen großen Einfluß hofft, die im Bolschewismus trotz allem gärende messianistische Idee vor der jüdischen Vergewaltigung durch Marxismus und Kapitalismus zu retten. Sollte sich freilich die Nachricht der „Národní Listy" vom 5. Juni 1920 bewahrheiten, daß Gorki in Moskau, wo er die Ausgabe einer Bibliothek der Klassiker der Weltliteratur redigiert, in einer höchst vornehmen achtzehnzimmerigen Wohnung lebt, würde sich das aus seinen Werken gewonnene Bild seiner Persönlichkeit bedeutend verschieben. Noch darf man aber glauben, daß Gorki zu den wenigen Menschen der heutigen Zeit zählt, die nicht enttäuscht haben, sondern sich selbst treu geblieben sind. Die Übersetzung des zweiten Bandes „Unter fremden Menschen" ist zwar im allgemeinen befriedigend, stört aber sehr die Stimmung durch die Wiedergabe russischer mundartlicher Ausdrücke im Berliner Dialekt. Die russische „Chandra" ist doch so ziemlich der äußerste Gegensatz zur preußischen Forschheit. Man hätte schon deutsche Mundarten finden können, die dem russischen — selbst im stärksten Affekt — immer noch kosenden Ton näher kommen. Auch die Übersetzung des russischen „mužik" mit Bauer schlechtweg ist nicht glücklich, da „Bauer" im Deutschen ein viel engerer Begriff ist als „mužik"; noch dazu bedeutet in diesem Buche „mužik" fast nirgends einen wirklichen Bauern, sondern Handwerker und Hilfsarbeiter. Will man also den „mužik" nicht jedesmal spezifizieren, bleibt nur übrig den Ausdruck unübersetzt zu lassen, da er im Russischen einen Sammelnamen für alle ehemaligen Leibeigenen bedeutet und sich nicht auf Bauern beschränkt. Josef Leo Seifert.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Dr. Karl Storck †. Auf einer Vortragsreise in Westfalen wurde der bekannte Literar-, Musik- und Kunsthistoriker Dr. Karl Storck von einer Lungenentzündung betroffen, der er am 9. Mai erlag. Mit ihm verschwindet eine markante literarische Persönlichkeit aus der an Führertalenten ziemlich armen Gegenwart. Als Leiter des künstlerischen Teils der Monatsschrift „Der Türmer" besaß er einen weitreichenden Einfluß und übte ihn im Sinne der nationalen Erneuerung aus. Im Jahre 1873 zu Dürmenach im oberen Elsaß geboren, studierte er nach dem Besuch der Gymnasien in Zillisheim und Mülhausen an den Universitäten Straßburg und Berlin und begann sich frühzeitig literarisch zu betätigen. Zunächst veröffentlichte er die Dichtung „Seelenbild" (1894) und die Novellen „Die Elsässerin" und „Das Sonntagskind" (1896), denen er später noch den umfangreichen Roman „Am Walensee" folgen ließ. In diesem interessanten Werk steht das Wachsen, Kämpfen und der endliche Sieg einer Künstlernatur als beherrschendes Problem im Mittelpunkt des Interesses. Die schweizerische Gebirgsnatur gibt der spannend durchgeführten Geschichte einen stimmungsvollen Rahmen. Mit diesem Werk verließ Storck das Gebiet der Dichtung, um fortan nur mehr als wissenschaftlicher und nationaler Schriftsteller zu wirken. Als Literarhistoriker verfaßte er eine Monographie über den Dichter und Literaturgeschichtschreiber „Otto von Leixner", mit dem er selbst einige Ähnlichkeit aufweist, und eine für das deutsche Haus gedachte „Deutsche Literaturgeschichte", die seit dem Jahre 1897 schon acht Auflagen erlebte und nun in 23.000 Stücken vorliegt. Christentum und Volkstum sind die Leitbilder für dieses schöne Hausbuch, das den Gang der deutschen Literaturentwicklung klar und scharf herausarbeitet, der neuesten Literatur (seit 1885) ein Viertel des ganzen Buches einräumt und allen Verfallserscheinungen kräftig an den Leib rückt, im übrigen einen zuverlässigen Führer durch die deutsche Literatur abgibt. In dem Büchlein „Jung-Elsaß in der Literatur" hat Storck dieses Werk bezüglich der Gegenwartsliteratur seiner Heimat vorzüglich ergänzt. Als Musikhistoriker schuf Storck, nachdem er im „Opernbuch" ein treffliches und vielfach aufgelegtes Handbuch für den Theaterbesucher herausgegeben hatte, in der zweibändigen „Geschichte der Musik" (1905, 3. A. 1918) ein Seitenstück zu seiner Literaturgeschichte. Klare Herausarbeitung der großen Entwicklungslinie der musikalischen Formen, wie der schöpferischen Persönlichkeiten zeichnen sie in hervorragender Weise aus. In seinem „Mozart" (1908) hat Storck diesen genialen Musiker kongenial umschrieben. Ihm verdanken wir auch Auswahlausgaben der Briefe von Mozart, Beethoven und Schumann. Eine unterhaltsame Schrift verbreitet sich über „Musik und Musiker in Karikatur und Satire". Großzügige Gedanken entwickelt er endlich in dem Werkchen „Musikpolitik". Eine Monographie über den „Tanz" (1902) leitet zu Storcks Schriften über Kunst über. Mit C. Böcklin schrieb er „Die Florentiner Landschaft"; allein gab er den Briefwechsel zwischen den Bildhauern Christian Rauch und Ernst Rietschel in Auswahl und „Die Bildwerke von Ernst Müller" heraus. Neben dem Literar-, Musik- und Kunsthistoriker Storck, der sich im „Türmer" jahrzehntelang mit dem Gesamtgebiet der Kunst kritisch beschäftigte, ist auch der nationale Schriftsteller zu nennen, der „Die nationale Not im Elsaß" kräftig fühlend, ernste Fingerzeige zu ihrer Behebung gab, während des Weltkrieges den „Kampf hinter der Front" für Deutschtum in Leben und Kunst energisch führte und nach dem entsetzlichen Zusammenbruch in seinem schönen Buch über „Die Familie" zum Wiederaufbau des nationalen Lebens von dieser sozialen Keimzelle aus aufforderte. Mit Lienhard und Bartels war Storck einer der wenigen besonnenen nationalen Führer, nur überragte er sie an Wissen und objektivem

Sinn, wenn er sich auch nicht so in Szene zu setzen wußte wie sie. Storck war in katholischen Anschauungen aufgewachsen und stand z. T. auf katholischem Boden; in der „Literarischen Warte" und im „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands" war er jahrelang Mitarbeiter. Trotz der umfangreichen schriftstellerischen Tätigkeit begegnet man in Storcks Werken kaum etwas Mittelmäßiges. Er hatte nach eigenem Geständnis „von Kindestagen an, dank einer systematisch aufgebauten Bibliothek, soviel nicht nur von der Literaturgeschichte, sondern auch an Literatur kennen gelernt, wie man gemeinhin wohl kaum von der Universität mit fortnimmt". (Literarische Warte, III., 621 f.) Diese seltene Literaturkenntnis, verbunden mit der eingehendsten Vertrautheit mit Musik und Kunst, gab seinem Geist die mächtige Spannweite, seinem Forschen die Richtung aufs Große, seinem schriftstellerischen Wirken den nötigen Tiefgang. Da er zudem mit seinen fruchtbaren Ideen Adel der Gesinnung und eine vornehme, abgeklärte Schreibweise verband, war er geboren zum nationalen Führer in Literatur und Kunst. Namentlich in der heillos zerrissenen Gegenwart hätte er noch viel Gutes und Segensreiches schaffen können. Sein Andenken wird als das eines uneigennützigen Vorkämpfers für Deutschtum und hohen Sinn in Literatur, Kunst und Leben allezeit gesegnet bleiben. Franz Ranegger.

Die künstlerische Eigenart Dantes wird in Zukunft nach einem Bericht von Jakob Overmans S. J. im Maiheft der „Stimmen der Zeit" (S. 188 ff.) wesentlich anders als bisher eingeschätzt werden. Der katholische Priester Miguel Asín Palacios, Universitätsprofessor in Madrid, ein hervorragender Kenner der islamitischen Literatur hat unter dem Titel „La escatología musulmana en la Divina Comedia" (Madrid 1919) ein grundlegendes Werk erscheinen lassen, das die „Göttliche Komödie" in entscheidenden Punkten von der mohammedanischen Mystik des Mittelalters abhängig erscheinen läßt. In Anlehnung an die siebzehnte Sure des Korans entwickelte sich vom achten bis dreizehnten Jahrhundert eine umfangreiche arabische Literatur, die in ausschweifender Phantasie das Jenseits schilderte. Aus dieser Literatur sind besonders Aba l Ala und Abenarabi für Dantes Weltgedicht einflußreich geworden. Die Schilderung Dantes von der Hölle als Trichter und dem Fegefeuer als Berg finden sich bereits bei Aba l Ala, auch Beatrice hat hier ihr Vorbild. Wie bei Dante, begegnet auch bei Aba l Ala der Held allerlei berühmten Personen, was auch der Mohammedaner benützt, um sich ausgiebig über philosophische, literarische und moralische Fragen seiner Zeit zu äußern. Overmans läßt seine Mitteilung in folgende schöne Sätze ausklingen: „Man wird in Zukunft sagen müssen, Dante stehe der mohammedanischen Dichtung ähnlich gegenüber wie sein älterer Zeitgenosse Thomas von Aquino der mohammedanischen Wissenschaft. Selbst wenn in der Summa contra gentiles der Islam bekämpft wird, sind die Waffen oft mohammedanischer Herkunft: Der heilige Thomas hat sie dem Pugio fidei seines katalanischen Ordensbruders Ramón Martí entnommen, und der hatte sie bei Algazel gefunden. Je genauer die Geistesgeschichte durchforscht wird, desto klarer scheint sich herauszustellen, daß auch die stärkste schöpferische Begabung mehr nachschafft als neuschafft. Trotzdem ist Dante riesengroß. Er hat zu seinem Bau Steine benutzt, die von anderen behauen, und sogar Pläne, die von anderen entworfen. Aber erst sein ordnender Geist hat diese Elemente von der wirren Bildermasse der morgenländischen Phantasie befreit und mit dem Formenschatz des Abendlandes ausgeglichen. Er hat das Erbe der mohammedanischen, jüdisch-christlichen und altklassischen Kultur mit dem Reichtum seines persönlichen Erlebens zu strenger und strahlender Harmonie verschmolzen. Er hat dieses Meisterwerk mit seiner gewaltigen Leidenschaft wundervoll beseelt. Er hat endlich die ausdrucksmächtige Sprache geschaffen, deren Herrlichkeit nach sechs Jahrhunderten noch unübertroffen ist."

Digitized by Google

Die Dichter ins Volk zu bringen ist ein ebenso schwieriges wie notwendiges Unternehmen. Vielleicht ist der von den poetischen Blättern „Die hohe Blume“ versuchte Weg auch unter anderen Verhältnissen gangbar. Diese kleine im „Neuen akademischen Verlag“ erscheinende Zeitschrift, von der wir bisher sieben Nummern zu Gesicht bekommen haben, umfaßt in der Regel nicht mehr wie acht Seiten, die jedesmal einem Dichter, zum Beispiel Ginzkey, Petzold, Hohlbaum, Erwin Stranik gewidmet sind. Die Nummer bringt ein Bild des betreffenden Dichters, eine kurze, nur ein paar Zeilen umfassende Biographie, der übrige Raum ist einer Auswahl aus seiner Lyrik vorbehalten.

Das „Leben und Weben der Sprache“ wird in kaum einem volkstümlichen Buche so anziehend und lehrreich geschildert, wie in dem gleichnamigen Buche von Ernst Wasserzieher, das vor kurzem in der zweiten Auflage erschienen ist (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1920, 280 S., Mk. 9.75), die gegenüber der ersten um mehr als 100 Seiten vermehrt wurde. Der Verfasser, der seine sprachgeschichtlichen Erklärungen in unterhaltsamem Plauderton vorträgt, war seinerzeit Schüler Rudolf Hildebrands und Friedrich Kluges und hat mit diesem Buche gleichsam eine volkstümliche Erläuterung seines ableitenden Wörterbuches der deutschen Sprache, „Woher?“, gegeben, das im XIII. Jahrgange des „Gral“ (S. 78) ebenfalls angezeigt wurde.

Ein Bund für geistliche Fest- und Mysterienspiele hat sich unter dem Vorsitz von Friedrich Prinz zu Solms-Braunfels gebildet, um die geschäftliche Grundlage der Eckertschen Mysterienspiele sicher zu stellen und die katholischen Schriftsteller anzuregen, gute geistliche Spiele zu bearbeiten oder neu zu dichten. Die Mysterienspiele Erich Eckerts (Weihnachtsmysterium“, „Heil der Welt“, „Zur Erntestund“, „Der verlorene Sohn“) wurden in den letzten 2½ Jahren in 28 Städten aufgeführt, in jeder Stadt mindestens viermal, in Essen, Aachen, Trier und Köln sogar zehn- bis zwölfmal. Eckerts große Erfolge liegen, wie Heinrich Zerkaulen („Augsburger Postzeitung“ vom 28. Mai) sagt, in seiner verblüffend einfachen, strengstilisierten, auf malerische Wirkungen ausgehenden Bühne. Obwohl selbst Berufsschauspieler, legt Eckert doch auf die naive Ergriffenheit der Spieler den Hauptwert. Seine Stücke geben mehr Handlung als Text und wissen dadurch eine starke seelische Konzentration zu erzielen. Anmeldungen (Einzelpersonen jährlich Mk. 10.—) nimmt Dr. A. Braekling in Paderborn entgegen.

„Die neue Bücherei.“ Unter diesem Titel begründete der Verlag Haas & Grabherr in Augsburg eine Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, die Johannes Eckardt herausgeben wird. Sie will nur auserlesene Werke der schönen Literatur bringen und hiebei auch das Schaffen fremder Nationen berücksichtigen. Für 1920 bereitet der Verlag folgende Bände vor: Margarete Windthorst „Das Jahr auf dem Gottesmorgen“, Hans Roselieb (Firmin Coar) „Narren der Arbeit“, Helene Raff „Recht wider Recht“, Julius Zeyer „Feniciens Sünde“, Louis Bertrand „Sanguis martyrum“. Für 1921 und später sind folgende Werke in Aussicht genommen: Emile Baumanns „L'Immolé“, dessen Übersetzung nach den Hinweisen von H. Platz und H. Bahr seit Jahren in Deutschland erwartet wird, von der spanischen Dichterin Emilia Pardo Bazan der Roman „Das Heimweh“; ferner Marie von Hutten „Der immergrüne Kranz“, Hermann Hefele „Trilogie der Einsamkeit“, Johann Georg Oberkofler „Sebastian“, Juliana von Stockhausen „Novellen“, Leo Weismantel „Die Brotgeiger“. — „Die neue Bücherei“ will durch eine vorbildliche Ausstattung ihre Bände zu einer Zierde jeder Bibliothek machen und hat für ihre Entwürfe Künstler wie Caspar, Hans Röhm, Untersberger, Peter Würth, Brieslander herangezogen.

Digitized by Google

Literarische Studentenhefte gibt das Wiener katholische Studentensekretariat heraus, um jungen dichterischen Talenten Gelegenheit zu geben, mit ersten Proben ihres Könnens vor die Öffentlichkeit zu treten. Eines der ersten Heftchen war Friedl Schreyvogls Auswahl „Aus unserer Seele", ihm folgten Erwin Straniks „Worte im All" und Hermann Maillers „Auf dem Wege nach Montsalvat", dem Richard Kralik einleitende Worte mitgab. Zuletzt ist Edmund Webers Sammlung „Sehnsucht, Traumland meiner Seele" erschienen. Die Preise der Heftchen bewegen sich zwischen 1 und 4 Kronen (Verlag Wien, I., Singerstraße 13).

Der jungrheinische Bund „Der weiße Reiter", über dessen Gründung der „Gral" (S. 195) bereits kurz berichtet hat, ladet zur Subskription seines „ersten Buches neuer Kunst und Dichtung", herausgegeben von Karl Gabriell Pfeill, ein. Das Sammelbuch wird unter anderm Beiträge von Peter Bauer, Max Fischer, Werner E. Thormann, Ernste, Thrasolt, Leo Weismantel, Konrad Weiß und Josef Winckler bringen. Dem Bande werden sechzehn Kunstblätter nach Originalen von Hermann Coßmann Ewald Dülberg, Josef Enseling, Karl Kriete, Ewald Melzburg, Joseph Urbach, Jan Thorn-Prikker beigegeben sein. Der Subskriptionspreis beträgt 100 Mark.

Druckfehlerberichtigung. Im Heft 7/8 sind in dem geistlichen Festspiel „Veronika" von Richard Kralik, eine Reihe Druckfehler stehen geblieben, die zum Teil das Versmaß stören: Seite 212, Zeile 20 von unten, ist statt „Herrn", Herren zu lesen, Seite 213, Zeile 2 von unten, statt „da war", da ward, Zeile 11 von unten, statt „erstenmal", erstenmale, Seite 214, Zeile 6 von oben, statt „von Hirten", von den Hirten, Seite 216, Zeile 3 von unten, statt „Königsehr", Königesehr, Seite 220, letzte Zeile, statt „ich weiß es", ich weiß, Seite 222, Vers 4, statt „hebet", hebe, Seite 223, Vers 2, statt „seligem", seligen, Vers 9, statt „höhern", höherm, überdies schließt die letzte Zeile der Seite mit einem Beistrich. Ferner ist zu lesen Seite 227, Zeile 6 von unten, statt „an den Stricken", an Stricken, Seite 229, Zeile 4 von oben, „Die Tröstung", Seite 230, Zeile 1, statt „gewährt", gewähnt.

An unsere Leser. Die Bemühungen der Leitung, dem vorliegenden letzten Hefte des 14. Jahrganges durch abgewogene Zusammenstellung die schöne Abrundung und den inneren Einklang zu geben, scheiterten an der Notwendigkeit, den Umfang des Heftes wegen Papiermangel um einen Bogen zu kürzen und gleichzeitig, weil das nächste Heft schon in Essen gedruckt wird, den angesammelten „Übersatz" zu verwenden. Die nächsten Hefte werden für diese Einbuße durch besondere Reichhaltigkeit entschädigen.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Franz Eichert, Wien, XVIII/1, Klostergasse 11. — Verlag: Gralverlag (Buchhandlg. Canisiuswerk), Wien, XIV., Sechshauserstraße 44. — Druck: Buch- und Kunstdruckerei, Wien, VI., Mariahilferstraße 49.

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur.

14. Jahr. Herausgeber Franz Eichert. 14. Jahr.

Alte und neue Ziele.

Schon vor dem Kriege schwebte uns der Gedanke vor, den „Gral" nach und nach zu einem Organ für katholische Weltliteratur auszugestalten oder doch in seiner symbolischen Schale, wie in einem Brennpunkt, die zerstreuten Strahlen katholischen Geistes in der Dichtung aller Kulturvölker zu einer Leuchte zu sammeln, die mit ihren belebenden Strahlen alles noch brachliegende Land befruchten müßte. Es schien uns möglich, in den Mittelpunkt unserer Arbeiten und Betrachtungen nach wie vor die katholische Literatur deutscher Zunge zu stellen und um dieses Zentrum die Bilder der jeweiligen Entwicklung des katholischen Schrifttums in der Weltliteratur zu gruppieren.

Schien dieser Gedanke vor dem Kriege schon Großes zu verheißen, so erkannten wir im Kriege seine unbedingte **Notwendigkeit.** Der Weltkrieg wäre nicht möglich gewesen oder er hätte doch einen ganz anderen Ausgang genommen, wenn dem freimaurerisch-jüdisch-mammonistischen Weltbunde der jetzigen Sieger zur rechten Zeit ein Weltbund im Zeichen des Kreuzes entgegengestellt worden wäre. Und wir erkennen es alle, daß nach dem Siege des jüdisch-freimaurerischen Weltbundes die Rettung der christlichen Völker aus dauernder Versklavung nur gelingen wird, wenn aus dem idealen Weltbunde der katholischen Kirche auch der **reale Weltbund aller katholischen Völker** emporwächst — nicht ein politischer Bund, sondern ein **geistiger** Bund katholischer Glaubens-, Lebens- und Kulturgemeinschaft.

Auf keinem anderen Gebiete läßt sich ein solcher Weltbund leichter vorbereiten als auf dem literarischen. Die geistige Macht der katholischen Idee, die aus einer Zusammenfassung der feinsten Ausstrahlungen der katholischen Seele, aus einem Bilde der katholischen Weltliteratur hervorleuchtet, muß über Zweifel und Kleinmut, über politische und nationale Grenzen hinweg das durch den Krieg teilweise zerstörte katholische Gemeinschaftsgefühl zu neuem Leben erwecken.

Alle auf die Verwirklichung dieser Idee abzielenden Bestrebungen mußten in den letztvergangenen Jahren aus leicht begreiflichen Gründen zurückgestellt werden. Überdies lenkten die Bemühungen der Verlagsanstalt „Tyrolia", aus dem „Gral" und „Über den Wassern" ein neues literarisches Zentralorgan der deutschen Katholiken zu gründen, unser ganzes Streben nach einem neuen Ziele. Sisyphusarbeit war es: Das Ziel erwies sich als unerreichbar. Nun schreiten wir im

Digitized by Google

Frohgefühl der wiedererlangten Freiheit, das Ziel auf unsere eigene Weise anzustreben, zur Verwirklichung unserer früheren Pläne mit einem starken Vertrauen, das uns die Kraft gibt, den großen Wurf zu wagen: Ein Bild, wenigstens ein Kleinbild der katholischen Weltliteratur in diesen Blättern aufzufangen und seinen Abglanz befruchtend über das katholische Schrifttum deutscher Zunge auszugießen.

Wir haben kein Opfer gescheut, um dem „Gral" die notwendigsten Grundlagen dieses Zukunftsbaues, die völlige Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit von allen geschäftlichen Interessen zu sichern. Zu diesem Zweck haben wir den „Gral" mit allen Verlags- und Eigentumsrechten von der Verlagsanstalt „Tyrolia" käuflich erworben und einem neu gegründeten „Gralverlag" übertragen. Diese unter den schwierigsten Verhältnissen, inmitten des allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruchs vollzogene Ablösung und Neueinrichtung des ganzen Komplexes der Leitung und Verwaltung bedingte leider eine zeitweilige Einstellung des Erscheinens unserer Zeitschrift, beziehungsweise den Ausfall jener Hefte, die im ersten Halbjahr des 14. Jahrganges hätten erscheinen sollen. Die Wahl zwischen diesen beiden Notwendigkeiten — entweder Verzicht auf die Früchte zwölfjähriger Arbeit oder zeitweilige Einstellung — erheischte ein schweres Opfer, aber dieses Opfer brachte uns als Lohn die Freiheit, diesen und allen folgenden Jahrgängen wieder das heilige Vermächtnis Pius' X. voranstellen zu dürfen.

Und unser Zukunftswille und -Weg?

Unverändert nur der starke und entschiedene **Wille**: unser **Tiefstes** und **Eigenstes**, unser katholisches Glauben, Denken, Leben in den **Mittelpunkt** unserer literarischen Arbeit zu stellen, die von diesem Herzen ausgehen und immer wieder zu seiner Kraftquelle zurückkehren soll.

Und unverändert der **Weg** der großen Synthese zwischen Gotteswerk und Menschenwerk bis zu jenem erhabenen Gipfel, wo Glaube und Wissen, Religion und Kunst, Gebet und Dichtung in eine einzige göttliche Klarheit zusammenfließen.

Auf diesem Wege wird der „Gral" danach streben, jene katholische Literaturzeitschrift zu sein, die nicht mit kleinlicher, sondern mit großzügiger Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit alle wechselvollen Erscheinungen der Literatur **nur nach ihrem Ewigkeitswerte** beurteilt, nach jenem Werte, den sie im Lichte des göttlichen Urhebers aller Kunst, des Geistes der ewigen Schönheit und Wahrheit besitzen.

Demgemäß ist unsere erste und wichtigste Aufgabe: Das Licht der im Geiste und in der Tat katholischen Literatur vor den Augen aller Kleinmütigen und Ängstlichen auf den Scheffel zu stellen. Die zweite, daraus sich ergebende Aufgabe: Die gesamte Literatur der Zeit mit dem Idealbilde einer geläuterten, auf katholischen Grundsätzen aufgebauten Kunstlehre in Vergleich zu setzen und daran ihren Wert, unbekümmert um das Urteil der Welt, abzumessen; den katholischen

Digitized by Google

Leser aber mit dem Ariadnefaden der göttlichen Wahrheit durch das Chaos der sich überstürzenden, sich gegenseitig bekämpfenden literarischen Zeitströmungen sicher zu leiten und zu führen.

Also doch das alte „Gralprogramm"?

Ja, insofern die positive Grundlage dieses Programmes keine andere war als katholische Grundsätzlichkeit, angewendet auf das Gebiet der Literatur, und diese Grundlage immer zeitgemäß und immer modern, weil unveränderlich und ewig, ist.

Nein, denn dieses „Gralprogramm" hat im Kampfe um seine Geltung eine starke Ausprägung nach der polemischen Seite erfahren, die, weil allzusehr mit Zwietrachtskeimen durchsetzt, der dringendsten Forderung der Zeit zum Opfer fallen muß: Die im Kriege so schwer errungene oder doch angebahnte Einigkeit und Geschlossenheit im katholischen Geistesleben darf nicht wieder auf das Spiel gesetzt werden, wenn wir in den nahenden Entscheidungskämpfen der Zukunft bestehen wollen.

Aber — so hören wir einige Ängstliche fragen — wird nicht schon die rücksichtslose Auftürmung eines Felsens katholischer Bekenntnistreue über dem Sumpfbrei literarischer Fäulnis und Charakterlosigkeit genügen, den alten Streit wieder zu entfesseln? Gewiß, der Kampf mit dem Drachen der Afterliteratur, der mit seinem Pesthauch unser deutsches Volk rettungslos vergiftet, muß ausgekämpft werden. Aber nicht diesen, sondern den Streit im eigenen Lager gilt es abzuwenden, und das kann und wird geschehen. Ist doch die erste Ursache und Wurzel des unseligen „Literaturstreites", der nagende Zweifel an der Ersprießlichkeit und Notwendigkeit der Abgrenzung, Anerkennung und Pflege einer besonderen „katholischen Literatur", heute unter der Einwirkung läuternder Ereignisse längst aus dem Bewußtsein unserer Zeit geschwunden. Wir brauchen nur die Namen **Max Scheler, Christoph Flaskamp, Max Fischer, Hermann Platz, W. E. Thormann** und andere zu nennen — die starken Bekenntnisse dieser führenden Geister zu einem Kulturwillen ausgesprochener **katholischer** Prägung schließen jede Befürchtung aus, daß die entschiedene Betonung dieses Kulturwillens in der Literatur jemals wieder einen Streit unter Katholiken entfesseln könnte.

Eine weitere Aufgabe unserer Zeitschrift soll es sein, gegen die allzustarke Beeinflussung des katholischen Schrifttums durch wesensfremde Zeitströmungen, insbesondere durch eine inhaltsarme **Ästhetenliteratur,** einen Damm aufzurichten. Diese Ästhetenliteratur, die der geistverneinende Materialismus züchtete und die nun auch in der geistbejahenden neuen Kunst des Expressionismus ihr Wesen treibt, ist ein übertünchtes Grab — für uns soll die Literatur **höchstgesteigerter Lebensausdruck** sein. Weil aber der Quell dieses Lebens nur noch aus den Tiefen der Volksseele in reiner Klarheit sprudelt, soll auch unsere literarische Arbeit vorwiegend die Richtung zum **Volkstümlichen**

Digitized by Google

behalten und dementsprechend möglichst das Gepräge des Einfachen, des Klaren, des Natürlichen tragen. Je einfacher und klarer die Kunst, desto näher ist sie dem göttlichen Urquell der Schönheit, der ganz einfach und lauter ist.

Der dritte starke Zug unseres Zukunftswollens entspringt aus der Katholizität und der Volkstümlichkeit. Katholisch heißt allgemein. Die Kindschaft und Verschwisterung in Gott verknüpft mit heiligeren und stärkeren Banden alle Gotteskinder, als die Verwandtschaft des Blutes die Kinder dieser Welt. Der widerchristliche Nationalismus, dessen Evangelium der Haß ist, trennt die Völker, die Gott durch das Gebot der Liebe verbunden hat. Nur der Geist des Glaubens vermag sie einander wieder zu nähern. Darum wollen wir in den Literaturen aller katholischen Nationen diesem Geiste, der zugleich der Geist der Liebe und der Versöhnung ist, nachgehen. Und dieser Weg führt uns zurück zum Ausgangspunkte unseres Wollens, zur Vertiefung in den Geist der katholischen Weltliteratur.

Wir bitten alle Freunde der katholischen Literatur, die **beiliegende Bestellkarte** auszufüllen und an den **Gralverlag** oder die nächste Buchhandlung einzusenden. Der auf dieser Karte ersichtliche Bezugspreis für den 14. Jahrgang wurde von der Verlagsanstalt Tyrolia im Sommer 1919 auf Grund der damaligen Abschlüsse mit Kr. 24.— oder Mk. 12.— festgesetzt. Wenn wir heute diesen Preis noch immer festhalten und sogar für das verarmte Österreich auf Kr. 20.— ermäßigen, so bestimmt uns dazu die Hoffnung, durch eine bedeutende Vermehrung der Bezieher und durch eine geringe — infolge der Papiernot unvermeidliche — Kürzung des Umfanges der Hefte das für uns so nachteilige Verhältnis zwischen **Herstellungs-** und **Bezugspreis** auszugleichen. Deckt doch der letztere, der noch eine beträchtliche Verminderung durch den Buchhandel erleidet, tatsächlich **kaum die Hälfte der gegenwärtigen Herstellungskosten,** die sich nach der seit Sommer 1919 eingetretenen Steigerung der Papier- und Druckkosten, einschließlich der Ausgaben für Leitung und Verwaltung, auf **mehr als 30 Kronen für den Jahrgang** stellen! — Wir bitten darum besonders unsere Freunde in **Holland** und in der **Schweiz,** durch zahlreiche Bestellungen des „Gral" zum landesüblichen Preise uns die Festhaltung eines zwar unzureichenden, aber für die verarmte Bevölkerung der Mittelstaaten kaum einer Steigerung fähigen Bezugspreises zu ermöglichen.

Gralverlag (Buchhandlung Canisius-Werk), **Wien, XIV.,**

Sechshauserstraße 44.

Digitized by Google

Neue Herder-Bücher

Brentano, Maria Rafaela, O.S.B., Amalie Fürstin v. Gallitzin.

Mit 12 Bildern. [illegible] (XII u. 154 S.) [illegible]; geb. Mk. 10.40.

„Amalie v. Gallitzins [illegible] [illegible] ihre Bekehrung zu eifrigem Christentum ist ein interessantes Stück Geschichte, interessant auch wegen ihrer Beziehung zu Gelehrten und Dichtern. [illegible] und fesselnd; [illegible] auch denen gefallen, die sonst von historischer Lektüre nicht viel wissen wollen."

(Bayer. Kurier, München 1910, Beil. Nr. 7.)

Heilmann, Dr. A., Stunden der Stille. Sonntagsgedanken.

10. [illegible] Tausend. [illegible] (VIII u. [illegible] S.) Mk. 7.—; geb. Mk. [illegible]

„[illegible] ist ein [illegible] die Eigenschaft besitzt, den [illegible] zum inneren Frieden, zum wahren [illegible]" ([illegible] 1919, Nr. 59.)

Huber, M., O. S. B., Im Reiche der Pharaonen.

2 Bände. [illegible] (XX u. [illegible] S. [illegible] Bilder, 1 Karte.) Mk. [illegible]; geb. Mk. 19.50.

„[illegible] Büchern, die [illegible] Einführung."

([illegible] Heidelberg 1919, Nr. 27.)

Kreitmaier, J., S. J., Der Kampf um die neue Kunst.

8° [illegible]

„[illegible] Zusammenhänge [illegible] die zwischen dem Expressionismus [illegible] unserer Tage bestehen. Gegenüber dem [illegible] der [illegible] bildenden [illegible] und [illegible] Schöpfungen.

Muckermann, H., S. J., Neues Leben. Ethisch-religiöse Darlegungen.

1. Reihe: „Der Urgrund unserer Lebensanschauung." 8° (X u. 56 S.) Mk. 3.60; geb. Mk. [illegible]

„[illegible] Schrift bietet den Hauptinhalt des ersten Abends der [illegible] des bekannten [illegible]. Sie behandeln den Sinn des [illegible].

Steven, Maria Stanisla, O. S. B., Gott und die Wahrheit.

[illegible] von Benediktiner-Oblatin Agnes Freifrau von Herman. 12° (XII u. [illegible] S.) [illegible]

[illegible] in diesen Blättern [illegible] wird; aber [illegible] seinen [illegible] und Siegen, seiner [illegible] sowohl wie seiner Sonnenseite und seinen Erfolgen [illegible]

Verkade, W., O. S. B., Die Unruhe zu Gott.

Erinnerungen eines Malermönches. 8° (261 S.) Kart. Mk. [illegible]

[illegible] Lebensschilderung eines [illegible] über das [illegible] hinaus behält. [illegible] für sich ein[illegible]

Wolpert, L., Die einzige Seele. Sonntagslesungen.

8° (VIII u. [illegible] S.) [illegible]

[illegible] ist ein schlichtes Buch, das uns zum [illegible] lege die Hand auf [illegible]

Zurkinden, D., O. S. B., Wie der Herr so gut gewesen.

[illegible] (IV u. 86 S.) [illegible]; geb. Mk. [illegible]

[illegible] von der Menschenfreundlichkeit [illegible] Herzen [illegible] der Jugend [illegible]

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau und Wien, I., Wollzeile 33.

Die illustrierte Familienzeitschrift

Deutscher Hausschatz

steht nach dem Urteil der Presse

an erster Stelle der katholischen Familienzeitschriften.

46. Jahrgang. Monatlich 2 Hefte zum Preise von je Mk. 1.—.
Vierteljährlich Mk. 6.—. Der Jahrgang begann am 1. Oktober.

Aus dem überreichen Inhalt des laufenden Jahrganges seien nur erwähnt:

Sebastian Wieser: **Jugenderinnerungen des Rainer Götz.**
Isabelle Kaiser: **Bilda, die Hexe.**

Eine stattliche Reihe von

Novellen und kleinen Erzählungen

vervollständigen den textlichen Teil. Die verschiedenen Beilagen: **Wissenschaftliche Rundschau, Zeitgeschichtliche Rundschau, Bücherschau, Frauenwelt, Till Eulenspiegel,** ebenso die zahlreichen künstlerischen **Abbildungen** werden wie bisher den Lesern eine höchst willkommene Beigabe sein. — **Probeheft jederzeit kostenlos.**

Bestellungen durch alle Buchhandlungen oder Postanstalten sowie direkt beim

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Boekenschouw.

Kritisch-letterkundig Maandblad.
Onder leiding van **A. Gielen, S. J.**
Abonnementsprys: *f.* 3.85 per jaar.
Proefnummers gratis
:: by de uitgevers. ::

Bücherschau.

Kritisch-literarisches Monatsblatt.
Geleitet von **A. Gielen, S. J.**
Bezugspreis: *fl.* 3.85 jährlich.
Probenummern umsonst
:: beim Verlag ::

Het Nederlandsche Boekhuis.

TILBURG—AMSTERDAM—GOUDA.

HOOFDKANTOOR-UITGEVERY:

Tilburg-Industrielestraat 1.
:: HOLLAND. ::

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064245168

Digitized by Google

Digitized by Google